KUNSTWART

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

HERAUSGEBER-F-AVENARIUS

Erstes Oktoberheft 1910

Führen, dienen, fördern. Vom Herausgeber 1
Vom Romanerfolg. Von Willy Rath 3

Lose Blätter: Aus K. Hauptmanns „Napoleon Bonaparte" und K. Bulckes „Trostburgs" 6

Rundschau: Ein Nachwort zum Enzyklikastreit ▣ Kaufmannsdeutsch ▣ Die Lehre vom Reim ▣ Gedichte von Hans Carossa ▣ War's Pößneck? ▣ An die Theaterkritik ▣ Berliner Theater ▣ Felix Draeseke ▣ Mahlers achte Symphonie ▣ Das Ende der Wiener Volkssänger ▣ Ernst von Schuch ▣ Vom Van Gogheln ▣ Politik und Städtebau ▣ Akkorde sehn ▣ Bedrohte Dorfkirchen ▣ Deutschland zwischen den Nationen ▣ Schweige-Annoncen ▣ Verschärfen sich die Klassengegensätze? ▣ Vom Adel ▣ Der neue Strafrechtsentwurf 3 ▣ Deutsche vom Ausland zum deutschen Reichstag! ▣ Prosabücher katholischer Frauen ▣ Deutsches Ausland? ▣ Militärbauten ▣ Beruf und Ehe ▣ Über die Erwerbstätigkeit der Arbeiterfrauen ▣ Raststätten ▣ Nach den Ferien ▣ Die Vorbereitung auf den Unterricht ▣ Zur neuen Ausfahrt, Kunstwart ▣ Nützen 34

Bilder u. Noten: Thoma, Kinderbildnis; Orlik, Ein Gewitter kommt; Seifert, Alte Stadt; Röhm, Einsiedler; Bildnis Draesekes (Phot.); 6 Abb.: „Militärbauten"; im Text: Zeichn. von Diez, Van Gogh, Thiele und Kollwitz; 2 Abb.: Dorfkirchen ▣ Draeseke, Prinz Eugen; Trauermarsch bei Hettels Tod; Sanktus; Albumblatt Nr. 8

XXIV MÜNCHEN·GEORG D·W·CALLWEY 1·

Digitized by Google

Vorwärtsstrebende

können selbst bei nur 8—9jähriger Volksschulbildung in höchstens 2 Jahren gründlich zum Hochschulstudium (Universität und Polytechnikum) vorbereitet werden. Diese Tatsache gründet sich auf ein modernes Schulsystem mit homogenen, nach Vorkenntnissen und Individualität fächerweise abgestuften Klassen. Als grösste und besteingerichtete Spezialschule der Schweiz bieten wir die weitgehendste Garantie für die möglichst konsequente Durchführung dieses ökonomischen Prinzips. Eigener hygienischer Schulneubau. — Externat und Internat. 850 Schüler (Herren und Damen) innerhalb 5½ Jahren. Unübertroffene Erfolge.

:: Prospekt gratis durch ::

Institut Minerva, Zürich (Schweiz)

Paul Graupe, Antiquariat

Lützowstrasse 38 **Berlin W. 35,** Lützowstrasse 38

■ ■ **kauft stets:** ■ ■

ganze Bibliotheken und Kunstsammlungen sowie einzelne Stücke von Wert zu hohen Preisen.

Kataloge und Spezial-Offerten auf Wunsch.

Gartenmöbel

BERZ & SCHWEDE

Entwurf und Ausführung von Park- und Garten-Anlagen

Zehnte Ausgabe „Gartenbaukunst" illustriert auf gefl. Verlangen

JNH. M. R. O. BERZ . STUTTGART.

Gartenmöbel

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Vierundzwanzigster Jahrgang, erstes Viertel
Oktober bis Dezember 1910

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

AP30
K8
v.29:1

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze“ und die „Rundschauaufsätze“ sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter“, „Vollbilder“ und „Noten“ nach dem Alphabet geordnet.

Größere Aufsätze

Führen, dienen, fördern (Avenarius) 1 1
Vom Romanerfolg (Rath) 1 5
Bunte Bühne (Avenarius) 2 97
Die Zukunft der plattdeutschen Sprache (Poeck) 3 177
Fritz Reuter. Zu seinem 100. Geburtstag (Rath) 3 187
Wilhelm Busch. Zu seinem Nachlaß (Avenarius) 3 197
Schopenhauer (Kuntze) 4 273
Der Alkohol und wir (Avenarius) 5 545
Karl Haider (Avenarius) 5 549
Weihnachten (Avenarius) 6 425
Spielzeug aus eigner Hand (Vogeler) 6 428

Sprechsaal

Heimatschutz und Werkbund (Lange) 4 278

Rundschauaufsätze

Allgemeineres

Nuancen des Lichtes 2 125
Ein niederdeutsches Museum! 3 218
Heitere Grabreden? 4 297
Wilhelm Raabe † 5 370
Vor Weihnachten 5 370

Vom Ausland

Deutsches Ausland? 1 78
Ein Japaner über uns 4 331
Die „retraites laïques“ zu Pontigny 5 412

Bildung und Schule

Nach den Ferien 1 90
Die Vorbereitung auf den Unterricht 1 92
Die Lehrer an höheren Schulen hinter den Volksschullehrern? 2 171
Die freie Hochschule 3 266
Die deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel 4 338
Die Zeitung als Erzieher 4 339
Akademiker und Volksschullehrer 5 416
Kinder und Weihnachtsarbeiten 5 422
Neues Nachdenkliches von Kindern 6 487

Gesellschaft

Verschärfen sich die Klassengegensätze? 1 70
Vom Adel 1 70
Sozialästhetische Pflichten 1 2 162
„ „ 2 5 404
Der Schnapsverbrauch sinkt 2 164
Stiftungen 3 256
Sachvereine und Fachvereine 3 257
Die Werningschen vaterländischen Festspiele 3 259
Audiatur et altera pars 4 321
Kongreßhygiene 4 327
Regierungsvertreter 4 327
Vom Wohltun 5 406
Bureaukraten und Demagogen 5 408
Volkskinderstuben 6 475

Handel und Gewerbe

Deutschland zwischen den Nationen 1 64
Schweige-Annoncen 1 69
Dilettantische Wirtschaftsreformer 2 157
Von der Kunst des Einkaufens 3 402

212366

Digitized by Google

Heimatpflege

Bedrohte Dorfkirchen 1 63
Steinquadern und Holzschindeln aus — Blech 2 157
Tempelhof 3 253
„Geweihte Stätten“ 4 318
Vom Zerstören in Wien 4 318
Die hallische Dampfburg 4 320
Von der Wachskerze 6 471
Weihnachtsbaum-Frieden 6 475

Heer und Flotte

Militärbauten 1 80

Von der katholischen Seite

Prosabücher katholisch. Frauen (Lingen, Herbert, von Brackel, von Godin, von Krane 1 74
Vorbilder-Dichtung? 6 479

Körperpflege

Raststätten 1 90
Sporterziehung 4 336
Vom Tanzmeisterschritt 5 413

Angewandte Kunst

Politik und Städtebau 1 59
Rathausesel und Ähnliches 2 156
Vom Posener Kaiserschloß 3 249
Zu Olbrichs Gedächtnis 3 254
„Hochherrschaftlich“ 4 316
„Kunst und Kaufmann“ 5 396
Siebenbürgische Leinenstickereien 5 398
„Weibliche Handarbeiten“ 5 399
Nochmals: Blech 5 402
Die Kuh 6 470

Bildende Kunst

Vom Van Gogheln 1 56
August Brömse 2 155
Zu den Zeichnungen Buschs 3 234
Zu Fritz Reuters Zeichnungen 3 248
Die schwedische Sezession 4 309
Zur Frage der Kunstkritik 4 312
Aufforderung zum Tanz 5 395
Rudolf Schäfer 6 465
Farbige Reproduktionen von Wert 6 467

Literatur

Die Lehre vom Reim 1 35
Gedichte von Hans Carrossa 1 37
War's Pößneck? 1 38
Zu den Quellen! 2 124
Dämmerprosa (Höchstetter, Brandenburg, Jsemann, Rilke) 2 127
Der Urheberschatz 2 135
Vom deutschen Romanhelden 3 220
Erich Schmidts „Volksgoethe“ 4 298
Ein Winkel-Philosoph 4 301
Ausführende Arbeit des Lyrikers 4 302
Bücherempfehlungen vor Weihnachten 5 373
Vom besseren Unterhaltungsroman 5 375
Ich gib, ich nimm und der „Ur-Meister“ 5 384
Tolstoi 6 456
Wilhelm Raabes Denkmal 6 458
Noch einmal der „Volksgoethe“ 6 458

Mann und Weib

Beruf und Ehe 1 83
Über die Erwerbstätigkeit der Arbeiterfrauen 1 89
Zur Frage des Mädchendienstjahrs 2 166
Elternabende 4 334
Die Frau als Wohltäterin 6 483

Musik

Felix Draeseke 1 48
Mahlers achte Symphonie 1 51
Das Ende der Wiener Volkssänger 1 52
Ernst von Schuch 1 54
Komponisten-Kunstpolitik 2 143
Organisation der Musikpflege 2 144
Gustav Mahlers Lieder 2 146
Das französische Musikfest in München 2 148
Rathausturm-Musik 3 228
Friedrich Kiels Klaviermusik 3 332
Die Wiener Hofopernkrise 4 306
Vom Vater Haydn 4 307
Zur „Eindämmung“ der „Konzertsintflut“ 4 308
Annchen von Tharau in elf Röcken 4 309
Quo vadis? 5 393
Kaskels „Gefangener der Zarin“ 5 395
Musikbücher für den Weihnachtstisch 6 462
Moderne Musik 6 463
Der Talisman 6 465

Naturschönheit

Akkorde sehen 1 60
„Reservationen“ in Niederdeutschland 3 255

Vom Recht

Der neue Strafrechtsentwurf 3 1 70
Tötung von Staats wegen 2 164
Die Bagatelle 4 327

Digitized by Google

Vom Geschwindtempo im Gesetzgeben 4 330
„Kunst und Recht“ 5 410

Vom religiösen Leben

Ein Nachwort zum Enzyklikastreit 1 34
Die „Christusmythe“ 6 453

Von der Sprache

Kaufmannsdeutsch 1 35
Der Allgemeine Deutsche Sprachverein 2 124

Zu den Tageserörterungen

Deutsche vom Ausland zum deutschen Reichstag! 1 74
Jugendfürsorge als Wahlparole? 2 165
Aufwarten und empfangen 2 166
Moabit 3 264
Koppius 5 265
Dr. med. Hans Thoma 4 330
Was ist Wahrheit? 5 410
Nationale Arbeit und Partei 5 411
Tempelhof 6 478
Zu wessen Vorteil? 6 479

Theater

Berliner Theater:

I: (Gorki, Lange) 1 45
II: (Verhaeren, Nemirowitsch-Dantschenko, Somerset-Maugham, Hennequin und Veber, Thoma und Burckhard, Rößler und Roda Roda) 2 136
III: (Heijermanns, Wedekind, Björnson) 3 225
IV: (Borngräber, Bataille, Lilienfein) 4 303
V: (Fulda, Engel, Birinski) 5 386
VI: (Hirschfeld, Heimann) 6 459

Dresdner Theater:

(Wied) 2 140

Hamburger Theater:

(Paul) 3 225

Münchner Theater:

I: (Didring) 4 305
II: (Fuhrmann) 5 389
An die Theaterkritik 1 41
Joseph Kainz † 2 135
Münchnerisches 2 140
Gjellerups „Weib des Vollendeten“ 3 227
Theaterelend 4 306
„Deutsche Theaterausstellung“ 5 391

Unter uns

Zur neuen Ausfahrt, Kunstwart 1 93
Programme für Dichterabende 2 174
Druckfehlerberichtigung 3 270
Der neue „Gesundbrunnen“ ist da! 4 342
Neue Kunstwart-Veröffentlichungen 6 491

Lebende Worte

Nützen 1 93
Kunstwerk und Publikum 2 174
Arbeiten 3 271
Vorsicht im Loben 4 342
Gewissen 5 423
Raabisches 6 492

Lose Blätter

Bulcke, Karl: Aus den „Trostburgs“ 1 19
Busch, Wilhelm: Aus seinem Nachlaß 3 213
Dreesen, Willrath: Aus „Ebba Hüsing“ 2 101
Hauptmann, Gerhart: Aus seinem Buche vom Narren in Christo Emanuel Quint 6 434
Hauptmann, Karl: Aus „Napoleon Bonaparte“ 1 6
Kolbenheyer, Erwin Guido: Aus „Meister Joachim Pausewang“ 4 284
Popert, Hermann: Aus „Helmut Harringa“ 2 108
Reuter, Fritz: Aus seinen Werken 3 202
Seeliger, Ewald Gerhard: Aus „Zurück zur Scholle“ 5 356
Sommer, Fedor: Aus „den Fremden“ 5 364

Bilder

Vollbilder:	Heft
Böhle, Fritz: St. Christophorus	6
Brömse, August: Dämmerung	2
— — Ein altes Lied	2
Brömse, August: Erlösung	2
— — Fliehendes Leben	2
Busch, Wilhelm: Heimkehr	3

Digitized by Google

	Heft
Bildnis Felix Draesekes (Phot.)	1
Fechner jun., Hans: Bildnis Wilhelm Raabes	6
Haider, Karl: Selbstbildnis von 1875	5
Haider, Karl: Der Laborant	5
— — Über allen Wipfeln ist Ruh II	5
— — Der neue Stutzen	5
— — Die junge Hirtin	5
Heinrich, Franz: Dachpartie im Krögel	4
Hengeler, Adolf: Heilige Nacht	6
Müller-Braunschweig, Ernst: Bildnis Wilhelm Raabes	6
Orlik, Emil: Ein Gewitter kommt	1
Pasternak, Leonid Ossipowitsch: Bildnis Leo Tolstois	6
Paul, Hans: Bildnis Fritz Reuters	3
Röhm, Hans: Einsiedler	1
Seifert, Dora: Alte Stadt	1
Steinhausen, Wilhelm: Zeichnung zu den Kindern von Wohldorf	6
Thoma, Hans: Kinderbildnis	1
Welti, Albert: In treuem Gedenken	4
Illustrationsbeilagen:	
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Militärbauten	1
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Rathausesel und Ähnliches	2
Eine Abbildung: Grabmal	4
Eine Abbildung zu dem Beitrage: „Geweihte Stätten“	4
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Aufforderung zum Tanz	5
Drei Abbildungen: Buschmannsche neue Frauentrachten	5
Vier Abbildungen zu dem Aufsatze: Spielzeug aus eigner Hand	6

	Heft
Textbilder usw.:	
Diez, Julius: Der Pelikanreiter	1
Gogh, Vincent van: Felder	1
— — Das Meer	1
Zwei Abbildungen zu dem Beitrage: Bedrohte Dorfkirchen	1
Thiele, Wilhelm: Das Tabakshäuschen	1
Kollwitz, Käthe: Beim Kartoffelschälen	1
Wolff, Heinrich: Vier Schattenrisse	2
Schwind, Moritz von: Zehn Zeichnungen zu Mörikes „Der Bauer und sein Sohn“	2
Reuter, Fritz: Vier Zeichnungen	3
Busch, Wilhelm: Faksimile des Gedichts „Schein und Sein“	3
Busch, Wilhelm: Neunundzwanzig Entwürfe, Studien und Zeichnungen	3
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Zerstören in Wien	4
Vier Zeichnungen aus dem Altwiener Bilderbuch	4
Sechzehn Zeichnungen aus dem „Deutschen Spielmann“	5
Sechs Abbildungen zu dem Beitrage: Siebenbürgische Leinenstickereien	5
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Tanzmeisterschritt	5
Schäfer, Rudolf: Gottvater	6
— — Te deum laudamus	6
— — Denn alles Fleisch ist wie Gras	6
— — Zehn kleinere Zeichnungen aus dem „Wandsbecker Boten“	6
Slevogt, Max: Sechs Zeichnungen	6

Noten

	Heft
Draeseke, Felix: Prinz Eugen, der edle Ritter	1
— — Trauermarsch bei Hettels Tod	1
— — Sanctus	1
— — Albumblatt Nr. 8	1
Erk, Ludwig: O heiliges Kind	5
Gretscher, Philipp: O schlafe lieblicher Jesus	5
Mahler, Gustav: Um schlimme Kinder artig zu machen	2
Mayer, Friedrich: Herbstgefühl	4
Pfitzner, Hans: Abendrot	3
Streicher, Theodor: Um die Kinder still und artig zu machen	2
Wiedermann, F., Das weinende Kind	6
Winter, Georg: Hirtenlied	5

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

HANS THOMA

KW

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrg. 24 Erstes Oktoberheft 1910 Heft 1

Führen, dienen, fördern

Die Lehrer, die Geistlichen, die Offiziere, die Juristen, die Zeitungsleute und wie mancher andre Stand sonst noch, sie fühlen sich als „führende“ Stände. In gewissem Sinne mögen sie's alle sein. In anderm fragt es sich, ob man überhaupt von führenden Ständen, von führenden Mehrheiten, ja, unter den heutigen Kulturverhältnissen fragt es sich sogar: ob man von führenden Menschen reden kann. Als Eröffnung unsrer Arbeit im neuen Jahr zwei Worte, damit wir uns hier verstehen.

Wem das Denken eine brotlose Kunst schien, der hatt es zu allen Zeiten gut: was seine Kaste, seine Klasse, was seine Gemeinschaft irgendwelcher Art ihm zu glauben befahl, das hielt er eben für das Beste, naiv, dogmatisch, mit seinem bescheidenen aber seinem ganzen geistigen Ich. Auch heute noch machen's allerlei Glückliche so. Treten sie für etwas ein, dann tun sie's demnach „voll und ganz“, tun sie's „unentwegt“, tun sie's mit ihrer ganzen Stoßkraft, keinen Augenblick zweifelnd, daß alles Recht hier und alles Unrecht drüben sei, hier Gott, dort der Teufel, hier der Tag, dort die Nacht, hier das Gestrige und da, wohin sie laufen, die Zukunft. Es liegt aber nicht nur Betrübliches, es liegt ebensoviel Schönes darin: man denke nicht nur an fanatische Glaubenskriege, denke auch an Befreiungskämpfe, an Kriege der Naturvölker, an alle Kämpfe überhaupt, wo eine vollkommene Einheit des Erstrebten den Kräften klar einen einzigen Weg wies. Auch in rein geistigen Kämpfen stand und steht es ja so: der Parteimann, der von dem ausschließlichen Recht seiner Einseitigkeit durchs Herz bis in die letzte Ader überzeugt ist, steht von allen im Kampf als der rohestoße und trifft nach der Psychologie der Massen deshalb auch die meisten an seine Seite. Was in den Massen lebt, lebt auch in ihm. Hier wir Verfeinerten unter denen von heute sind „angekränkelt [illegible] des Gedankens Blässe“ allzumal, wo wir auch stehen mögen [illegible] Parteiführer gleich den geschilderten sein. Wir denken. Deshalb wissen wir, daß keiner alles Recht hat und jeder welches. Was sollen wir also tun, wenn wir nicht Genies sind, die [illegible] Verantwortung hin!) mit den Menschen spielen wie mit Figuren im Schach? Sollen wir uns künstlich kurzsichtiger machen, um wirksamer draufzugehn? Oder scharfsichtiger, und aufs Handeln verzichten? Das erste heißt, uns verdummen. Das zweite: uns schwächen.

Nein: Es gibt doch noch Wege für die Leute, die ehrlich sind, eben für die aufgezählten Lehrer, Pfarrer, Offiziere, Juristen, Zeitungsschreiber oder was sie sein mögen, für sie, die wirken wollen, ohne daß sie Genies wären. Es gibt Aufgaben auch für die Gebildeten unsrer Zeit schlechthin. Herrenaufgaben, auch wenn sie im Dienen bestehn.

Für ihre Vorbedingung halte ich die: wir müssen uns loslösen von dem einseitigen Standesdenken und Standesfühlen. Wir

Digitized by Google

HANS

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Jahrg. 24 Erstes Oktoberheft 1910 Heft 1

Führen, dienen, fördern

Die Lehrer, die Geistlichen, die Offiziere, die Juristen, die Zeitungsleute und wie mancher andre Stand sonst noch, sie fühlen sich als „führende" Stände. In gewissem Sinne mögen sie's alle sein. In anderm fragt es sich, ob man überhaupt von führenden Ständen, von führenden Mehrheiten, ja, unter den heutigen Kulturverhältnissen fragt es sich sogar: ob man von führenden Menschen reden kann. Als Eröffnung unsrer Arbeit im neuen Jahr zwei Worte, damit wir uns hier verstehen.

Wem das Denken eine brotlose Kunst schien, der hatt es zu allen Zeiten gut: was seine Kaste, seine Klasse, was seine Gemeinschaft irgendwelcher Art ihm zu glauben befahl, das hielt er eben für das Beste, naiv, dogmatisch, mit seinem bescheidenen aber seinem ganzen geistigen Ich. Auch heute noch machen's allerlei Glückliche so. Treten sie für etwas ein, dann tun sie's demnach „voll und ganz", tun sie's „unentwegt", tun sie's mit ihrer ganzen Stoßkraft, keinen Augenblick zweifelnd, daß alles Recht hier und alles Unrecht drüben sei, hier Gott, dort der Teufel, hier der Tag, dort die Nacht, hier das Gestrige und da, wohin sie laufen, die Zukunft. Es liegt aber nicht nur Betrübliches, es liegt ebensoviel Schönes darin: man denke nicht nur an fanatische Glaubenskriege, denke auch an Befreiungskämpfe, an Kriege der Naturvölker, an alle Kämpfe überhaupt, wo eine vollkommene Einheit des Erstrebten den Kräften klar einen einzigen Weg wies. Auch in rein geistigen Kämpfen stand und steht es ja so: der Parteimann, der von dem ausschließlichen Recht seiner Einseitigkeit durchs Herz bis in die letzte Ader überzeugt ist, steht von allen im Kampf als der robusteste und dreht nach der Psychologie der Massen deshalb auch die meisten an seine Seite. Was in den Massen lebt, lebt auch in ihm. Aber wir Verfeinerten unter denen von heute sind „angekränkelt von des Gedankens Bläße" allzumal, wo wir auch stehen mögen — wir können keine Parteiführer gleich den geschilderten sein. Wir denken. Deshalb wissen wir, daß keiner alles Recht hat und jeder welches. Was sollen wir also tun, wenn wir nicht Genies sind, die (auf ihre Verantwortung hin!) mit den Menschen spielen wie mit Figuren im Schach? Sollen wir uns künstlich kurzsichtiger machen, um wirksamer draufzugehn? Oder scharfsichtiger, und aufs Handeln verzichten? Das erste heißt, uns verdummen. Das zweite: uns schwächen.

Nein: Es gibt doch noch Wege für die vielen, die ehrlich sind, eben für die aufgezählten Lehrer, Pfarrer, Offiziere, Juristen, Zeitungsschreiber oder was sie sein mögen, für sie, die wirken wollen, ohne daß sie Genies wären. Es gibt Aufgaben auch für die Gebildeten unsrer Zeit schlechthin. Herrenaufgaben, auch wenn sie im Dienen bestehn.

Für ihre Vorbedingung halte ich die: wir müssen uns loslösen von dem einseitigen Standesdenken und Standesfühlen. Wir

Digitized by Google

müssen jeder über seine Umwelt hinausblicken. Über die Umwelt, über den Stand, aber das Wort „Stand“ im weitesten Sinne genommen, im Sinne irgendeiner Gemeinschaft. Wir müssen die Menschenwelt sehen lernen unter größeren Zusammenhängen als die, zwischen denen wir selber stehn. Alle Umwelt, welcher Art sie sei, wärmt ja nicht nur, sondern hemmt und drückt auch. Und formt oder mißformt, wenn wir nicht achtgeben, an uns selber mit, wie unsre Kleidung. Auch die tägliche Arbeit, die uns immer nur gewisse Beziehungen, die uns das Leben immer nur von einer Stelle, in einer Ansicht zeigt. Und sei unsre tägliche Arbeit die schönste. — Das tut's noch nicht, daß wir sie bewußt als Teil vom Ganzen leisten. Fühle sie auch mit dem Ganzen zugleich. Fühle, wie sie sich vom Ganzen aus nährt, fühle, wie sie selber überfließt mit Segen oder Unsegen ins Ganze. Erst dann wirst du aus dem Standes-, dem Partei-, dem Fachmenschen ein Kulturmensch.

Aber wer dieser Vorbedingung genügt, ist ja noch immer kein Mitwirker der Kultur. Wie kann er — immer: ohne ein Genie zu sein — diese fördern, wie kann er einzeln oder mit seinesgleichen Kulturarbeiter sein?

„Führen“, wir kommen wieder auf das Wort, „führen“ kann er so, wie man's ehedem verstand, heute nicht so leicht, falls er ein Mensch von Weitblick und ein Mensch von Gewissen ist, der das unsäglich Verwickelte unsrer Leistungen und unsrer Aufgaben erkennt. Rechts, links oder in der Mitte: es ist leicht ein bißchen Demagogie dabei, wenn einer außerhalb seines eignen Gartens vom unbekannten Fernziele sagt: hier führt der Weg dahin, nur hier. Aber wer den Weg da draußen zum Ziele nicht weiß, wird doch vielleicht dem Wandrer auf dem ihm bekannten Gebiet Bescheid geben, er wird vor Irrlauf warnen können. Im übrigen wird er je weiter hinweisen können, je weiter her er selbst unterrichtet ist. Wir leben im „Zeitalter des Verkehrs“ — des unaufhaltsam wachsenden Verkehrs auch der Gedanken. Schlimm, wenn der Handel mit ihnen zum Schmuggel wird, heimlich und ohne Kontrolle, wie's trifft: Handel mit Kraft oder Handel mit Rausch, Handel mit Nahrung oder Handel mit Gift, zu dem das Gegengift fehlt. Daß der Handel selbst offen, und daß er ehrlich sei, das ist das eine — mit andern Worten: daß jeder von uns gegen die Lüge und den Betrug in unserm öffentlichen Leben auftritt, ob er ihm grob oder schmeichlerisch, ob in althergebrachten oder neu importierten Trachten und Vermummungen begegne. Was gibt es schon da zu tun! Daß die Gedankenballen reinen und echten Inhalts seien, das ist das andre; jeder von uns soll das mitgeteilte Material an Tatsachen wie an Voraussetzungen und Folgerungen auf seine Stichhaltigkeit nachprüfen, wo immer er kann. Und irgendwo kann er's immer.

Weiter: wir, die wir nicht Pöbel sein wollen, sondern Herren, wir müssen uns auf eignem Grunde Warten bauen zum Überblick über die fremden Gründe hin zu denen, die nicht Pöbel, sondern Herren sind anderswo. Wir müssen Leuchtfeuer anzünden zum Höhenverkehr von Warte zu Warte über die Niederungen weg. Wir müssen die Besten verbünden von Stand zu Stand, von Beruf zu

Digitized by Google

Beruf zu gemeinsamem Dienst im Ganzen. Und wenn das meistens noch im weiten steht: wir müssen einander kennen lernen.

All das ist Aufklärdienst. Im Aufklärdienste liegt unser „Führertum". Was wir an Zukunftsglauben in uns erbaut haben, das gehört uns, jedem von uns für sich allein, nicht allen. Uns selber mag's leiten und die unsrigen. Gleich standesweis die Menschheit danach zu dirigieren, das ginge so wenig an, wie wenn in einem Regiment Soldaten ein jeder ehrliche Unteroffizier führen wollte.

Treiben wir klugen Aufklärdienst, so brauchen wir ums Vorwärtskommen unsres Volkstums, weiß Gott nicht in Sorgen zu sein. Hätte es keine Stärken in sich, wir könnten sie ihm nicht geben. Hat es aber welche, so werden wir sie bewußt machen. Das ist unser „Führen". Der ganze Vergleich vom Führen, der Vergleich vom Gehen und Vorwärtsstreben überhaupt ist ja doch eben nur ein Vergleich, der, wie alle, hinkt. Unzählige Kräfte im Volk und außer ihm wirken auf unsre Gesamtheit ein, aus der Sache erstandene und künstlich zugeführte, gesunde und kranke, tränkende und versengende. Helfen wir, daß die Deutung der Zeichen nicht gefälscht und daß die Folgerung aus dem Erfahrenen gezogen werde, auch mit der Tat. Und helfen wir dazu als Leute, die nicht wie die Spinnen nur auf dem eigenen Netz herumlaufen, sondern als Menschen, die aus dem Fachtume sich zur Umschau erheben können.

So fördern wir, wenn wir dienen. Den Ehrgeiz, anderswie zu führen, brauchen wir nicht. A

Vom Romanerfolg

Es ist bekannt genug, welche Haupteigenschaften ein Roman nötig hat, um den materiellen Durchschnittserfolg zu finden. Man braucht nur etwa die plump-ehrlichen Romangesuche uneingeführter Verlagsfirmen oder Zeitschriften in den Fachblättern zu lesen: „interessant" muß der Roman sein, „spannend", „flott" muß er erzählt sein, „sittlich rein", „unpolitisch", überhaupt „tendenzfrei" — kurz: er muß auch den schläfrigsten Sinn wach machen und wach halten, darf aber zugleich nach keiner Seite hin durch irgendeine selbständige Anschauung irgendwelchen Anstoß erregen.

Bei den erfahrensten und bestfundierten Häusern des Romanhandels bestehen natürlich genauere Vorschriften für die Ware, die ihnen und ihrem wohlerkannten Kundenkreise gefallen soll. So nimmt eines der allerersten unter diesen Häusern grundsätzlich niemals Romane in Brief- oder Tagebuchform (wenigstens tat es dies nicht vor dem Erfolg der „Briefe, die ihn nicht erreichten"), ein andres allererstes erklärt sich ebenso entschieden gegen humoristische und geschichtliche Romane (wenigstens geschah dies an der dort maßgebenden Stelle noch kurz bevor Bruno Willes geschichtlicher Roman beim Wettbewerb des „Universums" mit dreißigtausend Reichsmark gekrönt wurde). Auf ein reichliches Maß Dialog, auf tunlichste Bevorzugung angenehm wohlhabender, womöglich luxuriöser Lebensverhältnisse, auf eine bunte Reihe beliebter Schauplätze (Grafenschloß, Großstadtsalon, Nordsee-

Digitized by Google

bad, Paris, Nizza, Kairo usw.) wird in dieser Branche wohl immer Wert gelegt werden; nur daß es da mit größerer, dort mit geringerer Offenheit zugegeben wird.

Die eherne Strenge dieser Gesetzgebung, die man schlichter auch als Familienblattkonvention bezeichnet hat, kennt durchaus keine Ausnahmen — außer einer einzigen: wenn es sich um einen „Namen", um einen wahrhaft zugkräftigen Namen handelt. Auf dem Romanmarkt wie auf dem Bildermarkt wird über alles der „Name" geehrt — auf lateinisch: honoriert. Der große, der ganz große Erfolg beim Zeitschriftengeschäft, beim Buchhandel und beim großen Publikum ist ohne einen weitberühmten Verfassernamen so gut wie unmöglich. Doch beweisen besagte drei Instanzen eine höchst erfreuliche Umgänglichkeit dadurch, daß sie nicht nach Adelsmanier aufs Alter des „Namens" sehen; der Ruhm braucht kaum einen Tag alt zu sein, so wird er schon in bar anerkannt. Den Fernstehenden mag es bei einem großen Erstlingserfolg geradezu scheinen, als sei umgekehrt der „Name" eine Wirkung des Erfolges.

Und wer denn macht also hilfreich im Handumdrehen aus einem unbekannten Zeitgenossen einen „Namen"? Niemand anders als die verlästerte, verachtete, verhaßte, die umschmeichelte, die unentbehrliche Kritik. Beim Theaterstück hat das mit Kritikern stark durchsetzte, großenteils zu einer Art Laiengericht entwickelte Großstadt-Premieren-Publikum wesentlichen Anteil am Entstehen des Erfolgs. Beim Roman kann er unter normalen Verhältnissen nur durch die Kritik gewonnen werden.

Aber: „die" Kritik — heißt das nicht unbedachtsam sehr Verschiedenartiges in eine unhaltbare Einheit zusammenpressen?

Gewiß, es gibt — von Ungehörigkeiten ganz abgesehen — in vielgelesenen Blättern eine Art „Kritik", die dem Neuen im Theater durchweg mit Unfreundlichkeit begegnet, dem Neuen im Roman dagegen mit wachsweicher Liebenswürdigkeit, so daß ein Roman schon von kaum ausdenkbarer Unfähigkeit zeugen müßte, wenn er nicht ein paar begeisterte oder mindestens lobende Kritikfragmente ernten sollte. Und in der Tat fördert diese Halb- und Scheinkritik die Durchschnittserfolge zutage, erhält die Namen der „Eingeführten" in der Erinnerung des Durchschnittslesers.

Um jedoch Namen erster Klasse zu schaffen, um die höchst erstaunlichen Doppelerfolge hervorzubringen, bei denen ein Buchabsatz von zwanzigtausend, vierzigtausend bis zweihunderttausend Exemplaren und für desselben Verfassers nächste Arbeit ein Erstdruckshonorar von zwanzigtausend Mark aufwärts sich mit einer allgemeinen Anerkennung des künstlerischen Wertes verbindet: dazu ist ein entschiedenes Eintreten der ernsthaftesten Kritik, der bewährtesten Kritikerpersönlichkeiten in der Regel unerläßlich. Aber wohlverstanden: unerläßlich nur das allererstemal! Ist der stolze „Name" glücklich hergestellt, so kann die kritische Garde das nächstemal daheimbleiben oder auch schelten: den sie rief, den Geist kann auch sie nicht mehr in die schlichte Besengestalt zurückverwandeln.

Die Frage nach den Eigenschaften, die ein Roman braucht, um einen großen Vollerfolg zu erringen, wird also nicht nur, wie beim

Digitized by Google

Durchschnittsroman, von dem Zwischenhandel, der Waschzettel-„Kritik“ und der Durchschnittsleserschaft, sondern auch von der literarischen Kritik beantwortet. Die Erfolgfrage kann hier zu einer literarischen Frage werden. Nur selten freilich zu einer rein literarischen; denn nicht jeder Roman von hoher künstlerischer Bedeutung ist genügend leichtverständlich und kurzweilig, um sich die Gunst der breitesten Lesermassen zu erwerben.

Die Suggestion und der Eitelkeitzwang, die aus einer Begeisterung der angesehenen Kritik dem Publikum erwachsen, pflegen unmittelbar nur dessen oberste Intelligenzschichten zu erfassen; wieweit die Wirkung sich dann in die übrigen Schichten ausdehne, das hängt zum Teil zwar von der Tonstärke der kritischen Begeisterung ab, zum andern Teil aber immer noch vom Reize des Stoffes, von der Unterhaltlichkeit der Ausführung, namentlich auch von der Stimmung der Zeit. Man darf daher bei einem sehr großen ersten Erfolg eines Romanschriftstellers, bei einem künstlerisch und materiell durchschlagenden Erfolg, meistens annehmen, daß eine besonders glückliche Vereinigung von literarischen und massenfreundlichen Eigenschaften vorliege.

Für die ernsthafte Kritik ergibt sich eine bedauerliche Erfahrung aus der Tatsache, daß ihr Lob allzuoft ohne fruchtbringende Nachwirkung bleibt und im Grunde nur dann vollkommen auf die Allgemeinheit übergeht, wenn außerkünstlerische Umstände sich mit den künstlerischen Werten zusammenfinden. Eine große Seltenheit ist leider das glückliche Zusammenklingen rein künstlerischer und volkstümlich tüchtiger Töne in ein und demselben bedeutenden Werk.

Eine höchst natürliche und darum nicht im mindesten zu bedauernde Sache ist es, wenn ein literarisch beachtenswerter Roman einzig wegen wirklicher Lebensfremdheit, wegen abseitig-einseitiger Ästhetelei nur die Leute vom Fach und höchstens noch eine ganz dünne, wenig gesunde Gesellschaftsschicht zu fesseln vermag. Unnatürlich aber und beklagenswert bleibt es, daß die ewige Sucht der Kultur-Unreifen, auch das Gute maßlos zu übertreiben und rettungslos zu veräußerlichen, sich der seltenen begründeten Erfolge bemächtigt, sie zur blöden Modesache erniedrigt: zum Schaden aller ideell Beteiligten, auch des überfeierten Dichters, zum lediglich materiellen Nutzen dieses Erfolgreichen und vornehmlich — seines Verlegers.

Im Publikum wird durch die Mode der Moderomane der Hang zur Bildungsheuchelei, zum Snobismus nur verstärkt. Die gerechte Verteilung des literarischen Interesses wird gehemmt. Der Kritiker, der echtbürtige, der ja wohl von Haus aus nie ein Verreißer ist, der vielmehr den angeborenen Enthusiasmus für die Dichtung ach! so gern öfters auf ein einzelnes Dichtwerk sammeln möchte, er wird wider Willen zurückhaltender. Nur wenige seinesgleichen werden mit dem sondernd scharfen Blick soviel ausdauernde Gutmütigkeit vereinen, daß sie ihrer Begeisterung treubleiben, auf die Gefahr hin, sich zuweilen im Maß des Lobes, nur des Lobes, zu übernehmen. Und der Dichter gerät in gefährliche Gesellschaft. Nur wenn er von den Allerstärksten ist, kann er die angenehmen Folgen des Riesen-

Digitized by Google

erfolges, die insgesamt auf seine Veräußerlichung hinwirken wollen, ohne Schaden ertragen.

Die Moral von der Naturgeschichte des Romanerfolgs wäre ungefähr in diese frommen Wünsche zusammenzufassen: Der Dichter, wenn er sich überhaupt mit dem zur Halbkunst verführenden Romangenre ständig befassen will oder muß, sollte nach dem Glücksereignis eines wohlverdienten Erfolges, da er nun in irgendwelchem Grade unabhängiger von der Lebensmaterie ward, nur um so unbedingter nach reinster Verinnerlichung seiner Kunst trachten. Der annoch erfolglose Romandichter aber tue unverdrossen — das gleiche! Die Kritik weise unermüdlich erst recht weiter auf alles Wertvolle hin, damit der Snob nicht zum ruhigen Genuß seines Modevergnügens komme. Und die gute Leserschaft — die gesunde Oberschicht — sie helfe der Kritik, nicht bloß in modefähigen Ausnahmefällen, durch die Tat des Kaufens! Was denn freilich voraussetzt, daß man bei beschränkten Mitteln an Zeit und Geld heroisch genug sei, nicht alles, was „man gelesen haben muß", zu lesen — dafür aber anderes.

Willy Rath

Lose Blätter

Aus Karl Hauptmanns „Napoleon Bonaparte"

[Karl Hauptmann hat eben das größte seiner bisherigen Werke vollendet, „Napoleon Bonaparte". Das große Drama, denn um ein solches handelt es sich, zerlegt sich in zwei Hauptteile: „Bürger Bonaparte", Vorspiel und fünfaktiges Schauspiel, und „Kaiser Napoleon", fünfaktiges Schauspiel mit einem Nachspiel „Der Sträfling der Könige". Wir geben den fünften Akt des zweiten Teils nach der Handschrift. Auf das Ganze kommen wir zurück, wenn es (bei Callwey in München) erschienen sein wird.]

(Großer Saal im Hause Bonapartes in Paris. Lucian Bonaparte sitzt am Schreibtisch im Überzieher, Hut und Stock neben sich abgelegt. Ein Diener steht wartend in der Nähe.)

Lucian Bonaparte (schreibend): Der Bürger General muß schon zeitig wieder hinaus sein?

Der Diener: Jawohl, Bürger Präsident ... seit dem frühesten Morgen, Bürger Präsident ... obwohl er erst sehr spät diese Nacht heimkam ...

Lucian Bonaparte (hat das Kuvert zugeklebt, reißt es aber gleich wieder auf und schreibt neu): Spät heim kam er?

Der Diener: Er hatte bis nach Mitternacht eine Unterredung mit den Bürger Direktoren Gohier und Moulins ... hat die ganze übrige Nacht an der Arbeit gesessen ... und ist schon im Morgengrauen wieder ausgefahren ...

Lucian Bonaparte: Heute ist ja auch das Direktorialfest, das man zu Ehren seiner Heimkehr veranstaltet ...

Digitized by Google

Der Diener: Sehr wohl ...

Lucian Bonaparte (Hut und Stock nehmend): Geben Sie den Brief ja nicht sonst aus den Händen ...

Der Diener: Oh, Bürger Präsident ... in solchen Zeiten, wie sie jetzt wieder in Paris herrschen ....

Bürgerin Bonaparte (erscheint): Nein, Lucian! ... wie es jetzt in diesem Hause und um diesen Menschen zugeht! ... alles drängt sich um ihn! möchte ihn sehen ... möchte ihn sprechen ... möchte seinen Rat hören ... als wenn er schon der Herrgott selber wäre ... es ist entsetzlich ... was tut man, daß man nicht womöglich noch selber in Sorge um ihn herumläuft? ... ist es nicht gar ein gefährliches Spiel, was Ihr spielt, Lucian?

Lucian Bonaparte: Bitte, sprich nicht derartige Dinge ... so etwas kann man denken, aber man darf es in diesen Tagen nicht aussprechen ... Gefahren hin, Gefahren her ... in solchen Zeiten, wo das Haus droht ganz zusammenzustürzen, muß man gerüstet sein ... sein wir es zufrieden, daß Napoleon den Zeitpunkt richtig ermaß, um in der letzten Stunde der Gefahr zurückzukehren ... daß ihn sein Glück unbehelligt übers Meer heimtrug ... jetzt ist er da ... und das Volk beginnt wieder zu glauben ... und wir müssen handeln, wie es der Glaube des Volkes und Napoleons Entschlossenheit und Bereitschaft gebietet ... seine Rückkunft ist das einzige Heil ...

Bürgerin Bonaparte: Lieber Lucian, man sollte es fast denken, daß es ein Heil ist ...

Lucian Bonaparte: Es ist mehr als ein Heil ... nicht nur Paris, ganz Frankreich besinnt sich wieder ... von Napoleons Landung in Fréjus bis hierher war seine Heimreise ein einziger Triumphzug ... Du weißt, daß das Volk in Fréjus selbst die Pestgefahr der Orientschiffe nicht achtete ... daß die Menge ihn sofort nach der Landung ohne Rücksicht auf die Quarantäne stürmisch ans Land trug ... und die Leute nur schrien: „Lieber die Pest als die Feinde im Lande!“, weiß Gott, Feinde genug sind dem jungen Bürgerstaate neu erstanden in der Zeit, die er ferne war ... Rußland, Österreich, Neapel, Portugal, die Türkei ... zu schweigen von England ... und dazu die jämmerlichen Zustände im Lande, die von Tag zu Tage erbärmlicher geworden sind ... wer hätte hier im Lande noch spartanische Führertugenden? ... Napoleon ist tatsächlich jetzt der einzige, der Scharfblick, Unbestechlichkeit und Mut genug besitzt ...

Bürgerin Bonaparte: So? ... meinst du? ... o mein Gott, du bist wohl jetzt auch als Präsident der Fünfhundert ein geplagter, beladener Mann? ... (Beide horchen plötzlich.)

Lucian Bonaparte: Nur fort, fort, fort ... es ist Barras' Stimme ... Du erlaubst, daß ich durch diese Tür verschwinde?

Bürgerin Bonaparte: Oh .... ich mag alle diese Menschen jetzt auch nicht empfangen ... ich mache mich mit aus dem Staube ... (Beide ab.)

Bürger Direktor Barras (wird vom Diener hereingeführt): Also ... der Bürger Bonaparte ist nicht zu Hause?

Der Diener: Der Obergeneral befahl mir zu sagen, daß, wenn einer der Bürger Direktoren käme, er gnädig warten sollte ... wenn es ihm

Digitized by Google

wichtig genug erſchiene . . . (Er horcht plötzlich.) Oh, bitte . . . ich höre ihn ſchon . . . der Obergeneral kommt auch ſchon die Treppe herauf.

Bonaparte (tritt feſt ein): Ah . . . Ihr ſeid es . . . ich hätte es mir faſt denken können, daß Ihr kommen würdet . . . (Er nimmt dem Diener dabei den Brief Lucians ab und gibt ihm einen Wink, zu verſchwinden.)

Bürger Direktor Barras: Wieſo?

Bonaparte: Weil Ihr mir geſtern beim Frühſtück unter vier Augen Dinge ſagtet, die Euch danach auf den Magen drückten, wie eine unverdauliche Paſtete . . .

Bürger Direktor Barras: Es war eine grandioſe Lächerlichkeit, mein beſter Bonaparte . . . der General Hédouville iſt niemals der Mann, an den ich in der Not unſrer Lage denken würde . . . der General Hédouville iſt niemals der Mann, mit dem ich auch nur im Traume eine Erneuerung unſrer Verfaſſung wünſchen würde . . .

Bonaparte: Nun... Worte ſind Worte... ich vergeſſe leicht...

Bürger Direktor Barras: Aber man ſieht es deinen Blicken nicht recht an, daß das wahr iſt, was dein Mund redet . . .

Bonaparte: Lege doch ab!

Bürger Direktor Barras: Nein, nein, nein . . . ich komme ganz und gar nicht, dich aufzuhalten . . . wir haben ja doch auch heute in der Kirche Saint Sulpice noch das Feſtmahl zu deinem Ruhme . . . rund herausgeſagt, Bonaparte . . . Frankreich iſt von mächtigen Feinden umbroht . . . und von inneren Nöten zerriſſen . . . das Volk iſt in der Tat furchtbar geängſtigt und ich weiß ſehr wohl, daß ſich heute alle Ehrgeizigen des Landes nur um dich drängen . . . Parteihäupter und Generale . . . auch jeder einzige der Direktoren möchte mit dir die Herrſchaft Frankreichs vereinfachen . . .

Bonaparte: Das weißt du . . . nun gut . . .

Bürger Direktor Barras: Ich bin ein erfahrener Mann der Regierung, Bonaparte . . . ich ſage dir, daß auf keinen dieſer Männer Verlaß iſt . . . vor allem der Direktor Siéyes haßt dich wie mich . . . er hat immer nur die Monarchie gewollt . . . und der Direktor Ducos iſt ſein Schatten . . . ich höre, daß auch dieſe Männer Pläne haben . . . aber, Bonaparte . . . ich warne dich . . . Siéyes wird dir deine ſelbſtherrliche Rückkehr aus Ägypten nicht vergeſſen . . . er würde dich noch heute erſchießen laſſen, wenn dich der Jubel des Volkes nicht jetzt umbrauſte wie ein Orkan . . .

Bonaparte (in Gedanken): Ich habe die Pflichten gegen Frankreich ſtets ſo leidenſchaftlich gefühlt wie die Männer der Regierung . . . und ich habe dieſe Pflichten noch in jedem Augenblicke mit Leib und Leben erfüllt . . . ich habe im fernen Orient nur Ruhm gewonnen . . . wenn ich die Belagerung Akkas plötzlich aufgab, ſo geſchah es, weil mich die Sorge um Frankreich wie ein Geſpenſt ergriff und zurückriß . . . und wenn ich ſchließlich Ägypten verließ, ſo handelt es ſich durchaus nicht um Fahnenflucht . . . ich habe Ägypten nicht eher verlaſſen, als bis ich es ruhmreich und geſichert verlaſſen konnte . . . als bis ich die Engländer und die Türken aufs Haupt ſchlug . . . wenn das jemand von Eurer Regierung nicht wiſſen ſollte, das Volk von Frankreich weiß das . . . das Volk von Frankreich weiß, daß ich ein Unbeſiegter bin und ein echter Sohn der Freiheit . . .

Digitized by Google

Bürger Direktor Barras: Ja, ja, ja ... du bist, was du bist ... ein Held, aber auch ein Starrkopf ... mache keine Worte ... ich dächte, wir beide kennen einander ... und wir kennen die Menschen und die Dinge ...

Bonaparte (lachend): Das ist sehr richtig ... in solchen Tagen, wie heute, ist es besser, man wartet ab und schweigt ...

Bürger Direktor Barras: Oder besser noch, wir sagen uns unter vier Augen das eine, daß Frankreich aus der Not gerettet werden muß.

Bonaparte: Aus der Finanznot ... aus der Not seiner Bürgerkriege ... aus der Not seiner geistigen Zustände, die durch den religiösen Zwiespalt im Lande unheilbar scheint ... aus der Not seines Seehandels, den die englischen Flotten vernichtet haben ... aus der Not seines Handels mit Deutschland und Italien, den die Verbündeten abgeschnitten haben ... aus der einen Not vor allem, daß Frankreich das ganze, verbündete Europa neu zum Feinde hat und all seine einstigen Triumphe begraben ...

Bürger Direktor Barras: Ich sage, daß Frankreich aus tausend Nöten gerettet werden muß ... aber daß dazu die erprobten Möglichkeiten ausreichen, die wir beide besitzen ...

Bonaparte: Nämlich ...

Bürger Direktor Barras: Der Krieg in den Kammersälen, wie er jetzt jährlich erfolgen mußte, um immer wieder eine neue Eiterbeule aus der Regierung des Landes zu entfernen ... das heißt heute genauer besehen eine Beseitigung der Direktoren Sièyes und Ducos, die im Grunde niemals an unsre Verfassung glaubten ... eine Entfernung von Ducos und Sièyes ... und die Aufnahme eines Mannes ins Direktorium, der ein zuverlässiger Machthaber wäre wie Ihr ...

Bonaparte: Willst du mich verführen, Freund?

Bürger Direktor Barras: Ich bin immer dein Freund gewesen, Bonaparte ... seit Marseille bin ich dein Freund gewesen ... ich habe dich aus dem Gefängnis von Antibes befreit, als du Robespierre verdächtig geworden warst ... ich allein habe dich in den Sattel gehoben ... und habe nicht aufgehört dir zu dienen ...

Bonaparte: Und du bist all die Jahre der oberste Machthaber geblieben.

Bürger Direktor Barras: Du weißt sehr wohl, daß ich mich als Machthaber durchaus bewährt habe ... ich habe alle Staatsstreiche dieser letzten Jahre völlig zu balancieren gewußt ... ich werde es auch jetzt wissen ... verlaß dich darauf ... ich habe immer die richtigen Mittel gefunden, den Bürgerstaat durch den Strudel zu führen, ohne die Bürgerfreiheit anzutasten ...

Bonaparte (in Gedanken): Ich bin nach dem Gesetz nicht alt genug, mit dir und den andern Direktoren Frankreich zu regieren.

Bürger Direktor Barras: Für dich Ausnahmemenschen laß mich schon das Ausnahmegesetz besorgen, wenn du nur entschlossen bist, mir zu folgen ...

Bonaparte: Was willst du, daß ich dir in diesem Augenblick sagen, zugestehen, versichern soll?

Bürger Direktor Barras: Sage gar nichts ... nur der schnell-

Digitized by Google

sten Überlegung ist die Sache um so mehr vonnöten ... darum kam ich, bester Freund ... auf Wiedersehen beim Festmahl!

Bonaparte: Duuu ...

Bürger Direktor Barras: Was? ... Du?

Bonaparte: Hochverräter ... der Ausdruck schwebt um dich wie ein Heiligenschein in der Luft ... er schwebt nicht nur um dich ...

Bürger Direktor Barras (lachend): Ja, ja, ja ... er schwebt um uns alle ...

Bonaparte: Jedenfalls bist du nicht der einzige, aus dem solche verlockenden Sirenenlieder klingen!

Bürger Direktor Barras: Aber der einzige, der noch immer die wirkliche, öffentliche Macht hat ... außer dir, der jetzt heimlich die Macht hat ... (abwartend) auf Wiedersehen beim Festmahl!

Bonaparte: An der Tafel der Verschwörer brauche ich ja auch nur ein ganz argloses Gesicht zu machen ... ich brauche ja nichts zu essen ... mein Freund Barras ...

Bürger Direktor Barras: Mein Freund Bonaparte ... (Ab)

(Adjutant Duroc tritt von der entgegengesetzten Tür sogleich ein. Er reicht Bonaparte ein Dokument.)

Bonaparte (liest sofort vertieft): Es kann nicht anders gelingen ... wenn wir Gefahr liefen, daß das Empörungsgeschrei aus den Kammern sich auf die Straßen von Paris verpflanzte und dort im Pöbel seinen Widerhall fände, wären wir vor einem neuen Aufruhr in der Hauptstadt nicht sicher ... der Rat der Alten hat weise gehandelt ... die gesetzgebenden Körper werden von morgen ab in Saint Cloud tagen ... hier ist der Beschluß. Duroc ... jetzt heißt es wachsam sein, daß Paris ruhig zusieht, wenn die Ratsversammlungen die Tuilerien verlassen, und sich an ihren neuen Sitzungsort begeben ... die siebzehnte Militärdivision ... die Garde des gesetzgebenden Körpers ... die seßhafte Nationalgarde ... die Truppen, die sich in der Gemeinde von Paris wie in dem ganzen Umfange der siebzehnten Militärdivision befinden, stehen von diesem Augenblicke an unter meinen Befehlen ... (Er ruft zur Tür hinaus.) Bourienne!

(Bourienne erscheint sofort, in der Hand einen Packen Zettel.)

Bonaparte: Gut ... du bringst schon die Proklamationen an die Bürger von Paris ... sorge dafür, Duroc, daß man sie allerorten sofort an die Mauern anheftet.

Adjutant Duroc: Zu Befehl, Obergeneral ...

Bonaparte: Sämtliche Generale haben sich sofort bei mir einzufinden!

Adjutant Duroc: Zu Befehl, Obergeneral ... (Ab mit Bourienne)

Bonaparte (wie ein Diener eintritt, um zu melden): Bürger Talleyrand ... herein ... herein!

Talleyrand (vom Diener geleitet): Ich hinke, wie Frankreichs Direktorialregierung ... aber ich fange doch schon an, eine würzigere Luft zu wittern ...

Bonaparte: Legen Sie ab, Bürger Minister!

Talleyrand: Das war der Bürger Talleyrand einmal ...

Bonaparte: Und kann es auch wieder werden ...

Digitized by Google

Talleyrand: Alles weiß man schon in der Stadt ... daß Euch der Rat der Alten zum General des Innern ernannt hat ... daß die gesetzgebenden Körper ihren Sitz nach Saint Cloud verlegen ... solche Nachrichten verbreiten sich heute wie ein Funke an einer Zündschnur ... war nicht Lucian bei Euch?

Bonaparte: Der Rat der Alten ist uns jetzt sicher ... aber mit dem Rat der Fünfhundert werden wir trotz Lucian einen schweren Stand haben ... Lucian wendet noch immer alle Beredsamkeit auf, um die Mehrheit für uns zu gewinnen ...

Talleyrand (sich setzend): Ich habe keine Gedanken, wenn ich stehe ... und man muß heutzutage sehr viele gute Gedanken haben ... da überwindet man hundert kleine Hindernisse ... nicht bloß die Bürger Direktoren Moulins und Gohier ... auch den Bürger Direktor Barras.

Bonaparte: Ihr vertraut unbedingt Siéyes?

Talleyrand: Hören Sie ... Bürger Direktor Siéyes ist Ihr Freund nicht, aber er ist klug ... und da er Sie nicht hat gleich erschießen lassen können, als Sie von Ihrem mythischen Zuge in Ägypten auf dem Boden der Heimat landeten ... (lachend) und da er damit heute noch mehr zu spät käme ...

Bonaparte: Weil mich mein Ruhm schützt wie ein Panzer ...

Talleyrand: Und da Sie ein Sohn der Revolution sind ... das sind wir allerdings alle ... aber da Ihr Name neu vom Glanze des Sieges erstrahlt ... wie er unaufhörlich von Siegen erstrahlte ... uud dem Volke schon jetzt fast klingt wie ein Mythus ...

Bonaparte: Spannt mich nicht mit Dingen auf die Folter, die ich heute zum tausendsten Male höre ...

Talleyrand (behaglich fortfahrend): Und da die Reihe Eurer glänzenden Siege draußen hier in der Heimat zwar den Kartätschengeneral längst hat vergessen machen ... aber heute in der neuen Aufruhrluft die Erinnerung daran sich doch wie ein feines Arom Eurer Entschlossenheit, Eurem Siegeszauber zugesellt ... und Eure Macht ganz einzigartig erhöht.

Bonaparte: Ich beurteile gern die wahren Aussichten ... deshalb ...

Talleyrand: Deshalb wird Bürger Direktor Siéyes heute nicht minder bereit sein, sich mit Euch zum Sturze der Bürger Direktoren Barras, Gohier und Moulins zu verbinden ... nicht nur zum Sturze der Männer ... zum Sturze des ganzen Systems des Direktoriums, das, gelinde gesagt, eine fünfköpfige Mißgeburt zu nennen ist ...

Bonaparte: Was will Siéyes tun?

Talleyrand: Zunächst mit Ducos zusammen abdanken, damit die Kammern morgen freie Hand haben, eine Verfassungsänderung zu beschließen ....

Bonaparte: Wie stehen die unabhängigen Generale dazu? ... wie steht Bernadotte zu der Sache? ... wie Augereau?

Talleyrand: Die Generale müßt Ihr selber ergründen ... die militärischen Angelegenheiten sind Euer Ressort ...

Bonaparte: Seid Ihr Siéyes' Entschluß ganz sicher?

Talleyrand: In seinem ausdrücklichen Auftrage sitze ich hier vor Euch, aber ich lese es Euch an den Augen ab, was ich wissen muß ... und gehe deshalb gleich weiter zu Barras ...

Digitized by Google

Bonaparte: Um ihn mit sanfter, aber unerbittlicher Gewalt zu überreden ... daß er jetzt aus dem Gesichtskreise der Männer von Macht zu verschwinden hat ... gut ... geht ... nur haltet dabei den Beutel voll Gold recht hoch, damit es keiner weiteren Gewalttat bedarf ...

Talleyrand: Ih der Tausend ... wie ich Barras kenne, wird er die ganze Lage sehr rasch begreifen ... und wird mit der feierlichsten Würde von der Welt den vollen Giftbecher in die Tasche schütten ...

Bonaparte: So wird das Land morgen ohne Regierung sein ... und die Kammern werden sich neu und frei entscheiden können ... wünscht Ihr von mir noch irgend etwas, das ich Euch sagen oder verheißen soll?

Talleyrand: Gar nichts ... gar nichts ... Ihr habt gar nichts weiter zu verheißen ... nur zu befehlen, daß ein jeder bereit ist, wenn die Stunde gekommen ist, zu handeln ... auf Wiedersehen!

Bonaparte: Wo?

Talleyrand: In der morgigen Sitzung in Saint Cloud ...

Bonaparte: Gut ... in Saint Cloud ... glaubt Ihr sicher, daß die Verlegung der Sitzung nach Saint Cloud nicht schon heute in Paris Unruhen wachruft?

Talleyrand (abgehend): Ah ... pah! ... mein Bein schmerzt wieder furchtbar ... ich hinke, wie die Direktorialregierung von Frankreich. (Ab)

(Bonaparte geht unruhig hin und her.)

Adjutant Duroc (erscheint): Die Generale sind zur Stelle.

(Bonaparte winkt. Es treten herein die Generale Moreau, Lannes, Murat, Berthier, Lefebre usw., ferner erscheint Joseph Bonaparte mit dem General Bernadotte, beide in Zivilkleidung, auch La Valette, auch Marmont, auch Duroc. Bonaparte begrüßt die Generale kalt und förmlich. Er nimmt gleich das Dekret zur Hand, das er vom Rate der Alten am Morgen erhielt.)

Bonaparte: Der Rat der Alten hat mir den Oberbefehl über die Stadt und über die Armee des Innern übertragen ... er hat es getan, weil er mir vertraut ... ich werde mit allem Nachdruck die Maßregeln unterstützen, die der Rat der Alten ergreifen muß, um den Leiden Frankreichs endlich ein Ziel zu setzen ... ich weiß, meine Generale stehen zu mir ... (Sein Blick hat Bernadotte gestreift. Er unterbricht sich. Er geht zu Joseph und zieht Moreau und Joseph einen Augenblick in ein leises Gespräch. Im Flüsterton mürrisch:) Was heißt das, daß Bernadotte ostentativ in Zivil erscheint? ... will er mir zeigen, daß die Sachen trotzdem noch nicht so weit sind? ... daß er der Sache ohne Interesse oder mit bösem Willen gegenübersteht?

Joseph Bonaparte: Ich bitte dich, laß ihn gewähren ... du weißt, er will immer eine Stellung für sich ertrotzen ... er pocht auf seine politische Selbständigkeit und auf seine eigenen Ideen ... laß ihn gewähren ... er ist trotzdem nicht gefährlich ... er wird sich von deiner Macht überzeugen und nichts tun, bis die Wage deutlich ausschlägt.

Bonaparte (redet in seiner Ansprache weiter): Morgen früh versammeln sich alle meine Generale um die Vollmachtsträger der Nationalweisheit ... um die Kammern ... ich habe es übernommen, alle Sicherheitsmaßregeln für die Nationalrepräsentation zu treffen, die morgen

Digitized by Google

ihre Sitzung nach Saint Cloud verlegt . . . die Armee ist heute das einzige Mittel, Frankreich zu retten.

Die Generale (rufen durcheinander): Es lebe die Armee! . . . es lebe die Republik! . . . es lebe Bonaparte!

Bonaparte (dankt mit Handbewegung. Versunken): Die besonderen Befehle werden Ihnen zugehen . . . .

(Während sich die Generale entfernen, geht Bonaparte auf Bernadotte zu und hält ihn und Joseph einen Augenblick zurück.)

Bonaparte: Ziehen Sie Ihre Uniform an, General . . . man wird nicht länger auf Sie warten . . . Sie werden uns bald inmitten des Kampfes finden . . . zählen Sie auf keinen der Generale Ihrer Ansicht . . . wenn Sie die Menschen kennten, wie ich, würden Sie wissen, daß die Leute Ihnen so lange etwas verheißen, bis die Verlockung der Macht anders entschieden hat . . . die einzige Lösung des Rätsels ist die Macht über die Menschen . . . wollen Sie abwarten, ob das Volk Ihnen oder mir diese Macht zugestehen wird?

(Bernadotte bleibt stumm.)

Bonaparte: Warum reden Sie nicht? . . . ich will in diesem Augenblick keine Ausflüchte mehr . . . glauben Sie nicht, daß der Staat Ihrer mehr als meiner bedarf . . . entschließen Sie sich heute . . . tun Sie es morgen, so ist es vielleicht schon zu spät.

Bernadotte: Ich kam als Bürger, nicht als Soldat zu Ihnen . . . ich wollte Ihnen zeigen, daß ich nichts gegen Sie tun will. Ich werde als Bürger ruhig bleiben . . . das verspreche ich Ihnen . . . vorausgesetzt, daß mir das Direktorium, das immer noch der Herr von Frankreich ist, nicht den ausdrücklichen Befehl erteilt, zu handeln . . . denn dann bin ich Soldat genug, wie Sie wissen, gegen jeden Friedensstörer zu marschieren, den man mir anweist . . .

Bonaparte: Ihr werdet als Bürger ruhig bleiben?

Bernadotte (indem er abgeht): Ich werde als Bürger ruhig bleiben . . . dessen können Sie sicher sein . . . ich sage es Ihnen von Auge zu Auge, und sage es nicht zum Spaße . . . (Ab)

(Zimmer im Hause des Bürger Direktor Siéyes. Ein großer Kamin. Dahinter ein Arbeitszimmer. Die Zimmer mäßig erleuchtet. Bürger Direktor Siéyes geht angekleidet zum Ausfahren mit langen Schritten in den Zimmern hin und her. Dann verschwindet er in die weiteren, uneingesehenen Räume. Der Sekretär, der müde über einem Zeitungsblatt im Arbeitszimmer gesessen hatte, kommt jetzt in den Salon. Der alte Diener, der schlafend an dem Türpfosten lehnt, regt sich, geht an den Kamin und schürt das Feuer. Der Sekretär tritt behutsam ans Fenster.)

Der Diener: O Paris . . . es rührt sich nichts, Bürger . . .

Der Sekretär (hat das Fenster einen Augenblick geöffnet): Nein . . . wirklich . . . es bleibt die Nacht auf den Straßen so ruhig wie am Tage . . . gar nicht, als wenn in diesem Augenblicke wieder einmal das Grundgesetz des Staates schwankte . . .

Der Diener: Es geht völlig ab ohne Flucht . . . das Volk bleibt ganz ruhig.

Der Sekretär: Hält die Kalesche noch immer im Hofe?

Digitized by Google

Der Diener: Die Kalesche hält noch immer ... die sechs Pferde machen einen ordentlichen Lärm ... sie stampfen ungeduldig mit den Hufen auf die Steinfliesen ... seit Stunden ... ich höre sie immerfort heimlich durch das ganze Haus scharren und stampfen ...

(Bürger Direktor Siéyes erscheint wieder auf seinem Wandelgange durch die Zimmer, geht mit langen Schritten hin und her und verschwindet wieder.)

Der Sekretär: Siehst du, Jean ... das mußten sie alles wagen, um endlich neue Hoffnung für den freien Bürgerstaat zu gewinnen ...

Der Diener: Meint Ihr, daß die kühnen Rädelsführer des neuen Staatsstreiches heute über all die Ehrgeizigen in den Kammern triumphieren werden? ... die Boten, die bisher zu unserm Herrn kamen, machten sehr aufgeregte Gesichter ...

Der Sekretär: Ja ... beim Heil des freien Frankreichs ... ruhig wird es in den gesetzgebenden Körperschaften nicht zugegangen sein oder noch zugehen ... Geschrei wird es genug geben in der Stille von Saint Cloud ... vielleicht schreien sie sogar: ächten! ... ächten!

Der Diener: Wen ächten?

Der Sekretär: Wen denn sonst als den, der jetzt wieder die Abänderung des Staatsgrundgesetzes vornehmen will ... den Obergeneral Bonaparte ... und unsern Herrn, den für heute abgedankten Bürger Direktor Siéyes ... und den für heute abgedankten Bürger Direktor Ducos ... seinen Schatten ... und all die andern Füchse und Verschwörer, die mit ihnen gleichen Sinnes sind ... den alten, grausamen Konventsmann Fouché, der diesen Tag und diese Nacht sein verschlagenes Polizeiauge über alle Stadttore von Paris hält, keinen herein und keinen heraus läßt, der nicht von den Verschwörern signiert ist ... und den lahmen Bürger Talleyrand, der seine Taschenspielerkunststücke mit den Millionen in seiner Tasche schon einmal so ungeschickt betrieb, daß er damals seinen Ministerposten quittieren gemußt ...

Der Diener: Ächten, sagt Ihr ... huh ... ich habe es miterlebt ... ich habe diesen furchtbaren Ruf miterlebt ... ächten! .. wenn er ehemals durch die Straßen von Paris gellte ... ich sage es Euch ... der Ruf schläft noch immer in der Tiefe der Not und des Hasses der Menge. Er schläft in Kellerwohnungen und Bodenräumen noch überall, wie Eulen schlafen am hellen Tage ... und wenn er heute in unsern Straßen geweckt würde, dann würden alle Siege in Fabelländern den Sieger Bonaparte nicht den Krallenhänden der jubelnden Rotten entreißen ... und sein Haupt und das der andern Verschwörer würde hoch oben auf einer Stange durch die Straßen tanzen.

Bürger Direktor Siéyes (erscheint wieder auf seinem Wandelgange. Er geht ein paarmal hin und her, dann sagt er): Es ist völlig ruhig in Paris ... so ist vielleicht doch alles richtig berechnet gewesen .. der Bürger Direktor Barras hat in der Tat der Regierung freiwillig entsagt ... er hat an das Volk einen süßseligen Abschiedsbrief gerichtet, den er an alle Mauern hat anheften lassen .... Bonaparte sieht scharf wie in einer Schlacht ... kommt nicht wieder ein Bote?

(Ein Diener erscheint sofort.)

Bürger Direktor Siéyes: Und die beiden widerwilligen Amtsgenossen Gohier und Moulins werden unterdessen im Luxembourg ge-

Digitized by Google

fangen gehalten ... dafür sorgt der General Moreau, der sich Bonaparte auch ganz ergeben zeigt ... (Er öffnet den Brief:) da seht einmal ... Moulins hat doch den Kopf aus der Schlinge gezogen ... er ist entflohen ... Gohier ist der alleinige Gefangene im Regierungspalast, den Moreau nicht vor die eigene Schwelle läßt ... (Er geht wieder unruhig hin und her, indessen er den Brief in kleine Fetzen reißt und ihn ins brennende Kaminfeuer wirft.) Ich weiß nicht ... klingt es nicht wie Pferdegetrappel? ... Jagen nicht galoppierende Reiter durch die Straße?

(Bürger Direktor Ducos kommt in diesem Augenblicke ängstlich hereingeeilt.)

Bürger Direktor Sièyes: Ducos ... Ducos ... was ist?... was ist?

Bürger Direktor Ducos: Da ... still ... still ... auslöschen ... Aufrührer von Saint Cloud kommen ... das Volk erwacht ... (Sie gehen auf Zehen und horchen.)

Bürger Direktor Sièyes (plötzlich sehr ängstlich): Jean ... Jean ... zur Kalesche! ... zur Kalesche!

Der Sekretär (hat das Fenster geöffnet und hinaus beobachtet): Nein, Bürger Direktor ... es ist nichts zu besorgen ... es handelt sich nur um Zecher und Spieler, die aus dem Palais Royal heimziehen, im Rausche das Maul weit aufreißen und ihre Lungen ausschreien ... sie haben keine verbrecherischen Gelüste ... sie torkeln vorüber ...

Bürger Direktor Ducos: Hahaha ... wer kann es denn wissen, was dieses verzehrenden Tages Schluß noch bedeuten könnte? ...

(Man hat die Lichter sofort wieder angezündet.)

(Ein Diener erscheint. Er übergibt Sièyes einen Brief.)

Bürger Direktor Sièyes (liest hastig): Hat er alles selbst mit angesehen?

Der Diener: Der Kapitän bittet eintreten zu dürfen ...

(Bürger Direktor Sièyes hat gewinkt. Ein Husarenoffizier tritt ein.)

Bürger Direktor Sièyes: Ihr gehört unter General Murats Leute?

Der Husarenoffizier: Zu Befehl, Bürger Direktor ...

Bürger Direktor Sièyes: Habt Ihr alles selbst mit angesehen?

Der Husarenoffizier: Der Obergeneral Bonaparte hat mir das Schreiben persönlich eingehändigt ... jawohl, ich habe alles mit eigenen Augen angesehen in Saint Cloud ... der Obergeneral Bonaparte befahl mir, Euch zu sagen, daß er nicht eher Nachricht senden konnte ... die Stunden verrannen einem jeden, geschweige dem Obergeneral, ohne daß er sich nach irgend jemand groß umsah ... es war ein atemloses Getriebe ... man hatte jede Sekunde zu hören, zu sehen, zu laufen ... aufzupassen ... und konnte nicht groß überlegen in der Hast der Kämpfe ... der Obergeneral ganz und gar nicht ... der am wenigsten ...

Bürger Direktor Sièyes: Ist denn nun alles zu Ende?

Der Husarenoffizier: Soviel ich ermessen konnte, als ich abritt... es waren entsetzliche Kämpfe ... schon das Geschrei im Rate der Alten tobte grimmig, als der Obergeneral Bonaparte eingetreten war und von seinen Absichten zu den Männern redete ... alle schrien und sangen

Digitized by Google

fast . . . „Es lebe die Republik!“ . . . Sie wollten ihn nicht anhören . . . es entstand ein solches Getümmel . . . daß wahrhaftig dem Obergeneral einige Augenblicke alles Blut aus dem Gesicht wich . . . und ihm das Wort in der Kehle vertrocknete . . . bis er die Rufe nach der Verfassung aus dem wilden Lärme heraushörte . . da gewann er seine Kühnheit wieder . . redete mit durchdringender Stimme . . . daß die gesetzgebende Versammlung die Verfassung zehnmal gebrochen hätte . . . im Juli 97 . . . im Mai 98 . . . im Juni 99 . . . daß alle Parteien noch immer nach der Verfassung schrien, wenn sie ihren Schurkereien zum Deckmantel diente . . . und daß alle Parteien bereit wären, sie zu brechen, sobald sie darin ihren eigenen Nutzen sähen . . . auch Bürger Direktor Barras mit den Direktoren Gohier und Moulins wäre entschlossen gewesen, die Verfassung zu brechen . . .

Bürger Direktor Sièyes: Hahaha . . . Bonaparte hatte den Mut, es laut und durchdringend auszusprechen . . .

Der Husarenoffizier: So ist es . . . seine Stimme drang bis in die letzten Winkel des Saales . . . es war eine atemlose Stille eingetreten . . . und es war das einigermaßen schon ein Erfolg, daß der Obergeneral im Lustgarten Luft schöpfen konnte . . . aber das Geschrei im Rate der Fünfhundert nahm ganz andere Dimensionen an . . . das konnte man nicht nur ein Schreien nennen . . . da war es bald nach Bonapartes ersten Worten zu einem widrigen Kampfe ausgeartet . . . wer auf der Galerie Wache hielt, wie ich, der konnte in dem Geschrei nur noch Hunderte von drohenden Armen in der Luft geballt und geschüttelt sehen . . . der hohle Ruf „Achtung“ gellte fürchterlich durch den Saal . . . sie schrien: erklärt Bonaparte und seine Komplizen vogelfrei . . . auch Generale, wie Jourdain . . . und Augereau, wurden nicht müde, es ununterbrochen hinauszuschreien . . .

Bürger Direktor Sièyes: Natürlich . . . auch dieser lange, neidische Haudegen, dieser Augereau!

Der Husarenoffizier: Es schien einen Augenblick wirklich, als könnte der geöffnete Vulkan sich nicht schließen, bevor nicht das ganze Land von neuem brannte . . . aber der Präsident der Fünfhundert, Lucian Bonaparte, war unterdessen zu den Soldaten hinausgeeilt, hatte sich aufs Pferd geschwungen und seinen Säbel gezückt und hatte fiebernd und emphatisch angesichts der Armee geschworen, die Brust seines eigenen Bruders, des Obergenerals, zu durchbohren, wenn er je die Bürgerfreiheit der Franzosen antasten würde . . . da begann ein Jubeln unter den Grenadieren einzusetzen . . . General Murat ließ unterdessen die Trommel rühren . . . und so zogen die Grenadiere, von General Murat geführt, in Orangerie und Sitzungssaal und fegten alle widerwilligen Schreier zu den Türen und Fenstern hinaus . . .

Bürger Direktor Sièyes: So ist alles gewonnen?

Der Husarenoffizier: Alle riefen, es lebe die Republik . . . auch die bedrohten Abgeordneten im Saale, die sich nicht um den Präsidenten scharten, riefen es . . . aber sie mußten trotzdem unter dem Gelächter der Grenadiere zum Fenster hinaus.

Bürger Direktor Sièyes: Und Ihr kamt unbehelligt durchs Tor herein?

Der Husarenoffizier: Ich hatte einen Paß vom Polizeiminister Fouché . . .

Bürger Direktor Sièyes: Und Paris fandet Ihr ganz ruhig?

Digitized by Google

Der Husarenoffizier: Paris ist völlig ruhig.

Bürger Direktor Sièyes: Und was geschieht nun?

Der Husarenoffizier: Ich habe Befehl, den Bericht sofort auch an die Generalin Bonaparte zu bringen, die gewiß schon in großer Sorge darauf wartet . . .

Bürger Direktor Ducos: Und Ihr meint, die Männer, die für die Reinigung der Verfassung eingetreten sind, haben jetzt nichts weiter zu fürchten?

Der Husarenoffizier: Soviel ich ermessen kann, jetzt nichts mehr.

Bürger Direktor Ducos: Habt Dank für die gute Nachricht, Kapitän.

(Der Husarenoffizier tritt ab.)

Bürger Direktor Sièyes (nachdem sie beide eine Weile gesonnen haben, schließt Ducos in seine Arme): Ducos!

Bürger Direktor Ducos (zum Fenster hinaus lauschend): Der Kapitän reitet im scharfen Gange durch die Straßen . . . nein, nein . . . es bleibt allen gleichgültig . . . keiner wähnt etwas Bedenkliches darin . . . keinen Pariser stört es mehr aus dem Schlafe.

(Polizeiminister Fouché tritt ohne anzuklopfen herein. Bürger Direktoren Sièyes und Ducos gehen ihm beide stumm entgegen, umarmten ihn und schütteln sich sprachlos mit ihm die Hände.)

Fouché: Der letzte Akt der Komödie, wie wir ihn uns wünschten! . . . das Werk des heutigen Tages ist vollendet . . . Lucian Bonaparte hat das Ende auch noch fertiggebracht . . .

Bürger Direktor Sièyes: Wißt Ihr alles?

Fouché: Die Kammern sind auf vier Monate vertagt . . . das fünfköpfige Ungeheuer Direktorium ist enthauptet . . . die Regierung besteht jetzt nur noch aus drei Köpfen . . . da lest . . . Euer Name, Sièyes! . . . und Euer Name, Ducos. Sièyes, Ducos und noch einer, den heute Frankreich vor allen kennt, Herr Bonaparte, werden uns jetzt den neuen Bürgerstaat aufbauen . . .

Talleyrand (hinkt ohne anzuklopfen herein): Der Mächtige kommt sehr bald hinterdrein.

(Bürger Direktoren Sièyes und Ducos und Fouché gehen ihm stumm entgegen, umarmen ihn und schütteln sich sprachlos mit ihm die Hände.)

Talleyrand: Einen Retter vor der Feindschaft Europas haben wir jetzt sicher . . . vielleicht haben wir auch wieder einen Herrn.

(Man hört Tritte. Im nächsten Augenblick tut sich die Tür auf. Lucian Bonaparte, Generale, auch Bernadotte und ein Kreis von Abgeordneten erscheint. Man redet nicht, man reicht sich nur stumm die Hände und schüttelt sie sich. Dahinter kommt Obergeneral Bonaparte, gefolgt von Murat, Marmont, Berthier, La Valette und Duroc.)

Bonaparte (nachdem er Sièyes, Talleyrand, Ducos und Fouché stumm die Hand geschüttelt hat, nach einer Pause): Gebt mir ein Glas Wein zu trinken . . . meine Kehle ist ganz vertrocknet . . .

Lucian Bonaparte: Du wirst deinen Kopf noch vollends springen machen . . .

Bernadotte: Gebt mir auch zu trinken . . .

Digitized by Google

(Diener reichen Wein herum.)

Talleyrand: Der Zauber Eurer Weisheit verläßt Euch in keinem Augenblick, Konsul General!

Bonaparte: Wie meint Ihr? ... eine Nation ist stets das, was man aus ihr zu machen versteht ... solange die Parteimenschen in einem Lande triumphieren, klagen sie nur damit die Regierung an ... unter einer guten Regierung gibt es kein schlechtes Volk, ebensowenig, wie es schlechte Truppen unter tüchtigen Führern gibt ... (Pause). Es handelt sich hier gar nicht um Weisheit ... es handelt sich nur um Tatkraft ... ganz gewiß, Tatkraft verläßt mich in keinem Augenblicke ... Heute haben wir endlich den Parteimenschen den Garaus gemacht ... Die Leute, die wir vertrieben haben, haben Frankreich entwürdigt ... Jeder Vernünftige sieht das ... Ich hatte Frieden mit Europa hinter mir gelassen ... und ich finde den Krieg ... Ich hatte Italien erobert ... und jetzt steht der Feind darin ... Ich hatte Millionen zurückgelassen ... und jetzt herrscht überall Geldnot ... Frankreichs Lage hat diese Leute verurteilt ... sie haben das Land auf das Niveau ihrer eigenen Unfähigkeit herabgezogen ... Ich werde Frankreich wieder erheben ... gebt mir auch einen Bissen Brot zu essen ... ich bin sehr hungrig ...

(Die anwesenden Männer haben sich alle stumm um ihn geschart. Nach einer Pause, wo man ihm Brot reicht:)

Bonaparte: Metaphysiker werden erörtern, ob wir nicht heute die Grundgesetze des Staates verletzten ... ob wir nicht Hochverräter wären? ... ganz gewiß sind wir Hochverräter ... aber solche Worte sind nur gut für Bücher und für die Rednerbühne ... der Sinn solcher Worte verschwindet vor der wirklichen Not unsrer Lage ... ebenso könnte man den Seefahrer als Verbrecher anklagen, der seine Masten kappt, um nicht zu scheitern ... Frankreich braucht in diesem Augenblicke äußere Siege und innere Ordnung ...

Stimmen der Umstehenden (durcheinander): Frankreich braucht in diesem Augenblicke äußere Siege und innere Ordnung ...

Bonaparte: Und Sieg und Ordnung werde ich ihm wieder geben ... ich schwöre es ...

Talleyrand: Frankreich bedarf einer auf Freiheit, das heißt, auf eine wahrhafte Volksvertretung gegründeten, echten Bürgerverfassung ...

(Der bleiche Mensch in Ketten erscheint, geht lautlos durch alle Anwesenden hindurch, die nur stumm vor sich hinstarren. Es ist tiefe Stille.)

Der bleiche Mensch (flüstert Bonaparte zu): Frankreich bedarf einer auf Freiheit, das heißt, auf eine wahrhafte Volksvertretung gegründeten, echten Bürgerverfassung ...

Bonaparte: Das ist die erste und die letzte Idee und das einzige Vermächtnis der großen Revolution ... ich werde sie Frankreich geben ..

Talleyrand mit allen Anwesenden: Wir schwören es ... (Tiefe Stille)

Bonaparte: Ich schwöre es ... (Tiefe Stille)

(Der bleiche Mensch geht langsamen Schrittes mit seltsamem Kopfschütteln hinaus. Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

Aus Karl Bulckes „Troſtburgs"

[Das folgende Stück ſtellt im literariſchen Konterfei einen Charakter vor, wie er wohl jedem ſchon in natura begegnet iſt. Ein Jüngling von ſechzehn bis achtzehn Jahren, äußerlich ſpröde und „blaſiert", innerlich nicht ohne herzliches Empfinden und voll von heimlich raſchem und ſtarkem Erleben der Welt. Einem Erleben, das ſo leidenſchaftlich durchgemacht wird, daß wir auf die Lebenskraft dieſes ſcheinbar Unkräftigen allmählich voll zu vertrauen beginnen und ihm in der Umgebung ſeiner minder regſamen Familie ſogar das Recht auf Einſamkeit nicht verſagen können. Was dieſen Botho von Troſtburg aber unſerm Fühlen nahebringt, iſt nicht allein ſeine letztlich ſo ſympathiſch-keck herausbrechende Herzensfeinheit, ſondern vor allem die eindringliche Kraft der dichteriſchen Geſtaltung. Karl Bulcke hat mit dieſem auf engſtem Raum zu liebenswürdiger Anſchaulichkeit gebrachten Entwicklungsbild ein Meiſterſtücklein poetiſcher Charakteriſierungskunſt gegeben. Mit wieviel Liebe iſt das junge Leben hier angeſchaut, das trotz ſeiner Eckigkeit und Verſchrobenheit die ganze Zukunft der edlen Familie derer von Troſtburg in ſich trägt! Von der anfänglichen Gleichgültigkeit gegen die Schule bis zu dem ſpäteren Arbeiteifer, da die Zeit der Selbſtverantwortung ihre ernſten Schatten vorauswirft, von dem Heidekrautſtrauß bis zu der Einladungskarte unter der Serviette — welche Fülle wohlgetroffener Einzelzüge! Und bei aller Wiedergabe äußerlicher Zeichen, als Redeweiſe, Gebärden, Gewohnheiten und Kleidungseigentümlichkeiten iſt doch auch der alles das innerlich bewegende individuelle Charakter Zug um Zug deutlich herausgearbeitet, der Wille zum kulturſchaffenden Kunſtarbeiten, die Richtung auf ariſtokratiſche Formſicherheit und Zurückhaltung, der Hang zum Luxus und die ſtolze Zuvorkommenheit eines guten Herzens. Beachtlich dünkt uns auch, wie glücklich in dieſen knappen Auftritten die drei Geſtalten in Ähnlichkeit und Verſchiedenheit ſich ergänzen und voneinander abheben, wie Botho mit dem einſtigen Handwerker Julius im Zeichen der „Tat", mit ſeiner Schweſter im Zeichen ſelbſtſichern Humors zuſammentrifft, von beiden aber durch das vertiefte Bildungſtreben der „zweiten Generation" dennoch getrennt iſt.

Bulcke iſt kein Neuling unter den heutigen Dichtern; der Kunſtwart hat bereits verſchiedentlich ſeiner formſichern Proſakunſt gedacht. Aber ganz ſo Reifes, wie in dieſem neuen Roman „Die Troſtburgs", hat er kaum noch geſchrieben. Der „Stoff" iſt rein pſychologiſch — die innere Entwicklung der drei Kinder des verſtorbenen Hauptmanns — und geht als ſolcher nicht über das Normal-Triviale alltäglicher Lebenserfahrung hinaus. Aber es zeugt von vollkommener Beherrſchung dieſes Stoffes und von Loslöſung davon, wie Bulcke auf den 367 kurzen Seiten das geſamte Material wohlgeordnet ausbreitet. Da ſitzt nicht nur jedes Wort an der rechten Stelle, ſondern auch jede Szene treibt die Entwicklung ohne Aufenthalt vorwärts, obwohl Bulcke allen „effektvollen" Situationen gefliſſentlich zugunſten der gemeinen Wirklichkeit ausweicht. Es iſt ein Schickſal, daß der älteſte Sohn Bernhard von Troſtburg keine rechte Kraft mit auf den Lebensweg bekam und alſo nach verheißungsvollen Anfängen („der ſchöne Troſtburg") und zugehörigem Selbſtgefühl allmählich im Soldatenberuf in die Reihe grauer Alltagsmenſchen zurück-

Digitized by Google

tritt, nicht ohne ein Märtyrergefühl, ein wenig Märtyrerhochmut und Märtyrerlüge. Es wirkt auf uns als Schicksal, wie Trissie, seine Schwester, die Erbin väterlicher Leichtlebigkeit, bald erzieherischer Engherzigkeit davon- und einem sinnenstarken und tatkräftigen Berliner Fabrikanten in die Arme läuft, wie dann ihr Glück sie dem Bruder überlegen macht, so daß sie, Bernhards Schwäche durchschauend, bald und froh in dem jungen Botho den wertvollsten Träger guten Familienerbes erkennt. Wir sagen „Schicksal", weil es Bulcke gelungen ist, alles Geschehende als notwendige unmittelbare Folge aus der Anlage der Charaktere darzustellen — gewiß kein geringes Lob! Man verfolgt diese Lebensläufe von Anfang bis zu Ende mit steigender Teilnahme und wird überdies durch sorgsame Sprache und viele mit gutem Humor eingezeichnete Einzelzüge erfreut. Wer hätte nicht seine Lust an dem „komischen Briefe" Adolf Hebenstreits, des Hausbesitzers, an dem stereotypen „Also . . ." Julius Guttmanns.

Damit aber rückt Bulcke in die Reihe unserer scharf individualisierten Persönlichkeiten, daß er, wo es not tut, seiner Geschichte auch die Wucht starken inneren Erlebens zu geben versteht, sparsam zwar, aber unverkennbar. Wir freuen uns, daß wir dies mit einer Probe seiner Kunst heute bezeugen können. — Der Roman ist in Elischers Verlag zu Leipzig erschienen.]

In diesen Tagen kam ein an Trissie adressierter Brief aus Chemnitz, unterschrieben: „Adolf Hebenstreit, Hausbesitzer." Wie sich die gnädige Frau wohl erinnern werde, sei sein teurer Bruder, Herr Kommerzienrat Hebenstreit, vor einem Jahr gestorben; an einem schweren Nierenleiden übrigens, und gegen kranke Nieren gäbe es keine Rettung. Jetzt vor sechs Wochen sei ihm auch die teure Agathe, seine geliebte Schwägerin, in ein besseres Jenseits nachgefolgt; wegen eines bösartigen Krebsleidens übrigens, gegen das es auch keine Rettung gegeben habe. Die teuersten Kuren hätten nichts genützt; die teure Agathe sei noch so rüstig gewesen, das rasche Ende habe keiner erwartet. Nun sei die Frage, was aus dem jungen Baron werden solle. Der junge Baron sei jetzt fünfzehn Jahre und säße auf der Obersekunda. Er, für sein Teil, hätte das Kind wohl anders erzogen. Die gnädige Frau werde ja sehn: es sei nicht ganz leicht, mit ihm auszukommen. Er selber sei nach dem Tode des Kommerzienrats nominell der Vormund des jungen Barons gewesen; doch wirklich nur nominell, denn er habe dem jungen Baron nicht hereinreden können. Daß er ihn jetzt zu sich nehme, sei ganz ausgeschlossen. Er sei ein alter Mann und habe sich von seinem Geschäft, früher Strumpfwaren en gros, nachher Korsette und Bandagen, zurückgezogen, und außerdem sei er leberleidend. Das sei eine höchst gefährliche Krankheit und die kleinste Aufregung könne ihm schaden. Das halbe Jahr sei er in Karlsbad, wenn ihn die Herrschaften im Winter besuchen wollten, — er sei für vornehmen Empfang vollständig hergerichtet, obwohl seine gute Berta bereits seit zwanzig Jahren unter dem grünen Rasen läge; sie sei an einem Herzleiden gestorben. Wenn es der gnädigen Frau recht wäre, könne der junge Baron demnächst eintreffen. Übrigens je eher desto besser. Es sei, wie gesagt, schwer mit ihm auszukommen. Augenblicklich habe er ihn zu sich genommen; doch der junge Baron habe eine gefährliche Liebhaberei für die Jagd, er schösse in seinem Garten mit einem Gewehr,

Digitized by Google

habe bereits zwei Fenster demoliert und die Nachbarn beschwerten sich. Er könne ihn nicht regieren. Am liebsten wäre es ihm, wenn er den jungen Baron bereits Anfang nächster Woche auf die Bahn setzen könne. Wegen Kleidung und Wäsche brauche sich die gnädige Frau nicht zu beunruhigen; er habe allein fünfzig Hemdkragen und ungefähr ebensoviel Krawatten. Der Gatte der gnädigen Frau würde hoffentlich die Vormundschaft übernehmen. Er könne das nicht weiter so ansehn: er sei ein alter Mann und leberleidend, und brauche notwendig Ruhe. „Nachschrift: Gesundheitlich ist der junge Baron gut im Stande. Etwas schmal zwar, weil noch im Wachstum begriffen. Sanatogen oder Lebertran kann nichts schaden: natürlich ungereinigter, der gereinigte ist für die Katze und man schmeißt sein gutes Geld dafür zum Fenster hinaus. Der Obige: Adolf Hebenstreit, Hausbesitzer."

Trissie lief den ganzen Tag, als sie diesen Brief erhalten hatte, aufgeregt im Hause umher. Mein Gott, was sollte sie nur tun: Julius, der den Kopf ohnehin voll Sorgen und für die Familie Trostburg nichts als spitze Bemerkungen übrig hatte, würde nie und nimmer dareinwilligen. Wenn Julius wenigstens erlaubte, daß der kleine Botho — sie nannte ihn in Gedanken immer noch den Kleinen — das kleine Zimmer, das für den Chauffeur bestimmt und immer unbenutzt war, beziehen dürfte; sie würde sich den Kleinen schon vornehmen, und ihm Bescheidenheit beibringen. Julius sollte nichts von ihm sehn, nichts von ihm hören, sie wollte ganz allein für ihn sorgen. Wie schrecklich, der Kleine hatte nie eine Mutter gehabt, nie seine Geschwister gesehn. Bernhard hatte gemeint, die Hebenstreits würden ihn zu einem Kommis erzogen haben und er würde gewiß sächsisch reden wie ein geborener Kaffeesachse. Würde alles nichts schaden, auch nicht, daß er jetzt noch ein von der Großmutter verzogenes Muttersöhnchen sei. Oh, sie würde ihm das schon austreiben. Eine trockene Semmel zur Schule, und auf Pünktlichkeit dressiert. Der Junge würde nichts zu lachen haben. Oh, sie wollte schon streng sein. Einen richtigen Trostburg wollte sie aus dem Bengel machen, und nachher sollte er Offizier werden, kein Heringsbändiger; nein, doch kein Offizier.

Als Julius nach Hause gekommen war, wurde ihr jede Minute zur Qual. Er saß heute beim Abendessen länger als sonst, er ging mit der Gouvernante durch den Garten, er besprengte noch bis tief in die Dunkelheit den Rasen, nachher ging er wider seine Gewohnheit an den Bücherschrank und nahm sich einen Band Goethe heraus; es war gelegentlich eine kleine Renommage von Julius, so zu tun, als ob er an seinen Klassikern Gefallen hätte. Er hatte sich die Bücher, billige Ausgaben, schon damals gekauft, als er noch einfacher Monteur bei Siemens und Halske war. Trissie schlug das Herz bis zum Halse herauf. Während er las, legte sie schnell den Brief vor ihm auf den Tisch, tippte mit dem Finger darauf und lief dann, so schnell als möglich, die Holztreppe zu ihrem Zimmer hinauf, wo sie sich einschloß, und nun in der Dunkelheit an der Tür saß und lauschte. Bange Minuten vergingen. Sie rang lautlos die Hände und preßte die Hände auf das Herz. Wenn er doch gut wäre, wenn er doch einwilligen wollte; er war wirklich ein so guter Mensch, gerecht und edel in seinen Empfindungen. Aber ein Dickkopf war er, und unberechenbar. O Gott, wenn er doch gut wäre.

Digitized by Google

„Trissie", schrie ganz laut die Stimme ihres Mannes. „Trissiechen, so komm doch, Maus. Also Trissiechen, wo bist du, mein Darling?" Sie kam angstvoll die Treppe hinunter. „Was sagst du bloß, Trissiechen? Das ist ja eine kolossale Freudenbotschaft! Wir kriegen Familienzuwachs! Mein Gott, ob das Postamt noch offen ist? Man könnte gleich telegraphieren, damit der Junge noch etwas in den Ferien von unserm schönen Häuschen hat und von den Kindern und von unserm Landleben. Weißt du, er scheint ja ein verwöhnter Prinz zu sein, wir geben ihm oben die beiden Fremdenzimmer, und in Berlin kann er dann das Eckzimmer kriegen zum Schlafen und kann sich das Herrnzimmer zum Arbeiten einrichten. Das Herrnzimmer brauche ich ja doch nicht. Gut haben soll es der Junge bei uns. Denk bloß, Trissiechen, nie was von Vater und Mutter gesehn, immer bloß die alte Großmutter. Nun, wir wollen schon für den Jungen sorgen. Das laß nur meine Sache sein. Abermorgen kann er ankommen. Bernhard muß natürlich dabei sein. Aber es ist besser, du telegraphierst ihm lieber. Ob wir wohl eine Girlande um das Haus machen?"

Trissie fiel ihrem Manne um den Hals.

◘

Gegen die Girlande hatte Trissie energisch protestiert. Um Himmels willen, der Kleine sollte nichts davon merken, daß man seinetwegen ein Aufhebens machte. „Nur ja nicht zu herzlich, Julius, lieber ein bißchen reserviert. Der Junge darf uns nicht über den Kopf wachsen." Doch hatte sie das Haus von oben bis unten scheuern lassen, hatte selber Blumen gekauft, die auf den Eßtisch gestellt wurden, und war von allen am meisten in Aufregung. Ihre beiden Kinder, Ella und Hannchen, liefen den ganzen Tag hinter ihr her. „Mutti, wird uns der neue Junge etwas mitbringen?" „Mutti, darf der neue Junge mit uns Kahn fahren?" „Mutti, ob der neue Junge rote Grütze essen mag?" Auf die Depesche von Julius hatte Herr Adolf Hebenstreit einen Eilbrief geschrieben, der am andern Tage ankam: Der junge Baron sei sofort abgesandt. Für rechtzeitige Ankunft könne er aber nicht garantieren. Auch bäte er dringlichst darum, die Taschen des jungen Herrn zu untersuchen. Er vermute, daß er sich einen Revolver gekauft habe. Die Abgabe der Vormundschaft würde er sofort in die Wege leiten. Die Verwaltung des Vermögens würde Herrn Guttmann keine Schwierigkeiten machen; alles erststellige Hypotheken, goldsichere Aktien. Das Hauptkapital arbeite vorläufig noch mit großem Gewinn in der Fabrik. Da aber die Fabrik jetzt in eine Gesellschaft umgewandelt sei und die neuen Leiter schwer zu kontrollieren seien, stelle er anheim, das Geld nach und nach zu kündigen. Er siedele übrigens jetzt in den Weißen Hirsch bei Dresden um und sei für zwei Monate nicht zu sprechen. Die Ärzte hätten ihm geraten, es einmal mit kaltem Wasser zu versuchen. Zwar habe er noch nie, so alt er sei, einen Arzt gefunden, auf dessen Diagnose man etwas geben könne. Es sei alles herausgeworfenes Geld. Doch er sei schwer leidend und kaltes Wasser könne ja nicht schaden. Solange man lebe, müsse man immer noch Hoffnung haben. „Hochachtungsvoll Adolf Hebenstreit, Hausbesitzer. Nachschrift: Der junge Baron ist an kalte Abreibungen gewöhnt. Falls ein Badezimmer nicht im Hause, möge eine Blechwanne gekauft, und ihm mit einem großen Eimer ins Zimmer

Digitized by Google

gestellt werden. Im Winter könne man ja etwas warmes Wasser zugießen. Der Obige." — Trissie prustete verächtlich durch die Nase: Keine Badewanne im Haus. Noch schöner. Was der Protzenbauer sich einbildet. Er sollte nur unser Marmorbassin in Berlin sehn.

Als am andern Morgen Herr Julius Guttmann um fünf Uhr früh ins Freie trat, sah er am Gartentor ein Fahrrad stehn. Er schlich sich durch den Garten und fand in der Laube, die nach dem See hin lag, einen jungen langbeinigen Menschen sitzen, der eifrig in einem kleinen Buche zeichnete. Der junge Mensch trug einen hellen Sportanzug, hatte blonde gescheitelte Haare, einen schmalen Kopf und ein gerades, feines Profil. „Hallo, du bist wohl Botho?" Herr Guttmann streckte seinen Bauch vor, lachte über sein ganzes, bärtiges Gesicht und blieb zehn Schritt vor ihm stehn. Der junge Mensch erhob sich. Ein schöner sechzehnjähriger Junge mit hellen Augen und den unverkennbaren Trostburgschen Gesichtszügen. „Ich bin Botho Trostburg. Ich bin von Chemnitz mit dem Rad hierhergefahren. Leider konnte ich nicht telegraphieren, da ich nicht wußte, wann ich ankäme. Ihr habt übrigens in Preußen ausgezeichnete Wege." Und ein wenig unsicher, doch mit einem freundlichen Blick: „Du bist natürlich der neue Schwager. Ich danke dir, daß du mich zu dir nehmen willst. Wir werden schon miteinander auskommen. Ich habe noch zweieinhalb Schuljahre und will mich gleich heute auf einem Gymnasium anmelden. Ich habe mich schon nach allem erkundigt." Julius sah ihn mit unverhohlener Freude an: „Also, du bist ja ein Prachtjunge. Hier, gib deine Hand. Wir wollen schon miteinander auskommen, du hast ganz recht. Und nun komm ins Haus. Du wirst hungrig sein und ich will dir gleich Kakao machen." Er lief voraus, sprang die Stufen zur Diele empor, stellte sich mitten auf die Diele und schrie aus Leibeskräften nach Trissie, Bernhard, Ella und Hannchen. Sie sollten alle sofort aufstehn, der Kleine sei da. „Der Kleine bist du nämlich, mein Junge." Dann ging er mit Botho in die Küche, machte heißes Wasser und Botho mußte die Frühstückssemmeln von der Gartentür holen. „Also, Kaffee machen und Kakao kochen, das kann ich fein. Als ich noch kleiner Handwerker war, und so alt wie du, habe ich mir jeden Morgen meinen Blechtopf voll Kaffee selber gekocht. Das verlernt sich nicht. Hier ist Butter, hier nimm auch den Schinken mit, gleich ist das Wasser heiß." Wenn der Junge sich ihm abdrehte, betrachtete er ihn rasch mit frohen Blicken. Das war ein forscher Junge, frisch mit hellen Augen; der wußte, was er wollte. Ihm fiel ein, daß Trissie als Achtzehnjährige einmal auch so gewesen war; ebenso selbständig, ebenso voll Mut, eine lebendige Freude. Als er mit dem heißen Topf auf die Diele trat, hatten sich Trissie und Botho schon begrüßt. Sie waren beide recht verlegen. „Nun, Kinder, habt ihr euch auch schon einen Kuß gegeben? Nun seid ihr drei Trostburgs unter einem Dache zusammen. Nun schlägt der liebe Gott in seinem Tagebuch über euch eine neue Seite auf und schreibt darüber: Neues Kapitel. Also, was sagst du, Maus?" Trissie lächelte schweigend.

Bernhard kam erst nach drei Stunden; Trissie hatte ihrem Bruder seine Zimmer gezeigt, ihn im Hause und im Garten herumgeführt und ihn von ihren Plänen unterrichtet. „Ich finde ihn wirklich ganz nett", sagte sie zu ihrem Mann. „Ich weiß nicht, was der alte Hebenstreit

Digitized by Google

will. Er ist sicher ein alter Schafskopf. Der Junge ist bescheiden und höflich, hat gute Manieren und ist mit allem zufrieden. Du mußt ihn nachher gleich mit nach der Stadt nehmen, damit er sich nicht allein auf der Schule anmeldet. Der gute Junge. Er hat gleich auf seinen Nachttisch ein kleines Bild von seiner Mama gestellt, das er in der Tasche bei sich hatte. Denke, ich habe gar nicht gewußt, daß es seine Mama war. Er wolle mir Pension zahlen. Das lasse ich mir natürlich nicht gefallen. Einen Revolver hat er übrigens nicht bei sich. Ich hatte schon solche Angst."

Erst am Abend kamen alle drei, Julius, Bernhard und Botho aus der Stadt zurück. Immer, wenn Botho nicht dabei war, begann einer nach dem andern zu erzählen, wie ihm der Junge gefiele. Julius war am begeistertsten. „Du hättest sehen sollen, Trissie, wie er sich in der Fabrik umgesehen hat, wie er über alles Bescheid wußte, wie er mit meinen Leuten sprach. Man merkt, daß er in einer Fabrik groß geworden ist. Wenn der zu mir sagt: Nimm mich in deine Fabrik auf, als Lehrling oder als Monteur, — also, ich sage dir, Trissie, ich nehme ihn sofort." Bernhard war weniger zufrieden. „Gerade herzlich ist er nun nicht. Ich meine, daß wir seine Verwandten sind, seine älteren Geschwister, denen er doch recht sehr dankbar sein muß; das sieht er noch nicht recht ein. Er spricht eigentlich bloß immer von sich, und mir scheint, er ist etwas altklug." Trissie hatte ein Jugendbild ihres Vaters herausgesucht und zeigte das Bild nun: „Er ist Papa wie aus den Augen geschnitten. Das gefällt mir am meisten an ihm. Ich werde schon auf ihn aufpassen." Am schnellsten hatte sich Botho mit seinen kleinen Cousinen angefreundet. Er hatte ihnen gleich versprochen, mit ihnen zu segeln und sie Radfahren zu lehren. Trissie hielt es für angezeigt, Botho gleich ihren Standpunkt klarzumachen. „Nein, Botho, gesegelt wird nicht, das muß ich streng verbieten. Ich vergehe vor Angst, wenn ich nur ein Segelboot auf dem Wasser sehe." „Nun, mir wirst du doch erlauben, das Segeln zu lernen. Ich verspreche auch, Ella und Hannchen niemals mitzunehmen." „Auch das muß ich verbieten, lieber Botho", sagte Trissie kurz und energisch. Botho neigte zustimmend den Kopf. „Wie du befiehlst, liebe Schwester."

Bernhard hatte bisher am allerwenigsten mit dem Bruder gesprochen. Beim Abendessen hielt er eine Rede, auf die er sich augenscheinlich präpariert hatte. Er erzählte von den Trostburgs und dem Stammschloß, — Schloß, sagte er, — bei Meran, von Tante Klementine in Alten-Wussow, von dem angestammten Trostburgschen Familienberuf des Waffenhandwerks und seinen eigenen Erfahrungen. Es sei die edelste Aufgabe, seinem Vaterland zu dienen und es müßte der größte Wunsch jedes echten deutschen Jünglings sein, sein Land mit der Waffe zu schützen. Ein schwerer Beruf, aber ein schöner Beruf. Er verhedderte sich in seiner Rede und erzählte von geistiger Artillerie, seinen zwölf Riesenwellen und von seinem Freunde Kramsdorf. Das sei ein ganz hervorragender Mensch, Botho würde ihn ja auch kennen lernen. Wirkliches Ideal für jeden Jüngling. Botho möge ihn nur bald einmal in Denzin besuchen. Er hoffe, seinem Bruder Lust und Liebe zu dem Soldatenberuf einzuflößen. —

Als er schwieg, sahen Julius und Trissie auf ihre Teller und warteten. Botho war gleich mit der Antwort bereit. Die alte Ruine bei Meran kenne er natürlich aus Abbildungen. Es sei ein Jammer, daß

Digitized by Google

der verwahrloste Bau nicht wieder im Trostburgschen Besitze sei. Er habe schon öfters daran gedacht, den Bau später anzukaufen und dann ausbauen zu lassen. Offizier wolle er auf keinen Fall werden. Er werde auf der technischen Hochschule studieren und wolle Baumeister werden. Das sei ein Beruf, der ihm zusage. Man könne auch seinem Vaterlande dienen, ohne notwendig Soldat sein zu müssen. Nach Denzin käme er natürlich gelegentlich einmal sehr gern. Er lerne gerne immer Neues hinzu. Freilich sei er in den nächsten Ferien bereits besetzt. Er sei, wie man sich das ja denken könne, seinen Verwandten in Sachsen, die sich bisher herzlich seiner angenommen hätten, sehr verpflichtet, und habe versprechen müssen, vorläufig seine Ferien dort zu verbringen. Die Hebenstreits seien eine verbreitete Familie mit stark ausgeprägtem Familiensinn, und er sei ja ebensogut ein Hebenstreit wie ein Trostburg. — Er sah Bernhard an, als ob er eine Antwort erwartete; doch Bernhard hatte einen roten Kopf gekriegt und sah zur Seite. Trissie konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Julius strahlte: „Du bist ja ein Prachtjunge. Wie alt bist du? Sechzehn Jahre. Alle Achtung. Ich finde, du hast ganz recht."

Herr Guttmann war zum Vormund Bothos bestellt worden. Er kam eines Tages aufgeregt nach Hause: „Maus, also was sagst du, der Junge hat mindestens eine Million, und dabei steht irgendwo in den Akten, daß er noch ein erhebliches weiteres Vermögen zu erwarten habe. Denk bloß, unser kleiner Botho." Trissie schüttelte den Kopf: „Ein Trostburg mit Vermögen ist mir ein unklarer Begriff." Herr Guttmann behandelte Botho mit unverhohlenem Respekt. Botho sollte zehn Mark Taschengeld erhalten; doch Trissie merkte bald, schon in den ersten Tagen, daß ihm Julius heimlich so viel Geld zusteckte, als er nur haben wollte. Sie hatte vieles an Botho auszusetzen; sie hatte sich aber vorgenommen, zuerst vieles zu übersehen, und erst nach und nach erzieherisch auf ihn einzuwirken. Doch sie war zu eifrig: kein Tag in den ersten Wochen verging, an dem Botho nicht eine kleine Rüge erhielt. „Lieber Botho, ich mag nicht, daß du dich von den Dienstboten Herr Baron nennen läßt. Du sagst ihnen wohl selber, daß sie einfach Botho zu dir sagen." „Lieber Botho, ich sehe, du trägst in deiner Wäsche überall die Krone eingestickt. Wenn wir neue Wäsche brauchen, lassen wir die Krone wohl lieber weg. Bernhard schreibt vor seinem Namen ein kleines »v«. Ich rate dir, es auch so zu tun. Vorläufig bist du noch ein Junge. Wenn du erwachsen bist, magst du dich Freiherr nennen, soviel wie du willst." „Lieber Botho, wenn die Verwandten meines Mannes hierher zu Besuch kommen, wünsche ich nicht wieder, daß du dich zur Seite drückst. Es wäre sehr unfreundlich von dir, wenn du ihnen zeigen wolltest, daß du etwas anderes seiest als sie." „Lieber Botho, du treibst mir nach meinem Geschmack mit Kleidern, Handschuhen, Stiefeln und Schlipsen einen zu großen Luxus. Ein Junge darf sich nicht so aufputzen." Lieber Botho, du mußt dich an etwas mehr Pünktlichkeit gewöhnen. Auch bitte ich dich, wenn du fortgehst, mir mitzuteilen, wann du zurückkommst. Ich ängstige mich sonst um dich." Botho hatte bei diesen Rügen jedesmal einen roten Kopf bekommen, aber er nahm die Rügen schweigend hin und Trissie merkte zu ihrer Genugtuung, daß Botho sich bemühte, nach

Digitized by Google

ihren Wünschen zu handeln. Ganz von selbst war es übrigens gekommen, daß sie ihm erlaubt hatte, auf dem Wannsee zu segeln. Während der Ferientage trieb er sich nun stundenlang im Kahn umher, wenn er nicht im Garten saß und zeichnete oder Briefe schrieb. Was er zeichnete, zeigte er niemand. Auch erzählte er niemals von den Briefen, die er schrieb, und die er erhielt. Die Schulzeit begann. Im Handumdrehen hatte Botho jedesmal seine Schulaufgaben erledigt. Er sprach auch kaum von der Schule und versicherte nur, wenn man ihn eindringlich fragte, daß die Schule ganz gut zu sein scheine. „Bist du eigentlich auch fleißig genug, Botho?“ fragte Trissie einmal. Botho sah sie ganz verwundert an: „Aber Trissie, ich werde doch nicht so dumm sein, zu faulenzen.“ „Nun,“ sagte Trissie gutmütig, „Bernhard hat mir gestanden, daß er eigentlich stets eher faul als fleißig gewesen sei.“ „Dann bin ich wohl anders als Bernhard“, sagte Botho.

Als Guttmanns im Herbst wieder ihre Stadtwohnung bezogen, wurden Botho zwei Zimmer hergerichtet. Nun konnte er seine Sachen auspacken. Ordnungsliebend war er: so oft Trissie seine Zimmer betrat, war peinlich jeder Tisch aufgeräumt, jede Schublade verschlossen, stand und lag alles an seiner richtigen Stelle. Doch, du lieber Himmel, was wollte der Junge nur mit all den Sachen. Julius hatte nicht halb so viel Wäsche, nicht halb so viel Kleider und Stiefel, wie jener. In dem Bücherschrank standen in langen Reihen wissenschaftliche Werke, Klassikerausgaben, neuere Literatur, alles sauber gebunden, alles, wie es schien, liebevoll gepflegt. An den Wänden hatte er Bilder aufgehängt, wertvolle und wertlose nebeneinander, augenscheinlich Erbstücke seiner Großeltern. Über dem Sofa hingen drei Gewehre, eins davon schien noch von seinem Vater zu stammen. „Was willst du nur mit all dem Kram, Botho?“ „Es ist für später, Trissie.“

Er gab zu allem kurze und bedachte Antworten; Anlaß zu einem ernstlichen Tadel lag nicht vor. Doch Trissie war argwöhnisch: Julius mußte sich heimlich bei dem Direktor des Gymnasiums über Bothos Führung erkundigen. Julius kam strahlend zurück. „Wie ich dir gesagt habe, Trissie, ein Musterjunge. Botho ist der fähigste auf der Klasse, er ist fleißig und beliebt. Der Direktor tadelt nur, daß Bothos Charakter augenscheinlich verschlossen sei.“ Und verschlossen war er wirklich. In den Freistunden ging er seiner Wege, fast immer allein, besuchte Museen und Theater, ohne zu Hause seine Eindrücke zu erzählen. Dabei stellte sich heraus, daß er die Stadt schon von früher her gut kannte; er war öfters mit seiner Großmutter in Berlin gewesen. „Aber Botho, und du hast uns nie besucht?“ „Ich kannte euch doch nicht, ich wollte mich nicht aufdrängen“, sagte Botho ruhig. — Oft schien es Trissie, als erwarte er ungeduldig Briefe aus Sachsen. „Du scheinst dich sehr nach deinen Verwandten zurückzusehnen, Botho“, sagte Trissie einmal leise, als Botho am Fenster saß und in den strömenden Regen hinaussah. „Das ist doch erklärlich, Trissie. Es sind liebe Menschen, die mir zugetan sind.“ „Ich dachte, Botho, sie seien alle doch ein wenig einfach. Verzeih. So ein bißchen kleinbürgerlich und sächsisch.“ Botho fuhr erregt auf: „Daß mein Großvater Sohn eines Glasmachers war und selber als Arbeiter angefangen hat, braucht dich nicht darauf schließen zu lassen, daß

Digitized by Google

er auch einen kleinen Charakter hatte. Der König ist zu uns ins Haus gekommen und hat Großpapa behandelt wie seinesgleichen. Onkel Alwin hat ein Schloß in der sächsischen Schweiz und Tante Marie hat von der Königin Karola einen Orden bekommen. Wenn du denkst, daß ich mich der Verwandten meiner lieben Mutter schämte, so irrst du dich sehr." „Ich meinte nur . . . weil uns dein Onkel Adolf doch solch einen komischen Brief schrieb . . ." „Onkel Adolf ist ein ausgezeichneter Mensch, liebe Trissie." Trissie ärgerte sich über solche Antworten und fragte nicht weiter. Gegen Weihnachten merkte Trissie, daß er durch einen Brief in große Aufregung geraten war. Nach ein paar Tagen erzählte er, daß eine alte Tante und ein alter Onkel aus Dresden nach Berlin kämen und ihn besuchen wollten. Er bäte um die Erlaubnis, für diese Tage nicht zum Essen nach Hause zu kommen. Auch bat er um Geld, um den Verwandten kleine Geschenke machen zu können. Die Verwandten kamen, und Botho war für ein paar Tage fiebernd vor Aufregung. Erst bei ihrer Abreise machten die Verwandten, ein altes sächsisches Ehepaar, bei Trissie Besuch: Sie blieben ein paar Minuten, sprachen fremd und kühl über gleichgültige Dinge, bestätigten, daß Botho wohl aussehe, besichtigten sehr eingehend seine Zimmer, und Botho stand fremd und verlegen neben ihnen.

Ein Jahr war vergangen, und Botho hatte sein Wesen nicht geändert. Trissie hatte ihren Bruder liebgewonnen und quälte sich über seine Verschlossenheit. Er war ja ein guter lieber Junge, es war alles viel leichter mit ihm gegangen, als sie gedacht hatte. Auch war er teilweise herzlich; er verwöhnte die Kinder, spielte mit ihnen, machte ihnen Geschenke. Er war diensteifrig, wenn er Trissie einen kleinen Gefallen tun konnte. Immer unverändert höflich, wenn Trissie ärgerlich, immer unverändert kühl, wenn Trissie herzlich war. „Fühlst du dich eigentlich bei uns wohl? Du sollst es einmal ganz ehrlich sagen!" „Ganz wohl, liebe Trissie. Ich werde dir immer dankbar sein." Das war keine Antwort.

Im Mai waren Guttmanns wieder an den Wannsee übergesiedelt. Botho hatte wie etwas Selbstverständliches erzählt, daß er für die Ferien wieder zu seinen Verwandten nach Sachsen reisen würde. Als aber die Ferien heranrückten, bat er eines Tages, und Trissie merkte, daß ihm diese Bitte schwer wurde, daß er die Ferien am Wannsee verbringen dürfe. Trissie tat, als ob es ihr ganz gleichgültig sei, daß Botho wegreise oder nicht. Sie nickte kühl und sagte nur: „Deine Zimmer stehn immer für dich bereit." „Erlaubst du auch, daß ich mir zwei weiße Tennisanzüge machen lasse?" Er konnte sie nicht ansehn, so verlegen war er. „Ich möchte nämlich hier einem Tennisklub beitreten. Natürlich nur, wenn du erlaubst." Ja, Trissie erlaubte natürlich alles. Was ist nur mit dem Jungen, dachte sie, so verlegen habe ich ihn noch nie gesehn. — Nun ging Botho jeden Tag zum Tennisspiel. Es war zum erstenmal, daß er sich fremden Menschen angeschlossen hatte. Er war plötzlich ganz verändert. Er schloß sich auf sein Zimmer ein und Trissie hörte ihn laut singen, beim Spielen mit den Kindern begann er zu tollen, wie ein kleiner Junge; und auch wieder schlich er sich still beiseite, ganz versonnen und tief mit seinen Gedanken beschäftigt. Trissie frohlockte: Er

Digitized by Google

fühlt sich jetzt wohl, er kommt jetzt aus sich heraus. — Einmal des Abends, als sie mit ihm vor der Gartentür auf und ab ging, um Julius zu erwarten, nahm sie sich ein Herz: „Weißt du eigentlich, daß ich vor dir Angst gehabt habe, als dein Onkel Adolf uns schrieb, er wolle dich los sein, und du solltest zu uns kommen? Du mußt doch zu Onkel Adolf ganz anders gewesen sein als zu uns.“ „Ja, das war ich auch“, sagte Botho und lachte leise. „Onkel Adolf schrieb so ungefähr, daß mit dir gar kein Auskommen sei. Du hast ihm gewiß auch tüchtig zugesetzt. Eigentlich war das doch nicht recht von dir. Weshalb hast du das getan?“ Botho antwortete nicht; sie schaute aus den Augenwinkeln heimlich nach ihm hin und sah, daß er mit sich kämpfte. „Nun?“ „Ich wollte zu dir“, sagte Botho hastig, griff nach ihrer Hand, küßte ihr schnell die Hand und lief davon.

Immer vergnügter wurde Botho; als Julius vorschlug, man möge eine kleine Ferienreise nach der Ostsee machen, war Botho der erste, der ganz aufgeregt dagegen sprach. So schön wie in Wannsee könne es nirgend wo anders auf der Welt sein. Gut, Trissie und Julius möchten nur fahren; er bliebe hier, und wenn er in die Kutscherwohnung ziehen müßte. Es wurde denn auch nichts aus dem Plan. — Da sah Trissie eines Tages zu ihrem Erstaunen Botho auf der Straße neben einem Backfisch gehen: einem großgewachsenen Mädchen mit langem offenen Haar, in weißem Tenniskleid und weißen Schuhen. Beide hatten sie rote Wangen, beide waren sie so vertieft in das Gespräch miteinander, daß Trissie unbemerkt vorüberging. Wie eifrig Botho sprach. Er schien eine lange Geschichte zu erzählen. Trissie sah eifersüchtig hinter ihm her. So hatte Botho mit ihr noch nie gesprochen. — Sie behielt ihr Geheimnis für sich. Ein wenig enttäuscht war sie doch. Nun war der Umschwung in Bothos Wesen nicht deshalb gekommen, weil er sich an sie gewöhnt hatte, sondern weil er verliebt war. Das junge Mädchen war, wie Trissie bald herauskriegte, die Tochter eines Generals, der in Wannsee eine große Villa besaß. Botho erzählte mit gemachter Harmlosigkeit, daß er die Familie kennen gelernt habe und zu ihr ins Haus geladen sei. Trissie tat, als fiele ihr bei dieser neuen Bekanntschaft nicht das geringste auf. Botho blieb halbe Tage weg und Trissie fragte nicht weiter. Doch Julius war in der Eisenbahn mit dem General, den er früher einmal kennen gelernt hatte, zusammen gefahren und kam mit einem langen Bericht nach Hause: Der General sei ganz begeistert von Botho; er habe ja nur die eine Tochter, habe er gesagt, und es sei ja wohl verwunderlich, daß er Botho so oft zu sich lüde. Zuerst habe er auch Bedenken gehabt; aber er wollte doch seinem Töchterchen die Freude nicht stören. Und der General habe dabei mit den Augen gezwinkert. „Denk dir, Trissie, welches Glück der Junge hat. Jedes Herz fliegt ihm zu. Aber ist er auch nicht wirklich ein Prachtjunge?“

Eines Tages machte die kleine Exzellenzentochter mit ihrer Mama bei Trissie Besuch. Im Winter sollten die Kinder zusammen Tanzstunden haben, befahl die Mama. Lillychen würde in einem Jahr ballfähig, und ein gutes Tanzen sei die Hauptsache. Trissie bestätigte das und meinte spitzig, auch Botho käme ja bald von der Schule, und wenn so ein junger Mensch ins Leben trete, sei es ganz gut, wenn er tanzen gelernt hätte. Die blonde Lilly war dunkelrot vor Verlegenheit und lächelte nur. Botho

Digitized by Google

ließ sich nicht sehen. — Als Trissie zufällig ein paar Tage danach Bothos Zimmer betrat, fand sie auf seinem Nachttisch die Bibel seiner Mutter liegen. Sie schlug die Bibel gedankenlos auf und blätterte darin. Da fiel ein hellblaues, seidenes Haarband heraus, daran hing ein Zettelchen: „Von Lilly". Und darunter stand das Datum.

Wundervolle Septembertage. In den Gärten funkelte das Laub in Rot und Gold, an den weißen Villen hing brennend rot der wilde Wein, die Luft war klar und mild, durchflossen von blendend weißen Schäferwölkchen, die sich, sobald die Sonne unterging, fächerförmig über den Westen des Himmels breiteten. Herr Julius Guttmann kam jetzt des Abends früher nach Hause als sonst, er ging Arm in Arm mit Trissie viel öfter als sonst durch die laue Abendluft, sprach nicht mehr von seinen geschäftlichen Sorgen, machte ein friedfertiges Gesicht und brummte nach seiner Art glücklich lächelnd vor sich hin. „Ich freue mich so," sagte Trissie, „daß Botho trotz alledem doch noch ein ausgemachtes Kind ist. Anspielungen habe ich nun schon genug gemacht, doch er versteht mich nicht." Trissie hatte seit langen Monaten wieder einmal Botho getadelt. Er war ohne zu fragen abends von Hause weggeblieben und erst um Mitternacht zurückgekommen. Sie hatte ihm ernstlich ihre Meinung gesagt, Botho schien sehr zerknirscht. Andern Tags hatte er ihr einen großen selbstgepflückten Strauß von blühendem Heidekraut stillschweigend auf ihren Nähtisch gestellt. Sie hatte absichtlich nicht gedankt. Am Nachmittag desselben Tages, als sie beide allein draußen in der Laube beim Kaffee saßen und Botho seine kleine Staffelei zurechtgestellt hatte, um ein Aquarellbildchen zu malen, — er verbarg jetzt vor Trissie seine Zeichnungen nicht mehr — stellte sich Trissie neben ihn und sagte nach einer Weile: „Botho, wir haben gedacht, daß, wenn wir nach der Stadt zurückziehen, wir dich für einige Zeit in eine Pension geben. Ich weiß ein von Französinnen geleitetes Pensionat; ich will dich selbst dort anmelden, und du wirst gut aufgehoben sein. Ich denke, es wird dir recht sein, da du doch gern fließend Französisch sprechen lernen wolltest." Sie vermied es, ihn anzusehen, Botho legte die Hände auf die Knie, senkte den Kopf und sagte nichts. „Nicht wahr, es ist dir recht? Du wirst mit vielen Fremden zusammenkommen, wahrscheinlich vielen Ausländern, und das kann lehrreich für dich sein. Du bist doch so für das Lehrreiche." Botho sagte noch immer nichts. Er hob plötzlich den Kopf, und seine Augen waren voll blanker Tränen. „Du willst mich los sein . . .," sagte er schluchzend, „sag's doch nur gleich, . . . und ich dachte so recht, seit diesem Sommer seiest du endlich zufrieden mit mir. Ich bin gewiß wieder eklig zu dir gewesen, . . . mein Gott, es war diesmal wirklich ohne Absicht . . . Schick mich doch nicht fort, . . . liebe, süße Trissie, . . . liebe, süße, geliebte Trissie. . . ." Als er so sprach, waren auch Trissie die Tränen in die Augen gekommen. „Du bist mein guter Junge", sagte sie sanft und küßte ihn auf den Mund. — Am Abend nahm sie Julius heimlich beiseite. „Ich kann es ihm unmöglich sagen. Sag du es ihm, Julius." Julius ging mit Botho lange im dunklen Garten auf und ab. Dann kamen beide, behutsam auf den Zehenspitzen gehend, auf die Diele, und Botho beugte sich scheu über Trissie, sah sie mit feuchten Augen an und streichelte ihre Hand.

Digitized by Google

Im Oktober erschien bei Guttmanns eine dritte Tochter.

Botho schien auf der Schule ausgezeichnet vorwärts zu kommen. Alle Vierteljahr einmal mußte Julius auf Trissies Wunsch — einen letzten Rest von Argwohn wurde sie nie los — sich bei den Lehrern Bothos nach seinem Wohlverhalten erkundigen. Die Auskunft lautete immer gleich: hervorragend begabt, von schneller Auffassung, einwandfreiem Betragen, aber nicht recht beliebt bei seinen Mitschülern und Lehrern. Eine verschlossene Natur, Ehrgeiz mit etwas Hochmut gepaart. — Monate vergingen, und Botho zeigte nur ein kühles, immer nachdenkliches Gesicht, dem jede Weichheit und Zärtlichkeit fremd war, das nicht gern angeblickt sein wollte, auf dessen Stirn zu deutlich geschrieben stand: ich will für mich allein bleiben. — Er hatte nicht, wie andere Jungen, Liebhabereien: er zeichnete zwar mit großer Fertigkeit, doch er zeichnete nur noch aus alten Kunstgeschichten mittelalterliche Bauten und Paläste ab, und wenn er gelegentlich von sich selber sprach, so sprach er nur von seinem Beruf. Schlechthin, dem Beruf. Jeder mußte wissen, daß er einmal ein großer Baumeister werden wollte. Wenn Trissie und Julius vor den großen modernen Palastbauten im Grunewald und im Tiergarten bewundernd stehenblieben und Botho um seine Meinung fragten, hatte er ein mitleidiges Lächeln. Ob er denn an diesen Bauten etwas auszusetzen habe, fragte Trissie. Botho gab keine klare Antwort; er redete von Stil, Flächenwirkung und Liniensystemen. Trissie fragte eindringlicher: „Also die Kirche dort, das ist reiner romanischer Stil. Alle Häuser rings auf dem Platze sind ganz stilecht romanisch. Daran kannst du doch nichts aussetzen?“ „Es sagt mir nicht viel, Trissie. Es ist genau so, als ob du dir ein Maskenkostüm anziehen wolltest, um zu zeigen, daß du eine hübsche Figur hast.“ „Nun höre doch, Julius,“ sagte Trissie schnell, „er findet das nicht schön . . . Es sagt ihm nichts . . . das verstehe ich nicht . . .“ Botho ereiferte sich: „Ich will doch ein Baumeister werden, Trissie. Man muß das Herz der Zeit schlagen hören, in seinem eigenen Herzen, wenn man etwas schaffen will. Was davor liegt, ist Nacht und Dunst. Es lehrt nur, daß früher große Menschen Großes gewollt und geschaffen haben. Ich kann das nicht so ausdrücken.“ „Na, das finde ich auch,“ sagte Trissie, „du wirst noch anders darüber denken.“ Am Abend, als Botho mit seinen Schulaufgaben fertig war, kam er noch einmal in das Wohnzimmer und sagte unvermittelt: „Wenn Goethe sein ganzes Leben der Bewunderung des Homer und des Sophokles, wenn Bismarck sein ganzes Leben der Bewunderung Alexanders und Friedrichs des Großen gewidmet hätte, wäre aus ihnen nichts geworden. Das wollte ich dir bloß sagen.“ Sprach's und machte die Türe wieder zu. „Also, Julius, verstehst du das?“ fragte Trissie. „Laß ihn man,“ antwortete Julius, „es arbeitet in seinem Kopf. Er wird schon wissen, was er will.“ Doch Trissie war betrübt.

Am meisten betrübte es sie, daß er keine Gelegenheit versäumte, bei den kleinen Geschenken, die er ihr von seinem Taschengeld machte, zu sagen, daß er später Gelegenheit nehmen würde, ihr besser zu danken. Er müsse sich für die vielen Ausgaben später revanchieren. Von Lilly war nicht mehr die Rede. Als damals, nach jenem glücklichen Sommer, der Winter gekommen war, und Trissie Botho, um ihn zu necken, nach

Digitized by Google

den Tanzstunden fragte, sagte Botho mit überlegenem Gesicht: „Es führt zu nichts. Ich versäume darüber zu viel Zeit. Außerdem kann ich längst tanzen. Ich muß an meine Arbeit denken, mein Examen ist wichtiger.“ Dennoch sah Trissie ihren Bruder mit Lilly auf der Eisbahn. Sie waren beide gewachsen, an dem Mädchen war nun nichts Backfischmäßiges mehr. Und Trissie freute sich beinahe: jetzt zeigte Botho auch der Blondhaarigen das kühle, reservierte Gesicht, das mit einem spöttischen Zug um den Mund gleichgültig über die fragenden Augen des Mädchens hinwegsah.

Sie beide wollten nur mit Hilfe von ein paar Arbeitern aus der Fabrik neben der Wannseevilla ein großartiges Treibhaus bauen, mit Warmwasserheizung, verstellbarem Glasdachwerk und elektrischer Anlage. Dies Treibhaus sollte ein Geburtstagsgeschenk für Trissie sein. Ein paar Abende arbeiteten sie heimlich in Bothos Zimmer über dem Bauplan. Als der Plan fertig war, ging Julius mit Botho zu einem Maurermeister im Norden der Stadt, den Julius noch von der Volksschule her kannte: der Meister sollte ein Gutachten abgeben. — Der Plan mußte verworfen werden, und sie arbeiteten nun zu dritt einen neuen Plan aus. Von jetzt an ging Botho jede Woche dreimal nachmittags auf drei Stunden zu dem Maurermeister in die Lehre. Er schaffte sich einen blauen Arbeitskittel an und lernte auf dem Baugerüst eines Neubaues mit der Maurerkelle, mit Ziegeln, Mörtel und Kalk hantieren: todmüde kam er nach Feierabend nach Hause, um dann noch stundenlang über seinen Schularbeiten zu sitzen. Denn jetzt arbeitete er auch für die Schule und tat nicht mehr so, als ob die Schulaufgaben eine beiläufige Nebensache seien. Bis ihm eines Tages der Meister schmunzelnd sagte: So, nun arbeite Botho ebenso gut wie ein gelernter Maurergeselle. Und wenn's ihm einmal im Leben sehr schlecht gehen solle —, als Maurer würde er sich allemal noch sein Brot verdienen. — Von Neujahr ab arbeitete Botho in gleicher Weise in der Guttmannschen Fabrik: er ließ sich ein Vierteljahr lang im Tischlern und Drechseln, in der Eisengießerei, im Metalldrehen, im Schmieden und in den Montierungsarbeiten unterweisen. In den Osterferien arbeitete er jeden Tag von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends mit den andern Arbeitern zusammen. Er wurde darüber sehnig und fest, mager und zäh. Um ihm Gesellschaft zu leisten, griff Julius, der schon lange Jahre sich nicht mehr körperlich beschäftigt hatte, ab und zu stöhnend und prustend mit in die Arbeit ein. Und während sie beide, den Schweiß auf der Stirn, hämmerten, klopften, feilten und die schweren Schlaghammer auf und nieder spielen ließen, erzählte ihm Julius von Kapitalverwaltung, von Börsengeschäften und dem jeweiligen Stande des Geldmarktes. „Wenn du dein eigener Herr bist, würde ich an deiner Stelle so und so handeln.“ „Es ist ein ganz einfaches Geheimnis, mit dem sich jeder in die Höhe arbeiten kann, mit dem jeder auf der Höhe bleibt; das Geheimnis heißt: Respekt haben vor dem Pfennig.“

Als der Frühling kam, begannen sie das Treibhaus zu bauen: es war eine saure Arbeit, den Boden auszuschachten, schnurgerade Linien in das Erdreich zu ziehen; ein starker Gewitterregen kam nach wenigen Tagen und zerstörte die ganze angefangene Arbeit. Ärgerlich lachend

Digitized by Google

ließen sie ihren Freund, den Maurermeister, kommen, und der ordnete an, daß sie mindestens einen oder zwei Maurergesellen zu Hilfe ziehen müßten. Nach dem Feierabend saßen sie zum Schrecken Trissies in erdbeschmutzten Kitteln, die Ärmel hochgekrempelt, vor der Haustür an einem Tisch, ließen sich Bier kommen und redeten klug. „Bist du eigentlich Sozialdemokrat, Julius?" fragte Botho. Julius schmunzelte zufrieden: „Früher war ich's. Und ob. Ich besuchte jede Versammlung. Nachher, — schon bald, als ich beim Militär war, da wurde es eben anders." „Schade", stieß Botho leise hervor. „Damit ich's dir nur sage, ich bin eingefleischter Sozialdemokrat. Ich habe das Volk jetzt kennen gelernt. Ich habe nun eine neue Pflicht . . ." „Reden Sie kein Blech, junger Mann", sagte der Freund, der Maurermeister. „Sie sind noch viel zu jung und grün, um mitzureden. Sie schaden sich selbst, wenn sie solche Dummheiten reden." Botho schwieg betroffen und wurde blutrot. So etwas hatte ihm noch kein Mensch gesagt.

Drei Monate arbeiteten sie an dem Treibhaus. Zu Trissies Jammer war der ganze schöne Vorgarten verwüstet, wurden alle Wege mit Holzeimern, Kalkbottichen, Eisenstangen, Glasscherben zunichte gemacht. Im Juli, zu Trissies Geburtstag, wurde das Treibhaus fertig und von den Erbauern feierlich eingeweiht. Der Maurermeister war als Ehrengast geladen. Julius hatte in seiner Freude alle Guttmannschen Verwandten, deren er habhaft werden konnte, eingeladen, der Garten war mit Lampions erhellt und am Abend wurde getanzt.

Eines Tages im März, als sich Guttmanns zu Tisch setzten, lag unter Trissies Serviette eine Karte mit der Handschrift Bothos. Sie las und stieß einen Freudenschrei aus: „Anläßlich seines heute bestandenen Examens erlaubt sich der gehorsamst Unterzeichnete, seinen lieben Schwager und seine liebe Schwester für heute abend acht Uhr in das Hotel Kaiserhof zum Abendessen einzuladen. Bitte: Frack und Balltoilette. Botho Trostburg." „Junge . . . Junge . . . mein Junge", schrie Julius, warf die Serviette beiseite und umarmte Botho. „Junge . . . was machst du uns für Freude." Trissie sah ihn gerührt und traurig an. „Nun verliere ich dich, Botho." „Ach was, verlieren . . . wir verlieren uns nicht. Das weißt du ganz genau. Und wenn du es nicht weißt, ich weiß es." Nun sollte Botho erzählen: Nein, diese Überraschung. Nein, wie Botho das fertiggekriegt hätte, kein Wort zu sagen. Und dies schwere Examen, und sie hätte doch gedacht und heimlich ausgerechnet, daß das Examen erst in zwei Wochen sein könne. Und nicht mal eine Flasche Wein stände auf dem Tisch. „Nun, und wie war's denn, Latein und Griechisch, Mathematik und deutscher Aufsatz . . . Nun erzähl doch bloß, Botho." Aber Botho hatte gleich wieder sein kühles, blasiertes Gesicht aufgesteckt. Er hob die Schultern, lächelte ironisch und sagte: „Nun, wie es war? ich kam heut morgen hin und machte meine Verbeugung, und da wurde mir gesagt, ich sei dispensiert, und ich machte noch eine Verbeugung, und damit war es gut. Da ist doch weiter nichts zu erzählen." Aber Trissie drohte ihm ärgerlich lachend mit beiden Fäusten: „Botho, nun sage ich dir bloß das eine, bloß dieses eine: Machst du auch nur noch einen einzigen ganz kleinen Augenblick dieses infame, dieses unverschämte, dieses freche, hochnasige, dieses ekelhafte Gesicht, mit dem du mich nun,

Digitized by Google

du Unausstehlicher, beinahe drei Jahre bis aufs Blut geärgert hast, — o wie hast du mich geärgert, o wie habe ich mit den Zähnen geknirscht vor Wut —: Das sage ich dir, Botho, und das habe ich dir seit drei Jahren sagen wollen, und ich Schaf habe es dir nicht gesagt —: nur noch einen Augenblick dies Gesicht und ich stehe auf und verhaue dich. Aber ich verhaue dich auch dann so windelweich, daß die Lumpen fliegen. Du bist ja ein ganz unausstehlicher, ein ganz widerlicher, ein ganz niederträchtiger Mensch . . ."

Da lachte Botho, er lachte wie ein kleiner Junge, hilflos und glücklich. „Nein, ich muß dich doch verhauen, nein, ich kann mir nicht helfen." Und sie flog ihm lachend um den Hals und küßte ihn. „Ein Trostburg bist du, aber was für einer. Gott soll mich bewahren."

Am Abend saßen sie zu dritt in dem großen Hotel: Julius in seinem zu engen Frack, Brillantknöpfe im Hemd, in weißer ausgeschnittener Weste. Wie immer, wenn fremde Menschen in seiner Umgebung waren, machte er ein todernstes feierliches Gesicht und bekam einen unruhigen Blick. „Du siehst aus wie ein Hamster", sagte Trissie lustig und übermütig. „Nun sieh ihn dir an, Botho: Kriegt er nun eine Glatze oder nicht?" Ja, es war unbestreitbar: er kriegte eine Glatze. Trissie war vorschriftsmäßig in Balltoilette: Sie sah rund, niedlich und rosig aus, hatte ihren besten Schmuck, eine kleine Perlenkette, um den Hals und strahlte, weil sie wußte, daß sie hübsch aussah. Julius tätschelte ihren Arm. „Mein Gülbappel", sagte er leise. So hatte er sie als Bräutigam vor zwölf Jahren genannt, und dann nie mehr so. „Sei nicht böse, Trissie," sagte Botho, „ich habe mir, ohne dich zu fragen, einen neuen Frack machen lassen. Hast du das schon gemerkt?" „Natürlich," lachte Trissie, „du mußt dir eins immer vor Augen halten, wenn du an mich denkst: Deine Schwester Trissie merkt alles; aber auch alles. Du kannst ihr nichts vormachen. Doch nun habe ich nichts mehr zu sagen."

Sie hatten sich vorgenommen, heute recht ausgelassen zu sein. Doch das große Hotel mit der kalten Pracht seiner hohen weißen Wände, seiner ungeheuren Kristallkronleuchter, seiner schweren, brennend roten Smyrnateppiche, war zu steif und vornehm; die Menschen, die an den Nebentischen saßen, zu feindselig, gleichgültig: man mußte sich hier schämen, lustig zu lachen, und ein vergnügtes Gesicht zu zeigen. — Julius hatte sich vorgenommen, eine Rede zu halten. Als der Sekt auf den Tisch kam, sprach er auch ein paar Sätze; doch gleich übermannte ihn die Rührung. Dann mußte Trissie das Geschenk überreichen: eine goldene Uhr: „Unserem lieben Kleinen", sagte sie.

Botho hob sein Glas und trank ihnen beiden zu. „Ihr wart gut zu mir. Nun geht es ins Leben hinaus. Ich habe den Direktor gebeten, mich vorzeitig zu entlassen. Die feierliche Abschiedsrede, die er uns halten will, will ich ihm lieber schenken. Ich bin nicht für so was. Lieber Julius, du gibst mir wohl einen Kreditbrief mit auf die Reise. Übermorgen abend fahre ich erst mal nach München, und will dann weiter sehn. Ende April muß ich mich auf einer Hochschule immatrikulieren lassen. Ich schwanke noch zwischen London und Zürich." „Glück auf den Weg, mein Junge," Julius trank ihm zu, „vergiß nicht, daß du bei uns eine Heimat hast. Du bist mir wie ein eigener Sohn und wie ein eigener Bruder." Botho lächelte glücklich; „als ich von Sachsen zu euch kam,

Digitized by Google

war ich doch etwas bange. All meine sächsischen Verwandten mußten mir versprechen, daß sie mir die Zimmer, in denen ich bei ihnen gewohnt hatte, aufheben wollten, und daß ich jederzeit zu Besuch kommen dürfe. Nun werde ich mein Zimmer bei euch vermissen."

„Übermorgen schon?" fragte Trissie bekümmert. „Wenn du jetzt fortgehst, wirst du uns bald vergessen."

„Ich muß hinaus, Trissie. Es zieht mich mit Gewalt."

Rundschau

Religiöses Leben

Ein Nachwort zum Enzyklikastreit

In der Christlichen Welt, die trotz ihrer grundsätzlichen Versöhnungspolitik in Sachen der Konfessionen den Protest gegen die Enzyklika gutgeheißen hatte, hat ein einzelner einen Gegenprotest erhoben, der nach dem Recht der meisten dieser Protestversammlungen fragt, Dinge zu schützen, zu denen die Teilnehmer gar kein inneres Verhältnis mehr haben. Darauf hat Adolf Harnack in seiner ruhigen und wohlabmessenden Weise geantwortet, daß es sich um den Schutz religiöser Güter gar nicht handle, sondern einerseits um Formfragen, die als solche wichtig genug seien — denn Formen seien die wichtigsten Erziehungsmittel auch für die Gesinnung —, andererseits um die historische Wahrheit. Es handle sich „um die Erziehung der rückständigen Kurie, damit sie die Verkehrsformen des zwanzigsten Jahrhunderts lerne". Diese Formen seien der Ausdruck von „Ehrerbietung und Höflichkeit", welche ein kostbares Gut darstellen, das „wir auf einem langen Wege endlich erworben haben". Auch weite Kreise deutscher Katholiken gäbe es, die in diesen Beziehungen auf seiten der Protestler stünden, oder, wie Harnack sich vorsichtiger ausdrückt: „auch ihrerseits den römischen Ton nicht mögen und uns im stillen dankbar sind, wenn wir ihn uns verbitten". Das dürfte in der Tat bis in die Kreise der Zentrumsführer hinein der Fall sein. Denn es gibt neben dem römischen noch immer auch Reste des spezifisch deutschen Katholizismus, der aus Walter von der Vogelweide sprach, und auf dessen Wiedererwachen ein Stück unsrer Hoffnung ruht.

So sehr ich hiernach Harnacks Deutung der Protestbewegung teile und begrüße, so möchte ich doch zwei Anmerkungen dazu machen.

Die erste bezieht sich auf jenen Gegenprotest. So sehr Harnack sachlich ihm gegenüber recht hat, so sehr ist meiner Meinung nach doch das Aufwachen von Stimmungen zu schätzen, die bei derartigen Kundgebungen in Dingen, die immerhin mit religiösen Fragen in Verbindung stehen, für das Wichtigste die Selbstprüfung halten. Gewiß macht das die eigentümliche Schwäche des Protestantismus aus gegenüber der Geschlossenheit der katholischen Kirche, daß bei uns keine zusammenhängende Aktion einsetzen kann, ohne daß sofort dieser Zweifel an der inneren Berechtigung mit einsetzt. Aber gerade diese kirchenpolitische Schwäche ist das Element in den evangelischen Kirchen, auf das man hoffen muß, so lange man sie einer religiösen Neuschöpfung noch fähig hält. Denn die Gesinnung, die bei allen Dingen allein nach der innern Wahrheit fragt (womit nicht

Digitized by Google

etwas Rationelles gemeint ist), ist dieselbe, welche allein auch aufgeschlossen genug ist, wo sich neue Offenbarung regt.

Die zweite Anmerkung bezieht sich auf den Grund zur Selbstprüfung im vorliegenden Streit. Harnack faßt nur ins Auge, daß der Papst eine politische Macht ist. Aber er ist zugleich Priester und Prediger. Die Sprache der Enzyklika ist dieselbe, die auch auf tausenden von evangelischen Kanzeln sonntäglich gegen diejenigen angeschlagen wird, welche dem evangelischen Durchschnittspastor in ähnlicher Weise als „die Verführer des Volkes" gelten, wie dem Papst die Reformatoren, nämlich gegen die Sozialdemokraten. Man höre sich nur einmal preußische Kaisergeburtstags- und Jedermann-sei-untertan-Predigten an. Wenn man davon spricht, daß in der Enzyklika nicht ein beliebiger einzelner, sondern die höchste Spitze der Kirche das Wort nähme, so fehlt mir zwar das Material, um hier einen Vergleich durchzuführen. Sollte sich aber jemand daranmachen, aus evangelischen oberhirtlichen Erlassen eine ähnliche Blütenlese zusammenzustellen in bezug auf Äußerungen gegen die Sozialdemokratie, so fürchte ich, sie würde nicht viel anders ausfallen als die aus der Enzyklika zusammengestellten gegen den Protestantismus.

Soll man also nicht gegen Beschimpfungen protestieren? Man soll es tun, aber nur unter der Bedingung, daß man sich der entsprechenden Erscheinungen im eigenen Lager bewußt zeigt und dessen, daß sie ebenso zu verurteilen sind.

Bonus

Kaufmannsdeutsch

„Auf Ihre Anfrage teilen wir Ihnen mit, daß . . ." Nein doch: „Wir bekennen uns zum Empfang Ihres w. Gestrigen und teilen wir Ihnen in Beantwortung Ihrer gef. Anfrage höfl. mit, daß . . ."

Aber wozu wieder einmal eine Satire aufs Kaufmannsdeutsch schreiben und sie „bemustern"? Das wäre nicht nur billig, es wäre vom Billigen das Billigste. Unsre Kaufleute sprechen sich oft verstimmt darüber aus, daß die Gebildeten sie so ungern als ihresgleichen annehmen, wenn nicht eine Extraladung Gold die Wagschale auf der kaufmännischen Seite beschwert. Es gibt mehr als einen Grund dafür. Wären sich die Kaufleute aber eines der wichtigsten bewußt, sie feuerten vor allem diese schauerlichen Berufskrücken in den Ofen, deren Gebrauch sich der Lehrling mit mühseligem Verrenken seiner geradegewachsenen Sprachorgane erst anzüchten muß: das Kaufmannsdeutsch. Wer soll einen Mann als Menschen von Kultur nehmen, der d a s gebraucht — selbst unser Juristendeutsch ist ja noch eine Schönheit dagegen, weil es wenigstens logisch ist. Gut also, daß sich endlich auch in den Kaufmannskreisen selbst die Gegnerschaft gegen das Pöbeldeutsch lebendiger regt. Beweis dafür ist auch ein Büchlein des Hamburger Kaufmanns J. Kähler: „Vorschläge zur Verbesserung des kaufmännischen Briefstils", das durch die „Welt des Kaufmanns" bei Callwey herausgegeben ist. Wir empfehlen es allen, die an halbverstandenen Fremdwörtern, verwachsenen Inversionen und schwammigen Satzgeschwülsten Not leiden.

Literatur

Von der Sprache

Die Lehre vom Reim

Während die Reimkunst in Deutschland allmählich recht hoch gediehen ist — der Durchschnitt hat sich bedeutend gehoben und hebt sich jährlich mehr — bewegt sich

Digitized by Google

die Reimlehre noch immer in den alten Geleisen. Sie ist primitiv, auf die gröbsten Anforderungen zugeschnitten, sie genügt nicht mehr. Heutzutage reimt sogar ein gescheiter Dilettant besser und zum Teil anders als es die Reimlehre weiß. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, wenn die Erkenntnis, statt der Praxis den Weg zu erleuchten, der Praxis nachhinkt oder gar außer Gesichtsweite hinter ihr stehenbleibt. Zwar der Dichter selber, so meint man wenigstens, bedarf der Erkenntnis nicht, denn er trifft mit unfehlbarem Instinkt das Richtige. Ich persönlich glaube, er bedarf ihrer zwar am Montag bis Donnerstag nicht, aber bedarf ihrer am Freitag; weil nämlich ein Dichter an verwünschten Tagen mit unfehlbarem Instinkt das Unrichtige trifft. Jedenfalls kann es nie schaden, wenn einer weiß, was er tut. Lassen wir das dahingestellt; jedenfalls bedarf der Genießende, insofern er urteilt (und unwillkürlich urteilt ja jeder Genießende) und ganz dringend bedarf der Kritiker der klaren Einsicht. Sonst kann es ihm begegnen, daß er dem Schaffenden Vorzüge als Fehler aufmutzt. Und das begegnet ihm auch wirklich. Ich könnte hiefür merkwürdige Beispiele anführen. Allein wozu Beispiele? So ziemlich alle Welt urteilt ja: der Reim stimmt, folglich ein guter Reim; der Reim stimmt nicht, folglich ein schlechter Reim. Natürlich, man hat es ja so gelernt.

Diese alte Theorie nun, die da meint, daß es beim Reim einzig auf den Übereinklang und immer auf den Übereinklang ankäme, ist falsch. Was die Verslehre für einen guten Reim ausgibt, gilt dem Dichter höchstens für einen genügenden Reim. Ein genügender Reim ist aber noch lange kein guter, sondern er ist an den meisten Orten für einen guten Reim zuwenig und an einigen wenigen Orten für einen guten Reim zuviel. Die Reimlehre ist überhaupt anders anzufassen.

Vor allem muß ihr die Einsicht dämmern, daß man nicht einerlei reimt, sondern in verschiedenen Kunstformen, verschiedenen Stilarten, verschiedenen Gefühlstönen verschieden, daß was an der einen Stelle ein Vorzug, an einer andern Stelle ein Fehler ist. Man reimt eine Satire anders als einen Gefühlserguß, einen getragenen, hochgehobenen Vers anders als ein Lied. Ein Lied mit reinen, tadellosen, wohlklingenden Reimen wäre ein schlecht gereimtes Lied; hier sind Ungenauigkeiten, also vermeintliche „Fehler“ Vorzüge; während wiederum ein pathetischer Gefühlserguß die größte Vollkommenheit sowohl hinsichtlich der Klangfülle wie der Reinheit verlangt. Sodann muß die wichtige Wahrheit gewußt werden, daß es beim Reim keineswegs bloß auf den Klang ankommt. Der Dichter sieht sich bei seinem Reim vor die Aufgabe gestellt, noch eine Menge anderer Dinge zu berücksichtigen und mit der Gefühlswage abzuwägen. Ich will einige davon nennen: Es kommt zum Beispiel auf die Betonung, auf den Akzent an, welchen ein Reimwort im Satz hat. Es gibt tonlose, schwachbetonte, matte, und es gibt stark betonte, scharf betonte und zudringliche Reime; ja, es gibt sogar scheinbare Reime; und, wohlverstanden, alle haben an ihrem Ort ihre Berechtigung. Es kommt ferner auf den grammatischen Wert des Wortes an, das man in den Reim setzt. Ein Zeitwort, ein Hauptwort schafft einen ganz anderen Reim als ein Fürwort oder ein Adjektivum. Es ist auch nicht dasselbe, ob ich beim nämlichen Klang ein Zeitwort in der Vergangenheit mit einem andern

Digitized by Google

Zeitwort in der Vergangenheit oder ob ich ein Zeitwort mit einem Partizipium oder Substantiv reime. „Nannte“ und „wandte“ ergibt nicht einen Reim vom nämlichen Karat wie „nannte“ und „Verwandte“. Auch Zusammensetzungen erzeugen andre Reimwerte als einfache Worte. „Kann“ mit „Mann“ reimt anders als „Kann“ mit „Zimmermann“. Es kommt ferner darauf an, ob ein Reimwort den Redesatz schließt, oder mitten im Spruch steht. In ersterem Falle erhalten wir einen behauptenden, im letzteren Fall einen gleitenden flüchtigen Reim. Es kommt ferner auf den logischen Gedankenwert an, welchen das Reimwort im Sinne des Satzes hat. Wenn zum Beispiel der Gedanke des einen Verses zu dem Gedanken des andern Verses in Gegensatz tritt und der Gegensatz gerade in den Reimworten zündet, so erhalten wir einen beispiellos scharfen Reim, den antithetischen Reim. Es kommt ferner auf die dynamische Kraft an, mit welcher der Rhythmus des Gedankens und des Verses in den Reim stürzt. Da wären noch eine Menge Dinge zu nennen, allein ich maße mir ja nicht an, eine neue Reimlehre zu begründen, ich erlaube mir bloß, den Weg anzudeuten, welchen meiner Ansicht nach eine neue, rationelle Reimlehre wird einschlagen müssen.

Beiläufig möchte ich auch empfehlen, endlich einmal mit einigen alten, albernen Titeln endgültig aufzuräumen. Ich denke an die Titel „Knittelvers“ und „Schüttelreim“. In „Knittelversen“ kann man einen „Faust“ dichten. Und der „Schüttelreim“ kann, wenn verständig angebracht, sein Recht und seine Wirkung haben. (Bekanntlich betrachtet der Franzose den Schüttelreim sogar als den König aller Reime.) Wozu also dieser höhnische, verächtliche Name? Dem „Schüttelreim“ gebührt von Natur und Wahrheit wegen ein solcher Name, der seine Eigentümlichkeit bezeichnet, also der Name Doppelreim.

Karl Spitteler

Gedichte von Hans Carossa

Es ist wohl kein Dichter, und ein großer gewiß noch seltener, der nicht in seinem dichterischen Weltinnewerden wie von der unmittelbaren eigenen Gefühlswelle so auch von einem Meer dichterisch gestalteter Gefühle — die er erst nur mittels des poetischen Nachschwingens, gewissermaßen durch Induktion erlebt — fast gleichzeitig erfaßt würde. Durch das eigene Gefühl, das sich zu regen beginnt, hat der überwältigende dichterische Lebensausdruck der Vergangenheit Zugang zur Seele des Dichters und überträgt so mit dem Gültigen, Ewigen in Sprache, Rhythmus, Gedankenbindung auch die individuelle Formgebung einzelner Meister auf den neuen. Es ist Zeichen und beträchtliche Leistung reifender Selbständigkeit, wenn es einem Dichter gelingt, diese Zwischenglieder zu überwinden und als eine unmittelbare Auswirkung des Gültigen, Allgemeinen zu erscheinen, die alle Besonderheiten des Ausdrucks nur in sich, dem Medium, trägt.

In den schönen „Gedichten“ von Hans Carossa (Insel-Verlag) ist diese Eigenart noch nicht erreicht, obschon sie die beginnende Entwicklung auf Selbständigkeit deutlich zu zeigen scheinen. Noch ist Goethe ganz hörbar in den gegliederten Rhythmen des Hymnus „An die Natur“:

„Selig im Wetterduft,
Mutter, auf Urgestein,
wo nur golden die Flechte dorrt

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

über der schallenden Schlucht,
atm ich dir entgegen,
tief hinwirkende Glüherin du!

Wer kennt dein Herz?
Wo du nur Kraft säst,
erntest du Liebe,
Liebe hier im Nordgeklirr
wie dort drunten im Frühling . . .

Mit gelassener Abwehr
lächelt dein Mund . . .“

Noch ist Dehmel in einer Strophe wie diese:

„Als wolltest du mich lesen wie ein Buch;
das lautete wohl nicht nach deinem Willen,
vielleicht zu klar, vielleicht nicht klar genug,
vielleicht zu still für deine eignen stillen
verschwiegnen Wünsche . . . .“

Noch ist da oder dort ein Zeichen von Hofmannsthal oder anderen. Aber ein starkes, von einer Persönlichkeit ausgehendes Gefühl, das offenbar nicht zufällige, sondern nur wahlverwandte Einflüsse aufnimmt, die es schon mit einem unbestimmten Eignen verschmilzt und jedenfalls zusammenfaßt; ein nahes Verhältnis zur Natur, die Carossa klar, nüchtern zu sehen vermag, ohne Beimischung konventioneller Gefühle, bedeuten Hoffnungen und Wahrscheinlichkeiten für den Dichter, der — wenn er sich als Gestalter ganz zur Unabhängigkeit von durchscheinenden Vorbildern findet — aus seiner menschlich-innigen, lebendigen Persönlichkeit sehr Schönes würde zu geben haben. Eine kleine reizende Strophe legt mir den Gedanken nahe, ob Carossa nicht mit seiner verhüllten Eigenart dem einfach Volksliedartigen näher steht, als dem differenziert Modernen, dem er sich hingegeben:

„Und wie manche Nacht,
bin ich aufgewacht,
lag so hell der Mond auf Bett und Schrein!
Sah ins Tal hinaus,
traumhell stand dein Haus, —
tiefer träumend schlief ich wieder ein . . .“

Wilhelm von Scholz

War's Pößneck?

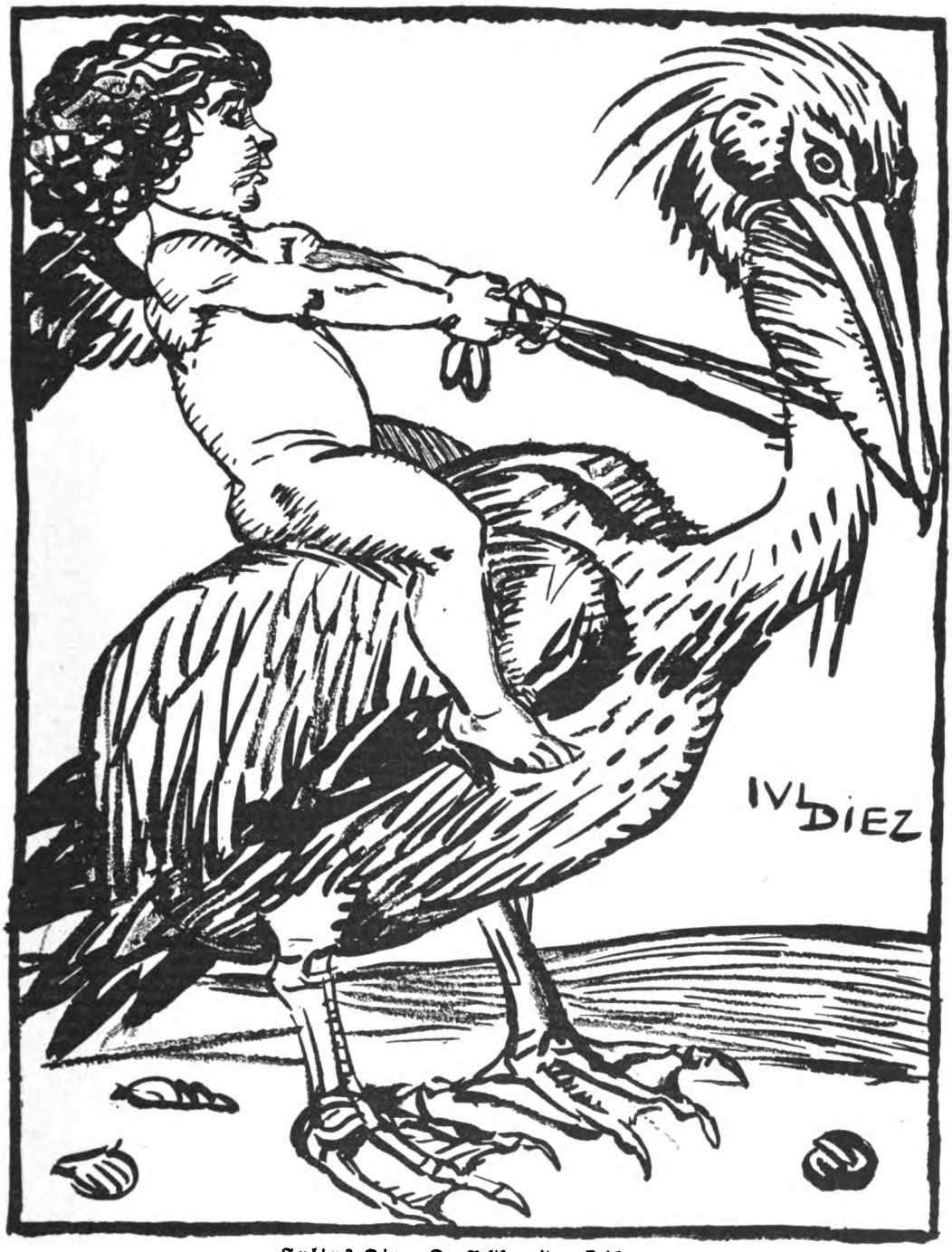
Oder: Hermann und Dorothea, der Schlüsselroman

Der amerikanische Professor Kullmer hat ein Buch geschrieben: „Pössneck, the scene of Hermann und Dorothea“. Man hat's übersetzt, und nun ist wieder in soundso viel Zeitungen von dem Problem die Rede: war's wirklich Pößneck oder war's was andres? Ergebnis, soviel wir sehen können: vielleicht war's Pößneck, vielleicht war's Pößneck nicht, wenn's aber Pößneck war, so war's erstens ein andres Pößneck, als wir heute finden können, und zweitens war's doch wohl auch dieses Pößneck eigentlich nicht, da ja Goethe die ganze Geschichte a) verändert, b) ins Rheinland verlegt, c) mit Lili-Erfahrungen verschmolzen haben dürfte. Woraus sich für jeden guten Literaturhistoriker ergibt: ganz geklärt ist die Frage noch nicht, also bedarf es neuer und noch tiefer schürfender Untersuchungen.

Mit der Zusicherung, daß die Kunstwartleser vor diesen bewahrt bleiben sollen, erlauben wir uns in der Bescheidenheit, die unwissenschaftlichen Männern geziemt, einige Fragen:

1. Wird dem Genuß am dichterischen und menschlichen Gehalt einer Dichtung, wird dem, was man im Sinne des Dichters das Verständnis von Hermann und Dorothea nennen dürfte, auch nur das kleinste Titelchen zugefügt, wenn

Digitized by Google



Julius Diez, Der Pelikanreiter. Zeichnung

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google

Digitized by Google

wir wissen, daß dieses Werk in Pößneck oder sonstwo nicht einmal „spielt“, sondern: angeregt worden ist?

2. Wird nicht vielmehr gerade durch solche Erörterungen die Aufmerksamkeit abgelenkt von dem, was einem Goethe selbst wohl als das Wesentliche erschienen sein muß, da er's allein aufbewahrte und uns gab?

3. Oder verstand Goethe am Ende die Sache nicht ordentlich, so daß nun die Literaturbeflissenen nachhelfen müssen? Um mit wahrhaft ernsten Sandgrabungen das, was er wegließ, worauf's aber höherer Einsicht nach eigentlich ankommt, herauszuklauben? Insofern es nämlich, wiederum: eigentlich gar nicht auf Hermann und Dorothea ankäme, sondern darauf, was sich etwa gelegentlich dieses Produktes über seines Autors Beziehungen zu dem dieses Produkt angeregt habenden Stoff sowie bemeldeten Autoris im besonderen Falle angewendete Produktionsart eruieren ließe?

Hoffentlich zeigt unsre Sprache, daß auch wir literarwissenschaftlichen Ernst hochschätzen. Aber ich fürchte: von der Beantwortung der Fragen wird's abhängen, ob man die Herren Literaturgelehrten nicht in Bescheidenheit bitten darf, derlei Untersuchungen, wenn sie ihnen Spaß machen, unter sich zu betreiben. Der Bewegung um eine höhere literarische Kultur nämlich, um eine Pflege der Fähigkeit im Nacherleben echter Dichtungen dienen sie nicht. Nein: sie wirken ihr schnurstracks entgegen, denn sie lenken vom Wesentlichen in einer Dichtung ab.

An die Theaterkritik

Da eines Schauspielers Ansicht über die Schauspielkritik niemals ernst genommen, da besonders seine Unzufriedenheit im allgemeinen mit Eitelkeit gleichgesetzt und deshalb belächelt wird, habe ich mich bis jetzt über diesen Gegenstand nur in Umschreibungen geäußert. Nun ich aber Kostüm und Schminke von mir getan und hinter den Hintergrund der Bühne trete, achtet man vielleicht eher auf ein paar Einwände aus meiner aufgegebenen Praxis.

Ich will erst an zwei Beispielen darlegen, welche Art von Kritik ich nicht einbeziehe. Als ich einmal bei einer festlichen Gelegenheit den Faust spielte, charakterisierte eine nicht unwichtige Zeitschrift meine Leistung mit den Worten, ich sei des Textes nicht mächtig gewesen. Wer mich nur ein wenig kannte, mußte diesen Tadel für töricht halten; und hinter meinem Rücken befragte einer meiner Freunde den Referenten nach den Gründen dieses zweifelhaften Urteils. Es stellte sich heraus, daß ich eine Sentenz im ersten Monolog anders gesprochen als der Kritiker sie im Kopfe hatte; nur war mein Text richtig und seiner falsch. — Diese kritische Methode kann sich kaum einer ernsten Auffassung rühmen. — Ein anderes Mal gab ich den Wurm in „Kabale und Liebe“, der im dritten Akte bei einem ganz stillen Abgang einen starken Applaus bei offener Szene erfuhr; den Kollegen und mir selber zum Verwundern; etwas, das man nicht gewohnt war. Im fünften Akte setzten sich natürlich die Hände wieder in Bewegung, als Wurm dem Präsidenten die berühmte Stelle ins Gesicht schleuderte: „Es soll mich kitzeln, Bube, mit dir verdammt zu sein!“ Das war man gewohnt. Einer der ersten Referenten aber strich meine Leistung aus, indem er hervorhob: „im fünften Akte besorgte sich

Digitized by Google

Herr Gregori einen Applaus". Den im dritten Akte, der für mich zeugte, verschwieg er; den im fünften Akte, der schon Theatersitte war, verkleinerte er durch das Verbum „besorgen", das jeder Leser so verstehen mußte, als habe ich mir selbst diesen üblichen Beifall durch eine Claque oder durch sonstige unlautere Mittel verschafft. Der gute Wille dieses Kritikers wurde durch dies Urteil nicht erhärtet.

Derartige Erfahrungen sollen, wie gesagt, heute nicht in Frage kommen. Mir ist's um anderes zu tun. Was ist's, möchte ich untersuchen, was die Schauspieler — auch die vernünftigsten — immer wieder bekennen läßt: für ihre künstlerische Entwicklung sei die Kritik ganz unwesentlich, sie habe nur Wert in materieller Hinsicht? Tatsächlich ist ja der Einfluß der Theaternotizen auf das Engagement von hoher Bedeutung. Auch dafür ein Beispiel: eine meiner Schülerinnen begann ihre Laufbahn in Teplitz und hatte bei ihrem ersten Auftreten einen starken Erfolg. Der hätte ihr aber für ihre Zukunft nichts genützt, wenn nicht durch einen ihrer Verwandten vier Zeilen in ein vielgelesenes Großstadtblatt lanciert worden wären. Wenige Tage darauf bekam sie drei Anträge für erstes Fach: an die Wiener Hofburg, ans Berliner Hoftheater und ans Frankfurter Schauspielhaus! Viel begabtere junge Leute, die mit der großen Presse keine Verbindung haben, irren dagegen von Teplitz nach Troppau, von Troppau nach Linz, von da nach Stettin, nach Augsburg, bis sie künstlerisch völlig ausgepumpt nach fünfzehn Jahren vielleicht am Hoftheater in Gera landen und sich dort zur Ruhe begeben. Es fehlt ihnen nichts als eine Vierzeilennotiz in einem „Weltblatt".

Man sieht wieder einmal, was längst bekannt ist: in den Zeitungsspalten wohnt eine Macht, die geradezu Grauen einflößen kann. Welcher Wunsch nun ist billiger, als diese Macht in den Dienst der reinsten Wahrheit zu stellen! Unleugbar haben Tausende unsrer Kritiker den gleichen Wunsch und ich könnte den beiden betrübenden Beispielen eine erkleckliche Zahl entgegenhalten, die vom schönsten Ernst und redlichsten Willen zeugen. Einige Kritiker, die mir befreundet waren, suchten etwas darin, mich mit doppelt geschärften Augen zu betrachten, um nicht Gefahr zu laufen, aus Freundschaft nachsichtig zu erscheinen. Sie behandelten mich viel schlechter als ihre mir fremden Kollegen es taten.

Ich habe oftmals die langen Referate über Schauspiele und Schauspieler mit Genuß gelesen und mich über feine Bemerkungen, treffende dramaturgische Einwürfe, tief empfundene Paraphrasen, die bedeutende Darsteller betrafen, gefreut. Auch wo sie einem unfähigen Direktor, einem geschmacklosen Regisseur zuleibe gingen, sprühte es von beweiskräftigem Tadel, aber, aber — an einer, an zwei Stellen bewies der Referent seine ganze Arbeit ad absurdum, und sie wurde dadurch gerade für die hohe Stelle wertlos, an die sie vor allem gerichtet war: Der Laie trat eben im Kritiker hervor, der das Theater nur von außen, vom Parkett aus, vom Hörensagen kennt und doch über das Innere urteilt! Er stellt mitten in seine richtig ausgespürten Wahrheiten ein unkontrolliertes Gerücht und dies Gerücht ist falsch. Sein Angriff ist damit abgeschlagen, ein zum großen Teil rühmenswerter Aufwand von Fleiß und Tüchtigkeit vertan. Da hat ihm ein erzürnter Schauspieler irgend-

Digitized by Google

ein Gerede hinterbracht und weil es von einem bedeutenden Fachmanne kam, nahm der Kritiker es für bare Münze. Er wußte nicht, daß der Darsteller seinen Direktor und seinen Regisseur nie objektiv sieht, daß ihn eine verweigerte Rolle auf Wochen gegen den Verweigerer blind macht.

Es gibt für die Kritik nur zwei Wege, die gerade sind. Entweder beschränken die Berichterstatter ihre Ausführungen auf den allgemeinen Eindruck, den sie von Stück und Darstellung bekommen, und vergleichen ihn mit der Meinung des Publikums; oder sie müssen, wenn sie auf Einzelheiten eingehen wollen, das ganze Theaterhandwerk von Grund aus verstehen. Dann allein können sie dem Schauspieler, dem Theater künstlerisch aufhelfen. Ich meine damit nicht, daß sie Dichter, Regisseur, Schauspieler und Maler in einer Person sein sollen; mir scheint nur, daß die schlichteste Ehrlichkeit des Schriftstellers befriedigt werden müsse: die gebietet, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen.

Aber der Durchschnittskritiker kennt die Namen nicht. Er weiß etwa von der Regie nichts anderes zu sagen, als daß sie den Rahmen prächtig hergerichtet habe. Nun stammt aber der Rahmen nicht nur in technischer, auch in künstlerischer Beziehung oft von einem Maler, der im Auftrage der Direktion aus der Dichtung heraus die Skizzen entworfen, sie mit Direktor und Regisseur durchgesprochen und endlich mit Hilfe der Maschinenmeister in Wände, Gassen, Horizonte, Plafonds usw. zerlegt hat. Derselbe an unrichtiger Stelle belobte Regisseur wird anderseits für einen Fehler verantwortlich gemacht, der in der Dichtung liegt; und dies nur darum, weil der Kritiker das Buch gar nicht oder nur flüchtig gelesen hat. Oder die Presse wirft ihm eine Ungeschicklichkeit vor, die nach dem Stande der Bühnentechnik nicht geschickter zu machen war.

Und nun die Urteile über die Schauspielkunst selbst! Ich weiß zu gut, es lassen sich keine Gesetze für dramatische Dichter und Darsteller niederschreiben, die vom nächsten Genie nicht über den Haufen geworfen würden. Aus einer Dramaturgie und Ästhetik haben weder Shakespere noch Kleist geschöpft, kein Schauspieler verdankt sein Können und seine Wirkung einer Lehrfibel. Also werden auch dem Kritiker die Augen nicht durch ein Handbuch der Theaterkritik geöffnet werden. Er muß den Theaterbetrieb belauschen, ehe die Generalprobe die letzte Hand ans Werk legt. Über den Weg von der Einreichung eines Stückes bis zur ersten Aufführung habe ich mich früher einmal ausgelassen; er ist so lang, daß er hier in Kürze gar nicht wiederholt werden kann. Ihn muß der zukünftige Kritiker mit durchwandern! Ein Staunen wird über ihn kommen, wenn er so erfährt, wieviel Kräfte wochenlang, monatelang in Bewegung sind, um die — innerhalb dieses Theaters — denkbar beste Aufführung zustande zu bringen. Und wenn er vielleicht schon früher gelernt hat, die Rolle vom Darsteller zu trennen (das heißt: nicht immer bloß den Darsteller zu loben, der eine dankbare, leichte Rolle spielt), so merkt er jetzt, was auf das Konto der Regie und was aufs Konto der Einzeldarstellung zu buchen ist. Diese Erkenntnis allein kann revolutionierend wirken. Die Superlative für gute schauspielerische Leistungen werden dem Positiv weichen und der tüchtige Regisseur wird öffentlich seinen Anteil bekommen.

Digitized by Google

Aber der untüchtige wird, wenn er gewissermaßen unter kritischer Aufsicht steht, sehr bald in seiner Nichtigkeit erkannt und gebührend abgefertigt werden. Jetzt ist es ja ein Possenspiel, wenn man vom fachmännischen Standpunkte aus eine Vorstellung betrachtet, über die ein schwärmerischer Kritiker berichtet hat. Gäbe es nur halb so viel hinreißende Talente, wie die Provinzblätter Jahr für Jahr entdekken, wir litten in den Weltstädten nicht die große Not am Nachwuchs. Ich bin der Ansicht, daß die meisten Aufführungen kleiner Theater eine kritische Würdigung gar nicht verdienen: so liederlich werden sie vorbereitet. Wenn erst der Referent mit unwiderlegbar treffenden Worten die unerhörte Nachlässigkeit zu geißeln vermag oder wenn er sie mit Schweigen beantwortet, so muß der Theaterleiter Abhülfe schaffen oder seinen Beruf aufgeben. Es schadet nichts, wenn die reisenden Gesellschaften, die ohne jeden künstlerischen Einschlag arbeiten, vom Erdboden verschwinden und wenn die größeren Bühnen für ihre geist-, gefühl- und temperamentlosen Darbietungen boykottiert werden. So allein kann von der Kritik ein Segen für die Theaterkunst ausgehen. Sie soll mit handwerklichen Kenntnissen gewappnet sein; und diese Kenntnisse zu erwerben, genügt ein Jahr des Hospitantentums an einer, an mehreren großen Bühnen. Kein Regisseur, der seinen Beruf ausfüllt, kann davor zurückschrecken, daß er auf den Proben beobachtet wird. Für ihn bricht dann erst der Morgen an; denn er ist die stärkste Potenz am Theater. Er hat Dichtungen und Schauspieler gleichmäßig in der Hand. Er ruft die tief verborgene innere Form des Dramas ans Licht, während Leser und Schauspieler nur die äußere zu sehen brauchen. Und nun gliedert er, was er gefunden, in den plumpen, äußeren Bühnenwürfel hinein. Er gruppiert die Spielenden nach ungeschriebenen Gesetzen, die ihm geläufig sein müssen und über die auch er nicht wörtliche Auskunft geben kann. Kein Schritt, mag er noch so zwanglos erscheinen, darf ohne Motivierung sein, aber ebensowenig ein langes Stehenbleiben. Er schiebt die Personen aneinander vorbei, auch ohne daß der Dichter es ihn heißt. Aber er fühlt einen Einschnitt in der Szenenführung, und den muß er räumlich symbolisieren. Er wacht über der Stärke des Sprechtones, der für den einzelnen Darsteller zur persönlichen Melodie entwickelt wird und der sich gleichzeitig in die allgemeine Harmonie einfügen muß. Das Tempo der Vorstellung ist sein Eigentum. Die Zauberkünste der Beleuchtung streut er zur Vertiefung des Eindrucks über das Werk, bis es ein vollkommenes Stück Welt geworden ist. Aber in der Regel steckt in ihm kein Stück Schöpfer und so gibt er sein Amt an Theatermeister und Schauspieler ab, läßt sie nach ihrem Gefallen walten und die verhüten dann höchstens, daß die Mängel für grobe Sinne sichtbar werden. Aber nie und nirgend gibt eine solche regielose Vorstellung — der größte Teil aller Vorstellungen, die wir sehen, ist regielos — eine Dichtung mit allen ihren Schönheiten, Tiefen, Beziehungen wieder. Es sind nur Torsi, die entweder nach der malerischen oder nach der darstellerischen Seite zu künstlerische Qualitäten haben; es ist keine Einheit, vom einheitlich komponierten Buche sinngemäß, proportioniert auf ein neues Material einheitlich übertragen. Das vermag kein mitwirkender Schauspieler, das bringt der beste

Digitized by Google

Maler nicht zuwege; nur der Regisseur, der geborene synthetisierende Philosoph der theatralischen Kunst überblickt alle Räume der Dichtung und des Theaters auf einmal und ordnet sie zum Kosmos.

Und über ihm steht die Kritik, an die ich mich wende! Ist's nicht ein würdiges Ziel, das ihr gesteckt ist? Verlohnt es sich da, ein Jahr als Probenzuschauer zu verbringen?

Ferdinand Gregori

Berliner Theater

Bibelkenner erinnern sich der mächtigen Klammer im dritten Kapitel des Predigers Salomo. Ein jegliches, verkündet da der Sohn Davids, der König zu Jerusalem, hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Geboren werden, sterben, pflanzen, ausrotten, das gepflanzt ist, würgen, heilen, brechen, bauen usw. bis zum Hassen, Lieben, Streit und Frieden, und dahinter dann wie der weit aufgerissene Rachen eines ungeheuren Raubtieres nochmals das alles beendende, alles versöhnende: Hat seine Zeit ... Als Knaben machten wir uns wohl den Spaß, diese Aufzählungen mit und ohne Grazie ins Unendliche fortzusetzen, und mir ist nicht erinnerlich, daß jemand etwas Irdisches gefunden hätte, was nicht von jener gefräßigen Klammer mitverschluckt worden wäre. Heute wüßte ich etwas, das ihren bleckenden Zähnen trotzt, etwas, wofür es keine Zeit und keine Schranke gibt. Das ist die Fremdlandsucht der Berliner Bühnen, ihre Liebedienerei vor den ausländischen Dramatikern von heut und gestern. Das geht nun schon jahre-, jahrzehntelang so. Man müßte mittlerweile abgestumpft dagegen sein, wenn nicht eine Spielzeit die andere immer wieder übertrumpfte. Bisher waren wenigstens die Programme so schamhaft, in dem ausländischen Flaggenwald auch ein paar einheimische Wimpel wehen zu lassen — heuer hält man auch das kaum mehr für nötig. Auf siebzehn Dänen, Schweden, Norweger, Belgier, Franzosen, Russen, Engländer oder Amerikaner kommt ein Deutscher, und wer weiß, auch von diesen magern Fettaugen mögen einige noch zerfließen, ehe die Bettelsuppe aufgetragen wird.

Warum das? Man komme uns nicht mit Phrasen von „literarischem Weitblick" und „dramaturgischer Universalität"! Meistens steckt hinter dieser zügellosen Ausländerjagd nichts andres als die Spekulation auf den Reiz des Fremden, der wächst mit dem Quadrat der Entfernungen. Je unverständlicher, desto willkommener; je exotischer, desto teurer unserm Herzen! Manchmal macht es schier den Eindruck, als wollten sich unsre Theater in ethnologische Kuriositätenkammern verwandeln. Gewiß, es bestehen Unterschiede in unserm dramaturgischen Schuld- und Dankbarkeitsverhältnis zu den verschiedenen Nationen. Die Nordländer sollen um eines Ibsen, eines Björnson und meinetwegen auch Strindbergs wegen offene Türen finden, sofern sie bodenständig und wurzelecht sind und nicht etwa — wie mancher moderne Schwede und viele moderne Dänen — nur Nachplapperer der Franzosen. Auch den Maeterlinck und Verhaeren wird man die Honneurs nicht verweigern, die ihre Leistungen, ihre dichterischen Bereicherungen unsers germanischen Seelenlebens von uns fordern dürfen. Aber was haben wir schon von den Franzosen von heute andres zu erwarten als einen

Digitized by Google

Profit der theatralischen Technik, ein Plus der schillernden Nuancen und einige Chancen für die Theaterkasse? Und die Engländer und Amerikaner? Soviel Stichproben seit „Charleys Tante“ und „Klein Dorrit“ aus ihrer Dramatik gemacht worden sind, immer lief es auf das Entweder — Oder einer hausbackenen Banalität oder einer Zirkusclownerie hinaus — den einen nun sattsam abgeschröpften Iren Bernard Shaw ausgenommen. Bleiben die Russen, dies zukunftsträchtige, von junger, unverbrauchter Kraft strotzende Unkulturvolk. Tschechow, Andrejew, Gorki! Wirklich, es konnte uns eine Weile so vorkommen, als hätten sie uns Unerhörtes, Urmenschliches zu sagen, das wie mit blanker Pflugschar auch die Schollen unsrer Seelen aufbräche. Gorkis „Nachtasyl“, diese Szenen aus der Tiefe des Lebens, sie bleiben, so roh sie als Drama sein mögen, als aufwühlendes, aufrüttelndes Menschheitsdokument bestehen. Auch des früh verstorbenen Tschechow Stücke haben neben dem spezifisch russischen Typen- und Genrereichtum, den uns so recht erst die Moskauer Truppe Stanislawskis vor Augen geführt hat, ein paar Gestalten und Menschenschicksale, die über die Schranken der Kultur und Rasse hinweg an unser Herz pochen. Dagegen hat sich Andrejew, je mehr wir von ihm sahen, immer deutlicher als ein national beschränkter Schriftsteller offenbart, dessen Dramatik allein aus den Ekstasen der tiefinnen in der russischen, aber auch nur in der russischen Volksseele gärenden Revolution atmet. Und Gorki, der Gorki der „Kleinbürger“, der „Feinde“, der „Kinder der Sonne“ und jetzt der „Letzten“? Auch sein Bild verengert und entfernt sich uns ständig. Immer abhängiger und gebundener erscheint er uns von den politischen und sozialen Bedingtheiten seines Volkes, die nur in Rußland verstanden, mitgefühlt und — was die geistige Armut und szenische Ungeschicklichkeit seiner „Dramen“ fordert — mitgewertet werden können.

Deshalb setzt ihn das Doppelhaus des Deutschen Theaters und der Kammerspiele doch in die Reihe derer, die die neue Spielzeit eröffnen. Freilich, der Herr ist noch nicht zu Hause, hält mit seiner Garde noch das Künstlertheater in München besetzt und läßt derweil mit eilig um ein paar Chargen nach oben beförderten Schauspielern oder auch von anderswo geliehenen — der vermaledeite Schauspieleraustausch zerfrißt wie der Krebs ein Berliner Ensemble nach dem andern — daheim noch ein wenig Fünf gerade sein. Dennoch ist er uns für die Aufführung dieses sogenannten Schauspiels „Die Letzten“ von Maxim Gorki verantwortlich. Verantwortlich für diese vieraktige Quälerei und Zererei, die uns für alle Torturen der Nerven keine Spur einer innern Bereicherung oder Erhebung zu bieten hat. „Das ist kein Mensch, das ist ein Alpdruck“, heißt es einmal in den „Letzten“ von einem besonders auserlesenen Exemplar des homo sapiens. Treffender läßt sich das Stück selbst in seiner Ganzheit nicht charakterisieren: ein Alpdruck, der uns den Atem versetzt und das Blut aus den Poren treibt. In eine russische Kleinbeamtenfamilie werden wir geführt, deren häusliches Leben durch und durch versumpft und verfault ist. Der Vater, ein verlumpter und davongejagter Polizeidirektor, bringt sein bißchen Hab und Gut mit Nichtstun, Spiel und Weiberjagd durch;

Digitized by Google

der älteste Sohn, schon ein Mann bei Jahren, ist in allem der gelehrige Schüler dieses posierenden Wüstlings und Zynikers, nur daß er zu dem väterlichen Ebenbild noch ein paar moderner geartete Originalitätszüge von Frechheit und Schamlosigkeit hinzufügt. Die älteste, im Hause lebende Tochter eine putzsüchtige, oberflächliche Kokette mit ausgesprochenen Dirnenanwandlungen; der Schwiegersohn ein Intrigant, Erpresser und Narr in einer Person. Kein Wunder, daß die jüngeren Kinder, die verbissene Bucklige, die noch dazu nur zur Hälfte in das Nest gehört, die lüsterne Vera und der verschwärmte, von revolutionären Ideen angesteckte Gymnasiast mit gebrochenen Flügeln vergebens gegen diese Mauer von Dumpfheit und Gemeinheit anzukämpfen suchen; kein Wunder, daß auch die Mutter, auf der eine mit dem Bruder ihres Mannes, ihrem Hausgenossen und stets von neuem angepumpten Geldgeber, begangene Liebesschuld lastet, nur wie ein müder Schatten durch das Stück schleicht, bis sie unter dem Scheuel und Greuel dieser Häuslichkeit zusammenbricht und ihre Kinder kniefällig um Verzeihung bittet, daß sie sie geboren hat. Der aufrecht steht, auch jetzt noch, ist der Vater, der abgesetzte Polizeidirektor: mit der großen Theatergeste, die wir an den russischen Maulhelden kennen, tritt er an die Leiche des Onkels Jakob und predigt den Segen des Familiensinns ... Eine tragische Satire? Eine moralische Bußpredigt? Eine sozial-naturalistische Volksstudie? Gleichviel, uns berührt dieses sarmatische Geschreie und Getobe nicht. Es fehlt die Faust, die den Deckel dieses Sarges hebt; der Sonnenstrahl, der Licht und Leben in diesem grauen Elend wenigstens ahnen läßt; der Wille, der wider den Stachel leckt. Ohne dies wird kein Drama. Die paar lyrischen Gefühlsschönheiten, die ihre dünnen Adern durch das taube Gestein ziehen, ändern daran nichts. Ein schmerzliches Gegenüber zweier todbetrübter Mütter, ein kurzes erinnerungsseliges Aufsteigen heimlichen Liebesglücks, ein flackerndes Feuer knabenhaften Edelmuts — das ist zu wenig, viel zu wenig an Aktivität in diesem zäh stagnierenden Morast einer Tatlosigkeit, die sich zum Überfluß noch durch eine bemerkenswerte dramatische Unbeholfenheit auszeichnet.

Einige Tage vor diesem Kammerspielabend setzte im benachbarten Deutschen Theater nach den Sommergastspielen Reinhardts Regiment mit Sven Langes dreiaktiger Tragikomödie „Simson und Delila“ wieder ein. Der Wirkung und auch der künstlerischen Bedeutung nach weit glücklicher als nebenan. Wir kannten diesen Dänen schon aus seinen unter Reinhardt im Kleinen Theater gegebenen „Stillen Stuben“, einem feinen, nur allzu gedämpften Stimmungsdrama seelischer Unwägbarkeiten. Um so überraschter waren wir, als wir uns vor seinem neuen Stück einem Dramatiker gegenüber sahen, der das Instrument der Bühne mit sicherer, um nicht zu sagen kecker Hand beherrscht und sein Thema gelassen, nicht lässig, zum fest vorgezeichneten Ziele steuert. Dabei übt diese Tragikomödie oder besser Komitragödie von dem Dichter, der der Narr und Sklave eines mit Philisterinstinkten in Philisterregionen zurückverlangenden Weibchens scheint, bis er in geweihter Stunde, unter dem stählenden Anhauch seines eignen Werkes die Fesseln

Digitized by Google

bricht und sich, wenn auch unter unsäglicher Qual, freimacht, keineswegs Verrat an den dichterischen Tugenden, die jenem früheren Stück seine Vornehmheit gaben. Dem zweiten, allmählich und doch rüstig zur Katastrophe schreitenden Akte, der sich in eine Bühnenprobe zu Peters Drama „Simson und Delila“ kleidet, geht ein häuslicher voran, der uns in dem innigen In- und Durcheinanderspielen von Einsamkeitsweh und kindhaft närrischer Erhabenheit, Narretei und Tiefsinn den bittersüßen Humor einer Dichterseele offenbart, wie es andern mit großen Worten und umständlichen Apparaten nur selten gelingt. Merkwürdig: wir sehen diesen Dichter Frikandellen essen und sich über seine bunten Hosenträger freuen, aber trotzdem oder gerade deshalb glauben wir an ihn. Doch auch der Durchschnitts- und Philistertypus ist in Herrn Möbel-Meyer überzeugend gestaltet, wie überhaupt dies Stück — und das ist sein Erfreulichstes und Bezeichnendstes zugleich — eine gesunde Versöhnung von psychologischer Intimität und realitätenfroher Bühnengerechtigkeit zustande bringt. Diesen Ausländer zu pflegen, ist nicht umsonst. Er kann manchen unsrer heimischen Dramatiker lehren, wie man sich die Errungenschaften des modernen Innendramas bewahrt und doch dem Theater das Theater gönnt.

Friedrich Düsel

Musik

Felix Draeseke

feiert am 7. Oktober seinen fünfundsiebzigsten Geburtstag. Die Dresdner Hofoper bereitet zu diesem Tage die Erstaufführung seiner großen Oper „Gudrun“ vor, die Wiener Philharmoniker und das Gürzenichorchester geben Draeseke-Konzerte, an denen ausgezeichnete Solisten als Gesangkräfte mitwirken, Siegfried Ochs nahm für den Winter das Mysterium „Christus“ zur Aufführung an, die Münchner Ausstellungleitung kündigt ein Draeseke-Fest an, zu dem Leopold Schmidt eine Denkschrift herausgeben wird, und der Dresdner Draeseke-Verein kaufte die ungedruckten Manuskripte Draesekes an, um sie billig zu publizieren. Macht man das alles? Nein, leider handelt sich's da um Fiktionen, in Wirklichkeit hat man von keiner „Feier“ bisher gehört. Die Ausübenden versäumen wieder einmal ihre Pflicht gegen einen Schaffenden bis in sein hohes Alter hinein. Es lohnt sich nicht, den Gründen dafür nachzugehen, diesem Wirrwarr von Partei-, Geschäfts-, Mode- und Tagesinteressen. Nur die Legende möchte man immer neu zerstören helfen, daß die Musik Felix Draesekes schwer zugänglich sei, daß sie in technischer oder geistiger oder sonst irgendeiner Hinsicht vollstecke von für Laien und Dilettanten unüberwindlichen Schwierigkeiten; diese Entschuldigung, meine Herren „Ausführenden“, hält nicht. Bedenkt man manches Zeichen der Zeit, wie den Erfolg des Brahms-Festes und der Messe Taubmanns, so schiene vielmehr ein Erfolg so energischer Propaganda für Draeseke, wie sie eben scherzhaft angenommen war, gar nicht ausgeschlossen. Nicht, daß wir eine dem Künstler unentbehrliche „Ehrung“ darin sähen, aber es gibt doch auch Pflichten gegen das Publikum, sozusagen. Also ein Anathema denen, die jene Entschuldigung unbesehen wiederholen, ehe wir zum Erfreulicheren, das heißt zu der also verschrienen Musik selbst kommen.

Der Kunstwart ist schon oft mit

Digitized by Google

Wort und Notenbeilagen für Draeseke eingetreten und betrachtet es als eine seiner angenehmsten Aufgaben, dies so oft wie möglich wieder zu tun. Es braucht also nur wiederholt zu werden, daß wir in Draeseke eine durchaus eigene Persönlichkeit erblicken, so scharf von allen andern geschieden wie ein Beethoven oder Schumann oder Brahms. Wie hoch der spezifische Wert von Draesekes Gesamtwerk anzusetzen sei, ob er im Kreise der Bach, Beethoven, Mozart oder in niederen Regionen des musikalischen Parnasses seinen endgültigen Platz finden werde, dies zu erledigen überlassen wir getrost der dafür bekanntlich zuständigen Nachwelt. Für heute bitten wir unsre Leser zunächst, sich die Notenbeilage anzusehen, und wem nicht gleich beim ersten Male der Geschmack kommt, den bitten wir, das zu wiederholen. Denn *insofern* ist Draesekes Musik allerdings nicht zugänglicher als die eines Bach oder Brahms, — wäre er sonst heute ein „Meister"? — als sie sich weder ausschließlich an die Sinne wendet, noch die Nerven stachelt, noch sich, wie man so sagt: „ins Gemüt" einschmeichelt. Da ist zunächst das kleine Adagio, ein Stück aus dem Heft „Scheidende Sonne", das neun Albumblätter zu schönem Strauße vereinigt. Es ist, als ob Draeseke mit diesem wie mit ähnlichen Werken (zum Beispiel der Sammlung „Was die Schwalbe sang" oder den „Rückblicken" aus Fr. Kistners Verlag, von denen der Kunstwart früher Proben brachte) selbst den Weg zu — sich gewiesen habe. Nichts, was den Kenner Schumanns und der Seinen, Brahmsens und Wagners sonderlich frappieren könnte; in diesen tief empfundenen, ganz innerlichstem Ausdruck dienenden Stücken spricht nur der Musiker, der seines Stoffes und Ausdrucks Herr ist, daher keineswegs mehr sagen will als beide natürlich hergeben. Aber der „Eigne" steckt schon drin, der auf Eleganz der Schreibweise, auf Abrundung der Form sieht und jedem Sich-gehen-lassen und jedem romantischen Singsang abhold ist. Von solchen Stücken aus wird man sich leicht zurechtfinden zu dem schwierigeren „Ghaselenkranz" op. 13 und den „Dämmerungsträumen" op. 14. Und da weder das Klavierorchesterkonzert in es-dur, op. 36, noch die vierhändigen Auszüge von Draesekes Symphonien Virtuosenpianistik verlangen, kann man bei eifrigem Eindringen auch ohne Beihilfe öffentlicher Konzerte dem Instrumentalisten Draeseke recht gut zu Hause nahekommen. Daß auch seine vornehme und stilvolle Kammermusik für Hausmusik zugänglich und „lohnend" ist, hat Georg Göhler bereits vor sieben Jahren im Kunstwart ausführlich dargetan. Nicht anders steht es um unsres Meisters Vokalmusik. Wir bringen von ihr eine Probe heiterer Art, aus dem „Buch des Frohmuts" das zweite Lied: Prinz Eugen. Die heiteren Lieder von Draeseke sind kaum je ausgelassen und launig. Aber „Frohmut" steckt in allen, eine anmutige Kunst der Drolerie, die ihr spectaculum vitae gar artig und weise zu inszenieren versteht. Wie immer verhält sich Draeseke in seinen Liedern weder gewalttätig noch allzu peinlich anschmiegsam gegenüber dem Wortlaut. Raffinierte Rhythmik oder überwuchernden Schwulst der Begleitung kennt er nicht. Eine unvergleichliche Klarheit und Reife des Ausdrucks liegt in seiner Musik, die stets Musik bleibt, ob gesungen oder gespielt. So wenig er aber dem Wortlaut sich überängstlich anschmiegt, so völlig ist Ton und

Digitized by Google

Verlauf der Musik mit dem Geist der Worte vermählt. Ich kenne keinen Künstler, der mit solcher Sicherheit Übergänge von Textteil zu Textteil musikalisch gestaltet. Meist genügt ihm ein Takt, um die innere Beziehung restlos herzustellen. Da heißt es freilich aufpassen, damit man nichts übersehe und heißt — wie bei allen Meistern des Liedes — den Text gründlich vorher kennen lernen. Bald wird man dann auch mit der Auffassung vertraut werden, mit der Draeseke Gedichte wiedergibt. Sie ist allzeit vornehm und eher zurückhaltend als lyrisierend. Das ist sein Stil: vor allem, die Stimmung des Ganzen fest ins Auge fassen und, vom Einzelnen unbeirrt, vertiefen, das Ganze überschauen, keinem Teil ungebührliche Rechte einräumen, sondern alle geistig und musikalisch aufeinander beziehen. Also: ein kleines Lied nicht zu einem ariosen Gesang ausdehnen, eine lyrische Betrachtung nicht herausschreien, eine Ballade auch musikalisch mit allen Mitteln als episch raschschreitendes, einheitliches Kunstwerk charakterisieren. Dabei aber stets lebendige Musik voll innerem Glanz und Fluß schreiben. Der Singstimme ihr volles Recht wahren, gelegentlich unter starken Ansprüchen an ihre Kraft.

Diese im höchsten Sinn künstlerischen Eigenschaften, die ihm nie etwas Minderwertiges herauszugeben erlaubten, lassen seine Lieder als die einzigen ebenbürtigen Schöpfungen gegenüber den weit komplizierteren, auf anderer Stilgrundlage aufgebauten Liedern seines jüngeren Zeitgenossen Hugo Wolf erscheinen. Und eben sie findet man in dem großen Vokalwerk Draesekes alle wieder. Davon sind zunächst die Opern „Herrat“ und „Gudrun“ zu nennen, zu denen der Komponist selbst den Text geschrieben hat. Ob sie sich auf der Bühne halten könnten, das erscheint vielleicht dem Praktiker zweifelhaft. Der Hausmusik aber sollten sie — besonders die wundervolle „Gudrun“ — nicht verloren gehn. Wir bringen den gewaltigen Trauermarsch auf Hettels Tod (den Schluß des ersten Aktes) in unsrer Beilage. Musikalisch bedeutet der nicht etwa eine Ausnahme darin, sondern das Werk ist voll von ergreifenden Gesängen, stimmungsvollen Szenen und geistvoller musikalischer Charakteristik. Auch „Herrat“, im Ganzen wohl etwas blasser, steht in einzelnen Partien nicht zurück. Von beiden Werken sind zweihändige Klavierauszüge erschienen. Für Draesekes Chorwerke weisen wir wiederum auf die früher erschienenen Aufsätze Göhlers hin, da uns diesmal besonders daran liegt, dem häuslichen Musizieren Draesekes Kunst so warm wie möglich zu empfehlen. Wir bringen aber immerhin aus dem „Requiem“ eine Probe, die mit der ausdrucksvollen Stimmführung die Meisterschaft Draesekes im Chorsatz ebenso dartut wie sein an der lebendigen Tradition gebildetes, tiefes Empfinden. Klavierauszüge sind auch von den Chorwerken in genügender Anzahl erschienen; man braucht nur zuzugreifen, um sich dieser erlesenen Kunst zu bemächtigen. Denn nach dem Gesagten versteht sich ja eigentlich von selbst, daß der Komponist erst in den größten Formen seine ganze Meisterschaft auswirken kann. Wie in allem, was er schrieb, beherrscht das Gefühl für das Ganze bei Draeseke jeden Teil. Wie in den Liedern verbindet er äußerste musikalische Konzentration mit souveräner Sicherheit des augenblicklichen Ausdrucks. Und es wird ihm in der Geschichte der Musik unvergessen bleiben, daß er wie theoretisch

Digitized by Google

so praktisch die Kunst polyphonen und kontrapunktischen Satzes, die Ausdrucksformen der Fuge und Variation hochhielt, ohne darum in kühlherzige Rechnerei oder in textverzehrendes Partiturwuchern zu verfallen. Als sein bedeutendstes Werk hat seinerzeit Göhler die Fis moll-Messe bezeichnet, Draeseke selbst betrachtet als das Hauptwerk seines Lebens das Mysterium „Christus" für Chor und Orchester, zu dem er selbst den Text geschrieben hat. Diese beiden großen Schöpfungen tragen religiösen Charakter. Aber wenn heute ein Musiker religiöse Kunst schafft, dient sie gemeinhin nicht praktisch-kirchlichem Zweck. Seit Beethoven in der Missa solemnis von seinem Gott und seinem Glauben gewaltig Zeugnis ablegte, ist man darauf gefaßt, in religiösen Musikwerken mehr subjektives Bekenntnis zu vernehmen, als zweckvoller Arbeit zu begegnen. So hat sich Draeseke in beiden Werken mit dem Unendlichen und Ewigen auseinandergesetzt, und schon die Bedeutung des Gegenstandes hebt die Werke von selbst aus seinen übrigen heraus. Daß der alte Meister aber auch in gewaltiger Sprache redet, wo er das Tiefste und Erhabenste gibt, was zu geben er berufen war, das braucht heute für uns keiner Worte. Wer ein Weniges nur von seiner Kunst erfühlt hat, wird von selbst den Wunsch haben, ihm bis auf die Höhen des Welt- und Jenseitsgefühls folgen zu dürfen. Möge das nicht nur am Klavier geschehen. Hoffen wir vielmehr, daß von all den vielen uns so verlockend dünkenden Möglichkeiten die eine bald zur Tat werde: daß das „Mysterium" eine würdige Aufführung erlebe. Seinem Meister zur späten Freude, uns allen zum dauernden Gewinn. Franz Gürtler

Mahlers achte Symphonie

Die Uraufführung von Mahlers achter Symphonie* war von glänzendem äußeren Erfolge begleitet. Mich und vielleicht noch einige hat sie gänzlich enttäuscht. Die Versprechungen waren ebenso gewaltig wie die Anstrengungen aller Beteiligten. Auf dem Podium saßen etwa 1000 Ausführende, im Saale etwa 3000 Zuhörer. Man war gespannt und willig, Zeuge ungeheuer tiefer Offenbarungen zu werden. Aber nichts davon.

Es gehört zu den sichersten Merkmalen der Gegenwartkunst, daß von ihren Werken bei weitem mehr gesprochen und geschrieben wird, bevor sie öffentlich vorgeführt werden als hinterher. Ich vermute, daß diese Symphonie, zu der man wieder einmal mit großen Hoffnungen gekommen war, ein gleiches Schicksal haben wird. Sie ist das musikalische Ereignis dieses Sommers, ganz in der zeitlichen Begrenzung wie Mahlers A-moll-Symphonie das des Sommers 1906 gewesen ist. Außergewöhnliches will Mahler immer. Diesmal war es eine Erweiterung des Begriffes Symphonie und eine Verbreiterung des zur Vorführung nötigen Apparates. Es ist nun soweit gekommen, daß man Symphonie nennen kann, was man will. Von dieser ungewöhnlichen Bezeichnung abgesehen, gibt Mahlers Werk nichts Neues. Der erste Teil mit dem Text des mittelalterlichen „Veni creator spiritus" ist eine Hymne, der zweite, die Schlußszene des zweiten Teils von Goethes Faust, eine Kantate in sehr opernhafter Ausgestaltung.

---

* Der gut ausgestattete Klavierauszug ist wie die meisten Werke Mahlers in der Wiener Universal-Edition erschienen. Er vermag von der Symphonie nur ein schwaches, im Wichtigsten natürlich ungenügendes Bild zu geben. A. d. R.

Digitized by Google

Idee beider Teile: die welterlösende Liebe; ihre musikalische Verkittung: gleiches thematisches Material. Soweit muß man zufriedengestellt sein. Mahlers Spürsinn und feiner Blick für dichterische Grundlagen sind ja ebenso erstaunlich wie die Sicherheit seiner Hand und seines Kopfes im nachahmenden Entwerfen großer symphonischer Gebilde. Dazu aber kommt sein Wille zum Außerordentlichen, seine Neigung zum Wälzen gigantischer Blöcke, seine Versuche, Bruckner zu überbrucknern. Um zu erfassen, wie weit der Abstand ist, hätte man nur Bruckners Tedeum nebenher aufzuführen brauchen. Neben diesem Vorbilde wären beide Teile der achten Symphonie als matte Niederschläge erschienen. Mahlers Musik wäre als das erkannt, was sie ist: glänzende Kapellmeistermusik, meisterhaft in allem, was zur Mache gehört, groß im Wollen und besonders groß im Apparat. Dieser freilich ist in diesem Falle durchaus nötig. Ohne einen Chor von 800 Sängern (dazu acht Solisten) und ohne ein Orchester von 140 Musikern (dazu isoliert gestellte Trompeten und Posaunen nach Brucknerschem Muster) wäre sogar die äußerliche Wirkung mindestens sehr fraglich. Mahlers Kopf genügt eben nicht entfernt, Bruckners Gemüt und Tiefsinn zu ersetzen. Was Mahlers andere Symphonien zum Teil ergötzlich macht, ihre possierlichen Andantesätze und kapriziösen Seitensprünge, fehlt der achten gänzlich, wäre ja auch stilwidrig gewesen. Durchaus auf das Feierliche gestimmt, voller Ekstasen, die oft schön, selten aber rein Mahlerischen Ursprungs sind, rauscht sie, häufig unterbrochen von sehr öden Strecken, in glänzendem Orchestergewande daher, um in beiden Teilen mit einem Aufgebot höchster Kraftentfaltung, Ohren und Nerven betäubend, zu enden. Außerordentlich merkwürdig sind an diesem symphonischen Werke in Anbetracht seiner anspruchsvollen Aufmachung zahlreiche Floskeln im gewöhnlichen Opernstil. Mahler hat sich in diesen allmählich derart eingelebt, daß die letzte Hälfte des zweiten Teiles an Opernhaftigkeit nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Friedrich Brandes

Das Ende der Wiener Volkssänger

Das Amtsblatt der österreichischen Hauptstadt meldet, daß sich die „Vereinigung der Wiener Volkssänger“ infolge Mangels an Mitgliedern freiwillig aufgelöst hat. Damit wäre der Untergang einer merkwürdigen Erscheinung im deutschen Volksleben amtlich bekräftigt. Die Presse ergeht sich in wehmütigen Erinnerungen mit dem Motto „Pfüat di Gott, du alte Zeit!“ Sie gedenkt eines Ausspruches von Karl Lorens, der da sagte, wie anspruchslos doch frühere Jahre gewesen seien: „Da brauchte sich ein Komiker eine rote Nase vors Gesicht zu nehmen und von der »Frauenliab« zu singen, so wurden die Leute wahnsinnig vor Freude und demolierten das Lokal.“ Die Veteranen der Volkssänger sind traurig. Sie haben vom schönen Wien so viel gesungen, und nun lasse man sie untergehen. Ehedem liefen die Wiener stundenweit in die entlegensten Bezirke, um ihre Sänger zu hören. Jetzt treibe sie die Baulust aus den gemütlichen Wirtshausgärtchen der Vorstädte heraus, die Politik habe ihr geistiges Dasein erschwert, das Kabarett ihr wirtschaftliches untergraben. Und schließlich bilde das Kabarett jetzt das Asyl des Volkssängertums, schon um der Fremden willen, die

Digitized by Google

in Wien doch auch das „Fiakerlied“, den „alten Drahrer“, das „I reiß der Welt an Haxen aus“ usw. an der Quelle gehört haben wollen.

Es ist schade um die Volkssänger, denn sie waren echt, das heißt, ein treues Abbild der Bevölkerung, für die sie sangen und unter der sie lebten. Es ist schade um sie, weil sie die letzten Repräsentanten einer innerhalb des deutschen Kulturkreises sonst nicht vorhandenen volkstümlichen Kunst waren. Aber statt ihnen sentimentale Tränen nachzuweinen, wär es gut, den tieferen Ursachen nachzuspüren, welche das Volkssängertum so heruntergebracht haben. Wenn sie jetzt auf die Politik hinweisen, so haben sie wohl recht, aber in anderm Sinn, als sie's meinen. Sie meinen, die jetzige politische Zersplitterung habe es ihnen unmöglich gemacht, politische Dinge zu streifen und habe sie dadurch stofflich sehr beengt. Warum unmöglich? Weil sie keine Persönlichkeiten waren, die selbst Einfluß ausüben konnten, weil sie sich nur von der vorwaltenden Strömung tragen ließen und duckten, einst vor der Zensur, jetzt vor der Mehrheit. Erotische und lokale Motive allein bildeten den Inhalt ihrer Gesänge. Sie pflegten den billigen Philisterwitz, der sich über ernstere Dinge hinwegsetzt. Ihre Gesänge haben niemals neuen, gesunden Anschauungen zum Durchbruch verholfen, nie durch eigenartige oder persönliche Denkweise überrascht und überzeugt, sondern ihre Tendenz behäbig aus dem Empfindungsbottich der jeweiligen kompakten Majorität geholt. Während die Volkssänger an der Seine soziale, politische, psychologische Fragen mit grellem Scheine beleuchteten, sangen sie das süßliche Eiapopeia von der guten alten Zeit. Erscheinungen wie die großen französischen Volkssänger, die eine politische Macht darstellten, fehlen uns gänzlich. Die unsern haben nicht den Rügelieder schleudernden Troubadour des Mittelalters, sondern den Wurstel zum Ahnherrn gehabt. Sie wollten nicht öffentliche Meinung machen, sondern mit ihr schwimmen, indem sie sich mit ihr identifizierten. Sie bespöttelten das Neue, solang es die Masse befremdete, und beweihräucherten es, wenn es durchgesetzt war. Und als sie sich vor ein Publikum gestellt sahen, das verschiedene Meinungen hatte, da gerieten sie in die peinlichste Verlegenheit. Blieb nichts übrig als Alkohol und Liebe. Ach, selbst mit dem Hohn auf die Abstinenz ging es in der letzten Zeit nicht mehr so glatt. Und von der Liebe allein kann auch der Volkssänger nicht leben. Weil die rote Nase und die Frauenliab heute nicht mehr genügen, um die Wiener der Gegenwart in einen Freudenrausch zu versetzen. Soll man sie darum schelten?

Die Wiener Volkssänger gehen unter, weil sie müssen. Weil sie sich den Forderungen der Gegenwart nicht anpassen konnten. Das Leben fordert seine Rechte und mit dem Schwinden des alten Donauphäakentums räumen auch seine Barden den Platz. Weit draußen, in Döbling und Grinzing, beim Heurigen wird man die letzten Überreste der Volkssängerschaft noch antreffen, und in den Kabaretts werden die Simili-Volkssänger emporkommen. In zehn Jahren kommt dann ein strebsamer Doktorand, um eine Dissertation über die Geschichte der Volkssänger zu schreiben, und in weiteren zehn Jahren tritt eine Staatskommission von Universitätsprofessoren zusammen und sammelt und druckt die „Denkmäler“ des Wiener Volksgesanges auf Büttenpapier in Folio. Denn dann wird

Digitized by Google

er so getrocknet sein, daß man ihn zu Sträußen des „wissenschaftlichen Kunstbetriebs“ aufbrahten kann.

Richard Batka

Ernst von Schuch

Zweierlei scheidet den Dresdner Generalmusikdirektor von den meisten seiner gleich ihm berühmt gewordenen Berufsgenossen. Einmal, er ist nur Ausführender; seit der junge Ernst Schuch den alten Franz Wüllner von Dresden „weggraulte“ und die Leitung der Hofoper auf sich nahm, hat man nichts von künstlerischer Produktion des Siegers vernommen. Zum andern, und dies mag mit jenem ursächlich zusammenhängen: er scheint nie etwas Transzendentes mit der Musik ausdrücken zu wollen. Er will nicht Weltanschauung musizieren, nicht unermeßliche Abgründe aufreißen, nicht Weltideen tönend versinnlichen. Er verzichtet auf das, was zum Beispiel Richard Wagner als Dirigent unzweifelhaft versuchte, den Mitgliedern seines Orchesters die Idee zu suggerieren, sie seien im Augenblick des Spiels an einer unvergleichlichen, aller Erdenwirklichkeit entrückten Kunstoffenbarung beteiligt. Sein Gebot lautet nicht: du sollst offenbaren, sondern: du sollst spielen, und zwar tadellos spielen. Sein Ideal ist nicht Persönlichkeit, sondern Sachlichkeit. Er verblüfft also, wenn er verblüfft, nicht durch Auffassung sondern durch Können. Und es sind wohl nicht die übelsten Kunstfreunde, die sich im heutigen Gewoge von auf allerlei Weise inszenierten „Eigenarten“ ein paar sachliche Arbeiter mehr wünschten, wie Schuch einer ist. Nun aber, er ist durch weite Abgründe von der erhabenen Sachlichkeit eines Hans von Bülow getrennt, der mit dem Ernst und der Bedeutung des Hohenpriesters an die Aufgabe herantrat, jedes Kunstwerk in dem „Stil“ seines Schöpfers rein erstehen zu lassen. Schuch entfaltet seine Begabung zunächst im Handwerklichen. Er hat ein gutes Orchester, wie jedermann weiß. Immerhin, es ist nicht besser als manche andre in Europa. Das sieht man, wenn geringere Kräfte am Dirigentenpult stehen: dann tut es seine Sache eben gut; es ist, wie ein edles Gespann, das jeder Kutscher lenken kann, weil es gut eingefahren ist. Aber kommt der Feinnervige, der mit den Tieren jedes Hindernis fühlt, jede Terraineigenheit ausnützt, jede An- und Abspannung vorbereitet, mit ihnen lebt, so läuft es alsbald doppelt geschmeidig, lustvoll und lebendig. So ergreift Ernst von Schuch die Zügel seines Orchesters, mit untrüglichem Ohr für jede Einzelheit, mit dem Willen zu vollkommener Autokratie und dem sichersten Gefühl für das Natürlich-Mögliche. Er sieht die Partitur an zunächst als eine tote Schrift, die er mit dem Orchester lebendig machen soll. Und was da steht, wird ihm zuerst Orchesterübung. Solange bis das Orchester alles, aber auch alles „herausbringt“, was die Partitur an Einzelfeinheiten herauszubringen erlaubt. Er ist gefürchtet wegen seiner Strenge und — Verzeihung! — wegen seiner Grobheit beim Einstudieren. Aber er ist auch verehrt und bewundert. Mit solcher Handwerksmeisterschaft geht er ans Werk. Man hat ihn nichts verderben, nichts „umschmeißen“ sehn. Denn auch den Bühnenapparat beherrscht er in jeder Sekunde. Es ist zum Beispiel ein wahres Vergnügen, wie er Stimmen kennt. Er fühlt's bis in die Fingerspitzen, wie lange einem Tenor in der Fermate der Atem reicht, und auf die Zehntelsekunde, auf den Augenblick ge-

Digitized by Google

nau „deckt“ er die schwindende Stimme mit dem Klang der Instrumente. Dies nur ein Beispiel. Kein Gedächtnisfehler des Sängers, kein Regiepudel, den er nicht blitzschnell erspähte und — cachierte. Überall hat er seine Aufmerksamkeit scheinbar zugleich in vollster Stärke. Natürlich, daß ihm das sogenannte „eigentlich Künstlerische“, die Idee, die tiefere Bedeutung in zweiter Linie steht — er ist der Auffassung: wenn alles tadellos klappe, dann komme jenes für den, der's zu hören versteht, ganz von selbst heraus. Schuch hat wenig Sinn fürs Feierliche, für Weihe und Weihrauch. In Parenthese: er ist kein ebenso guter Operndirektor wie Operndirigent; seine planlose, oft unkünstlerische Spielplanzusammenstellung, seine Nonchalance in Ausstattungsfragen, seine — Nörgler nennen's: Launischkeit in der Wahl des jeweiligen Dirigenten für den Abend, alles wirkt da ungünstig zusammen. Wenn er einmal geht, wird er seinem Nachfolger die schwere Aufgabe hinterlassen, gleichzeitig eine Persönlichkeit zu ersetzen und aus einem Instrument des Vorgängers eine Kulturstätte zu schaffen. Aber wenn er mit der graziösen Leichtigkeit, die den Greis heute noch auszeichnet, das Pult ersteigt, sind ihm alle Sünden wider den Geist vergessen. Dann fasziniert diese anscheinend unendliche Kraft der Verlebendigung, diese so gänzlich ungebrochne Lust am wogenden, rauschenden, prickelnden Apparat. Er hat Vorlieben und Abneigungen, in denen seine Begabung deutlich wird. Feierliches behandelt er unsicher. Die fünfte Symphonie Beethovens bringt er nicht halb so glänzend heraus wie Schumanns erste. Dort grübelt er, sucht nach Stil und strauchelt leicht, Schumann „musiziert“ er, wie der Vogel singt. Den zweiten Akt der Walküre faßt er unbeschreiblich sorgfältig an, aber man fühlt die Absicht, die mühsame Zurückhaltung während der langatmigen Monologe und Dialoge. Dann schwankt er in etwa. Aber den ersten gibt er mit Glanz und Feuer. Nie habe ich so viel Lust, selbstgewisse Weltvergessenheit, Stolz, Jubel und Herrschgewalt der Liebe aus diesen Tönen gehört, als wenn Schuch das: „So blühe denn Wälsungenblut“ mit seinem ganzen Apparat in die Luft jauchzt. Er braucht für das Meistersingervorspiel zwei Minuten weniger als Hanns Richter. Sakrileg an Bayreuth! Und wirklich, die ehrsamen Zünftler kommen nur so gehüpft, es lächert einen ein wenig. Aber das Spektakel gestaltet er urlebendig, da spielt er Trumpf auf Trumpf mit nie versagender Verve. Und zuletzt ist's doch eine helle Lust, „seine“ Meistersinger zu hören, die so köstlich frisch und heiter und quick sind.

Vollendet ist Schuch als Interpret der Spieloper. Da hat er seinesgleichen nicht, in der „Bohême“, „Madame Butterfly“, „Tosca“, „Carmen“, „Orpheus in der Unterwelt“. Man muß ihn gehört, gesehen haben, um die Vergleiche zu verstehen: er ist dann wie ein Fisch in frischem Wasser, wie ein junger Reiter auf erprobtem Roß an einem Sonnenmorgen. Kein Orchester der Welt kann dann frischer blühen und leuchten, kein Ensemble entzückender „loslegen“. Aber, Ernst von Schuch ist kein Virtuos, der mit leerem Geklingel, und sei es noch so untadelhaft, zufrieden wäre. Er nimmt es nur mit jedem Virtuosen auf, wie etwa der Tragöde Bassermann nebenbei ein Kunstreiter hervorragender Qualität ist, was ihm, so erstaunlich das klingen mag, in der tragischen Darstellung zustatten

Digitized by Google

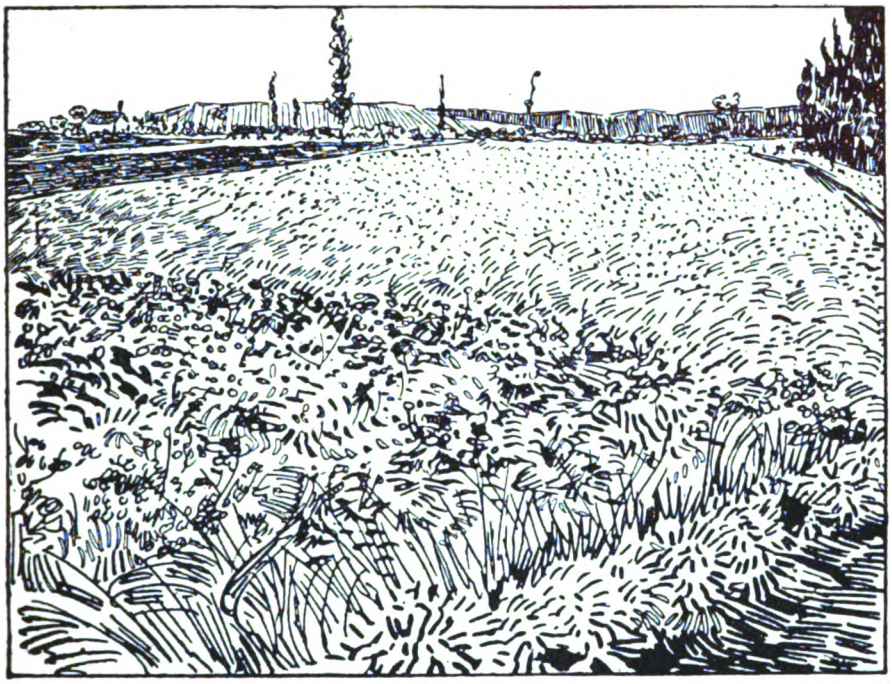
kommt. Natürlich hat der sapiente Musiker Schuch ebenso für die feinsten Reize Sinn und — Ausdruckskraft, wie für die gröberen, in denen sich die Freude an der „Hetz“ kundgibt. Die Liebestrankszene aus „Tristan“ macht er zu einem Kabinettstück bis in die kleinste Einzelheit abgestufter Psychologie. Richard Strauß weiß, warum er gerade ihm am liebsten die Uraufführungen seiner Werke anvertraut — und diese Werke sind doch wohl nicht bloß Virtuosenmusik. Sei dem wie ihm wolle, in diesen Uraufführungen hat Schuch seine bewunderungswürdigsten Meisterstücke vollbracht. Da hatte er schier alles zu tun: sich einzuleben in den unbekannten Stil, in die Einzelheiten, diese Einzelheiten zu erklären, einzustudieren, die Teile zusammenzufügen, zahllose Hindernisse zu überwinden und das zur Höhe der Vollendung gebrachte Werk schließlich — es gehört Elan dazu — unter dem Druck ungeheurer Spannung schlackenlos herauszubringen. Und er brachte „Feuersnot“, „Salome“, „Elektra“ heraus, stand lächelnd neben seinem Primgeiger, erhob mit eckigem Ellbogen den Stab und ließ nun — für anderthalb Stunden der Gott einer vom Opernraum umschlossnen Welt — donnern und blitzen, stürmen, wehen, säuseln, singen, jubilieren, tanzen und wüten, ließ Dämonen und Engel los, türmte Fortissimi auf Fortissimi, machte jeden Widerspruch, ja den Gedanken an Widerspruch verstummen und trat zuletzt, elegant und Weltmann vom Scheitel zur Sohle, auf die Bühne zu lächelnder Verbeugung. Und wer etwa als Dresdner auch zu solch internationalem Begebnis eine Eintrittskarte erlangt hatte, sagte schmunzelnd zu seinem Nachbarn: das war doch wieder mal was für unsern Schuch!

Wolfgang Schumann

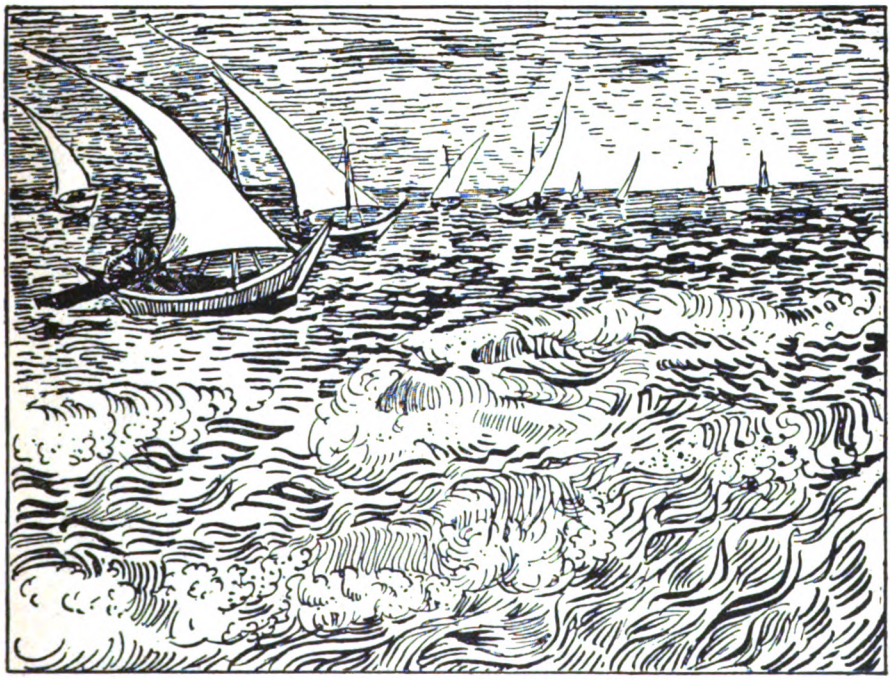
Vom Van Gogheln

Seit einer Reihe von Jahren geht durch das Bewußtsein der Kunstfreunde Vincent van Gogh als eine erregende Gestalt. Reproduktionen nach seinen Gemälden ohne Farbe geben vom Charakteristischen so gut wie nichts, farbige Reproduktionen stehen bei van Gogh in ganz besonderem Maß unter der Gefahr zu fälschen — wer schnell die Vorstellung seiner Kunst beleben will, tut immer noch am besten, er gibt Zeichnungen wieder, deren Reproduktion das Original mit möglichst geringem Verlust vermittelt. Unsre Leser wollen die beiden Stücke „Felder“ und „Das Meer“, die wir nach „Kunst und Künstler“ hersetzen, miteinander vergleichen. „Felder“ ist auch als Wiedergabe eines Natureindrucks eine Meisterleistung. Eines Natur*eindrucks*, nicht eines Natur*abbilds* natürlich, schon deshalb, weil hier alles mit den Mitteln reiner Griffelkunst gestaltet ist, wie sie nach Klinger zwischen Malerei und Poesie mitten inne steht. Man denke an eine Photographie, und man sieht sofort, wie hier nichts „abgebildet“, wie alles durchaus „übersetzt“ ist; ein Landschaftsbild auf hell und dunkel gebracht, besteht ja immer noch aus verschiedentonigen Flächen, hier aber sind nur Punkte und Striche ohne jeden Übergang schwarz ins Weiß gestellt. Trotzdem gewinnt, wer das Bild auch nur aus einiger Entfernung sieht, daraus den Eindruck lebendiger Natur, die ein Meister wiedergegeben hat, der alles, was er hier wollte, auch konnte. Nun „Das Meer“. Halten wir den untern Teil des Bildes zu, so haben wir einen ganz entsprechenden Eindruck: vorzügliche lebensvolle Übersetzung eines Wirklichkeitseindrucks vom Meer. Aber der eigentliche, der bedeutende sowohl wie — der tra-

Digitized by Google



Vincent van Gogh, Felder. Zeichnung



Vincent van Gogh, Das Meer. Zeichnung (Berlin, Nationalgalerie)

Digitized by Google

Digitized by Google

gische Van Gogh zeigt sich im Vordergrund, bei den schäumenden Wellen. Die bereitwilligste Phantasie wird hier kaum eine lebendige Vorstellung des Brandens nachgestalten, auch wenn sie diese Linien, wie alle Griffelkunst, nicht als Wiedergabe, sondern als Anregung auffaßt. Van Gogh, als Darsteller der Außenwelt, versagt. Wenn wir aber unsre Aufmerksamkeit „umstellen", dann gewinnt die Zeichnung sofort neue Reize: das Liniengewirr wird zu einem Ornamentwerk, das Menschenkräfte zeigt, wie sie leidenschaftlich um Ausdruck ringen. Wäre das nur nicht in einem Werk, das immerhin ein Naturbild zum Gegenstande hat! Da es in einem solchen ist, so entsteht zwischen Naturwiedergabe hier und freiem Linienspiel dort mitten darinnen ein Bruch. An dem Ringen darum, sich „zu sagen" und dies doch mit Formen der Außenwelt zu tun, ist dieser geniale Geist vielleicht zerbrochen. Wir kommen auf das Problem „Eine neue Sprache", das ich gelegentlich Katharine Schäffners (Kw. XXI, 22) behandelt habe. Van Goghs letzte Bilder sind auch in den Farben geradezu erschütternde Schmerzensschreie eines Ichs, das nach erlösendem Ausdruck lechzt und dem dabei die Erscheinungen der Welt schließlich nicht mehr helfen können, als die Strohhalme dem Ertrinkenden . . .

Van Gogh ist tot, aber die Van Gogh-Leute leben. Und wie leben sie! Keine moderne Kunstausstellung, von den jurylosen aufwärts, in denen nicht irgendein Männ- oder Weibchen titanenhaft mit einem Kartoffelfeld, einer Windmühle oder einer Melone kämpft. Überall van Goghelt's. Gute Menschen, die in irgendeinem Kontor, vielleicht sogar in einer Kunstwerkstatt Freundliches und Nützliches leisten könnten, hauen mit ihren Pinseln, mauern mit ihren Farben und stechen mit ihren Zeichenfedern, als litten ihre Kunstorgane an Krämpfen. Aber während sie schreien, ist alles, was sie sagen, doch immer bloß: ha, ho, hei, hu — mit andern Lauten: wir haben nichts zu sagen. Trotzdem stehen sogar Kunstkritiker vor ihnen und künden: „Lauschen wir, lauschen wir: ha, ho, hei, hu — das ist die neue Kunstsprache!"

Darum war Van Gogh, der er war, der er ist und der er in der Kunstgeschichte bleiben wird, weil seine Formen Ausdruck eines tiefsten Seelenbewegens waren. Herr Müller und Fräulein Schultze, glauben Sie uns: die Ausdrucksweise eines im Wahnsinn versinkenden Genies ist kaum die Ihrige. Sagt uns, was Ihr uns zu sagen habt, was Euch vom Schönen der Erscheinungen freut, was Ihr vom Leben nacherlebt, und wir wollen Euch folgsam und sogar andächtig hören, — falls Ihr eben etwas zu sagen habt. Ist es nichts Neues, seid Ihr Durchschnittsmenschen, so habt den Mut, es zu sein: sogar als Durchschnittsmensch kann man ein ganz lieber Kerl sein, so daß man das Spiegelbild der Gotteswelt auch in seinem Auge gern sieht. Aber mit dem Verrücktun wird man noch nicht zum Genie. A

Politik und Städtebau

Angewandte Kunst

Das griechische Wort „polis" heißt Stadt, und Politik ist ursprünglich nichts anderes als „die städtische Angelegenheit". Die wichtigste städtische Angelegenheit aber ist die, ob die Stadt als guter Organismus den Bürgern Schutz, Gesundheit, Freude und einen blühenden Handel und Wandel verbürgt. Die schöne Stadt ist nicht nur des Bür-

Digitized by Google

gers Stolz, die praktische Lage ihrer Industrien und ihre Verbindung mit der übrigen Welt ist auch des Bürgers Reichtum. Darum ist der Städtebau eine im umfassendsten Sinne öffentliche Angelegenheit. Politik und Städtebau gehören zusammen. Der einzelne ist hier machtlos.

Die alten deutschen Städte entstanden meist im Anschluß an ein römisches Lager, eine germanische Burg oder ein christliches Kloster; damit war ihre „Politik“ durch eine herrschende Richtung des Interesses sofort gegeben. Auch die Dörfer erhielten ihren großen Zug durch die hindurchführenden Landstraßen. Später ging die Entwicklung so langsam vorwärts, daß sich die Verhältnisse im Laufe der Zeiten meist genügend klärten, um eine gute Planmäßigkeit zu erzielen. Heute aber, wo in wenigen Jahren ganze Gartenstädte neu gegründet werden, und zwischen den alten Landstraßen auf formlosem Gebiet eine Stadterweiterung an die andre gesetzt wird, bedürfen wir nicht nur einer ausgebildeten Wissenschaft und Kunst des Städtebaues, sondern vor allem einer weitblickenden Städtebaupolitik. Politik aber ist nicht Sache der Staatsregierung, des Fiskus, des Magistrats, der Grundbesitzer, Spekulanten und Hauseigentümer, sondern sie ist Aufgabe der Allgemeinheit. Wenn wir nicht alle, jeder Einzelne für sich wie die Gesamtheit, uns zusammenschließen und den Willen des Volkes verkünden und durchführen, wird man unsre Wälder schlachten, unsern Boden versteigern, unsre Städte verbauen um kleinlicher Interessen willen, wird man unsre Wohnungen kasernieren, unsre Mieten in die Höhe treiben, uns und unsern Kindern Licht, Luft, Bewegung und Gesundheit nehmen. „Man“ — wer ist denn dieser gefährliche „man“? Behörden, Vereine und Private haben das Recht und die Pflicht, auch für sich selbst zu sorgen. Wer sich nicht zur Geltung bringt, der wird erdrückt, und die Schuld trifft ihn allein. Solange unsre Volksmassen glauben, allein durch Bekämpfung des Staates, des Kapitalismus und der Arbeitgeber zum Ziele zu kommen, haben sie sich's selber zuzuschreiben, wenn sie schlecht wohnen und schlecht leben. Eine gesunde Städtebau- und Bodenpolitik ist eine positive Aufgabe. Ein entschlossenes Volk hätte schon heute zweierlei in der Hand, das zusammengehört: mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel sich weit außerhalb des Spekulationsgebietes mustergültig anzusiedeln, und: sich eben dadurch auch in der Nähe der Stadt preiswerte und gesunde Ansiedlungen zu erzwingen.

Gustav Langen

Naturgenuß

Akkorde sehn

Eine Leserin hat neulich anläßlich des Artikelchens „Ausschnitte sehn“ sehr betrübt an mich geschrieben: sie habe sich doch immer an der Natur gefreut, und nun „solle“ sie sie plötzlich durch Rahmen sehn! Unbekannte Leserin, so ist's nicht gemeint — wir denken, unser Rundschaubeitrag jüngst über die Ästheten in der Natur wird Ihnen mittlerweile das auch gezeigt haben. Der Mann mit dem Perspektiv, der Mann mit dem Ausschnitt, der Mann mit dem schwarzen Glas — gibt es nicht eine schreckliche Künstlichkeit, wenn die Menschen so in der Gotteswelt herumlaufen? Nur, daß leider eigentlich auch keiner auf seine Nase ein Brillenglas setzen dürfte, von wegen der Künstlichkeit! Und daß er, ist er recht kurzsichtig, von wegen

Digitized by Google

der Natürlichkeit mit genannter Nase an die Bäume rennen dürfte! Also: wie man die Brille trägt, weil man keine guten Augen hat, geradeso kann man jene andern Hilfsmittel auch benutzen — weil man keine guten Augen hat. Hat man die, braucht man sie nicht, hat man sie nicht, so kann man sie sich durch solche Hilfsmittel bilden, „heranüben". Aber das ist zu bedenken, wenn man nicht selber eine neue Abart von Ästhetentum heranzüchten will: die Übung des malerischen Sehens ist eine feine und nützliche Zucht, die uns das Organ, durch das wir die Welt auffassen, tauglicher macht, die Hauptsache aber ist stets unsres ganzen Menschen seelisches Verhältnis zur Natur. Bleiben wir bei der Anwendung irgendwelcher Kunstmittel stecken, so verkümmern wir, und wenn unser Auge das feinste wäre, doch am besten, und hätten Ursache, trotz all der krausen Bärte unsrer Schlüssel zum Heiligtum — den Geißbuben zu beneiden, der auf seiner Bergwiese herumjauchzt.

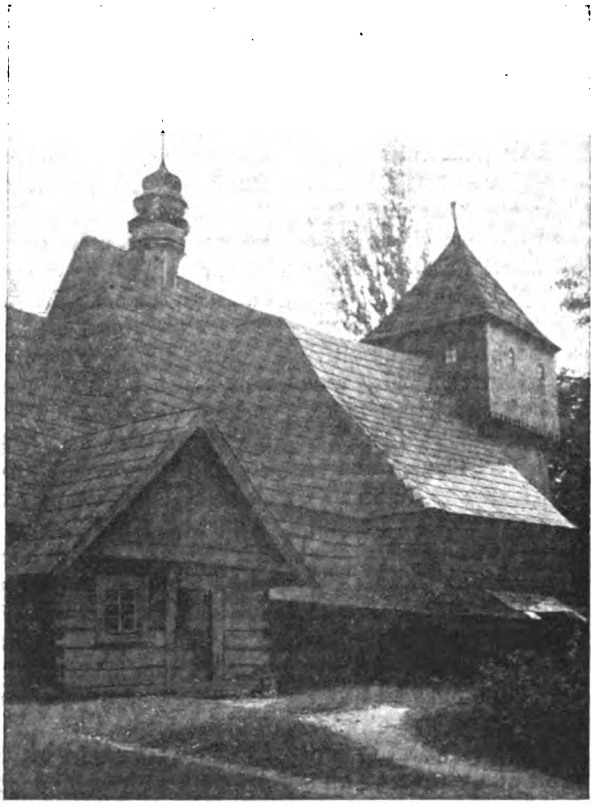
In meiner Jugend kannte ich ein kleines Menschenkind, das war, Sohn deutscher Eltern, aus fernem Land nach Dresden gekommen, um dort an einer Kunstschule die Kunst zu lernen. In der ersten Stunde gleich wirtschaftete es gewaltig mit den Farben drauflos, als es dann aber stolz zeigte, was es zustande gebracht, da fand man's nicht schön. „Das muß doch blauer sein und das grüner!" Mein Männlein eilte zu seinen Tuben und quetschte daran: „Aber überzeugen Sie sich, es kommt doch so heraus!" Rings erst Verständnislosigkeit, dann Erstarrung, dann wandschütterndes Gelächter, dann Belehrung. Der junge Maler jedoch (jetzt ist er keiner mehr) sprach, sich entschuldigend, die gelassenen Worte: „Ich habe doch nur nicht gewußt, daß man die Farben mischen muß."

Daß man die Farben nicht nur mischen muß, wenn man malen will, daß sie sich in der Welt der Erscheinungen auch ganz von selber „mischen", richtiger: daß sie aufeinander wirken und sich so freund- oder feindnachbarlich verändern, dieses weiß jede Dame, die sich eine Toilette zusammenstellen kann. Nur können das nicht so viele, wie's tun. Und denen, die's können, geht es oft, wie es den Mannsleuten fast immer geht: bei angewandter Kunst, ja, da haben sie für das Miteinander der Farben ein Auge, bei freier Kunst aber und vor der Natur wissen sie meist nicht viel damit zu machen. Sie sind nur aufs Dekorative eingestellt.

Wer sich recht teilhaft machen will an der Fülle von Freuden, welche die Bildung des Auges vermittelt, und wer doch nicht von Natur besonders begabten Auges ist, dem lohnt es sich, das Zusammensehen von Farben zu üben. Ich war kein Knabe mehr, ich war schon Student, als ich zum erstenmal bewußt solch eine Freude empfand: ich sah von einem hohen Berge eine „Aussicht" an, genoß ihrer auch mit allerhand Frohgefühlen, fand aber in der Stille meines Gemüts diesen langen grünen Wiesenhang da drüben „eigentlich" langweilig. Da plötzlich war's, als schösse seine Farbenfläche mit der des stahlblauen Himmels dahinter zu einem Akkorde zusammen: ich sah plötzlich nicht mehr Wiesenhang neben Himmel, ich sah Wiesenhang und Himmel zusammen leuchten. Nie werde ich die plötzliche Erhöhung des Lustgefühls vergessen, die ich geradezu wie eine Lebenserhöhung meines Ichs empfand. Von nun an gingen mir überall Farbenakkorde in der

Digitized by Google

Landschaft auf, die ich früher nie gesehn hatte! Die Möglichkeiten des Natur- wie des Kunstgenusses waren erweitert, wie sie etwa beim Übergang der bildnerischen Darstellung aus dem Zwei- ins Dreidimensionale sich erweitern. Später hab ich gelernt, daß es sehr, sehr



Kirche in Raschütz

vielen ihr ganzes Leben lang geht, wie mir's vor jener „Offenbarung" ging — und daß diese vielen ihr Leben lang so wenig, wie ich früher, auch nur *ahnen*, wie es mit ihren Augen steht.

Aber wie *kann* man sein Auge hier üben? Zunächst einfach durch gesammelte Aufmerksamkeit. Man blickt die nebeneinanderliegenden Flächen lange fest an und will sie zusammen sehn. Soundso oft kommt man zum Gefühl jenes Zusammenklingens nicht, aber das schadet wenig: das Auge übt sich doch. Plötzlich ist das Akkordgefühl da. Und nun leichter und leichter mit jedemmal, bis man endlich nur das Auge zu öffnen braucht, um Interessantes oder Schönes an allen Enden zu sehen, wo man früher nur Langweiliges erblickte. Bei dem Zusammensehn von *zwei* Farben bleibt's ja nicht, ganz von selber genießt man des Zusammenklangs von immer mehr und mehreren: „und die Welt hebt an zu singen".

Und nun noch einmal, daß es

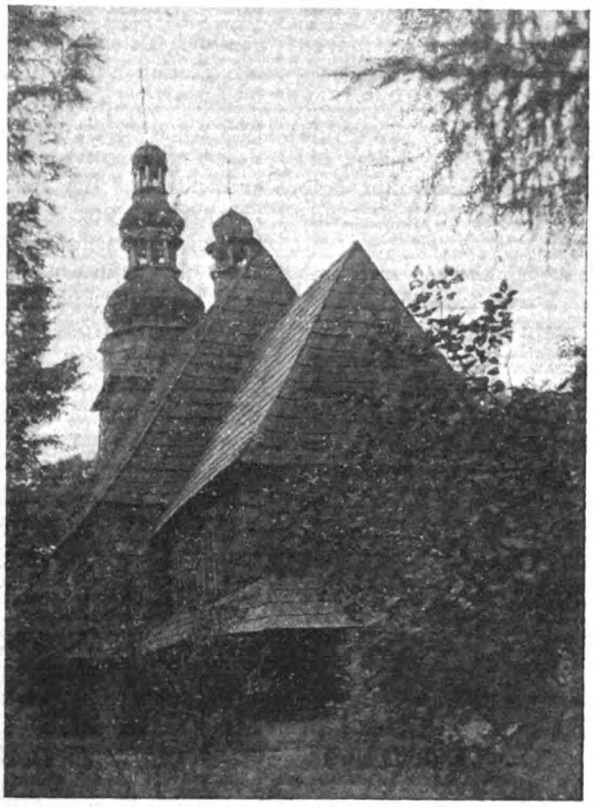
Digitized by Google

kein Mißverständnis gibt . . . aber nein, ich brauche den Anfang nicht zu wiederholen. A

Bedrohte Dorfkirchen

Was unsre Gaue vor allen der Welt voraus haben, auch vor Italien, Frankreich und sogar England, das ist die Schönheit unsrer alten Dörfer im Osten und Westen, in den Alpen und auf der Marsch am Meer. Der Dorfbauten Meisterin aber ist ihre Kirche. Sie war auch fürs Bauen des Landmanns jahrhundertelang eine Erzieherin, weil er sie als das vornehmste Gebäude am Ort empfand: für alles, was er über das nur Zweckmäßige hinaus tat, für alles Festliche, alles Schmückende gab sie die Art. Protzte sie, tat er's auch, war sie schlicht, schämte auch er sich der Schlichtheit nicht.

Das vorige Jahrhundert aber hat unsern Bauern für das Sehen alter Schönheiten meistens die Augen verdorben. Während man, unglaublich, aber wahr, auf den Kirchhöfen die alten Bäume schlägt, damit die Gräber mit polierten Steinen und sonstigen Häßlichkeiten besser zu sehen sind oder gar: damit Pfarrer und Küster mehr Heu vom Kirchhof haben, beginnt man die alten Dorfkirchen nicht mehr „schön", nicht mehr „fein" genug zu



Kirche in Leng

Digitized by Google

finden. Auf daß die Sache plausibler aussehe, behauptet man nun zumeist: sie seien zu klein. Alles klagt über die Landflucht sowohl wie über schwachen Kirchenbesuch, aber trotzdem: an Gott weiß wie vielen Stellen klagt man im gleichen Atem: „unsre Kirche ist zu klein“. Verhehlen wir uns nicht: es geht eine große Welle von Eitelkeit durchs Land, die Deutschlands schöne alte Dorfkirchen wegschwemmt, wo sie sie fassen kann. Fällt aber erst die alte Kirche, so wird in neun von zehn Fällen die alte Dorfschönheit überhaupt bald zwischen Dachpappe und Zementsteinen liegen.

Mögen insbesondere Pfarrer und Lehrer im Dorfe das Ihrige tun, um die Bauern die Schönheit ihrer alten Dorfkirchen auch da sehen zu lassen, wo sie nicht in irgendwelchem Luxus und Reichtum, wo sie nur im Ausdruck und in der Fülle der Erinnerungen beruht, die das alte Gotteshaus lebendig machen. Dort aber, wo man eine neue Kirche durchaus haben will, dort sorge man wenigstens dafür, daß die alte *erhalten* bleibt. Irgendeine Verwendung findet sich wohl auch noch für sie, welche die bescheidenen Unterhaltungskosten lohnt, und selbst wenn sie verfallen müßte, selbst als grünumsponnene Ruine also wäre sie immer noch ein würdigeres Zeugnis alter Zeit, als der Gedanke: sie ward pietätlos zerstört. Baugrund für eine neue Kirche ist aber überall auf dem Lande billig.

(Wir fügen diesen Zeilen die Bilder zweier tatsächlich bedrohter Kirchen bei. Diese Beispiele sind aus Oberschlesien — leider könnte aber *jede* deutsche Provinz zahlreiche stellen.)

Deutschland zwischen den Nationen

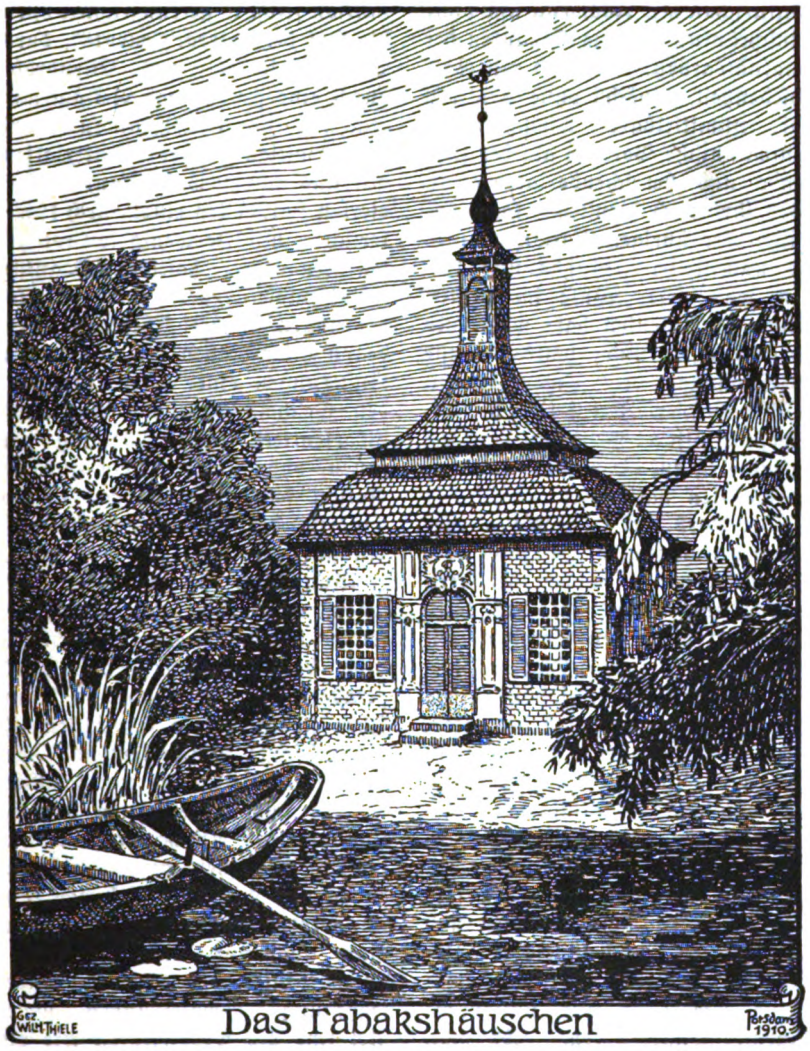
Auch ein Wort zur Brüsseler Weltausstellung

Die Weltausstellung hat wohl manchem deutschen Besucher eine Befestigung und Klärung seines Nationalgefühls gebracht. Nicht nur weil man vergleichen und das deutsche Wesen zwischen den anderen Nationen um so ausgeprägter wiedererkennen konnte: eine spezifisch neu-deutsche Art, eine deutsche Lebensanschauung geradezu, die begonnen hat, sich zur praktischen Lebensform, zum Stil zu gestalten, hat hier reinen und einheitlichen Ausdruck gefunden. Fast könnte man von einer die letzten strengen Arbeitsjahre krönenden nationalen Feier reden, von einer festlichen Rast, wie man sie etwa nach abgeschlossenen und vor neuen Arbeiten während eines Baues sich gönnt. Jedenfalls kennzeichnet diese Ausstellung einen Arbeitsabschnitt. Aufgaben, die noch vor zehn Jahren Außenseiterwünsche bedeuteten, sind gelöst.

Die solide Sachlichkeit und reife Würde der deutschen Produkte, ihre einheitliche Zusammenfassung in ausdrucksvollen Gebäuden, diese ganze wohlabgewogene, durchgebildete und prächtig geschlossene Veranstaltung redet wirklich jene unabhängige, nationale und zugleich durchaus moderne Sprache, die vor einem Jahrzehnt noch kaum in den ersten Anfängen gesprochen und verstanden wurde. Und es war an Ort und Stelle zu fühlen, daß man damit die anderen Nationen zum Aufhorchen zwang. Aber was auf der einen Seite als froher Abschluß einer mühevollen Arbeit gelten kann, bedeutet auf der andern den ernsten Anfang einer neuen.

Die deutsche Ausstellung war in

Digitized by Google



Wilhelm Thiele, Das Tabakshäuschen. Zeichnung

Digitized by Google

der Gesamtgestaltung wie in allen Einzelheiten ein Programm. Zum ersten Male bekannte Deutschland sich in der breiten Öffentlichkeit einer europäischen Waren- und Kulturschau mit Nachdruck und ohne Einschränkungen zum Gedanken der Qualitätsarbeit. Er wird mit Entschiedenheit, zunächst ohne Rücksicht auf unmittelbare wirtschaftliche, kaufmännische Vorteile als der führende und herrschende anerkannt. Wer ihm noch fernsteht, kann inmitten der übrigen Nationen durch die unmittelbare Anschauung lernen, was dieser Wille im tiefsten Sinne zu bedeuten hat: mehr, als zweckmäßigste und vollkommenste Befriedigung der gegenwärtigen vollberechtigten Zivilisationsbedürfnisse, vor allem: Besinnung auf die eigene Art, auf die wesentlichen und wertvollsten nationalen Kräfte.

Wie stark und mit wie ausgesprochen nationaler Prägung der Qualitätsgedanke in der deutschen Ausstellung betont ist, das wird vor allem durch den Vergleich mit Frankreich, Belgien, Italien klar. Die romanischen Nationen zeigen ihre Produkte ganz nach der alten, allem Anscheine nach sich verbrauchenden Weltausstellungspraxis: mit möglichster Vollständigkeit und ohne besondere Wahl. Der Nachdruck wird auf das gelegt, was den lautesten internationalen Erfolg hat: auf französische Toiletten und Parfümerien, auf belgische Bijouterien und Lederwaren in gleicher Weise wie etwa auf italienische Marmormonstrositäten. Wo man Qualität erstrebt, hat man keine andere Orientierung als die alten Stile. Das Bedürfnis nach neuen Formen lebt nur in kleinen Minderheiten, die allein stehen, keine Fühlung mit der großen Produktion haben und daher sich ziellos, disorientiert erweisen. Die „arts decoratifs“ überschriebenen belgischen und französischen Abteilungen bieten meist Zeugnisse eines in der eigenen Nation fremden, ratlos bizarren Wollens. Die große Produktion selbst ist gekennzeichnet durch die Art der „Arrangements“, durch Triumphpforten aus Eisendraht, durch eine gewaltsame Reklameaufmachung, durch Mißhandlung und Vergewaltigung der Materialien. Die uns nur zu wohlbekannten forcierten Halbheiten einer durch künstlerische Instinkte wenig kontrollierten Industrie, haltlose Wagnisse, traditionlose Experimente, Zufallswirkungen, hohle Theatralik verdecken allenthalben die vereinzelten Äußerungen einer alten, berückenden Geschmackskultur. Nochmals: disorientiert, ohne Führung von innen, ohne Bestimmtsein aus der Nation selbst heraus: das ist der Eindruck, der sich immer wieder aufdrängt.

Man kann es sich schwer versagen, neben die solchergestalt gekennzeichneten Sachen die Ausstellung der belgischen Heimindustrie geradezu als Kommentar zu setzen. Ihre schonungslose Ehrlichkeit ist aufs höchste anzuerkennen. Genau der Wirklichkeit nachgebildete Wohn- und Arbeitstätten bringen Zustände zur Anschauung, die unerträglich scheinen, genaue Lohnangaben und statistische Tabellen führen beredte Klage über den Mangel einer auch nur von einigermaßen gutem Willen beseelten sozialen Gesetzgebung. Bevölkerungen dieser Art sind als Produzenten wie als Konsumenten geradezu ausgeschaltet aus dem Zusammenhang mit der nationalen Kultur. Auch in den belgischen und französischen Räumen, die mit Economie sociale überschrieben sind, wird mehr harte Wirklichkeit und Gegenwart als freundliche Zukunftshoffnung gezeigt.

Digitized by Google

Neben den belgischen Weber-, Schuhmacher-, Seilerwerkstätten, Nagelschmieden und Zigarrenarbeiterwohnungen stehen zwei Arbeiterhäuser von Metzendorf: wo die Belgier die Gegenwart-Wirklichkeit wiedergeben, stellen die Deutschen Zukunft-Forderungen auf. England, das wohl bei einer Darstellung seiner Arbeiterwohnverhältnisse nicht allein vereinzelte Reformbestrebungen, sondern bereits eine Tradition hätte nachweisen können, hat nichts dergleichen gezeigt. Weder Arbeiterhäuser, noch Statistik, noch irgendwelche Aufschlüsse über seine inneren Kulturverhältnisse.

Das ist kennzeichnend für die englische Ausstellung, deren Zerstörung aufs höchste zu beklagen ist.

England dokumentierte nichts, sprach nichts aus, es betonte nicht, es zeigte Durchschnitt, und dieser Durchschnitt war einwandfrei. Der Qualitätsgedanke, der in der deutschen Ausstellung so reinen, gelegentlich fast abstrakten Ausdruck gefunden hat, in England versteht er sich von selbst. England redet nicht von seiner Produktion, und noch weniger von sich selbst und seinem Streben. Es zeigt seine Erzeugnisse dem internationalen Publikum wie ein gediegener Geschäftsbetrieb seinen durchaus nicht anspruchslosen Kunden. Etwas Unpersönliches war in diesen parallelen, übersichtlichen, nicht gedrängten Reihen von Schränken zu spüren. In der Anordnung war man nirgend etwa wie die Franzosen dem Publikum besonders entgegengekommen. Aber dieses wurde auch nicht belehrt oder geführt, wie bei den Deutschen. Es war nirgend in der ganzen Weltausstellung so sehr sich selbst überlassen. Es wurde nicht veranlaßt, auf besondere Zusammenhänge zu achten — und fühlte doch eine Einheit. Es brauchte sich keine Namen zu merken, es hörte wenig von einzelnen Künstlerpersönlichkeiten — und fühlte doch eine starke und entscheidende Kontrolle über dieser ganzen Produktion. Spezifisch nationale Errungenschaften, etwa Beweise für die hohe Entwicklung der heimischen Innenarchitektur, blieben jenem internationalen Publikum vorenthalten. Man wurde nicht recht klar darüber, aus welchen Gründen. Weil man kein besonderes Gewicht darauf lege, oder weil man den Fremden gegenüber damit kargen zu müssen glaubte? Man zeigte nur, was man für gangbar erachtete, also etwa in der Möbelfabrikation Antikes oder Antiquiertes. In der Keramik, im Buchgewerbe und wo man sonst Bedeutendes leistet, brachte man die weltbekannten Erzeugnisse und wies mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie bei Tuchstoffen, Schuhwaren und Präzisionsapparaten eine Fabrikation nach, die auf einer ununterbrochenen, nirgend entkräfteten Überlieferung gegründet ist. Zum unmittelbaren Vergleich mit Deutschland war nur in wenigen Gebieten Gelegenheit; am deutlichsten wohl im Buchgewerbe, in dem England mehr Ruhe, Sicherheit, handwerksmäßige Einheitlichkeit, allerdings auch weniger persönliche Initiative und literarische Feinfühligkeit zeigt, als Deutschland.*

Desto mehr Aufschlüsse brachte der Vergleich im großen. Erst wenn man aus der englischen Ausstellung zur deutschen zurückkehrte, ward einem deren besondere Art völlig deutlich. Nicht ohne Grund ist der deutschen Ausstellung eine sehr

* Ähnlich wie England verhält sich auch Holland, dessen Buchgewerbe seiner Bedeutung entsprechend vertreten ist.

Digitized by Google

wertvolle, instruktive und großzügige Unterrichtsausstellung angegliedert. Der ganze Kreislauf der nationalen Kräfte, die Gesamtheit unsres geistigen Lebens, wie wir es sehen und wie wir möchten, daß es überall gesehen werde, soll hier dargestellt werden. Etwas Lehrhaftes, aber von jener wertvollen, innerlich lebendigen Art, die durch Lehren selbst lernen will, haftet dieser deutschen Selbstdarstellung an. Nicht als ob die einzelnen Leistungen so sehr noch des Lernens bedürften. Was noch gelernt wird, ist der Zusammenschluß. Zum ersten Male in unserm neuen deutschen Kulturleben strebt bei einer Gelegenheit, die eine Repräsentation des ganzen Reiches bedeuten soll, der deutsche Reichtum an persönlicher Eigenart zu einer derart achtunggebietenden Einheit zusammen. Hier ist nichts mehr von der alten, unseligen, zwischen allen Nationen schwankenden Haltlosigkeit des deutschen Wesens zu spüren. Alle diese vom Norden und Süden geborenen und erzogenen Künstler haben ein Ziel und eine Führung aus sich selbst. Nicht von außen oder oben. Das ist das Wichtige: man fühlt in den einzelnen Leistungen selbst das Gemeinsame, das ihnen nicht aufgezwungen, das organisch mit ihrem Wesen verbunden ist.

Aber alledem darf der deutsche Besucher am wenigsten vergessen, was ihm nach einem Rundgang durch die Weltausstellung noch klarer geworden sein wird als gleich zu Anfang: daß er ein Programm vor sich hat. Auch wer nicht den deutschen Katalog gelesen hat, bekommt es auf Schritt und Tritt zu spüren. Das Publikum wird durchaus geführt. Es trägt auch, namentlich soweit es romanischer Abkunft ist, wie man vielfach beobachten kann, die Miene von Leuten, die sich über dieses Geführtsein mokieren, oder langweilen, oder die ihm geradezu Widerstand leisten. Vor allem aber bleibt wichtig: unter den Geführten sind sehr viele deutsche Landsleute. Durchaus nicht jeder Deutsche ist hier so zu Hause, wie man in der ersten Freude über diese Darstellung deutschen Wesens gern glauben möchte. Wie vielen verständnislos Ablehnenden kann man hier noch begegnen; wie viele arglose Bewunderer echt deutscher Herkunft vor den schauerlichen italienischen Skulpturen, etwa dem vielberufnen Marmormädchen in der Marmorhängematte finden! Deutschland ist daran, eine nationale Kultur zu schaffen; aber die Deutschen kaufen noch gern internationalen Schund. Noch unzählige stehen abseits. Es ist wohl wahr, daß die Geschlossenheit und Einheitlichkeit dieser Veranstaltung nicht möglich gewesen wäre ohne das Dasein eines wirklich einheitlichen Strebens. Aber wir werden auf Schritt und Tritt daran erinnert: zum Ausdruck kommen konnte dieses Streben nur durch die Künstler. Noch sind alle jene Männer und Namen unentbehrlich, noch geschieht die Führung und Überwachung dieser ganzen Produktion bewußt persönlich, noch steht die Schule, die Erziehung mit im Vordergrunde. Schule im weitesten Sinne. In der Schule lernen aber bedeutet noch nicht können. Feinfühlige Franzosen, die die Überlegenheit der deutschen Leistungen rückhaltlos anerkennen, empfinden doch das Bewußte und Gewollte in dieser neuen deutschen Kultur noch störend. Es wäre weniger fühlbar geworden, wenn neben Qualitätsleistungen der Durchschnitt mehr zum Wort gekommen wäre. Aber das war nicht die Aufgabe dieser Ausstellung. Sie konnte in der ge-

Digitized by Google

genwärtigen Lage nichts Wertvolleres leisten als dieses klare Bekenntnis zu dem neuen deutschen Kulturwillen. Einmal weil es jetzt galt, den anderen Nationen gegenüber Deutschlands neue Gedanken und Formen zu erproben, dann aber auch um der deutschen Entwicklung selbst willen. Gerade hier, an diesem vollgültigen Zeugnis von dem Streben der Führenden, von dem Können der Einzelnen, kann der Deutsche fühlen, wie notwendig es ist, daß aus diesem Können eine Tradition werde; daß diese ganze neue Kultur zu einer alten, selbstverständlichen, wenn auch weniger persönlichen nach und nach sich gestalte. Ist dies erreicht, dann werden wir selbst England gegenüber unsern größeren Reichtum an schöpferischer Kraft und Eigenart noch ganz anders ausspielen können, als jetzt schon. Der Weg ist vorgezeichnet, er ist schon gebahnt: nun muß ihn die ganze Nation, soweit sie kulturfähig ist, gehen. Die klare und kraftvolle Aufforderung dazu wurde nach der Dresdner Kunstgewerbeausstellung von 1906 und der Münchner von 1908 nun auf dieser Weltausstellung ausgesprochen. Und darin kann man wohl ihre wertvollste Bedeutung sehen. Hermann Ullmann

Schweige-Annoncen

Herr A. O. Weber-Allenstein, Satiriker durch Worte und durch Taten, hat, so wurde berichtet, in dem Prozeß um die Nutznießung des Vermögens der ehemaligen Frau von Schönebeck als eine „äußerst notwendige“ Ausgabe bezeichnen lassen: 3000 Mark für die Presse. „Das sei erforderlich gewesen, um Annoncen zu überweisen, damit Schmähartikel gegen Herrn Weber unterdrückt würden. Man wisse ja, die Geschworenen lesen die Zeitungen, die Richter lesen sie, und kein Mensch könne sich von Beeinflussungen frei halten.“ Also, folgt daraus, beeinflusse selber, indem du „schmierst“. Durch eine weitere rechtsanwaltliche Erklärung wurde die Sache weniger klar und damit weniger beleidigend für die Presse gemacht, die man ja braucht. Welche Lesart richtiger, wissen wir nicht, brauchen's aber auch nicht zu wissen, denn mit Herrn Weber versuchen wir nicht, uns zu verständigen. Auch könnt er geltend machen, daß er ja nur täte, was sehr reputierliche, geordnete und betitelte andre tüchtige Geschäftsmänner auch tun.

Unsre Frage geht an die Zeitungsleute: Was tut ihr, um die „Kollegen“, die sich durch Annoncen bestechen lassen, aus eurem Kreise hinauszuwerfen? Wir wissen, meine Herren Redakteure, daß es für euch eine Frage ums Brot sein kann, wenn ihr euch diesem Treiben widersetzt — aber wir wissen auch, daß euer durchaus vornehmer Beruf die gebührende Achtung, die gebührende Stellung im Leben der Nation niemals erlangen kann ohne Märtyrer, und wir wissen zudem, was eine feste Organisation von den Arbeitgebern erreichen kann. Wann bildet ihr den Verband, dem anzugehören Ehre, aber auch Kraft gibt, der keinen Schmock unter sich duldet und dem zur Wahrung solcher Standesinteressen, die allgemeine Kulturinteressen sind, sämtliche Organe sämtlicher Angehörigen offen stehen? Ich meine, kein andrer Verband hätte eine größere Bedeutung als dieser Verband, leider: der Zukunft. Und meine: er hätte wohl auch die Macht, dafür zu sorgen, daß den Verlegern die Lust verginge, ihren Redakteuren das Schweigen zu-

Digitized by Google

zumuten, damit sie selber Bestechungsgelder in der Form von Annoncen oder in anderer einstrichen.

Gesellschaft

Verschärfen sich die Klassengegensätze?

Manchem wird diese Frage fast töricht erscheinen, so tiefgewurzelt ist die Anschauung von dem Untergehen der Mittelschichten, des Bauern, des Kleinkaufmannes, des Handwerkers. Unter dem Eindruck besonders starker Zeiterlebnisse war man — und nicht bloß innerhalb der Sozialdemokratie — durchaus beherrscht von der Meinung, daß die soziale Entwicklung geradezu automatisch auf die zwei großen Gegensätze: das Kapital und seine Untergebenen hindränge. Dieses Dogma hat dazu geführt, daß man das Emporkommen neuer Mittelschichten und die lebenskräftige Umbildung der alten verhältnismäßig spät wahrnahm, wenigstens nicht immer rechtzeitig an der richtigen Stelle beachtete. Sehfehler von der Art hemmen die Organisation der nationalen Kräfte, bringen Stockungen und Krisen in der Entwicklung mit sich, trennen Zusammengehöriges und verzögern das allenthalben zwischen den sozialen Klassen keimende gegenseitige Verständnis. Darum ist es zu begrüßen, daß man jenem Dogma kritisch zu Leibe zu rücken beginnt, gerade innerhalb der Sozialdemokratie, und zwar mit immer schärferen Waffen. Ludwig Quessel weist in den „Sozialistischen Monatsheften“ (XIV, 15) nach, daß die Klassengegensätze sich wohl verfeinert und vermannigfacht, aber nicht vereinfacht und schlechthin verschärft haben.

Vom Adel

„Im beruflichen Leben ist das vermorschte Gemäuer der Vorurteile bis auf den letzten Stein niederzureißen. Jeder Beruf ohne Ausnahme bis zur schlichtesten Handarbeit ist adlig. Warum gilt von den erwerbenden Tätigkeiten fast nur die Landwirtschaft für standesgemäß?“ „Weiter muß der Irrglaube mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, als ob die Bevorzugung des Adels zu seinem Nutz und Frommen diene. Die schützende Hand kommt nur der Unfähigkeit zugute. Deren Beschirmung aber untergräbt dem ganzen Stande die Grundlagen. Weder der Staat noch ein Privatmann kann sich bei den heutigen Verhältnissen den Luxus ungeeigneter Arbeitskräfte erlauben.“ „Nicht äußere Vorrechte, sondern innere Kraft!“

Diese paar Worte zur Kennzeichnung eines Aufsatzes, der deshalb bemerkenswert ist, weil ihn ein adliger Offizier verfaßt und eine konservative Zeitschrift gedruckt hat. Er ist aus der Feder Ernsts von Sonnenfeld in den „Grenzboten“ (LX, 35) erschienen und enthält sehr rückhaltlose Ausführungen. Wir empfehlen ihn als ein gutes Dokument der Zeit und sagen unsern Glückwunsch dazu.

Vom Recht

Der neue Strafrechtsentwurf 3

Vergeltung

Die erzwingbare Lebensordnung, die wir Gesetz nennen, gibt im Despotenstaatchen der Herr, der da sagen darf: „Der Staat bin ich.“ Im Herrenkleinstaat gibt das Gesetz die Kaste, die da sagt: „Der Staat sind wir Besten.“ Wer aber schafft es im modernen Volksgroßstaat? Formal die Regierung und, durch seine Vertreter, das „ganze“ Volk, sachlich — darauf kommt es hier an — eine Anzahl gelehrter Gesetzestechniker. Kann man an ihr Werk den Maßstab der Ausdruckskultur legen?

Digitized by Google

Käthe Kollwitz, Beim Kartoffelschälen. Zeichnung

Digitized by Google

Digitized by Google

Was drückt ein Gesetz aus? Im Despotenstaatchen den Willen des Herrn; im Herrenkleinstaat die übereinstimmenden Willen der Herrschenden; was aber im Volksgroßstaat? Formal: den übereinstimmenden Willen von Regierung und Volk — aber dieser Wille ist eitel Vorstellung —; sachlich: den Willen seiner Techniker. Der aber ist von besonderer Art. Er ist nicht ursprünglich wie der des Despoten; sein Inhalt bildet sich nicht in ihren Herzen, ihren Sittlichkeiten, sondern in ihren Köpfen, in ihrem Verstande. Sie wollen eine Lebensordnung schaffen, die einem Zweck entspricht, der unabhängig von ihrer eigenen, wie immer gerichteten, vielleicht gar nicht vorhandenen Lebenssehnsucht besteht, also einem objektiven Zweck. Dieser objektive Zweck kann nun für den modernen Volksgroßstaat in idealer Weise etwa bestimmt werden als der einer Volks- oder Menschheitserhöhung durch Gewährung der Möglichkeit an alle einzelnen, alle ihre Kräfte aufs vollkommenste zu entwickeln.

Die Erfahrung scheint nun zu lehren, daß dieser Zweck der Menschheitserhöhung erfordere, die Äußerungen gewisser gemeinschädlicher Sittlichkeiten und Sitten durch Zufügung von Übeln zu ahnden, zu strafen. Denn die Androhung von Strafen warnt und schreckt allgemein, die Vollziehung sichert die Menschheit vor Untat, schreckt von Wiederholung ab, bessert auch wohl. Obgleich nun der Vorentwurf anerkennt, daß die Strafe in diesen Richtungen wirken kann und auch wirkt, betrachtet er sie grundsätzlich als Vergeltung.

Was ist Vergeltung? Zunächst einmal nichts weiter als eine Wechselwirkung des Ichgefühls. Haue ich einem Feigling eine Ohrfeige, so greift er nach der Backe und heult. Haue ich sie einem Menschen von Ichgefühl, so zahlt er mir mit gleicher Münze. Hat er zugleich Menschheitsbewußtsein, so wird er unter Umständen nicht vergelten, sondern etwa mich beschämen. Es kann aber auch vorkommen, daß er ohne Menschheitsbewußtsein nicht vergilt: Übermacht des Gegners, Sitte, Gesetz mögen ihn daran hindern. Dann erzeugt das Ichgefühl statt lodernder Vergeltung schwelende Rache; Nietzsches Ressentimentmenschen entstehen, und ihre sonnenlosen Sittlichkeiten erfinden staatliches und selbst göttliches Vergeltungsstrafrecht. Dann verheißt der Gesetzgeber: Auge um Auge, Zahn um Zahn; dann setzt man auf Mord Tod, auf Notzucht Entmannung, auf Ehebruch — ja, wie soll man zum Beispiel den gleichartig strafen? Törichte Frage: Schon dann wird das Verbrechen, die Negation des Rechts, ausreichend negiert, also die Gerechtigkeit positiv wiederhergestellt, wenn die Strafe gleichwertig ist.

Es bedarf keines Beweises, daß ein solches Vergeltungsstrafrecht keine Ausdruckskultur ist; es verhängt seine Übel ja nicht, um die Menschheit zu erhöhen, die Verhängung von Übeln ist ihm Selbstzweck: punitur, quia peccatum est. Alles Vergeltungsstrafrecht ist also grundsätzlich ohne Wert für die Menschheitserhöhung, ja es kann ihr geradezu entgegenwirken und hat es oft genug getan.

Woher kommt es nun aber, daß der finstere Vergeltungsgedanke aus dem Strafrecht noch immer nicht schwinden will? Einmal weil du und ich und jeder Einzelmensch von Ichgefühl voll von ihm und deshalb geneigt ist, die Wechselwirkung des eigenen Ichgefühls auf den Staat

Digitized by Google

zu übertragen. Das ging an im Despotenstaatchen und Herrenkleinstaat, aber Unsinn wird es im Vielmillionenstaat der Gegenwart, der sich immer reiner zum Zweckverband ausbildet und dessen Gesetzgebung reine Verstandessache ist.

Der andere Grund für die Erhaltung des Vergeltungsgedankens ist der, daß alle Androhung von Vergeltung zugleich ja auch warnend und abschreckend und daß ihre Vollziehung abschreckend und oft auch sichernd wirkt. Aber diese menschheitserhöhenden Wirkungen sind nur Zufallstreffer.

Karl Polenske

Zu den Tagesereignissen

Deutsche vom Ausland zum deutschen Reichstag!

Den im Ausland lebenden deutschen Staatsangehörigen wünscht J. Jung, daß sie eigne Abgeordnete in den Reichstag wählen könnten. Mittelpunkte der Wahlbezirke könnten die Konsulate sein. Man würde, meint Jung, mindestens 36, seines Erachtens die doppelte Zahl solcher Abgeordneter zubilligen können. Für die Deutschen im Auslande selbst würde dadurch geschaffen, was sicher dem Entnationalisieren entgegenwirkte. Aber auch unserm Reichstage kämen solche Abgeordnete ganz gewiß zugut. Männer, die aus den kleinen Verhältnissen, auch aus den kleinen Parteiverhältnissen daheim gelöst, die Welt kennen, Männer, die verglichen haben, berichten können, wissen, wie Deutschland in der Welt dasteht und was dem Deutschen not tut. Uns scheint der Vorschlag sehr beachtenswert. Näheres darüber im „Blaubuch“ (V, 33).

Von der katholischen Seite

Prosabücher katholischer Frauen

E. Lingen, „Vergib und vergiß“; **Marie Herbert**, „Alessandro Botticelli“, „Die Wenderoths“, „Aus unsern Tagen“; **Ferd. von Brackel**, „Die Enterbten“, „Letzte Ernte“; **M. A. von Godin**, „Benedetta“ (alle im Verlag Bachem, Köln) — **M. Herbert**, „Volksgeschichten“, „Idealisten“ (Verlag Habbel, Regensburg) — **Anna von Krane**, „Starke Liebe“ (Bachem)

Ist es nur Folge subjektiver Beschränktheit, oder besteht eine sachliche Grundlage dafür: je länger ich mich mit diesen Büchern befasse, die man schon an ihrem, sagen wir: neutralen Einband erkennt, um so schwerer wird es mir, sie innerlich auseinanderzuhalten. Es ist etwas gedanklich und gefühlmäßig Gleichartiges an ihnen, das wie der Ausdruck von etwas wirkt, das die Individualität zurückgedrängt haben muß; man kann oft mitten im Lesen der einen Autorin glauben, bei der andern zu sein. Nur ein Teil von Marie Herberts Büchern hebt sich insofern heraus, als darin etwas stärkere Farben aufgetragen und vor allem mehr Kenntnisse verwertet sind; dafür sind diese Bücher aber in der Technik und Erfindung fast noch ungeschickter und gezwungener als die besseren andern. Daraus ergibt sich ohne ästhetische Gewaltsamkeiten der Schluß, daß eine wirkliche Dichterin unter ihnen nicht ist.

Das Urteil ist bitter, aber es läßt sich nicht anders formen, wenn man aufrichtig bleiben will. So bliebe die Möglichkeit, daß die Bücher durch eine auf die Spannung der Leser berechnete Handlung und durch Farbenreichtum der Schilderungen entschädigten. Aber ein beliebiger Unterhaltungsroman etwa von Zobeltitz („Eva, wo bist du?“) ist weit spannender und viel lustiger zu lesen: man weiß dort nicht, wie in den meisten dieser Bücher, schon im Anfang, wie die

Digitized by Google

Geschichte zu Ende gehen wird, man fühlt sich nicht in Gesellschaft langweiliger five o'clock-Tees, sondern als Gast eines wohlerzogenen, vielerfahrenen Herrn, der, wenn er kein großer Dichter ist, doch jedenfalls alles aufbietet, um einem die bei ihm verbrachten Stunden heiter und belebt zu gestalten. Und noch eins: er streicht das Dasein nicht an mit allerlei aus der Parfümfabrik bezogenen Färbemitteln. Natürlich muß sich etwa die Rede des Alltags eine gewisse Zurechtmachung gefallen lassen; er kann nicht jeden Schneuzer und jedes „Ach Gott!" mit hinschreiben; er vereinfacht und zieht zusammen, weil er als Kulturmensch das Bedürfnis hat, uns seine Alltagsmenschen nicht auch noch ungewaschen vorzuführen. Aber eben als Kulturmensch bedient er sich viel der Seife, nicht der Schminke — wie etwa E. Lingen.

Mit all diesen Bemerkungen soll nicht etwa ausgerechnet das Gebiet der Moral, auch nicht das der sexuellen Moral getroffen werden. Sie beziehen sich ebenso auf die ganze Schreibweise, auf die Führung der Fabel, auf die Landschaftsschilderung und die Charaktere. Schreibtischlampenlicht statt Sonnenlicht! Nur ein paar Beispiele. In den „Wenderoths" sagt M. Herbert: „Frau Leopoldine plätscherte in einem Meer von Bewunderung wie der Fisch im Wasser." Meines Erachtens ist es nur der Naturentfremdung zu verzeihen, wenn sie einen Fisch plätschern läßt. Oder: wenn Marie Herbert München oder Regensburg oder Hessen beschreibt, tut sie zumeist so, als ob jedermann die spezifischen Reize dieser Lokalitäten schon kennen müsse („der Hauch, der uns immer aus alten Giebelhäusern entgegenweht"). Es ist aber bei ernster poetischer Absicht zu billig, nur zu schildern und sich betreffend Anschaulichkeit und Belebung der Bilder auf die Reiseerinnerungen des Lesers zu verlassen. Ebenso steht die Sache mit den Jugenderinnerungen nebst dazugehöriger Wehmut, den Schul- und Studienerinnerungen (Botticelli) und allen andern Erinnerungen. Dichten heißt zwingen, nicht Töne anschlagen oder gar nur anklingen lassen. „Sie war wie jemand, den das Geschick zerbrochen hat. Die Schönheit und die Herrlichkeit der Natur hat keine dauernde Macht über das Menschenherz, im Gegenteil, ihr leuchtender Glanz läßt den Menschen in schweren Leidensstunden sein Elend nur um so furchtbarer fühlen" (in den „Volksgeschichten"). Solch untiefes Räsonnement soll die Verzweiflung einer verlassenen Geliebten ausdrücken, den Eindruck vertiefen helfen, aber es steht zu befürchten, daß sich selbst bei ungebildeten Lesern statt belebender Anschauungen abschweifende Reflexionen daran knüpfen werden, die dem Eindruck seine Kraft vollends rauben. Was „das Moralische" betrifft, so wird man es gewiß keiner Katholikin verübeln, wenn Ehebruch, Sinnlichkeit, Freie Liebe, Frauenemanzipation nicht auf ihrem Repertoir stehen. Aber es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die jungen Mädchen durchaus Vorbilder inhaltlosester Tugend sein müssen. Der Typus ist zu schnell erschöpft: schön, bescheiden, mäßig begabt, hausfraulich, kinderlieb, tief (mit Fragezeichen) und auf Seite 10 bereits in angedeuteter Beziehung zu dem Zukünftigen und Endgültigen. Natürlich sieht diese Benedetta nun jener Karola, und Ingeborg der Annette zum Verwechseln ähnlich wie die Modelle in den Modejour-

Digitized by Google

nalen. Es scheint fast, die Autorinnen glauben, junge Mädchen zu zeichnen sei leicht. Aber schon rein technisch betrachtet ist nichts schwerer zu schildern, als ein Mensch, der in die meisten starken, bewegten Situationen nicht gestellt werden kann, der innerlich noch so „unberührt" ist, wie diese lieben jungen Damen. Weiter gehört hierher die Ablehnung, welche dem zuteil wird, was die Verfasserinnen unter moderner Welt verstehn. In diesen Topf der „modernen Welt" fällt sowohl „der moderne Roman" wie der hysterische Sensitivismus einer unwahr gestalteten Mutter (Frau Wenderoth), Nietzsche, Tolstoi, Ibsen und die Summe des sogenannten „Irdischen". Nun verlangt man ja gewiß von keinem Poeten mit Recht, daß er sich mit Haut und Haaren an die jeweils neuesten Errungenschaften des Snobismus verkaufe, man verlangt vielmehr das Gegenteil davon — aber diese Ablehnung ist mit einem unleidlichen und gemeinhin blinden Hochmut verknüpft, der nicht einmal erst begreift, ehe er verurteilt, und der somit zu der von denselben Autorinnen gepriesenen christlichen Milde und Duldsamkeit schroff im Gegensatz steht. Wenn man schon die, übrigens vorsichtig verallgemeinernden und darum nie nachweisbar verleumderischen Ausdrücke („moderne", „eine gewisse Literatur", „eure ganze heutige Zivilisation") gegen die „Moderne" gebraucht, muß man eine ganz andre Kenntnis eben dieses modernen Lebens nachweisen können, als sie diese Damen gemeinhin verraten. Damit ist nun die Frage der konfessionellen Haltung gestreift. Merkwürdig, wie zaghaft das Religiöse in diesen Büchern zum Ausdruck kommt! Zwar wird von recht vielen Gegenständen hier in oberflächlich-dilettantischer Weise geredet, aber die Religion als Erlebnis ist oft geradezu auf den Raum zwischen den Zeilen beschränkt. Es steht nun gar nicht so, daß „das Katholische" den künstlerisch Empfindenden abschrecken würde, im Gegenteil, die Autorinnen geben sich für mein Gefühl noch lange nicht katholisch genug! Nur: dichterisch sollen sie das Katholische gestalten, damit wir's nacherleben können: was irgendeine ahnungslose schriftstellernde Dame über Katholizismus „denkt", geht wohl nicht einmal ihre Glaubensgenossinnen viel an, darin ist ihr ja jedes Erbauungsbuch überlegen. Man zieht von seiten kampftüchtiger Katholiken neuerdings den Katholizismus in Enrika von Handel-Mazzettis Romanen trotz ihrer Versicherungen und Glaubensbekenntnisse zweifelnd in Erwägung. Aber gerade sie ist es von all den vielen lebenden sogenannten katholischen Dichterinnen allein, das darf ein Nichtkatholik ruhig bezeugen, die das menschliche Erlebnis des Katholizismus wirklich gestaltet hat, so eindringlich und anschaulich, daß aus ihrem einzigen „Meinrad Helmperger" mehr gewinnender und überzeugender Eifer spricht und lockt als aus zwei Dutzend Romanen von der Art der hier besprochenen. Man kommt wirklich manchmal auf die Meinung, als ob der Katholizismus in diesen Büchern hier nur eine quasi zufällige Haltung sei, so wenig bezeugen sie Tiefe und Kraft der katholischen Religiosität. Anderseits ist es auch für einen der exklusivsten katholischen Richtung nahestehenden Beurteiler wie P. Baumgartner ausgemacht, daß die Eintönigkeit und Mediokrität nicht durch Katholizität gutgemacht wird. Er schreibt: „Wie es

Digitized by Google

uns nie eingefallen ist, die literarische Form des Romans an sich zu verwerfen, ebensowenig verschmähen wir die tiefere Analyse des Gefühlslebens, die Aufrollung schwieriger psychologischer Probleme, die anschaulich-realistische Zeichnung der Wirklichkeit, den Zauber lyrischer Stimmung und ihren Reflex in dem Leben der Natur, den kühnen Ausdruck, kurz alle jene Elemente, in welchen man den technischen Fortschritt des Romans sucht."* Der Weg steht also in jeder Hinsicht offen, und es besteht kein Grund, zwischen der Marlitt und dem „Trotzkopf" stilistisch stehenzubleiben.

Im einzelnen ist nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Bücher wenig zu sagen. Das wertloseste ist „Vergib und Vergiß!" Diese „preisgekrönte Novelle" ist nichts als unfähiger, allerdings auch bescheiden auftretender Dilettantismus. Die sogenannte Künstlernovelle „Botticelli" gehört nach Form und Inhalt in den Kunstteil eines Durchschnittsfamilienblattes, wo sie gewiß nichts schaden wird, aber nicht in den Literaturteil. Die „Enterbten" sind von einem kritischen Heißsporn im Gegensatz zur katholischen Durchschnittskritik einmal als eine Schmach der katholischen Literatur bezeichnet worden. Das Niveau ist in dem umfänglichen Roman wirklich recht niedrig, aber die Beherrschung größerer Einheiten und die Proportionierung der Teile lassen immerhin Schule und Übung erkennen. Die Novellen „Letzte Ernte" aber gehören wirklich in nächste Nähe von Herzblättchen und Trotzkopf. Ernster geben sich die Novellen „Aus unsern Tagen", doch macht sich darin wie in den „Wenderoths" jene obenerwähnte Neigung zum platt Realistischen stark fühlbar, die in unvereintem Gegensatz zu der gelegentlichen Pseudoidealität steht. Dabei soll nicht verkannt werden, daß die „Wenderoths" und die letztgenannten Novellen größere Belesenheit und eine etwas tiefere Lebensauffassung erkennen lassen als die anderen Bücher. Ebenso steht es mit den „Idealisten". Dieses neueste Buch macht gegen die Vielschreiberei der Herbert sehr bedenklich. Sie unterliegt einfach den viel zu großen Themen und Stoffen und wird dabei dilettantisch und unnatürlich. „Benedetta" enthält einen auf Romanlänge ausgedehnten Novellenvorwurf. Psychologisch ist dieses Buch wohl das verhältnismäßig eigenständigste, und da es ruhig und vornehm geschrieben ist, hinterläßt es wenigstens keine peinlichen Eindrücke. Ganz anders die „Volksgeschichten", in denen flüchtige Skizzen und matte, ungeformte Geschichten mit dickem, äußerlichem Moralauftrag, der sie fast erdrückt, zu einem unerquicklichen Ganzen vereinigt sind. Die „Starke Liebe" steht seltsamerweise dem Kolportageroman durch effektvoll, aber peinlich absichtlich inszenierte Unnatur nahe, während einige Schilderungen

* Zitat aus dem 1910 bei Herder in Freiburg erschienenen Bändchen „Die Stellung der deutschen Katholiken zur neueren Literatur", einer vornehmlich gegen Muth und das „Hochland" gerichteten Gelegenheitsschrift, die aus Aufsätzen zusammengestellt ist. Trotz eines gewissen Bemühens vermag sich Baumgartner darin nicht über polemische Erregtheit zu erheben, er sagt nur Längstgesagtes, ohne es zu vertiefen, wieder und kann seine Erbitterung so wenig verbergen, daß Sachliches und Persönliches nicht völlig getrennt erscheinen.

Digitized by Google

aus dem Leben des Adels darin gute Kenntnis und scharfe Beobachtung verraten. Zuletzt noch eine Anmerkung für diejenigen Kunstwartleser, die sich wundern, daß solche Bücher überhaupt im Kunstwart besprochen werden. Jahraus, jahrein erscheint eine große Zahl sogenannter katholischer Romane, die katholische Kritik wie auch die Autoren erheben gegen die Nichtkatholiken den Vorwurf der Nichtbeachtung und fordern auf, sie in den Rahmen der allgemeinen Literatur mit einzubeziehen. Der Kunstwart hat sich zur Aufgabe gesetzt, diese Ansprüche nach Kräften zu prüfen und zu berücksichtigen, deswegen ist hier einmal gesagt worden, wie einige der am weitesten bekannt gewordenen und am lautesten gelobten Autorinnen auf uns wirken. Wir werden ihre Tätigkeit weiter verfolgen, aber in der Öffentlichkeit, das sei zum Troste gesagt, sollen die Ergebnisse solcher Prüfungen künftig nur niedergelegt werden, wenn sie fruchtbarer sind.

Ezard Nidden

Vom Ausland

Deutsches Ausland?

Das Ausland, von dem hier im Frageton gesprochen wird, ist Österreich, und die Grenzen, die in Frage kommen, sind geistiger und zumal literarischer Art. Gibt es das: eine innerlich und geistig, nicht nur geographisch-äußerlich abgesonderte österreichische Literatur innerhalb der großen deutschen? Man befürchte nicht eine von den hie und da über ähnliche Themen beliebten Erörterungen, die theoretisch trennen, was praktisch eins ist. Die Frage ist vielmehr in diesem Sinne gestellt: Haben die tatsächlich vorhandenen (in der geschichtlichen Entwicklung begründeten) geistigen Grenzen auch heute noch vollauf jene Berechtigung, die man ihnen noch immer stillschweigend, rein gefühlmäßig zugesteht?

Die Vorstellung von etwas spezifisch Österreichischem — jeder unbefangene Beobachter wird das bestätigen — ist in ganz anderer Weise lebendig und wirksam als etwa der Begriff: schwäbische, niederdeutsche, bayrische, selbst schweizerische Literatur. Man denkt nicht an die Stammeseigentümlichkeit, die provinzielle Eigenart, den Heimatcharakter allein, wenn von österreichischer Besonderheit die Rede ist: schon deshalb nicht, weil verschiedene deutsche Stämme in dieser einbegriffen sind. Der Vergleich mit der Schweiz belehrt ferner, daß auch nicht die Zugehörigkeit zu einem andern Staat den Unterschied bedeutet. Und gerade bei diesem Vergleiche fällt auf: in Reichsdeutschland bringt man allem aus Deutschösterreich Kommenden ein besonders gefärbtes Empfinden entgegen, in dem sich je nach der Gelegenheit Wohlwollen, Nachsicht, Mitleid, besondere Hochachtung mischen, und Deutschösterreich wiederum nimmt mit allem, was es bringt, eine ganz besondere, bald fordernde, bald resignierende Haltung ein. Viel seltener als in dem Verhältnis zwischen Reichsdeutschland und Schweiz findet sich auf beiden Seiten das Gefühl schlichter, unbetonter, selbstverständlicher Kulturzusammengehörigkeit.

Kürnberger, der schärfste Kenner und eindringlichste Darsteller dieser Zusammenhänge, bemerkt einmal zu seinen Feuilletons über den deutsch-französischen Krieg, wie sehr in ihnen (gegenüber reichsdeutschen Kriegsberichten) die Erregung eines innerlich Beteiligten und dennoch Abseitstehenden zu spüren sei, eines geistigen, aber

Digitized by Google

nicht unmittelbar tätigen Mitkämpfers, eines Zuschauers, aber nicht eines ruhigen, sondern eines zur Ruhe gezwungenen. Er hat damit jene österreichische Stimmung, wie sie die österreichische Literatur geradezu beherrscht, ganz klar gekennzeichnet. Deutschösterreich nimmt, soweit es sich überhaupt in Zusammenhang mit dem großen deutschen Kulturleben fühlt, sehr leidenschaftlich daran teil, sehr innerlich, mit einer Art von romantisch oder pathetisch gesteigertem Empfinden. Die großen deutschen Erlebnisse von Kant und Goethe bis zu den modernen Bestrebungen für eine kulturelle Einheit hat Deutschösterreich aus zweiter Hand empfangen, nacherlebt oder nachgeträumt (wie Grillparzer die Klassik nachträumte).

Warum nicht unmittelbar, mitschaffend, als dazugehörig miterlebt? Grillparzer und die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war gehemmt durch den Absolutismus. Systematisch wurde damals jeder isoliert und in seiner Wirksamkeit gehindert, der am deutschen Kulturleben teilnehmen wollte. Aber seit 48? Warum auch im modernen Österreich noch immer jenes Gefühl des Beiseitestehens, der nicht ganz selbstverständlichen Zugehörigkeit, jenes Nachträumen?

Jeder kennt die neuen politischen Hemmungen, die nach Beseitigung der alten sich einfanden. Die fremden Nationalitäten nahmen Deutschösterreich mehr und mehr in Anspruch. Wirtschaftlich, sozial, kulturell hatte es an den Bleigewichten: den Anforderungen jener andern, erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Entwicklung gelangenden Völker zu schleppen. Alle Kulturkräfte waren abgelenkt von den großen deutschen zu Sonderaufgaben, Reichsdeutschland zeigte wenig Verständnis für die besonderen Kulturbedingungen Deutschösterreichs, und so wollte sich auch in den neuen Zeiten kein ganz unmittelbarer Zusammenhang zwischen West und Ost herstellen. Die einzelnen, die der deutschen Kulturgemeinschaft wirklich angehörten, waren in ihrer engeren Volksgemeinschaft einsamer als vorher. Nur ganz wenige wußten zu vermitteln zwischen dem „österreichischen Mutterland“ und dem „deutschen Vaterland“, wie das so glücklich Rosegger gelingt. Die einen entfremdeten sich der Heimat und verloren den Boden (man denke an die „Wiener“ Dichter, an Hofmannsthal, Bahr, an Schnitzler, der Wien zu schildern glaubt, wenn er eine besondere Gesellschaftsschicht darstellt). Die anderen blieben so sehr in den heimischen Verhältnissen gefangen, daß sie in Reichsdeutschland nicht nach Verdienst beachtet wurden (wie Pichler, Kranewitter und viele andre). Überdies wurden sie im Bewußtsein des reichsdeutschen Publikums vielfach von jenen heimatfremden Dichtern verdrängt.

Aus jenem oft leidenschaftlich übersteigerten Bedürfnis, mitzuerleben, was „draußen“ vorgeht, und dem gleichzeitig immer wieder genährten Gefühl des Abseitstehens ergibt sich dann die seltsame Erscheinung, daß man sich „draußen“ und „drinnen“ immer wieder trotz vielen guten Wollens mißversteht; daß man aneinander vorbeigerät. In Reichsdeutschland hegt man der österreichischen Literatur gegenüber ein ziemlich lebhaftes Interesse, das um so bemerkenswerter ist, als man im Reich von den deutschösterreichischen politischen Angelegenheiten noch immer viel zu oberflächlich unterrichtet ist. Aber

Digitized by Google

es geht noch ziemlich oft fehl, überschätzt auffallende Einzelerscheinungen, sieht da „Österreich“, wo kaum ein kleiner Teil von ihm vertreten ist, bleibt auch wohl an der rein literarischen Erscheinung haften, dringt nicht bis zum Leben vor, das dahintersteht. Der Kunstwart, der hier eine besondre Aufgabe sah, ist mit seinem Bemühen recht einsam geblieben. In Österreich dagegen, und gerade dort, wo man des reichsdeutschen Verständnisses am meisten bedarf, fühlt man sich vernachlässigt, isoliert, zu besonderen Anstrengungen und Forderungen veranlaßt und bleibt in jenem oft unreifen „Nachträumen“ stecken. So kommt trotz mannigfacher und sehr reicher Begabung selten etwas völlig Einheitliches zustande. Man sucht die „Tür ins Freie“ und verfehlt sie vor lauter Leidenschaft des Suchens.

Allmählich beginnt dies besser zu werden. Österreichische Autoren schildern die österreichische Wirklichkeit, von der sich noch die eben verflossene Literatur abgewandt hatte, ohne jene heimische Befangenheit, die bis jetzt immer die Hemmung nach der andern Seite bedeutet hatte. Deutschösterreich beginnt sich seiner besonderen Lage klarer bewußt zu werden und Deutschland zugleich diese Besonderheit anzuerkennen, mit all den Bedingtheiten, aber auch oft herben Schönheiten, die sie mit sich bringt. Im Kunstwart ist schon mehrfach von der Orientierungsarbeit der modernen Literatur die Rede gewesen. Die österreichische im besonderen wird dieser Aufgabe mit besonderer Liebe zu dienen haben. Sie wird danach trachten müssen, nach und nach das ganze Österreich, nicht nur das „süße Mädel“, seine melancholische Stimmungserlebnisse und kulturscheue Naturhymnen, sondern den gewaltigen Reichtum an schöpferischen und schwer ringenden Kräften in unserm großen und wichtigen Oststaate darstellerisch und damit menschlich zu bewältigen. Damit wird jene Heimatfremdheit oder Heimatenge aufhören; alle jene oft störenden Betonungen werden verschwinden, und mit dem Gefühl, daß unsre Zusammengehörigkeit mit den Deutschen im Reich sich ganz von selber versteht, wird sich auch die Anerkennung und Vollgültigkeit unsrer heimischen Eigenart einstellen. Die Anfänge dieser Zukunftsentwicklung sind schon zu spüren. Die spezifisch österreichischen, von den politischen Verhältnissen bedingten geistigen Zustände suchen bereits allenthalben (und nicht nur in der Literatur) nach Formen, in denen sie auch dem unter anderen Bedingungen lebenden Reichsdeutschland verständlich werden können. (So zum Beispiel in dem in der Abstinenzbewegung wohlbekannten „Neudeutschen Kulturbund“.) Diese Bemühungen alle aber, die literarischen wie die praktischen, werden nur dann zur vollen Reife gedeihen, zum klaren gegenseitigen Verstehen führen können, wenn Reichsdeutschland das Seine dazu tut und mit mehr als dilettantischem, gelegentlich auch mit mehr als literarischem Interesse an solchen Bestrebungen orientierend, fördernd, bessernd und da und dort auch — lernend teilnimmt.

J. Lehner

Heer und Flotte

Militärbauten

Vor langer Zeit schon ist im Kunstwart (XX, 13) für eine endliche Reform der Kasernenbauten gesprochen worden. Wer in Deutschland reist, dem fällt es immer wieder auf, daß bei der hohen militärischen Ausbildung unsres Vol-

Digitized by Google

kes dieser besondere Zweig deutscher Kultur noch keinen befriedigenden ästhetischen Ausdruck gefunden hat. Vereinzelte Ansätze wurden durch den alten Schematismus erstickt. Das lineare Prinzip, das früher unsre kommunale und staatliche Bauweise überhaupt beherrschte und dessen unheilvolle Folgen wir in den Schachbrettmustern unsres Städtebaues so deutlich wahrnehmen können, mußte wohl seinerzeit den Militärbehörden ebenso bequem wie brauchbar erscheinen; die Bautätigkeit bestand lediglich darin, dem Nachweis des Raumbedarfs zu genügen, wonach soundso viele Pferde und Mannschaften „möglichst kompakt" unterzubringen waren, auf daß bei kleinstem Raumumsatz der größte Inhalt gegeben wurde. Da im ganzen Reiche nach dem gleichen Schema gebaut wurde, so gleichen die Kasernen sich wie eine Kiste der andern. „Kasernenmäßig" und Miet„kasernen" — jeder weiß, wie das sogar unser Sprichwort meint.

Mit dem Anwachsen der Ausdruckskultur ist aber unser Empfinden verfeinert worden. Kasernen solcher Art wirken jetzt auf uns nicht mehr halb komisch in ihrer Langweiligkeit, sie wirken verletzend, ja sie wirken als große Menschen-Stallungen auf manchen fast revolutionierend, auch wenn sie an sich zweckmäßig eingerichtet und hygienisch einwandfrei gebaut sind.

Denn die Baugesinnung, die aus solcher Bauart spricht, erscheint uns als keine menschenfreundliche, als eine, die im Menschen nur eine Maschine sieht, die durch den Exerzierunterricht zu militärischen Funktionen brauchbar gemacht werden soll; die andere, geistigere Hälfte geht dabei leer aus. Der junge Mensch, der eben der Schule entwachsen ist, kommt in die Kaserne und muß hier alles entbehren, was Schule und Haus ihm geboten und vermittelt haben. Zwischen dem Leben zu Hause und in der Schule und dem Leben in der Kaserne gähnt eine weite Kluft, und doch strebt auch die militärische Erziehung zum Staatsbürger, zur Volks- und Vaterlandsliebe demselben Ziele zu wie Schule und Haus. Ist die Kaserne auch nicht in demselben Sinne Lehr- und Unterrichtsanstalt, Erziehungs- und Bildungsstätte für die reifere Jugend ist sie doch. Haben sich Staat und Städte bemüht, im Bau von Schulhäusern, in Bauten, die die humanitäre Fürsorge für Waisen, Arme und Kranke geschaffen hat, nicht nur zweckmäßige, sondern auch würdige, Geist und Gemüt anregende Häuser zu schaffen, so sollten auch die Kasernenbauten als Lehr-, Arbeit- und Heimstätten unsers Volkes in Waffen endlich würdig gestaltet werden.

Wie weit wir von diesem Ideale noch entfernt sind, das beweist die Tatsache, daß unter Hunderten von Kasernen in Deutschland nur zwei neue Bauten aufzubringen waren, die ästhetisch befriedigen. Von diesen ist es vor allem die durch die Stadt Straßburg erstellte Kaserne für die Artillerieregimenter 51 und 15, die unter der Oberaufsicht der zuständigen Militärbaubehörde von dem Straßburger Architekten Eduard Schimpf entworfen und ausgeführt wurde. Die gesamte Anlage umfaßt 36 Gebäude, deren Anordnung so getroffen ist, daß jede Abteilung ein für sich geschlossenes Revier bildet.

Das Kasernement für die erste Abteilung des Regiments 15 erlaubte eine freie Plandisposition, dasjenige für die zwei gleichgroßen Abteilungen des Regiments 51 legte von selbst eine symmetrische Anlage nahe, Umstände, aus denen

Digitized by Google

der Architekt wieder besondere Vorzüge ästhetischer Art zu entwickeln wußte. Für seine architektonische Gestaltungsweise bietet schon das Bild des Haupteinganges, dessen breites Tor durch zwei Torhäuschen betont wird, ein gutes Beispiel. Die zwei schweren Feldgeschütze über dem Torhäuschen weisen sogleich auf den Charakter der Kaserne und die Waffengattung der Soldaten hin. Ein einfaches Kriegerdenkmal, das hier auch sinnvoll wirkt, weil es nicht wie so viele in einer neutralen Umgebung steht, sondern inmitten eines Waffenplatzes, ist die im Hofbilde sichtbare Säule. Das Denkmal ist eine Stiftung des Regiments zum Andenken der im westafrikanischen Feldzuge gefallenen und gestorbenen Kameraden.

Ein reizvoll gestaltetes architektonisches Bild bietet sich dem Blick des Beschauers durch die Toreinfahrt des Stabsgebäudes dar: es zeigen sich die ruhigen Baumassen der Doppelreitbahn, deren Mitte durch einen zierlichen Giebel ausgezeichnet wurde. Die Ausgestaltung der Hofseiten gewährt der architektonischen Phantasie großen Spielraum; wie überhaupt die Höfe und Hofwände der Kasernen dem Architekten dankbare Motive darbieten.

Die sorgsame Berücksichtigung der militärischen Bedürfnisse und vorteilhaften Bewirtschaftung durch die Truppe äußert sich, wie im ganzen Bau, so auch in der rationellen Ausführung der Ställe, der Geschütz- und Geräteschuppen und Waffenmeisterwerkstätten. Sie wurden durchaus nicht als untergeordnete Bauten behandelt, sondern gefällig ausgestaltet. Die architektonische Formensprache klingt an die heimatliche Bauweise an, zur Ausführung ist das bodenständige Material benutzt: Vogesensandstein und Straßburger Ziegel. Und wie der Architekt bei der Ausführung des Einzelnen künstlerisch vorging, so bei der Durchführung des Ganzen, indem er die einzelnen Gebäude in zusammenhängende Baugruppen vereinigte, die sich dem Stadtbilde geschlossen angliedern.

Der zweite mustergültige Kasernenbau ist unter der württembergischen Militärverwaltung durch Bauinspektor R. Lang entworfen und ausgeführt. Der Grundgedanke für die Königsdragonerkaserne in Stuttgart-Kannstadt war: zwei in sich geschlossene Höfe für die Fuß- und Reiterausbildung zu schaffen. Sie werden durch die verschiedenen Einzelbauten, Stall, Mannschaftsgebäude, Reitbahnen, Wohngebäude usw. gebildet; die Familiengebäude für die verheirateten Unteroffiziere und die Offizierspeiseanstalt sind auf einem besondern Grundstück untergebracht. Die architektonische Gestaltung ward in erster Reihe von der Lage des Bauplatzes bestimmt, des „Steigplatzes“ auf einem langgestreckten Hochplateau, das sich terrassenartig über dem Neckartal aufbaut. Die örtliche Situation führte zu einer wirkungsvollen terrassenartigen Anordnung der Baumassen, die der Betrachter, der die Altenburger Steige hinaufgeht, in den einzelnen Gebäudegruppen wahrnimmt. Beim ersten Anlauf sieht der näher Kommende das dem 200 Meter langen Mannschaftsgebäude vorgelagerte Kasino. Nach der zweiten Steigung fällt der Blick zunächst nur auf das niedrig gehaltene Wirtschaftsgebäude, er wird erst dann allmählich auf die übrigen Kasernengebäude übergeleitet.

Die beherrschende Lage der Hochebene forderte dazu auf, die Gebäude möglichst großzügig zusammenzufassen und durch ihre Grup-

Digitized by Google

pen dem Höhenzuge eine stark betonte charakteristische Silhouette mit bedeutender Fernwirkung zu geben.

Ein besonderer Reiz liegt nun darin, daß die einzelnen Gebäude und Gebäudeteile durch Vorgärten, Baumgruppen verbunden sind. Während das die Geschlossenheit in sich erhöht, vereinigt es zugleich die Bauten mit der Landschaft.

Warum bedeuten diese Bauten Ausnahmen? Warum zögern unsre Militärbehörden noch, sich von der alten Ödheit abzuwenden? Wir wollen nicht davon reden, daß Soldaten doch auch Menschen sind, sozusagen, denen die Verhäßlichung von Stadt und Land durch die üblichen Schauerlichkeiten eigentlich leid tun müßte. Aber welche Gründe sprechen vom besondern militärischen Standpunkt gegen eine Veredlung der Soldatenbauten? Sie brauchen um keinen Pfennig teurer zu sein. Noch im mindesten weniger zweckmäßig und überhaupt rationell. Auch am Ausdruck militärischer Einfachheit und Straffheit brauchte, wie das Straßburger Beispiel beweist, wirklich nichts zu fehlen. Der soziale Nutzen einer Baugesinnung, die das soldatische Leben mit der Vorstellung anheimelnder, nicht gleichgültiger oder gar abstoßender Stätten verbände, liegt auch auf der Hand, und wer mit Unwägbarkeiten rechnen mag, wird ihn kaum überschätzen können. Warum also, als aus irgendeinem Mangel der Organisation verbündet sich unsre Militärbehörde nicht endlich auch mit Künstlern? Die nicht minder „gestrengen" Post-, Eisenbahn-, Verwaltungs- und Justizbehörden gehn schon lange stramm auf dem Weg, den jene vorläufig nur so zag betreten hat.

Alexander Heilmeyer

Beruf und Ehe

Mann und Weib

Wir haben zu diesem Gegenstand kürzlich Frau E. Gnauck-Kühne das Wort gegeben, deren Gedanken in dieser Sache sich mit den unsern näher als die folgenden berühren. Heute bringen wir eine abweichende Meinung zu Gehör. Frau Schapire-Neurath schreibt uns:

In mehr oder weniger geringem Ausmaße und in den verschiedensten Formen hat es stets gewerbliche Frauenarbeit gegeben. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts aber zog die große Industrie die Frauen — und zwar Frauen und Mädchen — der schlechtestbezahlten Arbeiterschichten in Massen in die Fabrik, allmählich folgten ihnen die Töchter der besser entlohnten gelernten Arbeiter, die unverheirateten Frauen des Kleinbürgertums begannen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einem Erwerb nachzugehen, und schließlich griffen auch die Töchter des eigentlichen Bürgertums nach Beruf und Berufsausbildung. Diese letzte Phase vollzog sich am meisten bewußt und war mehr als die vorhergehenden von idealistischen Gesichtspunkten geleitet. Die Mädchen des Bürgertums begnügten sich vor zehn und fünfzehn Jahren noch mit Beschäftigungen, die sozial niedriger gewertet wurden, als diejenigen, die ihre Brüder ausübten. Sie arbeiteten anfangs mehr oder weniger heimlich für Konfektions-, Stickerei- und andere Geschäfte, sie gingen als Gouvernanten und Stützen, und sie wurden schließlich Telephonistinnen, Maschinenschreiberinnen, Postbeamtinnen und Volksschullehrerinnen — hätt es ihr Bruder „nicht weiter gebracht", so würde man's in der gleichen Familie höchlichst bedauert haben. Allmäh-

Digitized by Google

lich griff auch das Mädchen nach den höheren Berufen, einmal, weil die Verhältnisse sie immer weiter drängten, dann aber auch, weil sie selber das Bedürfnis nach Berufsarbeit hatte, wenn ihre materielle Lage sie auch nicht dazu zwang. Aber Berufe dieser Art verlangten Vorbildung, Schulen mußten geschaffen, der Zutritt zu höheren Bildungsanstalten erkämpft werden, der Staat mußte seine Einwilligung zur Berufsausübung geben. Nun wurde die weibliche Berufsarbeit eine öffentliche Frage. Wir alle erinnern uns noch der Gutachten, die fast jeder Universitätsprofessor damals über das Frauenstudium abgab, der geharnischten Artikel für und wider die Frauenemanzipation, des Kampfes um die „weibliche Kultur“ in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Davon ist es stiller geworden. Die Frauen haben Mittel- und Fachschulen sowie Universitäten erkämpft und erkämpfen sie noch, sie sind in die meisten freien Berufe eingedrungen und dringen weiter, sie erobern sich ein Gebiet nach dem andern. Die durchschnittliche Leistung im Beruf aber sank nicht mit dem Eintritt der Frau, und die Frau selbst kam durch die Berufsausübung auf eine höhere Ebene. Ein Vergleich zwischen dem Intellekt einer beruflich ausgebildeten und berufsausübenden Frau und einer andern, die nur eine „allgemeine Bildung“ erhalten hat, wird im ganzen nicht zuungunsten der erstern ausfallen. Und ein Vergleich zwischen den beiden Charakteren wird in den meisten Fällen bei der arbeitenden Frau mehr Willenskraft, mehr Pflichtbewußtsein, mehr Selbstbeherrschung und vor allem mehr sozialen Sinn zeigen.

So sollte man annehmen: die Gesellschaft könne sich im allgemeinen über die Frauenfrage beruhigen und es den Frauen im einzelnen überlassen, immer wieder tapfere Pioniere in neue Gebiete zu senden, die den Nachrückenden langsam den Boden bereiten.

Aber nun beginnt in der Frauenfrage wieder eine neue Phase. Man frägt nicht mehr: „soll meine Tochter arbeiten?“, das ist selbstverständlich geworden, man fragt heute: „soll meine Frau weiterarbeiten?“.

Betrachten wir die Frage zunächst rein wirtschaftlich. In den schlechtbezahlten Proletarierschichten kann der Mann die Familie nicht mehr allein ernähren, die Frau muß mitverdienen, durch Heimarbeit oder in der Fabrik. Hier handelt es sich nur darum, durch genügenden Arbeiterschutz die Mutter, den Säugling, das noch nicht geborene Kind, ja den weiblichen Organismus in bezug auf die Gebärfähigkeit überhaupt zu schützen. Aber schon der besser entlohnte Proletarier sieht es lieber, wenn seine Frau zu Hause bleibt und nur einen Nebenverdienst in die Wirtschaftskasse bringt, dem sie neben ihrer häuslichen Arbeit nachgeht: im Bürgertum verzichtet man im allgemeinen heute auch auf diesen Nebenverdienst noch gern. Ja, der Mann setzt hier vielfach noch seinen Stolz darein, seine Familie aus eigener Kraft zu erhalten. Der Anblick, den viele bürgerliche Familien bieten, wird aber dadurch nicht erquicklicher. Wir sehen in ihnen einen Mann, der sich bis zur Erschöpfung aufreibt, und eine Frau, die ihre Tage in einer oft mehr oder weniger gekünstelten und vorgeschützten Beschäftigung zubringt, weil ihr die moderne Technik eine Hausarbeit nach der andern aus den Händen windet.

Digitized by Google

Aber gerade in den höher bezahlten Schichten des Proletariats, im Kleinbürgertum und im Bürgertum hat die Frau ja begonnen sich Berufen zuzuwenden, die eine lange Vorbereitung und Lehrzeit erheischen. Eine derartige Vorbereitung dauert Jahre und macht Kosten, soll ihr nur eine vorübergehende Berufsausübung folgen, so werden Eltern, Lehrherren usw. das Törichte eines solchen Vorgehens einsehen. Besser gesagt: sie haben es eingesehen. Das Ergebnis war, daß das Mädchen auch in den gelernten Berufen schlechter vorbereitet und daher auch schlechter bezahlt wurde, als der Mann, der den gleichen Beruf hat. Das ist das erste Übel, das zweite besteht darin, daß die Mädchen selbst die Sache nicht sehr ernst nahmen, solange sie damit rechneten, daß die Beschäftigung nur ein paar Jahre währen würde, die Mädchen blieben unsolidarisch und waren das gefügigste Arbeitsmaterial. Kam der Erlöser nicht, so hatte man eben das Nachsehen. In Berufen verblieben neben solchen, bei denen besondere Umstände im Spiel waren, die Lebensuntüchtigen, die keiner gemocht hatte, eine sehr merkwürdige Auslese, die nicht dazu beitragen konnte, die durchschnittliche weibliche Berufsleistung zu erhöhen. Nur der Kurzsichtigkeit und dem Optimismus der Menschen ist es zu verdanken, daß dieser Faktor bei der Frauenarbeit nicht noch schwerer wiegt, denn bei schärferem Nachdenken und planmäßigerer Berufswahl hätten sich eigentlich folgende Verhältnisse herausarbeiten müssen: die Lebenstüchtigen, Normalen unter den Frauen hätten vorübergehend bis zur Ehe ungelernte Arbeit ergreifen müssen, die Untüchtigen und Anormalen aber, die geringere Heiratsaussichten haben, hätten nach den Berufen mit langer Vorbereitung greifen müssen, worauf man dann zu sehr merkwürdigen Ergebnissen über die weibliche Berufsarbeit gekommen wäre. Aber das Leben verläuft, in diesem Falle gottlob, nicht so planmäßig. Frische Mädel bereiten sich jahrelang vor und hängen fröhlich nach ganz kurzer Berufsausübung die Sache an den Nagel, „weil mein Mann nicht wünscht, daß ich einen Beruf hab“ — und andere bleiben ihr Leben lang Schreibmaschinistinnen, nachdem sie in einem sechsmonatlichen Kursus eingedrillt wurden.

Aber sobald die Frau die höchsten Bildungsanstalten neben dem Manne und unter den gleichen Bedingungen betritt, will und kann sie nicht zurück. Sie will nicht, weil sie Studium und Beruf aus Wissensdrang, aus dem Bedürfnis nach Betätigung ergriffen hat, sie kann nicht, weil gerade in der Intelligenz, als Schicht genommen, das Einkommen des Mannes immer geringer und die Kulturbedürfnisse der Familie immer größer werden.

Die Berufsvorbereitung dauert in diesen Kreisen länger als irgendwo, rein wirtschaftlich genommen ist die kurze weibliche Berufsausübung also gerade hier unsinnig, ganz abgesehen davon, daß in den liberalen Berufen das Individuum gewöhnlich erst nach mehrjähriger Ausübung seine tüchtigste Leistung im Beruf erreicht. Die Frauen in den höheren Berufen, die bei der Verheiratung aufhören, würden also die gleiche Kraft wie die Männer an die Vorbereitung setzen müssen, ohne zur gleichen Entfaltung ihrer wirklichen Fähigkeiten zu gelangen.

Aber man könnte noch immer antworten, die wirtschaftliche Seite sei wenigstens für unsere Wünsche

Digitized by Google

nicht die allein ausschlaggebende, dürfe es gar nicht sein, auch die Berufstüchtigkeit sei nicht allein maßgebend. Das Familienleben! Ja leidet es denn, wenn die Frau einem Beruf nachgeht?

Man räumt heute zwar ein, die Hauswirtschaft selbst nehme die Frau nicht mehr so in Anspruch wie früher, aber man will ihr gleichzeitig als Gattin und Mutter neue Pflichten zuweisen. Das Leben sei komplizierter geworden, die Berufsarbeit anstrengender, nervenzerrüttender, der Mann brauche ein ruhiges, liebevolles Heim, brauche die „verstehende" Gattin. Und auch die Anforderungen an die Kinder seien gewachsen, die Schule verlangt mehr, die Erwachsenen haben einen andern Begriff von Erziehung bekommen, — wer anders als die Mutter soll lenken und erziehen? Und um ihr diese Aufgabe zu erleichtern, sperrt man sie in ihre vier Wände und läßt über die paar Eindrücke hinaus, die der tägliche monotone Ablauf ihres zusammengeschrumpften Haushalts bietet, möglichst wenig Eindrücke zu ihr gelangen.

Der Berufsmensch von heute ist sicherlich nervöser geworden und braucht täglich neue Erholung zu neuer Arbeit. Er hat mehr geistige Interessen verschiedenster Art als der ruhige Bürger vor fünfzig Jahren, und er findet seine Erholung darin, daß er sich ihnen nach der Berufsarbeit hingibt. Er braucht anregende Gespräche, geistiges Verständnis. Wird er es bei der Frau finden, die dem verengenden Einfluß des bloßen Familiendaseins ausgesetzt ist? Schon Condorcet verlangte für Mann und Frau die gleiche Elementarbildung, weil der gemeine Mann seine allgemeine Bildung mehr pflegt, wenn er abends zusammen mit seiner Frau ein Buch liest, noch wichtiger war ihm vielleicht, daß eine Ehe, in der die Erholung im gemeinsamen geistigen Genuß besteht, auch glücklicher sein kann. Man wird uns sofort entgegenhalten, daß nichts den modernen Ansichten mehr entspricht, die verbesserte Mädchenschule usw. Aber wer so spricht, ist sich über eines nicht klar, ebensowenig als Condorcet sich darüber klar war: ein Lernen, das zu keinem Ziel führt, wird nicht sehr ernst genommen, weder von den Lehrenden, noch von den Lernenden, noch vom Staate, der die Mittel hergeben soll, und: dieses nicht voll errungene Wissen rostet, wenn es nicht geübt wird. Nur sehr wenige Menschen stehen geistig so hoch, daß sie Wissenschaft und Kunst als bloßes „Spiel" treiben und doch ihre höchste Kraft daransetzen können. Und was den Wenigsten, Glücklichsten geschenkt ist, das verlangt man von den Frauen im allgemeinen? Glaubt man wirklich, die Frau werde ihre geistige Kraft konzentrieren und entwickeln, wenn man ihr zuletzt keine andre Tätigkeit bietet, als ihr Hauswesen und die Erholungsstunden mit der Familie? Auch die besten Mädchenschulen, die sie einmal besucht hat (und ganz anders als der Knabe besucht hat, wenn sie sich nicht sagte, daß sie vielleicht die Grundlage für ihr *ganzes* späteres Dasein lege), können dem lähmenden Einfluß ihres spätern eingeengten Familiendaseins nicht entgegenarbeiten. Wir behaupten durchaus nicht, jeder Beruf rege den Menschen geistig an, die allerwenigsten tun es, aber jeder Beruf gibt dem Menschen tausend Fäden in die Hand, die ihn immer wieder mit den Fachgenossen, mit der ganzen Gesellschaft verknüpfen. Die

Digitized by Google

Hausfrau ist isoliert, und gerade in dieser Isolierung, weniger in ihrer Beschäftigung selbst, liegt das Lähmende, dem die meisten Frauen heute unterliegen, wenn sie auf ihr Haus als Tätigkeitskreis beschränkt sind.

Durch nichts vielleicht unterscheidet sich der Mensch von heute mehr von früheren Zeiten als durch seinen sozialen Sinn und sein Solidaritätsgefühl. Er hat in den seltensten Fällen noch eine Moral, die sich auf Religion und Tradition stützt, er beugt sich vor wenig Autoritäten, aber er hat ein soziales Gefühl bekommen für die Menge, die ihn umgibt, und es ist der eigentliche Träger seiner Moral geworden. Nichts fördert und weckt dieses soziale Gefühl mehr, als die Solidarität, die den Berufsausübenden erst mit seinen engeren Fachgenossen, dann mit seiner Gruppe und schließlich mit der Gesamtheit verbindet. Der Fachverein vermittelt dem weniger Gebildeten heute am ehesten Wissen, belehrt ihn über seine Stellung in der Gesellschaft, dem Höherstehenden gibt er Gelegenheit, über die Sphäre seines individuellen Privatinteresses hinauszuschreiten. Gewiß zeitigt die Berufszusammengehörigkeit oft auch bornierte Abschließung von andern Elementen, häufiger aber verknüpft sie. Und von diesem ganzen Mechanismus, der immer wichtiger, immer bestimmender für den Menschen wird, will man das Mädchen, das vielleicht schon angefangen hat teilzunehmen, in dessen Wesen die wohltätigen Folgen des sozialen Seins vielleicht schon Wurzel geschlagen haben, gewaltsam entfernen, damit sie ihrem Manne das Leben verschöne. Und man ist überrascht, wenn ihre geistige Energie nach einigen Jahren nachläßt, und der Gatte, für den alles geschah, wendet sich vielleicht seufzend ab und findet, daß mit den Frauen überhaupt nichts zu machen sei. Er wundert sich gar, daß das junge Mädchen, das er von der Arbeit wegholte, soviel regsamer und geistig frischer war. Und die Frau selbst, die dem Manne zuliebe ihren Beruf aufgegeben hat, meistens allerdings sehr fröhlichen Herzens, wird immer hilfloser, immer mehr verliert sie den Zusammenhang mit der Gesamtheit und so auch immer mehr mit ihrem Mann.

Was für die Frau gilt, gilt auch für die Mutter. Die Mutter, die selbst einen Beruf ausübt, selbst im sozialen Leben steht, hat für die heranwachsenden Kinder mehr Verständnis als die andre. Wer merkt nicht den großen Gegensatz, der zwischen Mutter und Kindern gewöhnlich beginnt, wenn das Interesse des Kindes sich nicht mehr auf Spielen und Essen beschränkt. Ein Gegensatz ist ja gewöhnlich auch zwischen Vätern und Kindern da, es ist der Unterschied zwischen alt und jung, aber es ist doch nicht dieses demütigende, beschämende Gefühl, unter dem die meisten Mütter leiden, wenn sie nicht ganz blind sind, dieses „Mama versteht ja doch nichts davon“.

Selbst wenn es wahr sein sollte, daß die Mutter, die keine andern Pflichten hat, als ihre Mutterpflichten, für das physische Wohl des kleinen Kindes besser sorgen kann, als die beruflich arbeitende, schon um dieses demütigenden Widerspruchs willen, der zwischen ihr und dem zehnjährigen Kinde schon beginnt, schon um des größeren Verständnisses willen, das das heranwachsende Kind bei ihr finden wird, sollte sie sich hüten, ihren Beruf mit der Ehe aufzugeben.

Aber wir glauben nicht, daß die

Digitized by Google

kleinen Kinder darunter leiden müssen. Wenn die Gesellschaft sich erst davon überzeugt haben wird, daß es für Mann und Kinder nicht nur wirtschaftlich oft notwendig, sondern moralisch, geistig wünschenswert ist, daß die Mutter als gleichberechtigtes, arbeitendes Familienmitglied neben ihnen steht, als ein Mitglied, das wie sie mit der ganzen sozialen Umwelt durch gemeinsame Interessen verknüpft ist, erst dann wird sie auch die technischen Mittel finden, um der Frau die Vereinigung von Beruf und Ehe zu erleichtern.

Anna Schapire-Neurath

Wir deuten nach diesen Ausführungen unsern eignen Standpunkt für heute nur an, nachdem nun Vertreterinnen der beiden Hauptrichtungen unsrer Frauenbewegung zu Worte gekommen sind.

Frau Schapire-Neurath scheint uns vor allem den Wert intellektueller und besonders beruflicher Bildung zu überschätzen. Uns scheint solche Bildung allein kaum in erster Reihe geeignet, den Charakter, den Menschen zu schaffen, der imstande ist, soziale Pflichten, auf die auch wir hohes Gewicht legen, in vollem Maße zu erfüllen — gleichviel, ob bei Mann oder Weib. Sollen überhaupt allgemeine Regeln aufgestellt werden, so können wir nur den Durchschnitt im Auge haben, berechtigte Ausnahmen gibt es natürlich stets. Die sozialen Aufgaben der Frau scheinen uns im allgemeinen von der durchschnittlichen Organisation der Frau abhängig wie die des Mannes von der seinigen, sie sind also mit diesen nicht ohne weiteres identisch: auch die wichtigste soziale Pflicht der Frau scheint uns Geburt, Pflege und Erziehung des Kindes zu sein, hier ist sie aus dem einfachen Grunde unersetzlich, weil kein anderer ihr diese Pflicht abnehmen kann. Wird sie nicht erfüllt, so stirbt die Menschheit aus, wird sie schlecht erfüllt, so verdirbt sie. Der Vater müßte bekanntlich heutzutage schon unter dem Drucke der Berufsarbeit die Kindererziehung zum größten Teil anderen überlassen. Will man der Schule die Haupterziehung zuweisen, so degradiert man das Weib zum höheren Tiere, das mit der ersten nötigsten Körperpflege des Jungen sein Mutteramt ja meist beschließt. Schule, Sport und Spiel sind günstigenfalls gute Miterzieher, sie können aber weder schwächliches Individualisieren noch ödes Nivellieren so vermeiden wie die kluge Mutter, die ihr Kind kennt.

Körper und Geist des Weibes zum Mutterberuf heranzubilden, dürfte deshalb unsrer Ansicht nach durchaus nicht die alleinige, wohl aber eine der wichtigsten Kulturaufgaben bleiben. Bis jetzt wurde sie zumeist wenig befriedigend gelöst. Oberflächliche Vielwisserei, läppisches Tändeln, Dressur auf den Männerfang oder philisterhafte Köchinnen- und Wirtschafterinnenweisheit, das ist's, worauf die alte „höhere Tochter"-Erziehung zugeschnitten war — so kommen wir nicht weiter. Frau Schapire-Neurath deutet mit vollem Recht an, welch schwierige Aufgaben gegenwärtig gerade der Mutter und Gattin harren. Nur eine kraftvolle, reife, harmonisch in sich abgeschlossene Persönlichkeit kann sie lösen. Bildet sich die durch berufliche Vorbildung? Sie ist für eine bewußt Strebende als Schulung des Willens, zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten wertvoll, oft unentbehrlich. Das Bewußtsein, später für den eigenen Lebensunterhalt

Digitized by Google

selber sorgen zu können, verleiht auch jene wohltuende Sicherheit, die nicht den ersten besten Mann aus Versorgungsgründen zu nehmen rät. Gefährlich wird die Berufsvorbildung aber, sobald sie als wünschenswertestes Ziel die Erlangung eines Amtes betrachtet, ohne dessen dauernde Ausfüllung auch während der Ehe das ganze Studium als „Torheit" gilt. Nicht die erworbene Charakter- und Geistesbildung, sondern wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Gatten gilt solchen als das begehrenswerte Ziel. Ohne dieses mißtrauen sie sogar dem Ernst, der Solidität des weiblichen Bildungsdranges. Muß dieser Verdacht begründet sein? Sehr viele Mütter zwingt leider die Not zum Gelderwerb. Wir sehen einen zweifelhaften Gewinn darin, und die Statistik scheint uns recht zu geben. Weder Erwerbs- noch Mutterberuf lassen sich beliebig nach der Uhr, mit der nötigen Portion von Kraft und Stimmung versehen. Die so oft von der Frau selber geforderte Einheitlichkeit des Zieles verschiebt sich also in der zersplitternden Doppeltätigkeit. So liegt die Frage: Wiegen die „Selbständigkeit" der Gattin oder ihr Geldverdienst die dadurch im Familienleben zerstörten Werte auf? Mütter, wie wir sie wünschen, wie wir sie der sozialen Entwicklung abringen möchten, isolieren sich nicht innerhalb ihrer vier Wände, indem sie sich dadurch zugleich dem Volksleben der Gegenwart und ihrer eigenen Nachkommenschaft entfremden. Das Aufführen von Extremen scheint uns auch für das Leben der meisten ohne Beweiskraft.

Gelingt es erst, Verständnis für das Führeramt der Frau als Mutter und Erzieherin zu erwecken, so werden sich auch technische Mittel finden, um es ihr in der Gesellschaft zu verschaffen, wo es ihr zusteht, weil das im Interesse der Allgemeinheit liegt. Eben daran arbeiten auch wir.

Über die Erwerbstätigkeit der Arbeiterfrauen

berichten einige in den Erhebungen des Fabrikarbeiterverbandes enthaltene sehr beredte Zahlen. Von 11166 erwerbstätigen Arbeiterfrauen war der vierte Teil kinderlos, das zweite Viertel hatte ein Kind. Das genaue Verhältnis war das folgende:

Zahl der Kinder (unter 14 Jahren):	0	1	2	3	4
Zahl der erwerbstätigen Ehefrauen:	2826	2755	2339	1535	939
Zahl der Kinder (unter 14 Jahren):	5	6	7	8	9	10
Zahl der erwerbstätigen Ehefrauen:	457	222	71	22	3	1

Das würde bedeuten: Zunehmende Kinderzahl zwingt zum Aufgeben der Fabrikarbeit — oder zur Heimarbeit. Die Heimarbeit wächst mit unheimlicher Gesetzmäßigkeit, sobald die Anzahl der Kinder steigt. Von 100 kinderlosen erwerbstätigen Müttern arbeiteten 43 in Heim- und Hausarbeit, von 100 Müttern mit 6—10 Kindern aber 76. Und das, trotzdem die Löhne für Heimarbeit viel geringer sind als die Fabriklöhne! Wie ungern, gleichsam nur Schritt für Schritt sich die erwerbstätigen Frauen in die Heimarbeit (oder Hausarbeit außerhalb ihres Heims) drängen lassen, das macht folgende Tabelle anschaulich:

Kinderzahl	Mütter: vom Hundert in der Fabrik	in Heimarbeit und Hausarbeit
Kein Kind	57	43
1 Kind	51	49
2 Kinder	44	56
3 „	35	65
4 „	29	71
5 „	26	74
6—10 „	24	76

Digitized by Google

Und ebenso Schritt für Schritt kämpfen die Familien um die Möglichkeit, ohne die Erwerbstätigkeit der Frau bestehen zu können. Sobald das Verdienst des Mannes steigt, suchen die Frauen sich von der Erwerbstätigkeit freizumachen. Von 100 erwerbstätigen Frauen hatten 42 mit ihrer Arbeit den von 12 Mk. abwärts betragenden Verdienst ihres Mannes zu ergänzen; bei einem Wochenlohn des Mannes über 35 Mk. sahen sich nur mehr neun Frauen zur Erwerbstätigkeit veranlaßt:

Verdienst des Mannes (Mk.):				
bis 12	12—15	16—18	19—21	
Zahl der erwerbstätigen Frauen vom Hundert:				
42	35	26	25	
Verdienst des Mannes (Mk.):				
22—25	26—30	31—35	über 35	
Zahl der erwerbstätigen Frauen vom Hundert:				
20	16	12	9	

Diese Zahlen lassen den Kampf zwischen den mütterlichen Pflichten (und Neigungen) der Frauen und dem wirtschaftlichen Zwang recht deutlich fühlen. (Näheres in der „Sozialen Praxis", XIX, 48.)

Körperpflege

Raststätten

Alte Fragen, die auch im Kunstwart schon gestellt worden sind, wieder einmal!

Erstens: Warum gibt es in unsern Großstadtstraßen noch keine Erholungsstätten ohne Eß- und Trinkzwang, aber mit der Möglichkeit, sich wirklich auszuruhn? Die Städte wachsen, die Entfernungen wachsen, die Arbeit wächst — aber wir sind immer noch nicht so weit, daß man gegen eine angemessene, also mäßige Abgabe, auf eine halbe, eine ganze, auf zwei Stunden ein ruhiges Zimmerchen, eine Kammer mieten könnte mit einer Waschgelegenheit und einem Liegestuhl zum Ausstrecken. Wenn man das nicht gleich ständig einrichten will, wüßte ich fürs nächste eine Hilfe: die Vermieter leerstehender Stuben sollten durch besonders gefärbte Zettel unten am Haus bekannt machen, daß man hier ausruhen kann. Das wäre aber nur ein Notbehelf, auch keiner, der ganz „zweifelsohne" wäre. Das Publikum muß mit der neuen Möglichkeit erst rechnen lernen und das tät es schneller, wenn es ein für allemal wüßte: an dieser bestimmten Stelle geht's.

Zweitens: warum haben nur so wenige unsrer Museen Erfrischungsräume, in denen man ein Butterbrot und ein Glas Tee bekommt? Nur der „Eingeweihte" weiß in manchen derlei zu finden, das zudem meistens „eigentlich" nicht für die Öffentlichkeit da ist. Wer zum Beispiel im Berliner Alten oder Neuen oder im Kaiser-Friedrich-Museum oder in der Nationalgalerie arbeitet, muß ohne jeden ersichtlichen Grund Zeit und Kraft verlieren, wenn er sich etwas erfrischen will, erfrischen muß, indem er irgendwohin von der Museumsinsel wegläuft. Im Britischen Museum, in der Tategalerie ist's anders, auch in der Berliner Nationalgalerie war's früher anders, es braucht also nicht zu sein, wie's jetzt in Berlin, in München, in Dresden ist. Wahrscheinlich trägt eine „Würde"vorstellung die Schuld daran. Der Körper nimmt sich auch vom Geist seine Rechte, wenn man sie ihm nicht gibt; es ist eine anfechtbare Sorte von „Würdighalten" vornehmer Stätten, daß man dem ernsthaft Aufnehmenden das Kraftergänzen verwehrt. A

Bildung und Schule

Nach den Ferien

Die Ferien sind zu Ende. Tausende von Kindern sind wochenlang im „Freien" gewesen, wie unsre Sprache es so wundervoll bezeichnet. Im Freien! Und jedes von ihnen hat irgend etwas Neues

Digitized by Google

kennen gelernt, irgend etwas Schönes gesehen, irgend etwas „Großes“ erlebt. Nun geht es wieder zur Schule, und die jungen Herzen brennen danach, sich mitzuteilen, zu erzählen von all dem Herrlichen, was diese Wochen gebracht haben. „Wo warst du denn? Wie war's da? Seid ihr auch gewandert? Wo wart ihr bei dem furchtbaren Gewittersturm? Wart ihr auch bange? Oh, wir“ — Da tritt der Lehrer in die Klasse, und sie stehen stramm und still wie preußische Grenadiere. „Wo sind wir in der letzten Stunde stehengeblieben? Schlagt das Buch auf! Lies und übersetze!“

So knüpft die Schule an das Leben an; nein, nicht die Schule, aber viele Schulen, viele Lehrer, allzuviele. Sie sehen nicht, wie in den leuchtenden Augen der Kinder etwas glüht, was nicht in der Schule entfacht ist, wie jedes heimlich ein Stück Sommer und Sonne mit in die öde Schulstube bringt. Sie fühlen nur, es bereitet sich da ein stiller Kampf vor, es ist etwas in das Leben des Kindes getreten, was die Schularbeit nur noch schwerer macht. „Wär es nicht der Lehrer wegen,“ denken sie vielleicht, „so wär es besser, es gäbe überhaupt keine Ferien. Das Übel setzt ja schon vor den Ferien mit der sogenannten Ferienstimmung ein. Wie muß man da alle Kraft zusammennehmen, um Disziplin und Aufmerksamkeit bis zum letzten Augenblick zu fesseln, um die Schüler festzuhalten bei ihrer Pflicht.“

Aber, guter Freund, laß sie doch los, gib doch der Ferienstimmung nach, die ja auch in dir heimlich aufsteigt. Frag sie doch: „Wohin geht's? was erwartet ihr? worauf freut ihr euch?“ Sag's ihnen nur: „Werft eure Bücher an die Seite, aber Augen und Ohren auf!“ Stell sozusagen ihre Sinne auf die neue Welt ein, die ihrer da draußen wartet. „Beobachtet mir Land und Leute, seht, wie die Täler sich breiten, wie das Gebirge steigt, wie die Welle heranbraust und die Düne ihr wehrt. Merkt euch, wie Häuser und Kirchen gebaut sind, wie die Gärten beflanzt, die Felder bestellt werden. Achtet auch darauf, wie die Menschen sich kleiden und nähren, wie sie gehen und sprechen, was in Sitte und Gewohnheit anders ist als bei uns. Achtet überhaupt auf alles, was anders ist als bei uns.“ —

Und wenn sie dann zu dir zurückkommen, so opfere getrost ein paar Stunden und laß dir von jedem erzählen, was er Merkwürdiges erlebt hat. Willst du es schulgemäß unterbringen, so nenn es: Übung im freien Vortrag. Du brauchst ihnen keine Themen zu stellen, sie sind überreich daran: Eine Wanderung im Gebirge, Bei der Heuernte, Auf einer Bauernhochzeit, Am Meeresstrand, In den Dünen, In einem Steinbruch, Bei einem Dorfschmied, Wattlaufen, Auf der Wartburg, Die Rehwiese — und weiß der Himmel, was alles sie erlebt und gesehen haben. Du wirst erstaunen über die Kraft und Sicherheit ihres Ausdrucks. So hast du sie nie sprechen gehört, weil so nur Leben und Erfahrung sprechen. Und du wirst dich wundern, mit welcher Freude die einen erzählen, mit welcher Teilnahme die andern zuhören. Nein, diese Wochen nicht und nicht diese Stunden sind ein Verlust, sie sind ein reicher Gewinn. Heimse auch du ihn ein. Laß deine Schüler fühlen, daß du persönlichen Anteil an allem nimmst, was sie bewegt, leite sie von der Schule ins Leben, vom Leben in die Schule, und knüpfe so an das fröhliche

Digitized by Google

Ende den fröhlichen Anfang an.

J. Loewenberg-Hamburg

Die Vorbereitung auf den Unterricht

Es kommt vor, daß der Herr Schulinspektor oder der Herr Rektor oder wie der Schulaufsichtsbeamte sonst heißen mag, bei unvermuteter Visitation einer Klasse zunächst nach der schriftlichen Vorbereitung des Lehrers fragt und Lehreifer, Lehrgeschick und Berufstreue nach diesen Dokumenten bemißt. Als Ideal der Vorbereitung gilt zuweilen die „ausgearbeitete Lektion". Die einzelne Unterrichtsstunde ist hier in ein Frag- und Antwortspiel aufgelöst und zwar in der Weise, daß jede Frage, die der Lehrer stellen wird, und jede Antwort, die von den Schülern nach pädagogischer Berechnung gegeben werden dürfte, hier mit prophetischer Sicherheit im voraus schriftlich festgelegt wird, um als Unterlage für den mündlichen Verlauf Anwendung finden zu können.

Ein derartiges Skriptum mag als stilistische Übung eine gewisse Bedeutung haben; für die praktische Tätigkeit des Lehrers ist es ohne Wert. Ganz abgesehen davon, daß ein bloßes Katechisieren mit Fragen und Antworten in der modernen Didaktik keinen Platz mehr beanspruchen kann, es würde von dem Unterrichtenden als unleidlicher Zwang empfunden werden, sollte er sich nach bestimmten Frage- und Antwortreihen richten müssen. Kein Pädagoge, er sei scharfsichtiger als Sherlock Holmes, kann im vornherein sagen, welche Antwort ihm von den Schülern zuteil werden wird. Darin offenbart sich ja das pädagogische Geschick, daß der Lehrer alles, was an Unvermutetem, an Neuem und Eigenartigem in den Kinderantworten und -fragen auftaucht, anzunehmen und dem Ganzen organisch einzuverleiben versteht. In dieser Verschmelzung der mannigfachsten und verschiedensten seelischen Äußerungen der Schüler liegt ja zum Teil das Künstlerische der Unterrichtstätigkeit. Jeder einzelne sollte zu seinem Rechte kommen, auch wenn sein Gedankengang nicht gerade in die Lektion zu passen scheint, auch wenn er den Plan durchbricht, den sich der Lehrer in Gedanken vorgestellt hat. Jede Lebensäußerung muß dem Unterrichtenden willkommen sein, muß verwendet werden können zum Gelingen des Ganzen.

Diese Methode erlaubt kein schriftlich festgelegtes Lektionenschema, ist überhaupt nicht abhängig von irgendeiner schriftlichen Vorbereitung, sondern von der ganzen pädagogischen Qualität, von der Persönlichkeit des Lehrers.

Je klarer dem Lehrer die Ziele seiner gesamten unterrichtlichen Tätigkeit vor Augen schweben, je lebendiger er die Ideale, nach denen er zu bilden trachtet, in seiner eignen Person verwirklicht, je besser er die Natur des Kindes im allgemeinen und die Eigenart des einzelnen im besondern Fall zu erfassen vermag, je schneller seine Anpassungsfähigkeit und seine Erfindergabe arbeiten, je größer seine Gestaltungskraft ist, desto höher an Wert wird sein Unterricht sein.

All diese Grundlagen aber werden nicht befestigt und nicht ausgebaut durch minutiöse gewissenhafte Papierarbeit nach dem Vorbild jener „Musterlektionen", sondern durch großzügiges Streben nach Vervollkommnung der Erzieherpersönlichkeit: durch gründliches Studium der pädagogischen Wissenschaft, durch Versuche schöpferischer Gestaltung, durch lebendigen Verkehr mit der Jugend.

Digitized by Google

Wo Hirn und Herz, wo Aug und Hand, wo der pädagogische Mensch sich selbst in jahrelange Zucht und Schulung genommen hat, da sind papierene Schablonen nicht mehr am Platz; da können sie nur hemmen, was als lebendiger Quell, gelockt durch die Gunst des Augenblicks, hervorbrechen will. Dem pädagogischen Lehrling können sie allenfalls die ersten „Handgriffe" vermitteln; der Meister muß ihrer entbehren können.

Ernst Weber

Zur neuen Ausfahrt, Kunstwart,

beschau noch einmal dein Bündel guter Vorsätze und laß auch die Freunde nachsehn, was etwa fehlt oder was zuviel ist.

Denke deiner Leser — das, recht durchdacht, sagt alles. Schreibe nichts, bloß weil es dir Spaß (oder auch richtige Freude) macht, schreib nur, wovon du überzeugt bist, daß sie es brauchen können. Eben deshalb:

Rede nicht nach ihrem Munde! Du bist nicht der Lehrer deiner Leser, aber sie sind auch nicht deine Herren, und wären sie's, müßtest du erst recht den eignen Mund aufmachen, damit sie wüßten, mit wem sie's zu tun haben.

Gib mehr als ein Unterhaltungsblatt! Achte deine Leser, indem du ihnen nicht zutraust, daß sie ihre Zeit bloß vertändeln wollten.

Gib mehr als ein Snobblatt! Trau jedem zu, daß er aus der Feinheit des Gegebenen die Feinheit des Gebenden und aus der Größe, auch wo sie häßlich ist, die Wucht des Ernstes sehen kann. Aber auch: daß er hinter den Finessen der Mache die Leere des Geistes und in der Aufgeblasenheit den blassen Dunst sehen kann.

Strebe nicht zum Wissen über etwas!

Sondern zum Erleben des Gehalts!

Hüte dich vor dem Zuviel!

Drei Forderungen, die eigentlich alle dasselbe mit verschiedenen Worten beleuchten wie von drei Seiten her. Auch die letzte tut das, denn Zeit und Menschenkraft sind ja beschränkt, und vielleicht ist, was das Wie anbelangt, das die allerschwierigste Kunst für uns: uns zu beschränken auf das, was wieder Samen treibt. Erst wenn du wieder viel schlanker dahergehst, o Kunstwart, aber rein Knochen, Sehne, Muskel, Nerv und Ader jedes Glied — erst dann wirst du deine Sache so gut tun, wie du sie tun mußt.

Unter uns

Nützen

Es kann nur zweierlei Merkmale des Nutzens geben, den ein Mensch dem andern bringt; das eine ist ein äußeres — nämlich die Anerkennung der Nützlichkeit von seiten dessen, dem dieser Nutzen zuteil wird. Das andere Merkmal ist ein inneres — nämlich die Absicht, nützlich zu sein, die dem Handeln dessen, der den Nutzen bringt, zugrunde liegt.

Tolstoi (Was sollen wir denn tun?)

Lebende Worte

Unsre Bilder und Noten

„Kinderbilder — Familienblattbilder", das ist eine so gangbare Meinung, daß zunächst keiner an Ausnahmen denkt. „Ein kleines Mädel mit ein paar Blumen in der Hand? Dann fehlt wohl nur noch ein süßes Gedichtchen dazu, und es gehört in die Gartenlaube."

Digitized by Google

Welche Annahme zur Folge hat, daß man dergleichen Bilder meist gar nicht erst näher besieht. Besehen unsre Leser Hans Thomas Bildnis einer kleinen Verwandten näher, so werden sie sich vielleicht wundern, wie sich der voreingenommene Eindruck verändert. Aus „dem“ süßen Mädchen, der Liesel, dem Nanderl, kurz: dem „Herzblättchen“, das schon eine Art Abdruck in unserm Gehirn hinterlassen hat, wächst beim Verweilen vor Thomas Bild ein durchaus individuelles, ein sehr persönliches Menschenkind. Dabei ist das Original farbig so fein, ist es so gut gemalt, daß die da und dort verbreitete Legende, Thoma sei im engern Sinne kein Maler, schon durch dies eine Stück widerlegt würde, wenn das für nicht einäugige Leute erst nötig wäre. Die Reproduktion ist der Thoma-Mappe des Kunstwarts entnommen.

Mit dem Blatt „Alte Stadt“ von Dora Seifert zeigt der Kunstwart zum erstenmal einen Farbenholzschnitt. Erst wenn er das wiederholt getan und so den Lesern genügenden Stoff zum Vergleichen vorgelegt hat, werden wir des nähern von den besonderen Reizen und Feinheiten dieser Technik sprechen, die jetzt zu besonderm Aufschwung auch bei uns zu kommen scheint. Sie setzt Beschauer von Kunstgefühl und Übung im Sehen voraus: wer am stofflichen Interesse hängen bleibt, kann nicht viel mit ihr anfangen, und wer seinen Begriff von Holzschnittschönheit an den üblichen glatten Handwerks- oder gar Industriearbeiten der Xylographie „gebildet“ hat, der schon gar nicht. Der Künstlerholzschnitt läßt höchst individuelle Möglichkeiten der Wirkung zu, vom Nachformen zum Übersetzen, zum Andeuten, zum Symbolisieren des Natureindrucks. Dabei kann die Technik äußerst einfach sein, in unserm Beispiel ist das meiste durch einfaches Ritzen im Holz erzeugt.

Gelernt von Japan hat Emil Orlik in seinem Bilde vom Regenschauer, das wir verkleinert, doch farbgetreu in recht gut gelungener Reproduktion geben können. Er ist aber bei den japanischen Idealen nicht stehengeblieben. Hat man erst den richtigen Augenpunkt, daß man aus der Höhe auf den Dorfplatz hinabsieht, so zeigt sich die meisterliche Perspektive darin, daß das Ganze bis zur Illusion räumlich wird. Auch das Bewegen in Wind und Wetter darauf, in der nassen „Böe“, wie der Norddeutsche sagt, wird überraschend, wird geradezu verblüffend lebensvoll. Es lohnt sich wirklich, sich hineinzusehn, man wird dann auch des echt künstlerischen Humors in diesem Blatt genießen, der mit den feinsten Mitteln, aber darum erst recht wirksam aus dem Vollen des Behagens spricht. Dabei ist doch der Bildcharakter durchaus gewahrt, die Weichheit der Schatten und die Sauberkeit der Lichter vereint sich zu einer überaus feinen seidigen Gesamtstimmung.

Der Einsiedler von Hans Röhm kann sich als Kunstwerk neben solch einem Blatt kaum halten, wenn man auf das Artistische hin vergleichen will. Aber eben das wäre ungerecht, da er auf ganz andere Wirkungen ausgeht. Auf welche, das spricht so volkstümlich einfach-klar aus dem Bilde, daß das Wort nur herumornamentieren könnte.

Damit auch unsre neueren Leser ihre Freude an Felix Draesekes Bildnis haben, bringen wir es noch einmal. Die künstlerische Aufnahme ist seinerzeit von Hugo Erfurth in Dresden gemacht worden.

Außer den eigentlichen Kunstbeilagen bringen wir dann noch Bilder im Text. Die sehr ausdrucksvolle ernste Zeichnung von Käthe Koll-

Digitized by Google

witz „Beim Kartoffelschälen“, die ihren Typ des Proletarierweibes wie immer mit unerschütterlicher Strenge durchführt, und das sehr lustige Gegenstück, der „Pelikanreiter“ von Julius Diez sind Vorgaben einer kleinen Materialsammlung zu einem Aufsatze über Zeichenkunst, den wir binnen kurzem bringen werden, Vorgaben, weil wir solch einen Aufsatz in einem Hefte nicht reichlich genug illustrieren könnten. Beide sind dem Kalender „Kunst und Leben“ für 1911 entnommen, einem verdienstlichen Unternehmen des Heyderschen Verlages in Berlin, auf das wir gleichfalls zurückkommen werden.

Die Zeichnung „Das Tabakshäuschen“ von Wilhelm Thiele mag auf den „Potsdamer Kalender“ des Stiftungsverlages in Potsdam hinweisen, auch einen der „Heimatkalender“, die den jetzt so vielfach erfreulich erwachsenden Willen zu guter originaler Kunstpflege erweisen und die allesamt unsrer Empfehlung wert sind. Nebenbei gibt das berühmte Häuschen auch ein überzeugendes Beispiel dafür, mit welchem Geschmack man damals auch in der „Streusandbüchse“ des Reiches und selbst unter solchem „Regime“ baute. Mit wieviel Linien- und Formgefühl ist das Dach gebildet, und wie geschmackvoll sind die Wandflächen geteilt!

Unsre Illustrationen gehören zu Rundschaubeiträgen, auch die Illustrationsbeilage wird dort (in Heilmeyers Aufsatz) besprochen. A Unsre Notenbeilage gilt, wie natürlich, Felix Draeseke. Wir bitten unsre Leser, dazu den betreffenden Rundschauaufsatz nachzusehen.
Das kleine Adagio verlangt, so leicht es ist, doch einige Anspannung. Man wird beim prima vista-Spiel nach Draeseke leicht Feinheiten übersehen, oder eigentlich: über sie wegspielen, wie man etwa in Gedichten Konrad Ferdinand Meyers, des literarischen Geistesverwandten Draesekes, gemeinhin Wichtiges falsch darbietet, wenn man sie unvorbereitet vorliest; die Worte ändern in einem kurzen Augenblick schon den Sinn und Ton, man kann sie leicht schon vorgelesen haben, ehe man das bemerkt.

Wie bekannt, hat schon Meister Karl Loewe den Freiligrathschen Text „Prinz Eugen“ komponiert, und es bedeutet kein geringes Wagnis, daß Draeseke denselben Vorwurf noch einmal zu vertonen unternahm. Fordert er doch den Vergleich sogar unmittelbar heraus, indem er die alte Melodie des Liedes „Prinz Eugen, der edle Ritter, Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen Stadt und Festung Belgerad“ verwendet, die auch Loewe eingeführt hatte. Machen die lieben Erinnerungen an Loewes schönes balladisches Lied und gar an den meisterlichen Vortrag des alten Gura den Hörer nicht mehr befangen, so wird er für diesen einen Fall doch zugeben müssen, daß der jüngere Meister sich als der überlegene Gestalter erweist. Loewe setzt die dritte und vierte Strophe, so wenig das innerlich begründet ist, unter die gleiche Melodie; gerade in der dritten aber hat Draeseke einen jener köstlichen Einfälle verwirklicht, die seine völlige geistige Beherrschung des Textgehaltes dartun. Auf die Worte „Neben seinem müden Schecken ruht auf einer wollnen Decken der Trompeter ganz allein“, die von der Singstimme ganz leise erzählend gebracht werden, klingt in der Begleitung erst andeutend, dann deutlicher, zuletzt im staccato unverkennbar die (Volkslied-)Melodie herauf, die dem Trompeter oben im Kopf herumgehen soll. Dann springt er auf und befiehlt: „Laßt die Knöchel, laßt die Karten . . .“ Draeseke deklamiert hier aufs deutlichste, mit der Betonung Knöchel! Karten! Reiterlied!,

Digitized by Google

während Loewe, um den $^5/_4$-Rhythmus zu wahren, die Hochtöne auf knöchel!, -liche! und erfreun! setzen muß. Loewe verschießt dann, populär zu reden, bereits in der fünften Strophe sein Pulver, indem er auf die Worte: Und er singt die neue Weise usw. die Melodie des Volksliedes bringt. Draeseke beginnt auch mit ihr, weicht aber dann unter streng sinngemäßer Deklamation zweimal wieder aus, und erst nach kunstvoller Modulation und mächtiger Steigerung bricht bei ihm die Melodie glorios heraus: „Prinz Eugen, der edle Ritter!“ Nun verläßt er sie nicht wieder, sondern erlaubt sich den Scherz, auch die Freiligrathschen Worte: der Trompeter tät den Schnurrbart streichen usw. bis zum Schluß mit der Volksmelodie zu verbinden, die zuletzt pianissimo und stockend im Diskant verklingt. So beherrscht die Stimmungsdominante auch den Schluß, eins der Beispiele für Draesekes Sinn für das einheitliche Ganze einer Komposition: der Scherz mit der Marketenderin kommt nicht zu kurz, aber er zwingt nicht wie bei Loewe zuletzt noch eine neue musikalische Wendung herbei, die den Ausklang des mächtigen Ganzen verkleinlichen könnte.

Zu dem Trauermarsch auf König Hettels Tod aus der Oper „Gudrun“ geben wir hier den Lesern einen kurzen Einblick in die Szene. Die Normannen haben Gudrun und ihre Mädchen geraubt. In der Schlacht gegen die Hegelingen, Gudruns Landsleute, erschlägt der Normannenkönig Ludwig den König Hettel, Gudruns Vater. Es gelingt den Normannen, zu Schiff zu entkommen, während die Hegelingen zu schwach sind, sie zu verfolgen. In nächtlicher Szene beginnt die Heimführung der Königsleiche mit den Worten:

Wate: Die Bahre hebt — die Banner senkt! —
Ihr Hörner tönet traurige Weise
Zu König Hettels Totenreise.
Herwig: Wir folgen dir.
Ortwin: In Weh ertränkt.

Auf die Silbe „tränkt“ setzt nach längerer Orchestervorbereitung unser Trauermarsch ein. Nach acht Takten steigt Frührot über dem Meere auf und wie die Helden dann die fliehende feindliche Flotte gewahren, geht mit den Worten „Rache blitz herab . . .“ die Totenklage in prophetische Siegesweise über.

Zu dem Sanctus aus dem Requiem bemerken wir noch, daß die kleineren Noten in den Oberstimmen teils Erleichterungen für die Stimmen, teils Deckung des hohen Tenors durch den zweiten Alt bedeuten, also auf dem Klavier auch wegfallen können. Um ganz in die Kunst und Ausdruckskraft des Stimmensatzes einzudringen, empfiehlt es sich, einmal jede Stimme nacheinander zur Begleitung der andern zu singen. Die Weihestimmung des Ganzen ist unmittelbar eintönend. Die Worte heißen auf deutsch:

Sanctus, sanctus, sanctus Dominus Deus Sabaoth!
Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Zebaoth!
Pleni sunt coeli et terra gloria tua —
Voll sind Himmel und Erde deiner Herrlichkeit. F. G.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl. der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortl.: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

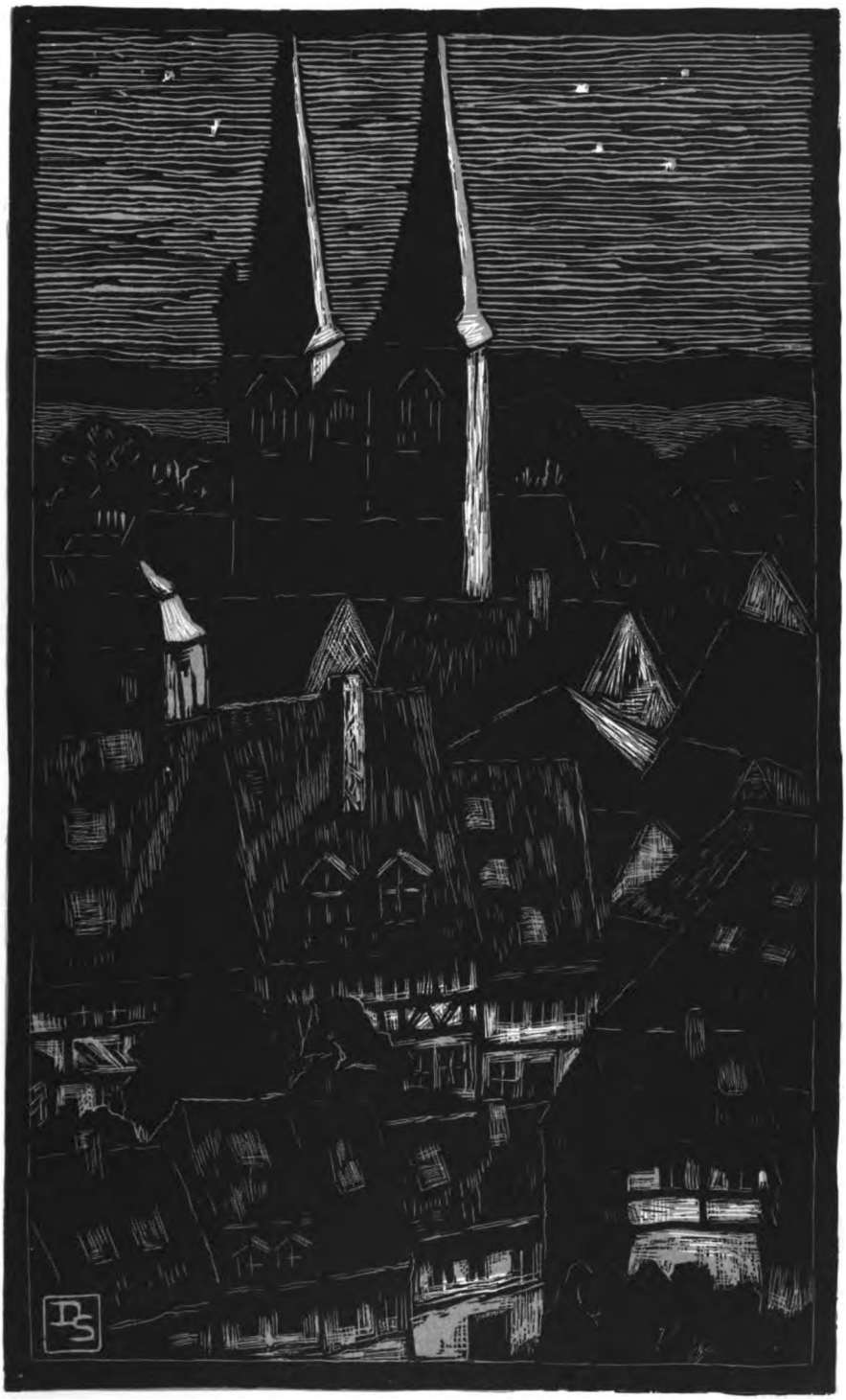
EMIL ORLIK

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



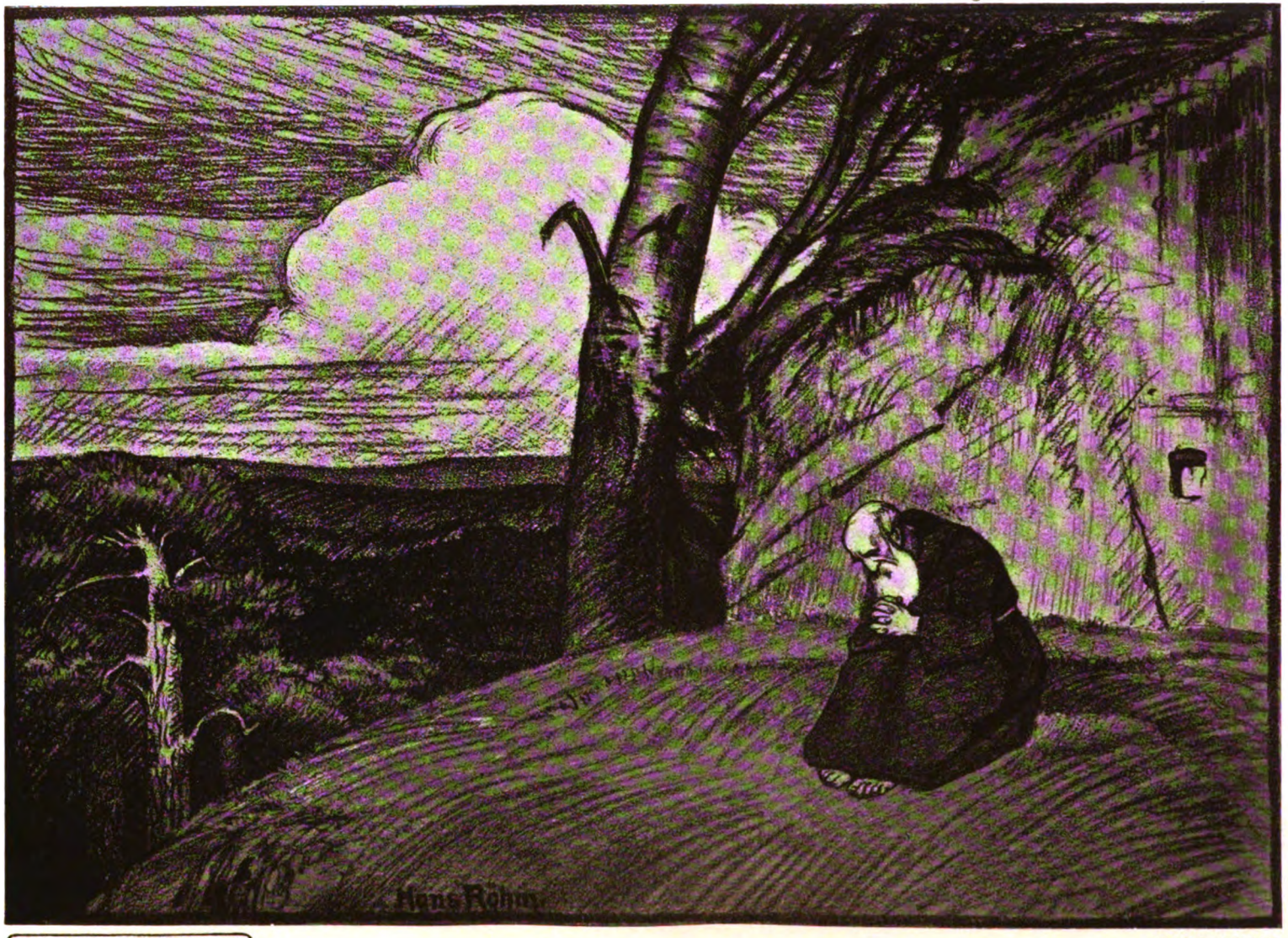
AUS DEM KUNSTWART

DORA SEIFERT

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

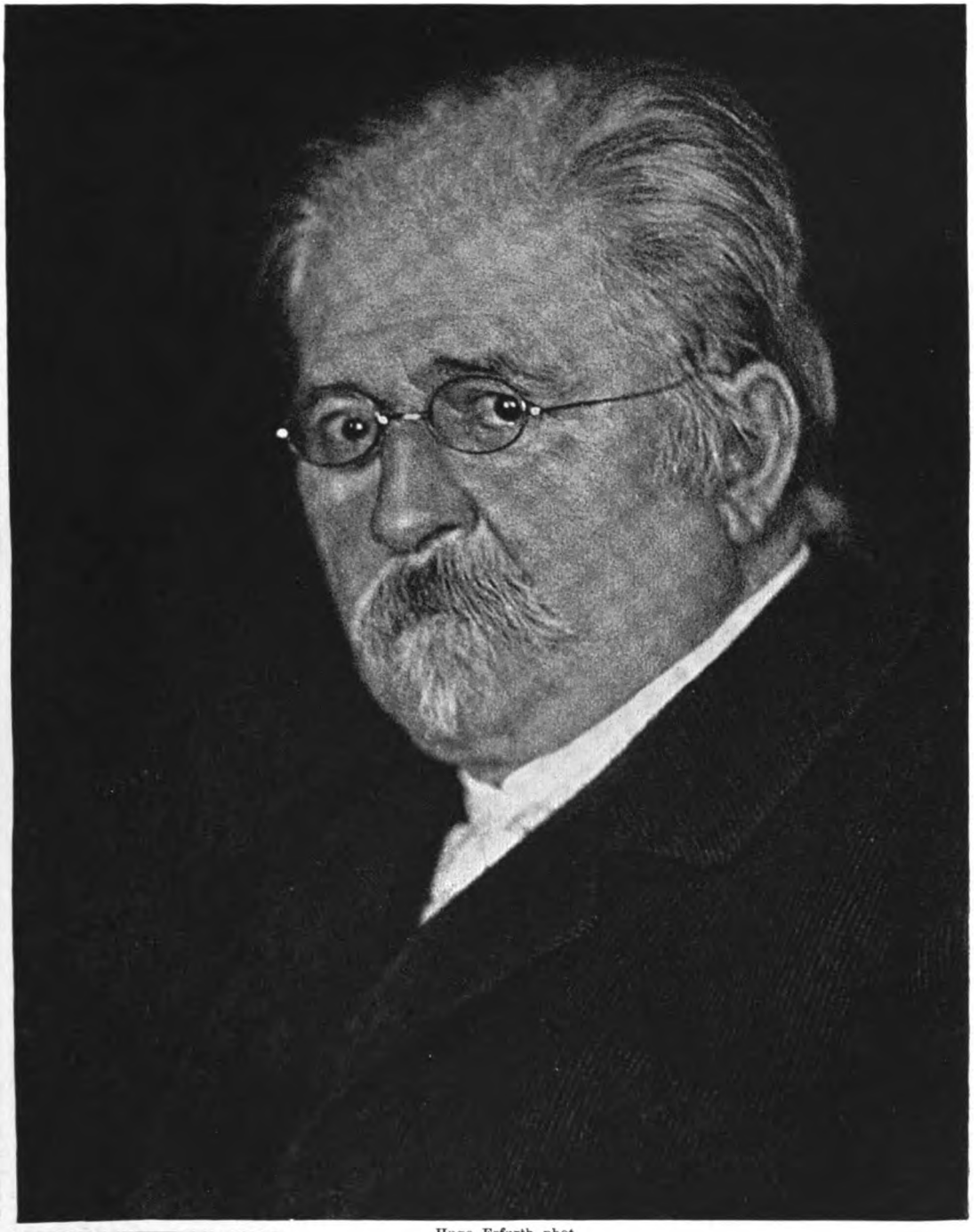
Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Hugo Erfurth phot.

AUS DEM KUNSTWART

Felix Draeseke.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

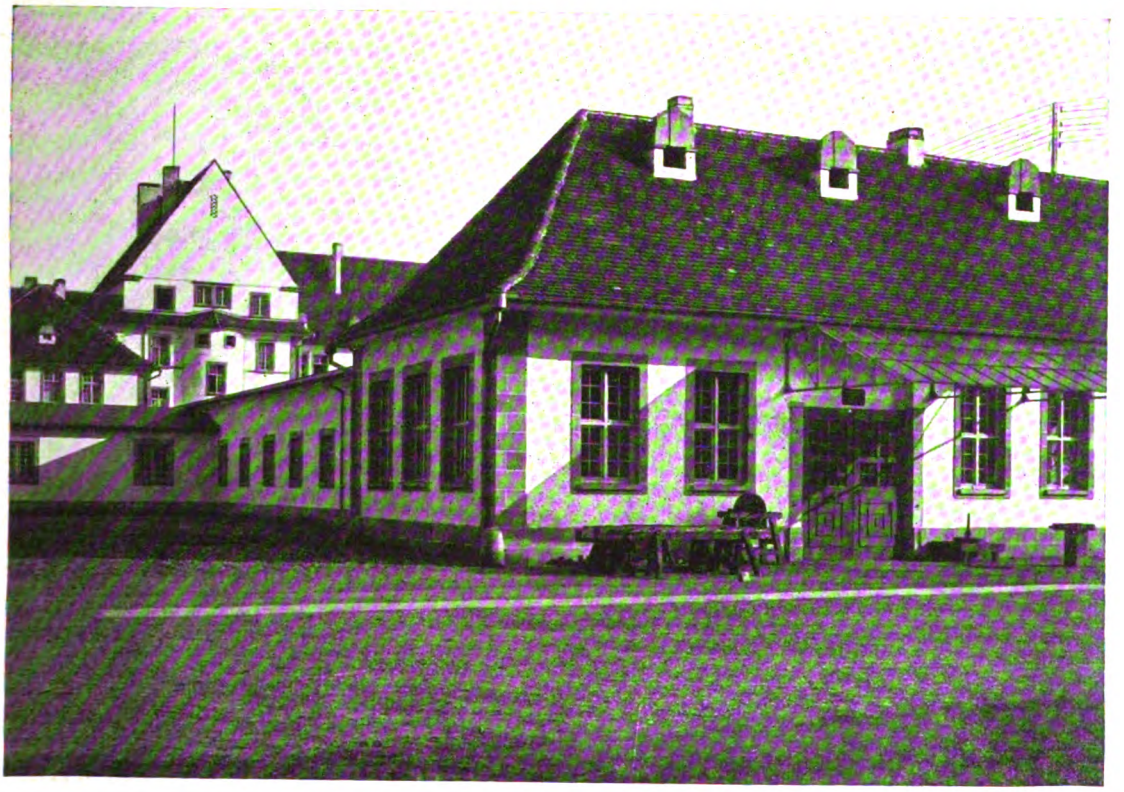
ARTILLERIEKASERNE IN STRASSBURG (ARCHITEKT EDUARD SCHIMPF): HAUPTEINGANG

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: MILITÄRBAUTEN

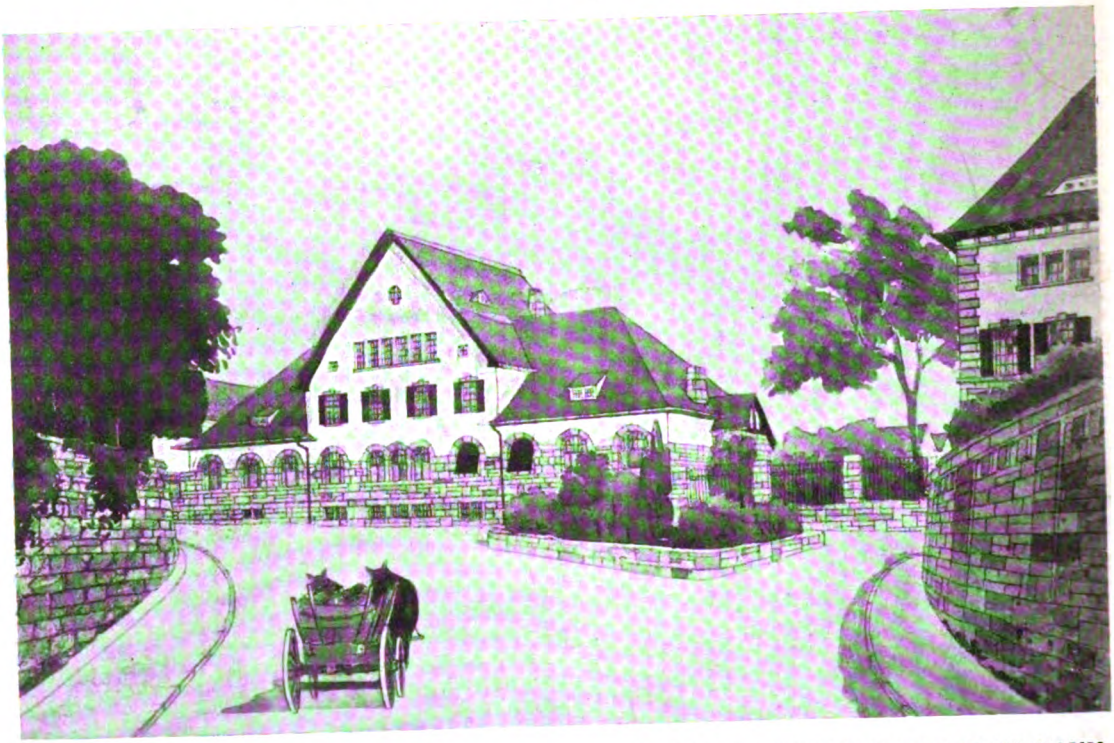
Digitized by Google

ARTILLERIEKASERNE IN STRASSBURG: STABS- U. MANNSCHAFTSGEBÄUDE



ARTILLERIEKASERNE IN STRASSBURG: WAFFENMEISTERWERKSTATT

KÖNIGSDRAGONERKASERNE IN KANNSTATT (ARCH. ROBERT LANG IM KÖNIGL. WÜRTTEMB. KRIEGSMINISTERIUM): OFFIZIERSKASINO



KÖNIGSDRAGONERKASERNE IN KANNSTATT: WIRTSCHAFTSGEBÄUDE

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Digitized by Google

AUGUST BRÖMSE

KW

Digitized by Google

Bunte Bühne

Nein, ohne das Varieté — sagen wir doch deutsch: Bühne! — nein, ohne Bunte Bühne [illegible] tische Betrachtungen brauchten wir [illegible] die Praxis flüstert, spricht und schreit es [illegible] Bunte Bühne geht's nicht. Also lauf ich, [illegible] Ich will doch lieber nicht von dem schreiben, [illegible] wir's lieber im Apollotheater. [illegible] Aber am nächsten Tag im Sommergarten [illegible] Dann aber fand ich eines — ach, war [illegible]

Ein Saal voll gehaltener Vergnügt[illegible] gestimmt, daß man schon durchs Ansehen [illegible] heiten auf der Bühne immer wieder vom [illegible] zum menschlichen Lächeln zurückkam. Als [illegible] leitungsmusik die Ouvertüre zu Figaros [illegible] aufging — o Aufatmen, nicht „die Soubrette, [illegible] mit Toilette", sondern ein Mädel in schlichter [illegible] behaglich wärmendem Raum be[illegible] zu vertreiben schien: Volkslieder, [illegible] noch ein Zwiegesang, dann war's aus [illegible] als der Vorhang wieder stieg: ein [illegible] der Parodie, nach der eben gebotenen [illegible] spottung der falschen sentimentalen; [illegible] sein Lebtag nicht wieder an einem [illegible] Menschen Tiere. Eine Dogge, die sich [illegible] aller Spielleidenschaft, deren solch ein [illegible] [illegible] herrlich im Muskelspiel, dann [illegible] [illegible] Lust dabei — weil's lauter Auf[illegible] [illegible], die sie verstanden, keine [illegible] [illegible] in seiner tierischen [illegible] Zunächst wieder der Hund [illegible] dann eine Musik, die [illegible] Art bei der Brutpflege [illegible] vergrößerten und doch so [illegible] [illegible] Nestern im An- und [illegible] im Gesang. Nun: ein [illegible] werden, eine Reiterattacke aus [illegible] Kavallerie. Tier und Mensch [illegible], jetzt Ringer, jetzt Turner, [illegible] wieder Wirklichkeit: [illegible], alle Darbietungen [illegible] auf „Gefahrenrekord[illegible] die Anmut: Mädchen, [illegible] stellt zur Weberschen [illegible] derung zum [illegible] Tanz selbst: Ausdruck [illegible] jetzt in [illegible], jetzt in langen Gewändern, wie die Antike sie

Digitized by Google

AUGUST BROMSE

Digitized by Google

Bunte Bühne

Nein, ohne das Varieté — sagen wir doch deutsch: Bunte Bühne! — nein, ohne Bunte Bühne geht's nicht! Theoretische Betrachtungen brauchten wir kaum, um das zu beweisen, die Praxis flüstert, spricht und schreit es hinaus alle Tage: ohne Bunte Bühne geht's nicht. Also lauf ich, sagen wir mal: ins Tivoli. Ich will doch lieber nicht von dem schreiben, was ich sah. Versuchen wir's lieber im Apollotheater. Leser, reden wir von was anderm. Aber am nächsten Tag im Sommergarten? Ach, war's dort langweilig! Dann aber fand ich eines — ach, war das hübsch!

Ein Saal voll gehaltener Vergnügtheit, für gute Gesellschaft so gestimmt, daß man schon durchs Umsehen im Raum nach allen Tollheiten auf der Bühne immer wieder vom animalischen lauten Lachen zum menschlichen Lächeln zurückkam. Als ich hineintrat, zur Einleitungsmusik die Ouvertüre zu Figaros Hochzeit! Als der Vorhang aufging — o Aufatmen, nicht „die Soubrette, ohne Stimme aber mit Toilette", sondern ein Mädel in schlichter Tracht, das sich in behaglich wärmelndem Raum bei der Arbeit mit Singen die Zeit zu vertreiben schien: Volkslieder, Kunstlieder, nun kam der Schatz, noch ein Zwiegesang, dann war's aus. Schelmisch überleitende Musik, als der Vorhang wieder stieg: ein „Zillertaler-Quartett". Aber in der Parodie, nach der eben gebotenen echten Kunst die lustige Verspottung der falschen sentimentalen; ich glaube, wer zusah, gewinnt sein Lebtag nicht wieder an einem Koschat Geschmack. Nach den Menschen Tiere. Eine Dogge, die sich mit Bällen herumbalgte in aller Spielleidenschaft, deren solch ein Gesell fähig ist, voller Gewandtheit, herrlich im Muskelspiel, dann Windhunde im Springen, alle mit Lust dabei — weil's lauter Aufgaben waren, die ihrer Natur entsprachen, die sie verstanden, keine Affentheateralbernheiten: das Tier selbst in seiner tierischen Schönheit. Darauf der Kinematograph. Zunächst wieder der Hund in der vollen freien Bewegung der Jagd, dazu eine Musik, die paßte. Dann: Vögel der verschiedensten Art bei der Brutpflege belauscht: wie schön war das alles, diese vergrößerten und doch so echten, so lebendigen Tiere bei den verschiedensten Nestern im An- und Abflug, im Füttern, und, es schien fast: im Gesang. Nun: ein Wettreiten mit den heranstürmenden Pferden, eine Reiterattacke aus dem Manöver, ein Flußübergang von Kavallerie. Tier und Mensch, dann der Mensch allein: Sport im Bild, jetzt Ringer, jetzt Turner, jetzt Schwimmer. Nach dem Scheinbild wieder Wirklichkeit: Bogenschützen, Keulenschwinger, Turner am Reck, alle Darbietungen nicht als bloßes „Muskelpietschtum", auch nicht auf „Gefahrenrekorde" hin, sondern in Schönheit. Nach der Kraft die Anmut: Mädchen. Von Dalcrozes Schülerinnen entzückend dargestellt zur Weberschen Musik die Aufforderung zum Tanz. Dann der Tanz selbst: Ausdruckstanz, Reigentanz, jetzt in edler Halbnacktheit, jetzt in langen Gewändern, wie die Antike sie

Digitized by Google

hatte, und nunmehr zum Blick in alte Zeiten: Tänze, wie sie ehedem waren, wirklich waren, nach Buchmayers neuen Entdeckungen, hier auch mit allem Pomp der echten Theaterkostüme, daß man sich an des Sonnenkönigs Hof plötzlich verzaubert fühlte. Ein Prachtbild auch fürs große Publikum. Darauf ein Musikkapriccio, das wieder Humor drübergoß, dann Pause.

Zweiter Teil: eine Operette, „Der Petroleumkönig". Die Musik geistreich gemischt aus lauter Reminiszenzen, die Walzer aus lauter chromatischen Tonleitern, der Tenor, der nichts weiter als „Du mein Hoffen, du mein Sehnen" singt, die Angebetete, salontirolerisch angetan, die sich als „Heideröschen" vorstellt und auf den Petroleumkönig zu warten erklärt, der selbst gar nichts zu tun hat, am Schlusse aber sich als „Petroleumkönig" vorstellt, weil er doch mal im Titel stände; die Gedanken, wie in der Operette wirklich, so hier scheinbar — abwesend. Der modische Operettenblödsinn aus Vogelschauhöhe übersehen und überlacht.

Dritter Teil: nach einem schauerlich-komischen Musikstück ein Bänkelsänger mit ungeheuerlichem Stock vor erschröcklichen Bildern. Die neuesten Ereignisse, „gemalt" von einem aus Gulbranssons, bedichtet von einem aus der elf Scharfrichter Geschlecht — Gesellschaftssatire und Zeitkritik. Nach dem Bänkelsänger der Tages-Narrheitenverspotter im feineren Stil. Hierauf eine lustige Sängerin, die die Moden karikiert. Dann Gumppenbergs „Nachbar", die ergreifendste aller Tragödien mit sieben Selbstmorden in einem Satz. Eine Serpentintänzerin, die *nicht* irgend was, das sich „denken läßt", „darstellt", sondern einfach: Farben und Linien, nur daß sie schön seien, berauschend schön. Dann eine Bauchrednerlustigkeit, wie dem Automatendirektor all seine Puppen lebendig werden im verzauberten Wirtshaus, wo's noch dazu spukt, was sehr gruselig wäre, wär's nicht so gemütlich. Freude an Geschicklichkeit, Spaß am Grotesken, Vergnügen über die Aufklärung von Unerklärlichem, alles zusammengebraut zu einer „Varieté"-Stimmung, die echt ist wenn eine. Zu feinem Abklingen ein altmodisch Schattenspiel aus Poccis Jahren. Und nun wieder der Kinematograph. Zuerst: eine Szene aus einem klassischen Werk, das jeder kennt, von Meisterschauspielern gespielt. Dann aus der Kunst zum Hämmern der Fabriken. Aufs Schiff und in ferne Länder. Dann: Bilder aus der Natur. Wie eine Pflanze grünt, blüht, Früchte bildet. Wie's in einer Landschaft lenzt, sommert, herbstet, Winter wird. Blicke übers hinschwimmende Land vom Luftschiff aus. Ganz einfach wieder: ein Baum, der im Winde sich bewegt. Dann das Schönste: das Meer, das über die Klippen brandet. Das Meer draußen, wo kein Ufer zu sehn, auf langgedehnten Wellen in Ruhe den Mondschein wiegend. Der Vorhang fällt, der Vorhang steigt: Scholander! Ja, das war der rechte, mit Ernst und Scherz den Abschluß zu geben, bis der Marsch aus dem Sommernachtstraum hinausgeleitete.

So, sagt der Leser, diese deine Bunte Bühne liegt in Wolkenkuckucksheim. Voreilig gesprochen: sie liegt in Deutschland wie Seldwyla in der Schweiz — alle ihre Teile und eine Menge gleichgute Sachen sind so oder ganz ähnlich irgendwo schon zu sehn gewesen, nur miteinander noch nicht. Immer als Oasen in der Wüste und

Digitized by Google

als weit voneinander verstreute Oasen. Es ist auch nicht bloß Sand, was überall darumliegt, den allgemeinen Stumpfsinn durchmasert geil überwucherter Morast. Wer ist dran schuld?

„Die Artisten", meint Publikus. Die Artisten am allerwenigsten. In den Jahren, da sich unsre andern Zeitschriften zu gebildet fühlten, als daß sie sich mit dem Varieté befaßten, hat die Artistenpresse jede Anregung des Kunstwarts für ihr Gebiet eifrig aufgenommen und besprochen, und eine Menge von Artistenbriefen an uns beweist, daß ihre Leser dankbar waren. Viele dieser Leute, die vor manchem Mimen voraushaben, daß sie sehr ernsthaft arbeiten und daß sie sich als einen Stand fühlen, der aufwärts strebt, lechzen geradezu nach einer Erhebung ihrer Tätigkeit. Und was dies besser als alles Schriftliche beweist: sie bezeugen es auch in jeder Saison durch neue Versuche, durch gute, künstlerisch einwandfreie „Nummern".

„Demnach", denkt man, „läg es an den Direktoren." Direktoren tun, was Geld verheißt, und neulich hat einer aus anderer Branche zu seinem „jungen Mann" nicht ohne Grund gesagt: „Was wollen Sie? Man kann jetzt auch mit anständig Geschäfte machen!" Der Zeitgeist erlaubt's. Daß sie's probieren, beweist, daß sie allerlei ebenso hübsche Sachen, wie die erwähnten, tatsächlich auf ihre Bühnen ließen.

„Dann wäre das Publikum schuldig?" Sofern einer, der's nicht besser versteht, schuldig sein kann: ja.

Denn bei jenen erfreulichen Darbietungen sitzt es zumeist entweder stumm und gelangweilt da, oder es beklatscht selbst innerhalb des Wertvolleren gerade wieder das weniger Wertvolle, das Übertreibende, das Entgleiste. Zeigt der Kinematograph ein intimes reizvolles Naturbild (wie jene Nestaufnahmen) oder ein wahrhaft großartiges (wie das der Meeresbrandung), so versteckt der Besucher ein Gähnen, oder er versteckt's nicht. Spielt einer auf der Mundharmonika, ist man erst zufrieden, wenn er was aus der Salome drauf spielt. Erst das Vergewaltigen entzückt. Es muß alles par force sein. Kunstvoll ist, was unnatürlich ist.

Solche Beobachtungen besagen: das Varietépublikum taugt als Publikum nichts. Was aber auch nur mit Einschränkungen gilt. Die Snobs, die in höchste Entzückung geraten, wenn die Otero ihr Bein schultert, die Jünglinge, die aus den krassesten Verrenkungen, weil sie sie etwa an Beardsley erinnern, vermittelst der Augen Kolaextrakt für ihre Nerven saugen, für sie ist das natürlich Schöne freilich nicht da. Für den jungen oder allzu reifen Herrn aus Berlin WW oder Deutschland 00, der „Weiber" als solche paradieren sehn will, erst recht nicht. Aber diese Schätzbaren sind zwar Abnehmer teurer Plätze, bilden jedoch nicht die Mehrheit. Die Mehrheit bilden die „Spießer", der Philister mit Weib und Kind, der Mittel- und Kleinbürger, ferner allerhand junge Leute gemischter Herkunft und Verfassung, und aus den sogenannten „höheren" Ständen die vielen, die sich eben „was vormachen" lassen wollen, ohne sich irgendwie anzustrengen. Die sind teils noch roh, teils sind sie verbildet. Da aber das Varieté, ob wir's mögen oder nicht, tatsächlich eine Macht ist, so haben wir die Pflicht und Schuldigkeit, nach unsern Kräften dafür zu sorgen, daß es zum mindesten so wenig schlecht wie möglich

Digitized by Google

wirke, wenn's aber angeht, gut. Oder wir verfallen wieder dem Erbfehler all unsrer Kunstpflege: daß wir an den Dachtürmen herumbauen, ohne uns um die tieferen Stockwerke zu kümmern, um den breiten gesicherten und sichernden oder gefährdeten und gefährdenden Unterbau auch der ästhetischen Kultur.

Was macht nun in dieser Sache die Kraft, die immerhin einiges tun könnte, die Presse? Reklame macht sie. Mit verschwindenden Ausnahmen nichts als Reklame, gegen Bezahlung bar oder mit Freikarten und Annoncen. Ganz wie man Haus und Heim, Dorf und Stadt ehedem verkommen ließ, um nur „hohe" Kunst zu besprechen (nämlich: die Bilder und Bildchen im Kunstverein), so redet der Kunst- und der Theaterreferent zwar von der gleichgültigsten Nichtigkeit im Theater, aber das „Tingeltangel" hat kein „höheres Kunstinteresse", das überläßt der Herr Chef also, wenn man nicht einfach Waschzettel abdruckt, dem Kollegen für Lokales. Ich kenne die Schwierigkeiten, ich spreche nicht etwa für regelmäßige Varietéberichte. Ich meine vielmehr, die Presse, die was von sich hält, sollte viel weniger „Tingeltangelberichte" bringen, als sie tut. Diese wenigen aber sollte schreiben, wer sich gleich den anständigen Theaterreferenten weder als Agenten des Direktors noch als Chorredner der breiten Schicht betrachtet, sondern als Vertreter der Gebildeten. Er brauchte kein Gelehrter zu sein und dürfte sich ja nicht als Schulmeister auftun. Er brauchte nur zu sagen, was jeder von einigem Geschmack sagt. Beispielsweis: daß diese „Soubretten" und „Tirolienne" uns „graulen", wie denn insgemein nur singen sollte, wer's kann, daß diese Balletteusen in Trikot und Gazeröckchen, die da auf den Zehenspitzen herumlaufen, uns übel machen, daß diese sogenannten humoristischen Szenen im Kinematographen uns melancholisch stimmen usw. usw. Das könnt er übrigens viel milder sagen, als hier. Überhaupt: das Tadeln gehörte nicht in den Vordergrund, wo sich's nicht um das Hinauswerfen von Schmutz handelt. Das Loben gehörte vornhin. Das Loben jeder guten Sache, die beim Publikum noch nicht verstanden, die zunächst höchstens geduldet wird. Wenn etwas kommt, wie zum Beispiel die Wandelbilddarstellungen der nistenden Vögel oder ein Gymnastiker, der auch Grazie, oder ein Dresseur, der Sinn für die Schönheit des Tiers im Tier, oder ein Komiker, der nicht nur „Lachpulver" und Grimassen, sondern Mienen- und Wortkunst und Humor hat, oder, vom Neuesten zu sprechen, das „Tanagratheater", dann sollte man besondre Aufsätze daranwenden, um das Publikum aufmerken zu lassen und einzustellen. Dreimal unterstrichen: das Loben ist hier zunächst ganz und gar die Hauptsache, wenn nur wirklich Gutes gelobt und das Schlechte konsequent „totgeschwiegen" wird. Das Loben guter Sachen gewänne uns ja auch alle tüchtigen Artisten zu Verbündeten, das heißt: zu Leuten, die auf unsern Rat hören.

Auf einer „bunten Bühne", wie sie mit zerstreuten Gliedern da, aber noch nirgend beisammen ist, kann das Verschiedenartige unterkommen. Sagen wir so weitherzig wie man sein kann: Alles Erfreuliche und Allgemeininteressante, das zur Schaustellung für die Öffentlichkeit sonst kein Unterkommen hat. Unser „Programm" war

Digitized by Google

aus Nummern zusammengestellt, die ihre Möglichkeit dadurch bewiesen haben, daß sie so oder in ähnlicher Weise sind. Aber das Wahlgebiet dehnt sich weit übers nur Ästhetische hinaus. Ins Politische: vielleicht kommen wir Deutschen doch einmal dahinter, welche befreiende (auch von schlechten Stimmungen befreiende, sicherheitventilmäßige) Wirkung eine frisch-fröhliche Zeitglossierung durch Volkssänger und ähnliche Leute hat. Ins Wissenschaftliche: der Komet zum Beispiel, der uns heuer angeführt hat, hätte zu Bild und Wort schönste Gelegenheit gegeben, die Röntgenstrahlen hätten auch auf die Bunte Bühne gehört oder jetzt Montenegro, das frischest gebackene der Königreiche. Vorträge, welche die verschiedenen Arten der Flugzeuge an Lichtbildern „starren" und bewegten Systems erläuterten, wären auf der Bunten Bühne doch wirklich ihres Publikums sicher. Jeder Monat bringt neue Erfindungen, neue Entdeckungen, neue Mittelpunkte des Interesses. Und neue Techniken sorgen dafür, daß sie immer schöner dargestellt werden können.

Geht's aber mit der Gewöhnung des großen Publikums an bessere Darbietungen in den vorhandenen Varietés zu langsam — wer wagt's, in Berlin, Wien, München oder Dresden die erste Bunte Bühne für Leute von Geschmack zu gründen? Ach, sagen die Herren vom Aberbrettl, das haben wir ja versucht! Mit Verlaub: ihr wart zu literarisch dabei und zu sehr auf die Nur-Ästhetischen aus. Breiter greifen muß man in zweierlei Richtung: was das Publikum betrifft, an das man sich wendet, und was die Gebiete belangt, aus denen man Stoff nimmt. Zudem: es sind seit jenen sehr dankenswerten Versuchen Jahre der Entwicklung vergangen. Kein besseres Kabarett müßte die neue Bunte Bühne sein, sondern ein besseres Varieté, dann würde sie zum mindesten in den Kulturzentren jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach die fördernde Presse und die nötigen Besucher finden.

Wir bitten unsre Leser, uns auf wirklich wertvolle Darbietungen der Varietés aufmerksam zu machen. Vielleicht kann auch der Dürerbund in den verschiedenen Städten hier nützen. A

Lose Blätter

Aus „Ebba Hüsing" von Willrath Dreesen

[Die arme Heimatkunst, die unter diesem Namen noch gar nicht lange geht, hat seit Jahren schon viel harte, höhnische Worte hören müssen. Aber sie beweisen nichts gegen die Heimatkunst selbst. Sie treffen nur das übertriebene Wesen, das die paar Jahre zuvor mit ihr, in ihr angestellt worden war. Solche Übertreibungen jedoch können auch einfach als ein Beweis dafür gelten, daß an der Sache „etwas sein muß", ein gesunder Kern nämlich.

Die landschaftliche, realistisch-lyrische Dichtung, die man als Heimatkunst anspricht, hat freilich nicht zu allen Zeiten im großen nationalen Schrifttum eine Rolle gespielt. Oft blühte sie halb (oder ganz) im Verborgenen, innerhalb eines einzelnen Volksstammes, im Bereich einer Mundart, einer Landschaft. Dagewesen aber ist sie ganz gewiß immer und wird

Digitized by Google

immer da sein, wo ungebrochen empfindende, kunstfähige Menschen in irgendeinem Zusammenhang (es kann auch ein unfriedlicher sein) mit der Natur leben.

Gerade das anmaßende Sich-Auswachsen naturverlassener Riesenstädte mit ihrem Riesenbestand an Heimatlosen war die Hauptursache, daß die Heimatkunst in die weitere Öffentlichkeit vordrang. Die Sehnsucht nach der entschwindenden Heimat wurde Dichtung, die das nationale Ganze anging. Es ist danach zu vermuten, diese Poesiegattung werde in der gemeinsam deutschen Literatur noch auf lange hinaus Beachtung finden. Auf beträchtliche Dauer darinnen wird eine Arbeit allerdings nur selten hoffen dürfen, wenn sie als umfängliche Prosaerzählung, als Heimatroman erscheint. Aber eine allgemeine Wirkung auf die mitlebenden Volksgenossen wird nicht ausbleiben, so oft ein derartiges Werk fühlen läßt, daß es mit Notwendigkeit entstand, das heißt, daß es aus übermächtiger Liebe (oder auch, ausnahmeweise, aus übermächtigem Gefühl enttäuschter Liebe) hervorging.

So ein Stück Heimatkunst ist Willrath Dreesens ostfriesischer Roman „Ebba Hüsing", der bei Staackmann in Leipzig erschienen ist. Wäre er ein wenig knapper geraten, statt vor lauter Liebe stellenweise noch mehr Heimat als Kunst zu geben, so möchte man ihm sogar eine besonders lange Fortdauer voraussagen. Es ist etwas hübsch Zeitloses darin. Selbst wo zeitlich bestimmte Ereignisse wie die von 1866 und 1870 verwertet sind, wird nicht bequemlich mit der Bekanntheit von Tatsachen gewirtschaftet, sondern vom Tatsächlichen möglichst nur das Typische berücksichtigt, nur ein zarter Widerschein der Zufallswirklichkeit erzeugt. Und so hat auch das Ganze, abgesehen von seinem Überreichtum an landschaftlich-volklicher Schilderung, etwas Geläutertes, etwas Gehobenes und dabei erst recht Wahres. Man spürt: Land und Leute sind von einem Geist nachgebildet, der in Heimatliebe innerlich ergriffen und zugleich künstlerisch vornehm bedacht war, unter allem Kennzeichnenden das Bleibende ans Licht zu ziehen.

Ebba Hüsing wächst als eines kleinen Kaufmanns Tochter in einem friesischen Küstenstädtchen auf. Von Kindheit an erkennt sie ihre Heimat nicht im Haus der gutmütig beschränkten Eltern, überhaupt nicht in der Stadt, sondern draußen in der freien Natur, in den Heimatgebieten der Eltern. Mit ungefähr gleicher Stärke zieht es das junge Mädchen immer wieder zur Heide, wo des Vaters Vater als weise genügsamer Bauer hanst, und zum Meer, zur Watteninsel, wo die alte Mutter ihrer Mutter, eine Schifferswitwe, der Zeit und den Stürmen trotzt.

Mit ungefähr gleicher Stärke zieht es Ebba auch abwechselnd zu zwei Knaben aus den zwei verschiedenen Reichen hin, zu einem empfindsam stillen Sohn der Heide, der etliches Zigeunerblut in sich hat, mit den Tieren und Pflanzen lebt und die Geige meistert, und wieder zu dem jungen Vetter von der Fischerinsel, der sich in die weiten Weltmeere hinaussehnt, und in Bremen lernt, wie man ein Handelsherr wird. Herangewachsen, verspricht sie sich dem zarteren Freund. Das Seemannsblut aber erweist sich schließlich als das Stärkere in ihr. Sie entscheidet sich für den Verwandten und schreibt dem Träumer den Abschiedsbrief. Der Empfindsame geht darüber geistig zugrunde.

Ebba Hüsing sühnt ihre sozusagen fahrlässige Schuld, indem sie ihn

Digitized by Google

lange Zeit als treue Pflegerin in seinem Heimatland umhergeleitet, das ihm als die weite Welt erscheint. In einem lichten Augenblick verschwindet er heimlich; er geht ins Meer, während die Leute noch lange glauben, er sei in ferne Lande entwichen. Ebba Hüsing hat schon in früher Mädchenzeit Mitgefühl für die Kinder des Armenstadtteils gewonnen und betätigt; jetzt nimmt sie sich mit verstärkter Liebe der armen Kleinen an. Nach geraumer Zeit erst erwacht in ihr wieder die Freude am Leben.

Dieser schlichte Gang der Begebenheiten erreicht seine unwiderstehliche Einwirkung auf das Gemüt des Lesers durch eine Kleinmalerei, die auf liebevollster Beschaulichkeit beruht, und zwar auf einer Beschaulichkeit nach außen und nach innen. Sie kennzeichnet sich durch einen Ton voll einer wohltuenden Ruhe, die von Temperamentmangel ebenso weit entfernt ist wie von geräuschvoller Unrast. Oder doch — es kann sein, daß von Temperament im engeren sinnlichen Sinn nicht sehr viel sich kundgibt: an innerem Leben, an umfassendem Daseinsgefühl könnte es kaum reicher sein. Es ist norddeutsche Kunst, aber (in diesem Aber drängt sich natürlich das süddeutsche Empfinden des Betrachters vor) von der besten Art.

Daß der Gedanke der Selbsterziehung dem Buch eine starke sittliche Grundlage gibt, soll nicht unterschätzt werden. Streng künstlerisch jedoch entscheidet das zunächst nicht. Nach einer Richtung macht sich das Erzieherische sogar zu bewußt geltend; die Gestalt der lebenserfahrenen Frau Hilke wird viel zu sehr durch unmittelbare Hinweise des Dichters, viel zu wenig durch wirkliche Leistungen innerhalb des erzählten Geschehens als bedeutend und als hier notwendig erwiesen.

Das weit Wertvollere von „Ebba Hüsing“ liegt vor allem darin, daß der ethische Grundgedanke mit unbeirrter Stetigkeit das ganze Werk hindurch in lebens- und landesechten, selbständig gesehenen Persönlichkeiten durchgeführt ist. Daran fügt sich innig der weitere Vorzug, daß die Natur, darin diese Menschen leben, mit derselben Wärme und derselben Zuverlässigkeit dem Wirklichen nachgebildet ist. Nicht durch sentimentalisches Schildern, sondern durch gegenständliches Darstellen, mittels einer Fülle kleiner und winziger Züge, wird das tastende Hinleben des Mädchens zwischen zwei Naturgewalten und zwei männlichen Gestalten, werden die unterschiedlichen Charaktere der beiden jungen Freunde, der Eltern und Großeltern samt reichlichen Bürger- und Seemannstypen körperlich wahr. Und nicht anders die Häuser des Proletarierelends, die behäbige Gutbürgerlichkeit, die stille Heide und das ruhelose Meer in allen Stimmungen der Jahreszeiten. Unscheinbar nach außen, doch organisch gewachsen, empfiehlt sich Willrath Dreesens Friesenroman als ein lauteres Zeugnis für rechte Heimatkunst. Willy Rath]

So war auch der halbe Dezember vergangen. Da kam nach einigen Regentagen, die das Moor unwegsam machten, der Winter.

Es fing an zu schneien. — Tagelang fielen die dicken Flocken. So dicht, daß durch die Fenster kaum der kahle Buchenzaun zu sehen war. Erst tauten sie noch in den nassen Sümpfen und halb zugewachsenen Wasserzügen des Moores, in den Gräben, die um die Wiesen liefen, in den Wagenspuren und Pfützen der Wege. Sie konnten sich auch noch nicht halten auf den schmalen Ästen der Birken und Erlen und freuten

Digitized by Google

sich schon, wenn sie in den Gabelungen am Stamm in einem weißen Bausch hängenblieben. Aber auf den Strohdächern machten sie sich breit, lagen schwer und ruhig da und häuften sich zu einer dicken weißen Decke; und in den Hecken nisteten sie sich ein und klammerten sich so fest in das Wirrsal der dünnen Äste, daß keine Meise und keine Ammer noch Unterschlupf fand, und alle kleinen Vögel unter die Tannen krochen. Denn die trugen auf ihren breiten Armen den nassen Schnee, den die andern Bäume fahren lassen mußten.

Als es aber allmählich kälter wurde, da blieben auf jedem Ast, ob er auch noch so dünn war, die Flocken liegen, so viele Platz hatten; und jeder Stab in den Georginen- und Rosenbeeten der Heidjer und jeder grüne Zaunpfosten trug sein Mützchen, so weich, wie das Fell auf der Brust des Wiesels und so locker wie Schaum. Da blieb er auch liegen auf dem Rand des Schornsteins, denn der warme Rauch stieg kerzengerade in die hauchlose Luft. Und da kroch auch über die Sümpfe und Gräben, die Torfkuhlen und Grüppen die weiße Decke; von den Rändern wuchs sie langsam nach der Mitte, bis von allem, was der Fuß zu meiden sucht, nichts mehr zu sehen war; — bis nur noch die Krähen den Weg hinübernehmen konnten.

Da warteten die Menschen im Tannenhof nicht mehr auf den jungen Lehrer von Heidbülten und trösteten sich damit, daß bald die Ferien kommen und ihnen den Jüngling für zwei schöne Wochen ins Haus bringen würden. — —

Endlich saß Menno Ryter am Abend des ersten klaren Tages wieder am Herdfeuer. Seine Beine waren müde von dem langen Weg ums Moor herum, aber seine Wangen glühten, und seine Augen strahlten im Widerschein des Feuers. Und er konnte nicht lange stillsitzen. Bald ging er an das Butzenbett und legte seine Hände auf die des alten Mannes; bald ging er der Mutter bei ihren Hantierungen nach und neckte sie; bald sprang er plötzlich auf und hielt Ebba zurück, wenn sie hinausgehen wollte: erst mußte sie noch dies und das von seinen Kindern hören; und was sie davon hielte, daß er seine Blumen unter die größeren Mädchen verteilt hatte, damit sie nicht verkamen in der langen Zeit.

„Mir ist zumute, als wenn ich jetzt im Märchen lebte“, — sagte er nach dem Essen. „Und so wollen wir diese Wochen auch verleben. Seht, als ich ins Dorf einbog, in den langen Weg mit den Birken auf beiden Seiten, da kam ich mir ganz verzaubert vor. Der Mond stand gelb am violetten Himmel und schien durch die Birken, die ihr weißes Gehänge tief herabbaumeln ließen. Wie schlank und leicht standen die Bäume da in dem hellen Licht! Und doch so demütig mit ihrer Last, die vom Himmel auf sie gefallen ist! Totenstill war es auf der Straße. Jedes Haus schien mir eine von weißen Mauern umgebene tief verschneite Burg. Durch die vom Schnee fast verdeckten Scheiben schien hier und da ein gelbes Licht. Ein großer Mann kam an mir vorbei mit einem Stock und einer mächtigen Kiepe. Er hatte zwei Kinder bei sich und erzählte ihnen; und sie sahen zu ihm auf und fragten mit heller Stimme; und sahen mich ganz erschrocken an, als ich plötzlich neben ihnen war. Schritte konnte ich nicht hören. — — Oft stand ich minutenlang still, staunte und lauschte; und regungslos blieb ich stehen, als ein Däumling mich überholte und davonrannte, nachdem er mir ins Gesicht gesehen hatte. Und auf ein-

Digitized by Google

mal stand ich nicht weit von einem Haus, das schöner war als alle andern. Der dichte Efeu und die warme Strohkappe waren ganz dick beschneit, und die Bäume rundherum neigten sich schwer gegen die Eisblumen am Fenster, die goldig durchglitzert aussahen. Und als ich so stand, trat heraus ein alter Mann mit roter Nase und einem weißen Bart; er vergrub seine Hände tief in einen alten Mantel mit Hermelinkragen und steckte ein goldenes Zepter mit in die Tasche. Auf den Schnee hatte er eine schwarze Schale gestellt, die innen glänzend ausgeschlagen war. Auf die sah er nieder, wenn er nicht in den Mond schaute, trat immer von einem Fuß auf den andern und bückte sich endlich nach der Schale. Die hob er auf und rührte mit dem goldenen Zepter darin. Das gab einen feinen silbernen Klang. Als er die Schale wieder einmal hingesetzt hatte, wieder von einem Fuß auf den andern trat und den Atem gegen die Nase blies, trat ich leise näher, sah so scharf ich nur konnte, und horchte aufmerksam hin. Da sah ich und hörte, wie jede Minute auf einem Mondstrahl ein blanker Silbertaler geflogen kam und sich mit feinem Klingen in die Schale zu den andern legte. Da wollte ich hineinlangen, um einmal so einen Mondtaler zu befühlen. Und gerade wollt ich das Hecktor aufklinken, da griff der alte Mann die Schale, sprang ins Haus und schlug die Tür hinter sich zu." — —

„Hm," — machte Ebba und lachte, — „Efeu war am Haus? und es kam dir dann gleich merkwürdig bekannt vor, nicht wahr? Ja, ja, du alter Träumer, Mennamöh brät Vater Schlichting die Kartoffeln immer viel zu heiß, und dann trägt er die Pfanne auf den Schnee, damit sie schnell kalt werden."

Da faßte Menno das Mädchen an den Schultern und sagte lachend, aber voll Eifer:

„Das mag wohl sein, du Botterhex. Aber ich bin glücklich, daß ich so träumen kann. Seit ich draußen in der Stadt war, konnt ich's nicht mehr. Und nun will ich alles so sehen, wie es mir paßt."

Da lachten sie beide, faßten sich an und tanzten um die kleine Frau herum, die ihre hartgearbeiteten Hände übereinanderlegte, ein wenig verlegen lachte und sich nicht zu rühren wagte. — —

Und im Märchenland blieb der junge Lehrer während dieser ganzen Ferien. Um alle Dinge sah er einen goldenen Schein und freute sich wie ein Kind über alles, was er an Bildern und Geschichten erfand. Und Ebba Hüsing war glücklich, daß sie diese Seele den unheimlichen Mächten entrissen hatte, und weil sie jeden Gedanken des Freundes verstand und jede Veränderung in seinen Wünschen und Stimmungen fühlte. Er aber konnte keine halbe Stunde ohne sie sein, half ihr, wo er konnte, und tat alles mit großer Zartheit, manchmal mit fast ehrfürchtigem Ernst.

Von draußen klang kein Ton in dieses Traumleben. Vor den Fenstern lag das Moor unter der weißen Hülle begraben. Kein Weg führte hinauf, keine Spur lief herab. Auch die Krähen konnten nicht wissen, wo das Verderben lauerte. Ums Haus standen die Bäume regungslos unter der schönen Last. Auf den Fensterbänken außen lagen die dicken weißen Kissen und schützten vor der Kälte; auch die dünnen Sprossen trugen flaumige Polster. Mitunter setzte sich ein großer schwarzer Vogel auf einen Baum. Dann fielen die weißen Massen von dem Ast, auf dem er saß, und von den andern, die seine Flügel gestreift hatten. Sobald

Digitized by Google

aber der junge Lehrer leise die Tür aufklinkte, um ihn zu verjagen, flog das Untier krächzend davon, und der ganze Baum schüttelte sich. — An der Hintertür aber unter den breiten Ästen der stärksten Tanne sammelten sich zweimal am Tage die Drosseln und Meisen, Buchfinken und Rotbrustjes und ließen sich von den beiden jungen Menschen füttern. —

Kein Mißton störte dies Traumleben. —

Da dachte Ebba Hüsing: ich hab ihn so lieb, daß ich glaube, ich könnte nicht ohne ihn sein. Bin ich nicht glücklich, wenn ich ihm nur in die Augen sehe? Werd ich nicht froh, wenn ich nur seine warme Hand halte? Und versteht er nicht alles, was mein Herz denkt? — Und am Abend wurde es ihr schwer, nach oben zu gehen in ihr Stübchen, weil sie nicht satt werden konnte, mit ihm zu reden und sich von ihm erzählen zu lassen.

Am Morgen wachte sie auf, wenn kaum der Tag graute, und kleidete sich hastig an, um früher als Frau Ryter unten zu sein. Und freute sich, wenn er dann schon in der Küche stand, ihr die Hand entgegenstreckte und stolz auf den Herd zeigte.

Da brannte dann schon das stille, den Raum heimelig durchwärmende und durchleuchtende Feuer. —

Sie machten aus, daß sie sich Weihnachten nicht beschenken wollten. „Wir haben genug aneinander." Aber es war ihnen herzlichstes Bedürfnis, Mutter Ryter so viel Liebe anzutun, wie sie nur irgend konnten.

Als der heilige Abend gekommen war, trugen sie den alten Mann auf ein Bett, das sie ihm am Fenster auf zwei Lehnstühlen zurechtgemacht hatten, und beschenkten die Mutter mit allem, was Hinnerk aus dem nächsten größeren Ort hatte holen müssen, und mit dem, was sie sich selbst ausgedacht und gestrickt oder gebastelt hatten.

Der Großvater nahm kaum teil an ihrer kindlichen Freude und Mutter Ryters verlegener Rührung. Er war sehr schwach gewesen in diesen Tagen und hatte fast immer geschlafen. Als aber Menno seine Geige vom Tellerschrank nahm, lebten seine Augen wieder auf. Während des Spiels der alten wohlbekannten Weisen lag sein Kopf in die Kissen zurückgelehnt. Die Augen hielt er geschlossen. Aber die Züge verrieten, daß die Töne sein Herz trafen und ihn glücklich stimmten. Schließlich aber war nur noch an dem leisen Zittern des Kopfes zu merken, daß Leben in ihm war.

Als der junge Lehrer geendet hatte, legte er leise die Geige in ihren Kasten und gab Ebba einen Wink mit den Augen. Auf den Fußspitzen gingen sie hinaus. — Nach einigen Minuten kamen sie wieder herein, und Ebba ging an das Fenster, an dem der Großvater saß, und taute mit einem warmen Tuch die Scheiben auf, daß sie ganz klar wurden. Dann weckte Menno den alten Mann.

Der konnte sich lange nicht wieder in der Küche zurechtfinden.

„Bin ick hier noch?" sagte er leise.

Da legte Ebba, die am Fenster stand, den Arm um seinen Rücken und zeigte hinaus.

Draußen, mitten auf der Wiese zwischen Haus und Buchenhecke, stand ein Tannenbaum, so hoch, daß er nicht unter der Decke der Küche hätte stehen können. Der trug auf jedem Zweig eine weiße Kerze und überstrahlte die Sterne und die Sichel des Mondes. Fülle des Lichtes strömte

Digitized by Google

über den Schnee der Wiese und der Hecke, daß er glänzte wie von zartestem Goldstaub überblasen. Gelb schimmerte das Gehänge der Birken, die sich tiefer zu neigen schienen als sonst. Und die Tannen streckten ihre beladenen Arme aus dem Dunkel der glücklichen Schwester entgegen, um von ihr auch den Schein zu empfangen. Und das Licht strömte auch in die großen Augen der Menschen und füllte ihre Herzen.

Unablässig streichelte der alte Mann die Hand des jungen Mädchens. Der Jüngling nahm seine Geige und fing ganz leise zu spielen an, daß man es kaum hören konnte; so zart wie wenn ein Vogel im Träumen singt.

Da mit einemmal brach ein Glanz durch die Fenster, daß der Raum taghell erleuchtet wurde. Der Baum draußen im Schnee war eine einzige Flamme. Schlank und leicht flog sie in den Nachthimmel; und es geschah ein Brausen, daß die Birken sich rührten und erschrocken von ihren weißen Wedeln den Schnee fallen ließen.

Ebba hatte den Großvater fester umfaßt. Er konnte sich erschreckt haben. — Aber ruhig sahen seine Augen in die schöne Flamme.

„Wat moj*“ — sagte er nur, drückte dem jungen Mädchen die Hand und bedeutete ihr dann, man möchte ihn allein lassen.

Da gingen der Knecht und die kleine Frau ins Hinterhaus und die beiden Jungen traten auf die Wiese. — Eben ließ die Flamme die untersten Zweige glühend und knisternd zurück und wurde immer kleiner, von dem gewaltigen Luftstrom hinaufgetrieben. Und endlich schien der so plötzlich heraufgekommene Wind das letzte kleine Zünglein von der Spitze abzulösen und hinaufzutragen in den sternenübersäten Nachthimmel.

Fester hatten sich die Hände der jungen Menschen umschlossen.

„Wie schön war das!“ — flüsterte Ebba.

Und als sie dem Freund in die Augen sah, die leuchteten im Scheine des glühenden Baumgerippes, hob sie ihre Arme auf, legte sie um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Da legte er seine Hände um ihr Haar und drückte seine zitternden Lippen auf ihre Augen, ehrfürchtig, wie wenn er ein Heiligtum berührte.

Und sie standen Wange an Wange mit geschlossenen Augen, bis kein roter Schein mehr durch ihre Lider leuchtete und der Baum ausgebrannt und kalt in sich zusammenfiel.

Sie beschlossen, es dem Großvater und der Mutter sogleich zu sagen; keinem sonst. Und gingen Hand in Hand in die Küche zurück. Da saß der alte Mann in seinem Stuhl, ganz klein geworden. Regungslos lag sein Kopf in den Kissen, vom Herdfeuer sanft beleuchtet. — Als die beiden Glücklichen leise herangetreten waren, sahen sie, daß der rote Feuerschein sich unter den nur halb geschlossenen Lidern in den Augen spiegelte. Da fiel Ebba Hüsing vor ihrem Großvater nieder, faßte seine gefalteten Hände und fühlte, daß sie kalt waren. Und auf der andern Seite stand der junge Lehrer und drückte seinem alten Fürsorger und Vormund die Augen zu. Dann trat er zurück und wartete, bis das Mädchen aufstand, sich an ihn lehnte und leise weinte. Er streichelte ihr Haar und sagte kein Wort. So standen sie, bis die Mutter hereinkam. Der winkten sie und führten sie an das Lager ihres alten Freundes, der in Frieden zu schlafen schien. Und auch die Frau wußte kein Wort zu finden; sie streichelte nur die großen mageren Hände und erinnerte sich, daß die sich ihr entgegenge-

* schön

Digitized by Google

Und nun möge unser Volk darüber entscheiden, ob es dieses Bild seines streckt hatten, als sie von aller Welt verlassen war. Endlich erhob sie sich, sah die beiden Jungen Hand in Hand hinter sich stehen und fühlte sich von beiden zugleich umfaßt. Aber niemand sprach.

Dann riefen sie Hinnerk. Er zog an der Tür die Holzschuhe aus, nahm die Mütze vom Kopf und stand lange still vor seinem alten Herrn. Nur die Fingerspitzen wagte er auf die ihm zugekehrte Wange und auf die Hände zu legen. Dann ging er sachte wieder hinaus an seine Hantierung in Stall und Scheune und sagte den Tieren: „Jo här is stürben", — und rückte die Pflüge und Eggen, Wagen und Butterkarrne und alles, was sich bewegen ließ, vom Platze. Dann kam er mit einem weißen Tuch, um damit den Spiegel zu verhängen, und hielt das Perpendikel der alten Uhr an.

Das Nachtmahl nahmen die vier Menschen an diesem heiligen Abend im Hinterhaus ein, schweigend, einander die kleinen Wünsche aus den Augen lesend. Aber nachher saßen sie, nachdem Hinnerk den Leib des alten Bauern in das Butzenbett gelegt hatte, noch lange beisammen und redeten davon, wie schön der Abend gewesen war, wie wunderbar dies Sterben und wie reich das Leben, das nun sein Ende gefunden hatte.

Aus Hermann Poperts „Helmut Harringa"

[„Helmut Harringa" heißt das neue Buch eines neuen Schriftstellers, das der Dürerbund soeben bei Alexander Köhler in Dresden als ein Volksbuch und deshalb in großer Auflage und zu ganz billigem Preise (es kostet gebunden nur 1 Mark 80 Pf.) herausgibt.

Es war nicht ein im engeren Sinn literarischer Wert, was uns zum Eintreten für Poperts Buch gewonnen hat. Aber den mögen andre urteilen, wenn sie die Frage darnach für wichtig halten, uns schien sie in diesem besondern Falle nebensächlich, ja irreführend. Denn Popert benutzt die Form einer Erzählung, benutzt auch Schilderung und Darstellung, um auf den Willen zu wirken, sein Buch ist letzten Endes durchaus ein agitatorisches Buch. Als solches will es auch geprüft werden, wenn man seine ästhetischen Werte mißt: auf den Ausdruck, hier einen oft leidenschaftlichen Ausdruck eines Willens, der „bessern und bekehren" will.

Der Dürerbund erklärt sich durch seine Herausgeberschaft auch nicht mit jedem einzelnen Satz des Verfassers einverstanden. Wir sind anderswo ausgegangen, sehen die Welt von anderm Standpunkte aus als Popert, sehen deshalb das eine größer und wichtiger, als er, und das andere kleiner und mehr im Hintergrunde. Aber: uns und ihm „bleibt dasselbe heilige Land des Sehnens am Horizont: das Land, in dem das gesunde und starke, das freudige und das freie Volkstum herrschen soll. Der Dürerbund ist zum Sammeln aller guten Kräfte für dieses Deutschtum der Werdenden da. Hofft doch jeder von uns, daß alle echten Reformbewegungen zu einem einzigen neuen großen Leben hinweisen, das sich am Zielpunkt von allen unsern Wegen aus allen unsern Kräften zusammenbaut, wie ein Leib aus seinen Organen. Deshalb müssen wir uns auch alle verbünden, um stark zu sein."

Leidens und Strebens, seines Hoffens und seines Wollens hinnehmen

Digitized by Google

mag. Popert führt seine Leser so ziemlich durch alle seine Schichten. Vielleicht gibt schon das Stück, das wir abdrucken, und das in Hamburger Patrizierkreisen spielt, eine Vorstellung von seiner Art.]

Länger denn ein Jahr hatten sie die Trauerkleider getragen. Heute, am zweiten Oktobersonntag neunzehnhundertundfünf, sah Wilhelm Harringas Haus zum erstenmal wieder Gäste. War es hier zum erstenmal wieder wie in früheren Zeiten, wo fast allsonntäglich, mit den Kindern, den Schwiegersöhnen und andern Verwandten, auch Freunde des Hauses an dem gastlichen Tisch gesessen hatten.

Das Essen war vorüber. Elisabeth Harringa überzeugte sich mit einem raschen Blick, daß sich alles in der holzgetäfelten Halle im Erdgeschoß versammelt hatte, und ließ durch Johann den Kaffee herumreichen. Bald saß man in größeren und kleineren Abständen um den runden eichenen Tisch in der Mitte. Das Licht, das von den beiden Lampen darauf durch rötliche Schirme glänzte, fiel auf den Rauch, der von den Zigarren der Herren emporzusteigen begann. Und auch das war wieder so wie seit alter Zeit in diesem Hause, daß die beiden Geschlechter um diese Stunde nach dem Mahl nicht auseinander gingen: Elisabeth Harringa hatte es nie geduldet, daß sich ihre männlichen Gäste stundenlang im Rauchzimmer absonderten und die Damen, in milden Stumpfsinn gebettet, bei Stadtklatsch und Dienstbotengesprächen allein ließen. Als sie sah, daß alle wohlversorgt waren, ließ auch sie sich in einen bequemen Sessel nieder.

„Wir wären sonst noch zwei mehr gewesen," sagte sie zu ihrer rechten Nachbarin, Frau Alma Rickmers, „aber mein Schwiegersohn Hugo Papendorp und meine Tochter Elisabeth sind noch am Genfer See."

„Eigentlich schade," meinte die Angeredete, „wenn man gerade in diesem Monat reist, wo unser Wetter immer noch am anständigsten ist."

Das war ein gutes Stichwort für eine allgemeine Unterhaltung. Mochten Gespräche über das Wetter anderswo mit Recht als unbedeutend und langweilig verachtet sein, hier in Hamburg lag das anders. Hier hatte das Wetter Charakter. Einen Charakter, der es darum nicht weniger über die Ebene des Gewöhnlichen hinaushob, weil er in nichts anderm bestand, als in unablässigem, unberechenbarem Wechsel. Dieser Charakter, durchaus einzig und in seiner namenlosen Unzuverlässigkeit kaum irgendwo in der Welt wieder zu finden, machte es zu einem Ding wohl wert ernsten und nachdenklichen Redens.

Bei dem heimatlichen Gespräch wurde die Stimmung rasch behaglich. Ein Druck hob sich, der während des Essens noch auf allen gelagert hatte. Der Ernst, den die Schatten, die noch über diesem Hause brüteten, auf alle Gesichter gedrückt hatten, wich langsam von den Zügen.

Noch nicht bei dem Sohn des Hauses. Was heute auf Helmut Harringa preßte, war nicht nur die Erinnerung, der die Umstände mehr Blut liehen als sonst. Auch nicht nur der Anblick des Vaters dort gegenüber, dessen Haltung ungebeugt geblieben war, in dessen Stirn sich aber seit fünfviertel Jahren eine mächtige Furche, wie vom Blitz gerissen, tiefer und tiefer eingegraben hatte. Mehr als beides war es dies, daß er hier im Hause seiner Eltern mit einem Menschen zusammensitzen mußte, gegen den sich jede Faser seines Wesens sträubte: mit Eduard Wendberg.

Digitized by Google

Daß der hier war, war ja natürlich. Generalkonsul Brooks und seine Frau waren eingeladen worden; daß Tochter und Schwiegersohn mitgebeten wurden, hatte sich ohne weiteres ergeben. Um es zu hindern, hätte Helmut seinen Eltern sagen müssen, was er über den Mann wußte. Tat er das aber, so geriet der Vater in eine schiefe Stellung zu seinem Freund Brooks und wurde das Gefühl davon nie mehr los. So hatte Helmut geschwiegen.

Einer saß neben ihm, der wußte es, wie ihm zumute war. Der junge Rechtsanwalt Doktor Rudolf Willbrandt. Sein guter Bekannter seit der gemeinsamen Dienstzeit in Potsdam. Seit fünf, sechs Jahren sein Begleiter auf manchem fröhlichen Ritt. Und in dem Ernst des letzten Jahres sein Freund geworden. Mit dem hatte er sich einmal über Wendberg ausgesprochen — außer mit Paul Volquardsen nur mit ihm allein.

Während Willbrandt nach einem Gespräch suchte, das den Freund seinen unangenehmen Gedanken entreißen könnte, fühlte er einen leichten Druck auf seiner linken Schulter. Er wandte den Kopf und stand dann ehrerbietig von seinem Sitz auf: Doktor Gerhard von der Fechte hatte sich erhoben und war, hinter Herrn Rickmers und Helmut herum, an den jungen Berufsgenossen herangetreten:

„Lieber Kollege," redete er ihn freundlich an, „ich muß Ihnen doch noch ein paar Worte über unser letztes Zusammentreffen vor der Kammer für Handelssachen sagen. Sie haben mir wirklich imponiert. Wenn Sie hätten hören können, wie der Direktor der Dynamit-Aktien-Gesellschaft gestern gescholten hat, als ich ihm das abweisende Urteil zeigte. Nun, ich hatte keine Veranlassung, ihm zu verschweigen, wie die Sache steht: daß Sie, lieber Kollege, durch Ihr wirklich großartiges Plaidoyer die beiden Handelsrichter so herumgekriegt haben, daß alle meine Mühe umsonst war. Ich glaube," setzte er lachend hinzu, „die Gesellschaft schafft mich ab und nimmt künftig Sie als Anwalt. Freuen sollte es mich für Sie."

Willbrandt verbeugte sich dankend vor von der Fechte, der ihn ziemlich überragte. Er hatte es nicht hindern können, daß er rot vor Freude geworden war: Einer solchen Anerkennung aus Doktor Gerhard von der Fechtes Munde konnten sich nicht viele rühmen. Und dessen gute Meinung war von entscheidendem Gewicht weit über den Kreis der Berufsgenossen hinaus. Der Mann, der da vor Rudolf Willbrandt stand, war einer der Mächtigen in Hamburg. Wenn man das Wappenbuch von Meyer und Tesdorpf aufschlug, so fand man, daß, in den Jahren von fünfzehnhundertachtundfünfzig bis sechzehnhundertdreiundfünfzig, fünf Männer des Namens von der Fechte im Rate gesessen hatten. Seitdem war der Name aus der Geschichte der Freien und Hansestadt verschwunden. Jetzt schienen die Kräfte der Ahnen in dem späten Nachkommen aufs neue erwacht. Und er war mehr, als einer seiner Vorfahren je gewesen war, wenn er auch nicht im Senat saß, wie einst sie. Seine Freunde und Feinde wußten wohl, warum man ihm den Beinamen „Graf Warwick" gegeben hatte. Denn er war in Hamburg der „Königsmacher" ebensogut, wie es jener Graf in England zur Zeit der beiden Rosen gewesen war.

Er war der allmächtige Führer der konservativen Partei in der Bürgerschaft. Und das bedeutete vor allem, daß niemand in den Senat kam,

Digitized by Google

den er nicht wollte: Das Gesetz, wonach die Senatoren gewählt wurden, machte bei der Gruppierung, wie Hamburgs Parlament sie zeigte, jene Partei zur unumschränkten Beherrscherin der Senatswahlen. Die Partei aber hieß Gerhard von der Fechte.

Das war das eine, und das hätte man auch jedermann klarmachen können, der die Dinge nur von außen sah. Viel schwerer aber wog das andre, das nur erkennen konnte, wer in hamburgischer Luft lebte: eines solchen Mannes Einfluß im ganzen Leben der Gesellschaft und des Staates. Wie ein hingeworfenes Wort von ihm Landgerichtsdirektoren schaffen, Aufsichtsratsposten besetzen, Laufbahnen eröffnen und sperren konnte. Aber war auch die Zahl seiner Feinde vielleicht noch größer als die seiner ergebenen Sklaven: keiner von ihnen hatte je behaupten können, daß Gerhard von der Fechte seine Macht auch nur einmal anders gebraucht habe, als sein Gewissen gebot.

Jetzt drehte er sich um, und Rickmers war ganz erstaunt, daß das Auge dieses Mannes eines so warmen Ausdrucks fähig war, wie der, womit er jetzt über den Tisch weg seinen Jugendfreund Wilhelm Harringa ansah, während er sagte: „Lieber Wilhelm, am vorigen Montag müssen dir die Ohren geklungen haben."

Wilhelm Harringa lächelte, aber Helmut schnitt es ins Herz, wie trübe solches Lächeln jetzt immer aussah.

„Du kannst dir doch denken," fuhr von der Fechte fort, „daß auch in unsrer letzten Fraktionssitzung nicht nur einmal darüber gesprochen worden ist, wer vor allen andern in der Handelskammer Stimmung dafür gemacht hat, daß der Stettiner »Vulcan« hierher müsse. Und was das für die Sache bedeutet hat. Denn daß der Senat nichts an die Bürgerschaft bringt, was die Handelskammer nicht will, wissen wir doch alle. Es war übrigens ein Vergnügen, wie dann am Mittwoch die Sache durch die Bürgerschaft ging. Keine Nörgelei, kaum eine Debatte. In zehn Minuten der Senatsantrag angenommen. Das macht doch wirklich noch Freude, wie schnell sich solche Dinge bei uns erledigen."

„Wäre auch noch schöner, wenn auch noch bei diesen Sachen gemäkelt würde", mischte sich Generalkonsul Brooks in das Gespräch. „Wenn wir Handel und Verkehr nicht heilig hielten. Leider tun wir das noch gar nicht so, wie wir sollten. Denken Sie an den Fall Schneider, da muß man sich ja schämen als anständiger Hanseat. Sie waren doch, glaube ich, einer von den Richtern, Herr Doktor Harringa, Sie müssen die Sache ja genau kennen."

Helmut berichtete kurz: Schneider, ein Salpetermann wie Brooks, hatte Jahre hindurch eine Firma in Valparaiso, mit der er Geschäfte machte, betrogen. Als die Sache entdeckt wurde, betrug der Schaden schon mehrere hunderttausend Mark. Während Helmut sprach, beobachtete er mit Teilnahme, wie das Gesicht des alten Brooks einen ganz andern Ausdruck zeigte als sonst. Es kam etwas Edles in die fleischigen Züge: der Mann fühlte das verletzt, woran er glaubte, und was sein Heiligtum war: Die kaufmännische Ehre. „Daß man solche Kerle nicht prügeln kann", stieß er hervor. Dann wurden seine Gedanken dadurch abgelenkt, daß er auf seine Tochter Lili blickte, die mit dem jungen Arzt Doktor Ernst Vasmer neben ihr sprach. Der Generalkonsul fand, daß sie schlecht aussah. Andre fanden das auch: Helmut hatte, schon als er sie heute zuerst erblickt hatte,

Digitized by Google

mit Grauen daran gedacht, daß dies dasselbe Wesen sei, das er noch vor anderthalb Jahren als blühende Braut gekannt hatte. Eine Totgeburt am Anfang des Jahres hatte sie furchtbar mitgenommen, und die zweite Schwangerschaft, in der sie jetzt im fünften Monat war, gab ihr nichts von der schwellenden Kraft und Frische, die gesunden Frauen das keimende Leben in ihrem Schoße verleihen kann. Vor allem aber fiel Helmut eins auf: wie die junge Frau fast in jeder Minute und aus jedem Gespräch heraus einen Blick zu ihrem Manne herüberwarf, in dem etwas sklavisch Furchtsames lag. So auch jetzt, während Doktor Vasmer sie fragte:

„Gnädige Frau, Sie können mir gewiß Auskunft geben, was das große Bild dort über dem Kamin eigentlich darstellt. Ich habe zuerst gedacht, es sei die Geschichte von Simson. Aber das kann doch nicht stimmen. Denn der Riese dort auf dem Bilde ist offenbar nicht blind. Und außerdem ist das, was dort zusammenstürzt, ein Holzhaus; ich meine aber aus der Bibel zu erinnern, daß der Palast der Philister in Gasa aus Stein erbaut war."

„Ja, ich weiß ungefähr Bescheid, Herr Doktor", antwortete Lili Wendberg. „Aber wenn ich Ihnen raten soll, lassen Sie sich die Geschichte nicht von mir, sondern von meiner Freundin Hildegard erzählen."

„Tun Sie das," ließ sich Hildegards Mann, der Rat bei der Polizeibehörde Doktor Karl Anderson vernehmen: „wenn meine Frau die Geschichte von Ahlert Harringa erzählt, dann loht ihr Familienpatriotismus immer himmelhoch auf."

„Ruhe für Frau Doktor Anderson", sagte von der Fechte, und alle hörten zu:

„Also, wenn ich denn schon Chronik spielen soll," begann Helmuts Schwester Hildegard: „ja, das Bild hat Papa vor zwanzig Jahren malen lassen. Es hat mit unsrer Stammsage zu tun. Ich weiß nicht, ob Ihnen allen bekannt ist, daß wir Harringa von Haus aus Ostfriesen sind. In Ostfriesland spielt die Sache. So zur Zeit der Karolinger, ich glaube, als Ludwig der Deutsche regierte.

Sehen Sie: Der Mann, der da liegt — dem gerade der brennende Balken auf den fuchshaarigen Kopf fällt, und dem der andre, der Große, den Fuß auf den Hals setzt, das ist der Dänenkönig Erek. Der hatte ein paar Jahre vorher das Land erobert: Sie wissen ja, wie die Normannen damals überall hausten. Also da in Ostfriesland war es ihnen auch geglückt. Und anscheinend sehr gründlich. Denn die unterworfenen Friesen mußten sich die Bedingung gefallen lassen, daß sie in ihren Häusern nur eine einzige Tür haben durften. Die nordwärts sah, nach Dänemark. Und diese Tür, das war die Schmach bei der Sache, mußte so niedrig sein, daß nur ein Zwerg aufrecht hätte hindurchgehen können. Sie können die niedere Tür auch auf dem Bilde sehen, da hinter dem Haufen von Holz und Torf. Na, und Zwerge waren die Friesen damals ebensowenig wie heute. Sehen Sie Papa und Helmut an."

„Ach so," meinte Willbrandt, „dann mußten also die armen Leute, immer wenn sie aus ihrem Hause gingen, eine Verbeugung machen, eine Verbeugung nach Norden, gegen Dänemark hin."

„Ja," sagte Hildegard, „das war die Meinung" und wollte fortfahren, als Vasmer einfiel: „Wenn sie aber von außen in die Häuser hineingingen, war die Ehrung für die Dänen doch entschieden weniger groß."

Digitized by Google

Hildegard ließ sich nicht stören: „Nun geschah es nach einigen Jahren, daß dem König Erek von den Wachen, die er zurückgelassen in dem unterworfenen Lande, Nachrichten zugesandt wurden. Es gäre unter dem geknechteten Volke. Da gelobte er beim Julfest auf Freyers Eber, er wolle diesen trotzigen Bauern den steifen Nacken brechen oder sterben. Und als es dann Sommer wurde, fuhr er hinüber mit dreihundert Drachenschiffen und zwanzigtausend Dänen. Seine Wachen im Lande konnten ihn nicht empfangen. Die waren von den Friesen inzwischen totgeschlagen. Aber auch Feinde, die seine Landung gehindert hätten, fand er nicht vor. So schiffte er sein Heer aus und ließ es dicht am Meer in Bereitschaft stehen.

Den Hof aber, der der See zunächst lag, ließ er besetzen von zweihundert Kriegern. Denn er wußte von früher her, daß der Eigentümer ein Häuptling sei in der Gegend. Das war aber, berichtet die Sage, unser Stammvater Aylert Harringa."

„So," sagte Willbrandt, „also der Mann auf dem Bild, den Doktor Vasmer zuerst für Simson gehalten hat?"

„Ja", fuhr Hildegard fort. „Die Dänen staunten nicht wenig, als sie ihn in seinem Hause waffenlos vorfanden. Sie banden ihm dann die Hände.

Die Nacht ward stürmisch und kalt, und der König wollte ein Dach über seinem Haupte haben. Er betrat Aylerts Haus und zechte dort den ganzen Abend mit seinen Mannen. Die unterhielten sich damit, den gebundenen Hausherrn zu verhöhnen, und sanken kurz nach Mitternacht mit ihrem König in den schweren Schlaf der Trunkenen. Ohne alle Furcht: hier drinnen saß der einzelne Feind gefesselt, und draußen harrte ihr eigenes mächtiges Heer.

Sie kannten den Mann nicht. Wußten nicht, weshalb er sie in seinem Hof erwartet hatte, nicht, welches das Zeichen war, auf das Meilen in der Runde die friesischen Bauern harrten.

Als am Nachmittage die Dänenschiffe noch eine Viertelstunde vom Ufersaum entfernt gewesen waren, hatte Aylert Harringa seinen beiden Söhnen Harro und Fokko, die in vollen Waffen von ihm schieden, gesagt: „Also es bleibt dabei. Sobald heute nacht das Haus brennt, dann strömt alles an den bekannten Platz und bricht los."

Und wie nun kurz nach Mitternacht die Balken dröhnten von dem Schnarchen der Königsmannen, da zerriß der gewaltige Friese mit einem Ruck die Stricke, die seine Fäuste schnürten. Einen vorsichtigen Blick warf er hinaus durch die niedere Tür. Sah, daß draußen die Posten ruhig auf und ab gingen und sah weiter die ungeheure, regungslose Masse des Feindesheeres am Ufersaum.

Nun verrammelt er die Tür von innen mit Holzscheiten und Torfsoden; er braucht nicht leise dabei zu sein, die drinnen hören nichts.

Dann reißt er ein glimmendes Scheit vom Herd, schwingt es umher bis es zu heller Glut entfacht ist, und wirft es mit mächtigem Schwung auf das Gebälk des Bodens, unter das Strohdach. Wartet drei Herzschläge lang mit angehaltenem Atem, bis oben leises Knistern beginnt. Steht noch ein paar Minuten und starrt höhnisch auf die Schlafenden, während schon das Strohdach in die Lüfte prasselt und die Posten von draußen verzweifelt die Tür zu sprengen suchen.

Digitized by Google

Und wie die ersten brennenden Dachsparren herunterstürzen, da stellt er sich neben das Haupt König Ereks, setzt ihm den Fuß auf den Hals und brüllt in das Knattern und den Qualm hinein den Freiheitsruf seines Volkes: „Eala freya Fresena!“

Hildegard Anderson hielt einen Augenblick an. Das Blut war ihr ins Gesicht gestiegen. Die kleine Familiennarbe darin glühte. Ihr Mann hatte recht: wenn sie diese alte Geschichte erzählte, schlug ihr das Herz hoch.

Alles blickte nach dem Bilde über dem Kamin. Doktor von der Fechte, Willbrandt und Vasmer standen von ihren Sitzen auf und gingen ganz dicht heran. Auch Lili Wendberg machte Miene, das zu tun, wagte es aber doch nicht, als sie sah, daß ihr Mann verstohlen gähnte.

„Und was wurde dann weiter?“ fragte Willbrandt, während er sich wieder auf seinen Platz setzte. „Ihr alter Stammvater hat sich doch hoffentlich nicht umsonst geopfert?“

„Nein,“ antwortete Hildegard, „es gelang alles wie es verabredet war. Das Heer der Dänen, führerlos und noch verwirrt, wurde in der Morgendämmerung überfallen. Sie haben sich zwar einen ganzen Tag lang tapfer gewehrt. Aber es war kein Stehen vor den rasenden Friesen. Und als der freiheitstrunkene, brausende Schlachtruf »Heil Harringa!« die neue Nacht grüßte, da war auch die flammenhell: aber von der Dänenflotte, die am Ufer loderte. Und die letzten Feinde stürzten sich entsetzt ins Meer. Nicht einer hat die Heimat wiedergesehen.“

Gerhard von der Fechte stand noch vor dem Bilde. „Der alte Ahlert hier sieht dir sehr ähnlich“, sagte er zu Wilhelm Harringa.

„Das tut er auch,“ meinte Elisabeth, „der Künstler sagte, ein besseres Modell könne er nicht finden.“

„Du hast uns auch gesagt, Papa, warum du das Bild hast malen lassen“, fiel Hildegard ein: „Wir Jungen sollten es später jeden Tag vor Augen haben, damit wir lernten, zu leben nach dem Wahlspruch unsrer Ahnen: »Lieber tot als Sklaven.«“

Wilhelm Harringa strich sich über die Stirn: „So, sagte ich das? Kann sein; es ist zwanzig Jahre her. Ja, ich weiß, ich habe reichlich lange ein bißchen jugendlich empfunden. Offen gesagt, wenn ich jetzt das Bild ansehe, dann habe ich einen gewissen Zweifel, ob unser alter Urahn nicht besser getan hätte, das viele Blut zu sparen und den König Erek anzuerkennen. Vielleicht war der gerade der Mann dazu, unsern Landsleuten die Disziplin beizubringen, die ihnen immer gefehlt hat. Kann sein, das hätte dem Lande die sechshundert Jahre ewiger Fehden unter seinen Söhnen gespart.“

Frau Christine Brooks schüttelte sich: „Mich machen diese alten Blutgeschichten ganz gruselig. Solches Bild könnte ich nicht im Hause haben. Gott sei Dank, daß wir jetzt in ruhigen Zeiten leben.“

Doktor Gerhard von der Fechte machte ein ironisches Gesicht. „Sie sehen ja sehr rosig, verehrte Frau. Jedenfalls gibt es Leute, die das ihrige tun, die Zeit unruhig zu machen.“ Und dann, zu Rickmers und Brooks gewendet, zwischen denen er saß, fuhr er fort: „Ich denke, den Herren wird es auch nicht entgangen sein, was gerade heute vor einer Woche der Staatssekretär Graf Posadowsky Merkwürdiges gesprochen hat.“

„Meinen Sie diese unkluge Rede vor dem Vaterländischen Bauverein, bei der Grundsteinlegung in Pankow?“ fragte der Generalkonsul.

Digitized by Google

„Natürlich, was sonst?“ antwortete Doktor von der Fechte. „Die Rede, worin die Worte vorkamen: »Auch wir andern glauben an einen Zukunftsstaat.« Das darf ein Staatssekretär des Innern nicht sagen.“

„Ganz gewiß nicht“, stimmte Brooks eifrig zu. „Das kann nur zersetzend wirken, weil es die Begehrlichkeit der Massen aufstachelt. Mich hat diese Rede um so mehr gewundert, als es doch kurz vorher hieß, der Kaiser habe erklärt »nun ist die Kompottschüssel voll und vorläufig genug für die Arbeiter geschehen«.“

„Wenn dann doch Seine Majestät konsequent wäre und so einen Minister zum Teufel jagte“, fuhr Wendberg leidenschaftlich dazwischen. „Damit diese Zuckerbrotwirtschaft ein Ende nehme, die jetzt Mode geworden ist, anstatt daß man der Kanaille die Peitsche zeigte.“

„Schneidiger junger Mann“, sagte von der Fechte über den Tisch hinüber.

Wendberg nahm den Hieb hin und schwieg; es schien nicht rätlich gegen den mächtigen Mann aufzutreten. Welche Gefühle den im Innersten bewegten, ahnte er nicht. Daß nämlich dieser Spott die Maske war für ganz etwas andres: von der Fechte wußte, daß in Wendbergs Gesicht und Erscheinung etwas lag, was ihm selbst ähnlich war. Daß das zuzeiten so stark hervortrat, daß man den jüngeren Mann wohl für den Sohn des Älteren halten konnte. Daß sich ein scharfer Unterschied nur in solchen Augenblicken zeigte, wo sich um Wendbergs Mund der brutale tierische Zug legte, der von der Fechtes Antlitz immer fremd blieb. Er empfand jene Ähnlichkeit als etwas unendlich Widriges. So wie der Mensch es empfindet, daß ihm der Gorilla ähnlich ist. Am peinlichsten ward das Gefühl dann, wenn Wendberg Dinge aussprach, die von der Fechtes eigenen Gedanken nahe kamen; die Bundesgenossenschaft schmerzte.

Erst leise und halb für sich, dann lauter und lauter werdend, fuhr Doktor von der Fechte fort: „Ja, die Begehrlichkeit der Massen. Können wir uns darüber beklagen? Wir haben es ja nicht anders gewollt. Sie lebten dahin, dumpf und glücklich. Die einzigen vielleicht, die glücklich waren. Wir haben sie aufgeweckt. Volksschulbildung! Als ob ein Mensch, der gelernt hat, in den das Streben zur Höhe künstlich hineingebracht ist, noch zufrieden sein könnte mit dem, was diesen vielen das Schicksal nun einmal gibt. Herren und Knechte muß es geben, das ist das Wesen der Welt. Liegt mehr Unvernunft darin, oder mehr Grausamkeit, wenn wir die, die Knechte bleiben müssen, so erziehen, daß sie beim besten Willen keine Freude mehr daran haben können, Knechte zu sein?“

Der Generalkonsul Brooks nickte lebhaft und Rickmers sagte: „Ich weiß nicht, Herr Doktor, ob das für unsre Zeit nicht zu weit geht. Aber eins scheint mir nötig: Unsre Volksschule tut lange nicht genug, um die Menschen bei der Kirche zu halten. Das ist schlimm für den Staat und schlimm auch für die Leute selbst. Ich habe es im eigenen Leben erfahren, wie bequem es ist, daß mir der Katechismus unnütze Grübeleien erspart. Das stimmt ganz gewiß erst recht für die andern, die es im Leben schwerer haben.“

Von der Fechtes Gesicht war sehr ernst.

„Ganz unzweifelhaft,“ sprach er, „da ist der Punkt, wo heute am meisten gesündigt wird.“

Digitized by Google

Rickmers sah ihn überrascht an. „Das freut mich allerdings ganz besonders, in Ihnen darin einen Bundesgenossen zu finden. Das hätte ich nie erwartet."

Von der Fechte zog die Augenbrauen hoch. „Warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Na, erlauben Sie mal, Herr Doktor," rief Frau Rickmers von jenseits des Tisches herüber, „das ist aber eine wunderliche Frage. Weil jeder Mensch in Hamburg weiß, wie Sie zu kirchlichen Dingen stehen."

Von der Fechte erwiderte ernst und höflich: „Und was hat denn das damit zu tun?"

Wilhelm Harringa sah, wie seinem Sohn, der ihm gerade gegenübersaß, das Blut ins Gesicht schoß. Er warf ihm einen warnenden Blick zu. Aber Helmut achtete nicht darauf, sondern wandte sich scharf gegen Doktor von der Fechte um und sagte in einem Ton, der hart klang: „Verzeihen Sie, das hat ziemlich viel damit zu tun! Sie können doch als ehrlicher Mensch keine Meinung verbreiten wollen, die Sie selbst für falsch halten."

Von der Fechte lächelte freundlich und trübe:

„Als ob ich mich selbst vor fünfunddreißig Jahren reden hörte. Das heißt, da war ich noch jünger als Sie jetzt sind; in Ihrem Alter sah ich schon klarer."

Er erwartete, daß es jetzt so gehen würde, wie es in Hamburg immer ging: daß andre schwiegen, wenn Doktor Gerhard von der Fechte sprach. Und er fühlte es beinahe wie eine freudige Enttäuschung, als ohne jeden Verzug aus dem Munde des jüngeren Mannes die scharfe Antwort erklang: „Jemanden, der seine eigenen Ansichten nicht für besonders klar hielt, habe ich bisher noch nicht gefunden. Wundere mich also auch nicht, daß Sie dasselbe tun. Aber interessieren würde es mich, wenn Sie mich überzeugen könnten, daß Sie in diesem Falle damit recht haben."

Von der Fechte blieb liebenswürdig und ernst: „Gut, ich will's versuchen. Sie werden wissen, daß unser alter Kaiser gesagt hat: »Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben.« Er hat recht gehabt. Oder wissen Sie ein andres Mittel, Ordnung in der Welt zu halten? Ordnung so, daß die Diener den Herren gehorchen; und so, daß sich — die Dienenden nicht untereinander zerfleischen?"

Er beachtete nicht, daß Helmut antworten wollte, und fuhr ohne Pause fort: „Nun, und wenn das schon so ist, so müssen wir eben für das Volk die einzige Religionsform, die bei uns ein historisch Gewordenes ist, bis auf das Tüpfelchen über dem i erhalten, sonst bricht alles zusammen, und wir haben das Chaos."

„Hören Sie, Herr Doktor von der Fechte," rief Elisabeth Harringa über den Tisch hinüber, „das kann ich alles verstehen und ehren, wenn es ein Vorsteher der Sankt Anschar-Kapelle sagt, zum Beispiel unser lieber Freund Rickmers hier. Aber bei Ihnen begreife ich es einfach nicht. Irrt sich denn die ganze Stadt in dem, was sie über Ihr Glaubensbekenntnis denkt?"

„Gewiß nicht, verehrte Frau", erwiderte von der Fechte. „Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, was ich für mich persönlich denke; das Heucheln hat mir nie gelegen. Und wenn Herr Rickmers es mir nicht

Digitized by Google

übel nimmt, kann ich auch heute abend ruhig in wenigen Worten sagen, wie mein Credo lautet: Ich glaube an das, was die Wissenschaft lehrt, und was ich sehen und begreifen kann. An die ewigen Atome. An die ehernen Gesetze, die sie zusammenzwingen, daß manchmal ein Fels daraus wird, und manchmal ein Baum, und manchmal ein menschliches Gehirn. Und die sie dann wieder auseinanderreißen: daß der Fels birst, und der Baum bricht, und das Gehirn stirbt. Und an die menschlichen Gedanken, die dieses Gehirn, solange es lebt, ausscheidet wie — ja, wie der Körper den Schweiß. Und" — er wandte sich zu Helmut — „können Sie, lieber Herr Doktor, mir ehrlich sagen, daß Sie etwas andres glauben?"

„Gott sei Dank, ja!" sagte Helmut laut, „so wenig Herr Rickmers mich als Rechtgläubigen anerkennen würde." Er mußte einer Rührung wehren, denn ihm kam der Gedanke an Friedrichs Abschiedsbrief. Er empfand es mit Stolz, wie himmelhoch das letzte stammelnde Bekenntnis des todgeweihten Bruders über diesem trüben Glauben des mächtigen Mannes stand. Dem Glauben an ein Dogma, das vor fünfzig Jahren ein paar Gelehrte eifernden Mundes in das Volk getragen hatten. Das die Wissenschaft selber nun längst wieder unter ihre Füße getreten hatte; aus dem aber, tot wie es war, noch Leichengift drang in die Geister auch der Besten.

„Gott sei Dank, ja!" wiederholte er nochmals. „Aber, Herr Doktor von der Fechte, wenn ich nun das glaubte, was Sie glauben, dann, so wahr ich hier sitze, kämpfte ich auch mit allen meinen Kräften dafür, daß *das* gepredigt werde, was ich selbst als Wahrheit erkannt hätte und nichts andres."

„Jugendlicher Idealismus!" murmelte Brooks in sich hinein. Wendberg gähnte ganz unverhohlen. Aber von der Fechte sprach: „*Die* Verantwortung wollten Sie übernehmen? Die Verantwortung für den Umsturz, der dann notwendig folgen müßte? Schon erst habe ich Sie gefragt, ob Sie ein andres Mittel wissen, die Ordnung zu erhalten, als Religion und Kirche, wie sie bei uns historisch geworden sind? Ich habe keine Antwort von Ihnen gehört?"

Er hatte sich erhoben und war dicht vor Helmut hingetreten. Da stand auch der auf; in einer Linie schnitt sein blondes Haar mit von der Fechtes weißem ab.

„Sie haben meine Antwort vorhin nicht abgewartet, Herr Doktor von der Fechte, geben kann ich sie Ihnen. Wie das Mittel heißt? Die Ehrlichkeit. Unmöglich ist es, daß das Weltall an irgendeinem Punkte im Widerspruch stehe mit sich selber. Unmöglich also, daß irgend etwas Wirkliches erhalten werde durch etwas andres als durch das Wirkliche, durch die Wahrheit. Wer dem Wirklichen dienen will, dem Erhaltenden, der Ordnung, der muß der Wahrheit dienen!"

„Wer kann das, da keiner sie kennt?" warf Wilhelm Harringa dazwischen, aber sein Sohn antwortete unbeirrt:

„Jeder kann es, der ehrlich ist. Herr Rickmers, wenn er der Kirche dient, wie sie geworden ist in der Geschichte. — Ich, wenn ich *meinen* Gott verkünde. Und Herr Doktor von der Fechte, wenn er die Lehre predigt, daß kein Gott sei. So — aber auch nur so — dient jeder von uns auf seine Weise der Ordnung. So — aber auch nur so — wirkt jeder von uns mit zum endlichen Sieg der Wahrheit."

Digitized by Google

Gerhard von der Fechte schüttelte den Kopf: „Sieg der Wahrheit! Junger Schwärmer! Stehen Sie erst einmal so lange im öffentlichen Leben wie ich. Dann sprechen Sie anders. Übrigens, wenn ich glauben soll, daß das für Sie mehr als eine Phrase ist, dann sagen Sie mir bitte, was Sie sich unter dem Sieg der Wahrheit vorstellen."

Helmut sah ihn voll an. „Sie brauchten danach vielleicht nicht zu fragen, wenn Sie die Worte des Staatssekretärs, von denen dies Gespräch ausging, nicht nur halb angeführt hätten. Ich habe sie auch gelesen und weiß, daß sie nicht nur lauteten: »Auch wir andern glauben an einen Zukunftsstaat.« Sondern daß sie dann weiter gingen: »und daran, daß durch unablässige Arbeit zu einer Veredelung unsres Volkes zu gelangen sei. In der Entwicklung, die uns die Zukunft bringen wird, liegt der Zukunftsstaat. Ich glaube an sein Kommen, weil ich an das deutsche Volk glaube.«"

„Ja, und was soll das hier?" fragte von der Fechte überlegen.

„Eben Ihnen sagen, was der Sieg der Wahrheit sein wird. Auch ich glaube an das deutsche Volk. Glaube um deswillen auch, daß sich ihm, wie es fortschreiten wird im Werden der Welt, ein Stück der Wahrheit offenbaren wird nach dem andern. Mag die nun bei Herrn Rickmers liegen, oder bei mir, oder bei Ihnen. Ja und Sie? Glauben Sie denn etwa nicht an dieses Volk? Dann verstünde ich nicht, für wen Sie sich seit dreißig Jahren in unserm Staatsleben mühen und plagen."

Aber Gerhard von der Fechtes Gesicht zog ein Zug unendlicher Müdigkeit. „Ich glaube an nichts mehr, als an eine große Flut, die steigt und steigt. Die alles wegreißen will, was ich und meinesgleichen geschaffen haben. Gegen die baue ich Dämme. Ohne Furcht und ohne Hoffnung. Das ist meine Arbeit auf der Welt."

Der Generalkonsul Brooks nahm seine Zigarre aus dem Munde und stieß eine dichte Rauchwolke in die Luft. „Brr, das wird mir zu ernsthaft! Das heißt, recht haben Sie. Natürlich, Dämme bauen gegen die Begehrlichkeit der Massen. Denen es übrigens viel besser ginge, wenn sie nur nüchtern sein wollten."

„Nicht wahr?" sagte Frau Rickmers. „Kein Wunder, daß Frau und Kinder in Lumpen gehn, wenn der Mann den Lohn versäuft."

Wendberg, der rechts neben ihr saß, wandte sich zu ihr: „Scheußlich. Sehen Sie sich mal Sonnabend abends die Straßen in der Altstadt an. Wer einmal dahinein geraten ist, hat genug von Doktor Harringas »Deutschem Volk«."

Willbrandt unterbrach ein Gespräch mit Doktor Vasmer und beugte sich in seinem Sessel vor: „Eigentlich wundere ich mich, daß gerade Herr Wendberg das so scharf beurteilt. Als alter Korpsstudent sollten Sie doch im Grunde ein klein bißchen Verständnis dafür haben!"

Wendbergs Gesicht bekam einen offiziellen Zug. „Bitte sehr, da ist doch ein abgrundtiefer Unterschied!"

„Ach, das interessiert mich", fiel die Herrin des Hauses ein. Mann und Sohn wußten, warum die Stimme so bitter klang. „Bitte, Herr Wendberg, den Unterschied müssen Sie mir erklären, den hätte ich schon lange gern gewußt."

„Aber verehrte gnädige Frau," sagte Wendberg, „das ist doch sehr einfach: So ein betrunkener Arbeiter ist eben völlig direktionslos, schreit,

Digitized by Google

macht Radau, kommt mit den Schutzleuten in Konflikt. Der Korpsstudent dagegen: Entweder er kann noch auf den Beinen stehen. Dann tut er nichts, was gegen die Direktion verstieße. Oder er fällt eben um, und tut überhaupt nichts mehr. Das ist ja gerade die Hauptsache bei der Korpserziehung: daß einer sich benehmen lernt unter solchen Umständen."

„Erstaunlich!" sagte Elisabeth Harringa. Wendberg hielt das für bewundernde Zustimmung.

„Wirklich, Frau Harringa," nahm nun sein Schwiegervater das Wort, „Sie können doch unmöglich die harmlosen Jugendfreuden der jungen Leute in einem Atem nennen mit den Pöbelhaftigkeiten, die der Mob im Fuselrausch anstellt. Glauben Sie mir, diese greuliche Trunksucht der Arbeiter bringt auch unserm Handel Schäden, die gar nicht zu berechnen sind. Gott sei Dank, daß jetzt so viel dagegen geschieht. — Ja, so, lieber Doktor Harringa, da können Sie uns ja die beste Auskunft geben. Ich habe mit Vergnügen gehört, daß auch Sie jetzt auf dem Gebiet arbeiten. Habe auch Ihr kleines Buch gelesen über den Fall Klaus Mertens. Wirklich mit großem Interesse. Haben Sie nicht auch vor einem Monat einen Vortrag in Dresden gehalten? Ich meine, ich las es in der Zeitung."

Helmut bejahte.

„Sehr gute Sache," sagte Brooks, „wirklich sehr gute Sache! Ich fürchte nur, Sie werden bei den verhetzten Massen wenig Erfolg haben. Die hören doch nur auf ihre sozialdemokratischen Führer, und denen — hahaha — liegt nichts daran, ihre Herde nüchtern zu machen. Werden sich schwer hüten, was meinen Sie, Rickmers?"

Der putzte seine goldene Brille: „Na, ich glaube, da sehen Sie doch reichlich schwarz. Aber jedenfalls bin ich mit Ihnen darin ganz einer Ansicht, daß unser lieber Doktor Harringa da ein wirklich gutes Werk tut."

Brooks seufzte. „Wenn doch die niederen Stände mehr anerkennen wollten, wieviel aus unsern Kreisen für sie getan wird. So ein Mann wie Sie, Doktor Harringa, opfert da doch eine Menge Zeit. Und bezahlen tut Sie wahrscheinlich auch keiner dafür. Übrigens ich sehe, Sie sitzen da ganz trocken. Warten Sie, ich schenke Ihnen noch einen Hennessy ein."

„Nein, danke sehr."

„Aber lieber Doktor," drängte Brooks, „Sie werden doch den Hennessy Ihres eigenen Vaters nicht verschmähen. Außerdem," fügte er scherzend hinzu, „finde ich es nicht sehr höflich, wenn Sie mir einen Korb geben."

Er stand auf, füllte ein Glas und reichte es Helmut über den Tisch.

„Bemühen Sie sich doch nicht so, Herr Generalkonsul, ich trinke nichts."

Brooks sah ihn besorgt an: „Herrgott, fehlt Ihnen was? Sie sind doch nicht krank?"

„Nein," sagte Helmut Harringa, „aber Abstinent. Die Herren haben ja eben minutenlang das Lob meiner Arbeit gesungen. Da können Sie doch nicht gut annehmen, daß ich das, was ich predige, Lügen strafe durch das, was ich tue. Aber ich glaube nicht, daß das die Herrschaften so besonders interessiert . . ."

„Ganz recht, lieber Helmut," fiel sein Vater etwas unruhig ein, „darin muß ja jeder tun, was er für richtig hält. Was ich sagen wollte, lieber Brooks, haben Sie eigentlich ganz verstanden, was der Kaiser neulich in Rominten hat sagen wollen? Mit der Äußerung zu dem russischen Mini-

Digitized by Google

ster Witte, meine ich. Die klang doch eigentlich ganz auffallend: »Wenn die Monarchen viele solche treuen Diener hätten, dann würde man besser von den Monarchien denken« . . .

Er irrte sich, wenn er glaubte, eine Antwort zu bekommen. Brooks hatte gar nicht hingehört. Der sah nur ganz starr, mit weitaufgerissenen Augen, Helmut an, stand auf, vergaß sich wieder hinzusetzen, und sagte in einem Ton, aus dem ehrliches Erschrecken klang: „Was, Sie trinken nicht? Den guten Hennessy nicht? Donnerwetter ja, Sie sind mir ja auch schon bei Tisch aufgefallen. Aber ich habe mir nichts dabei gedacht, denn auf so was kommt doch kein Mensch. Dann trinken Sie wohl auch keinen Wein und kein Bier?"

Helmut verneinte lächelnd.

Der Generalkonsul fiel schnaubend auf seinen Sessel. „Aber, das heißt denn doch wirklich das Kind mit dem Bade ausschütten. Sagen Sie mir um Gottes willen, was haben Sie dann eigentlich vom Leben?"

„Ja, das möchte ich auch wissen", klang es von Gerhard von der Fechtes Platz. „Wie muß Ihr Leben leer sein. Ich habe neunundfünfzig Jahre hinter mir. Und wenn ich irgend etwas als wahr erprobt habe, so ist es der Spruch: The best of life is but intoxication."

In den ganzen Kreis war mit einem Male eine Erregung gefahren. Alles sah auf Helmut und wartete, was der nun sagen würde.

Der sagte gar nichts. Sondern dachte. Dachte an Paul Volquardsen. Ob der wohl recht behalten würde.

„Lieber Herr Landrichter", hatte Volquardsen ihm einmal gesagt, kurz nachdem sie Bundesgenossen geworden waren. „Sie werden noch Ihr blaues Wunder erleben. Wenn Sie nämlich zum erstenmal in eine Gesellschaft kommen, dort nichts trinken, und dann — wenn man Sie fragt weshalb — sagen: »Weil ich Abstinent bin.« Ich verspreche Ihnen: Geschlagene zwanzig Minuten wenigstens wird dann kein Mensch mehr von etwas anderm reden als vom Alkohol. Sie selbst brauchen kein Wort zu sagen. Das ist ganz und gar überflüssig; das Reden besorgen die andern. Von Ihnen verlangt unsre Sache in dem Fall weiter nichts als die kühle Tat und ein dickes Fell."

Ja, Paul Volquardsen behielt recht. Mit jedem Buchstaben. Niemand hatte Zeit, über Helmuts Schweigen enttäuscht zu sein. Denn keine zwei Sekunden nach von der Fechtes letztem Worte prasselte schon der Redeschauer von allen Seiten, rissen sich die beiden Ehepaare Rickmers und Brooks und selbst der sonst so gemessene Doktor von der Fechte die Worte aus dem Munde. Der Hausherr machte noch ein paar Versuche, den Strom auf ein andres Gebiet abzulenken. Ganz vergebens. Die andern fochten mit der Wut gereizter Tiger. Keiner von ihnen war mit einem Worte angegriffen worden. Aber jeder fühlte so, als sei ihm ein schwerer Vorwurf gemacht, den er, um jeden Preis, abwehrend rächen müsse.

Nun schwiegen die übrigen einen Augenblick, und Frau Christine Brooks' erregte Stimme fand endlich Gehör: „Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Doktor, das finde ich einfach unmännlich. Und wie sollte denn das auf den Universitäten werden, wenn es alle so machen wollten. All die Poesie, die da begraben werden müßte!"

„Herr Doktor," rief Rickmers, „haben Sie eigentlich gar nicht an

Digitized by Google

mein Afrika-Geschäft gedacht? Möchte wohl wissen, was daraus werden sollte, wenn Ihre Richtung obenauf käme. Übrigens kennen Sie die Geschichte von der Klapperschlange?" Er ließ Helmut keine Zeit zum antworten und fuhr fort: „Man muß sie eigentlich auf Englisch erzählen. Aber es geht auch so: Also da in Amerika, da haben sie doch in einigen Staaten so ganz verdrehte Gesetze. Damit ruinieren sie Brauer und Gastwirte. Aber natürlich alles Heuchelei. Getrunken wird viel mehr als hier. Also da kommt ein Deutscher in so eine verrückte Stadt, geht ins Gasthaus und will einen ordentlichen Schnaps haben. Der Oberkellner sieht ihn schief an und sagt, so was gäbe es hier doch nicht. Mein Mann kennt aber seine Leute und drückt ihm einen Dollar in die Hand."

„Jawohl, natürlich," unterbrach Frau Rickmers ihren Gatten, „in Amerika sind doch alle Leute bestechlich."

„Selbstverständlich", sagte Rickmers. „Also der Kellner kriegt gleich ein ganz andres Gesicht und sagt dem Mann, er müsse in die Apotheke dort gleich rechts um die Ecke gehen. Das tut der denn auch. Aber der Apotheker zuckt bedauernd die Achseln: »Einen Schnaps kann hier nur jemand kriegen, der von einer Klapperschlange gebissen ist.« Unser Landsmann ist nun inzwischen ganz rasend geworden vor Durst und ruft, indem er ihm zwei Dollars reicht: »Dann um Gottes willen verschaffen Sie mir eine Klapperschlange!« »Ja, dann müssen Sie zum Bäcker hier gegenüber gehen, der hat eine.«"

Der Generalkonsul Brooks hatte inzwischen, getrieben von heißen Protestgefühlen, drei Kognaks vertilgt. Er war ungeheuer lustig und rief: „Der Bäcker hat eine Klapperschlange! Eine lebendige Klapperschlange! Großartig, großartig!"

„Ja," fuhr Rickmers fort, „aber wissen Sie, was unserm bedauernswerten Landsmann bei dem Bäcker passierte: Wie er eben in die Tür tritt, ruft ihm der schon entgegen: »Lieber Herr, ich weiß schon, warum Sie kommen, aber ich kann Ihnen leider nicht helfen. Das arme Tier ist schon auf vierundzwanzig Stunden fest vorausbestellt.«"

Alles brach in schallendes Gelächter aus. Brooks wieherte förmlich und schlug sich aufs Knie: „Famos, famos! das kommt bei der verdammten Heuchelei da drüben heraus. Nun, meine Herrschaften, will ich Ihnen auch eine Geschichte erzählen: Also neulich, da hält unser lieber Doktor Harringa einen Vortrag in Marne. Und wie er fertig ist, da kommt so'n alter Bauer auf die Rednerbühne und sagt: »Min Domen un Herrn! De Herr hett ganz recht. Dor hebbt wi jo dat gode Beer un den fein'n Köhm, woto brukt wi den verfluchten Alkohol!« Nein, lieber Doktor, damit lassen Sie uns nur zufrieden: Ich trinke jeden Tag meine Flasche Rotwein zu Tisch und meine halbe Flasche Rheinwein zum Frühstück. Da, mein Hausarzt Doktor Vasmer sitzt neben Ihnen, der kann Ihnen sagen, wie mir das bekommt."

Doktor Vasmer beugte sich zu seinem linken Nachbarn Willbrandt hinüber und sagte dem leise ins Ohr: „Wenn ich dem alten Herrn nämlich sage, daß er in längstens fünf Jahren totensicher seinen Schlaganfall weg hat, schafft er mich ja doch nur ab. Und mein Nachfolger kann's auch nicht ändern."

„Na," schloß Brooks und winkte Helmut freundlich zu, „Gott segne Ihren jugendlichen Idealismus!"

Digitized by Google

„Ich kann da eigentlich nichts so Scherzhaftes finden, Herr Generalkonsul", sagte Gerhard von der Fechte in gereiztem Ton. „Ich für meine Person, ich nenne das verdrehte Ideologie. Ich sehe ja, was es soll. Natürlich das geliebte »Volk« soll wieder einmal »gehoben« werden. Man will ein Vorbild geben. Ich kenne das. Ist wieder mal nur ein Beispiel von der verkehrten Richtung, in der unsre ganze junge Generation läuft. Von diesem ungesunden Streben nach sogenannten Idealen."

„Bravo", sagte Brooks.

„Und eine solche Verdrehtheit keine zehn Jahre nach Bismarcks Tode", fuhr von der Fechte fort. Es stand nämlich damals in Hamburg die Meinung in hohem Ansehen, Bismarck sei kein Idealist gewesen.

„Nehmen Sie Vernunft an," schloß von der Fechte, „geben Sie diesen Gedanken von Weltverbesserung und Volksbeglückung einen Tritt. Wenn Sie überschüssige Kraft haben, dann stellen Sie sie in den Dienst Ihrer Standesgenossen und kämpfen Sie gegen den Umsturz."

Auf Wendberg wirkte das wie ein Stichwort. Bisher hatte er kein Wort gesagt, hatte nur eine große Wut stumm hinuntergeschluckt. Die quoll nicht nur aus dem persönlichen Haß gegen Helmut, dem Haß, der an Wendbergs Verlobungstage aufgesprungen war. Die strömte noch weit mehr aus einem tiefen Instinkt: Was in Wendberg kochte, das war das Bewußtsein, daß die Sache, in deren Dienst sich Helmut Harringa gestellt, wenn sie durchdrang, für die Wendbergs keinen Platz ließ auf dieser Erde.

„Ich freue mich," sagte er heiser zu Helmut, „daß Herr Doktor von der Fechte das richtige Wort ausgesprochen hat. Das heißt, ich gehe weiter als er: Was Sie treiben, das ist schon Umsturz. Ist eine ungeheuer bedenkliche Auflehnung gegen das historisch Gewordene. Gegen das, worauf unser ganzes Gesellschaftsleben beruht. Vor allem deshalb, weil es ein frevler Angriff ist auf die Erziehung, der Tausende ihr Bestes verdanken, die auch mich zu dem gemacht hat was ich bin, auf die bewährte Erziehung der deutschen Korps. Da sieht man wieder so recht, wie diese Sucht, immerwährend etwas für das Volk zu tun, blind macht für die Pflichten gegen den eigenen Stand."

Der kühle Blick, mit dem Helmut ihn ansah, machte ihn immer wütender; nur mit äußerster Mühe konnte er die Grenzen einhalten, in die ihn der Aufenthalt im elterlichen Hause seines Feindes zwang. „Eins kann ich Ihnen sagen, Herr Doktor," stieß er schließlich noch heraus, „ein paar hundert Schuster und Schneider werden sich ja wohl bekehren lassen zu der neuen Lehre. In Ihren eigenen Kreisen werden Sie Gott sei Dank niemanden finden, der so exaltierte Geschichten mitmacht."

„Meinen Sie, Herr Assessor?" klang eine klare Stimme über den Tisch. „Na ja, die Ansichten sind verschieden."

Erbittert sah Wendberg Rudolf Willbrandt an, der nun fortfuhr: „Sehen Sie mal, Sie nennen das exaltiert. Ich finde es sehr praktisch. Aber wenn es nun exaltiert wäre? Da hat mal ein Mann gelebt, Sie haben seit Ihrer Schulzeit seinen Namen wahrscheinlich längst wieder vergessen. Er hat allerdings seinerzeit allerlei für Deutschland getan, aber es ist beinahe schon hundert Jahre her. Johann Gottlieb Fichte hieß er. Der hat also gesagt: »Die Exaltation ist das einzig Ehrwürdige, wahrhaft Menschliche.« Na, Sie kann der Mann nicht interessieren.

Digitized by Google

Aber ich habe nun mal einen Narren an ihm gefressen. Kurz und gut, lieber Helmut, sympathisch gewesen ist mir die Sache immer, seit du dabei bist. Aber es bedurfte Herrn Wendbergs vortrefflicher Worte, um mir zu zeigen, wo ich selbst hingehöre. Von heute an stehe ich an deiner Seite."

„Und ich", sagte Hildegard Anderson, trat auf ihren Bruder zu und reichte ihm die Hand. Als sie sich wieder neben die Mutter setzte, klopfte die ihr auf die Schulter und sagte: „Bravo."

Wendbergs Gesicht wurde blaß vor Wut.

„Finden Sie nicht auch, Herr Doktor von der Fechte," äußerte er mit einem giftigen Blick auf Helmut, „daß Herr Doktor Harringa seine Propaganda wo anders machen könnte, als im gesellschaftlichen Verkehr?"

„Aber verehrter Herr Assessor," lachte Hildegard Anderson vergnügt, „mein Bruder hat ja nicht einen Ton gesagt. Er kann es doch nicht ändern, wenn Sie und Ihr Herr Schwiegervater und Herr Rickmers und Herr Doktor von der Fechte so vortrefflich für ihn werben!"

Rundschau

Allgemeineres

Nuancen des Lichtes

Es ist schon tief in der Nacht. Aber einem guten Buche habe ich ein paar Stunden länger als sonst gesessen. Und das Gelesene erfüllt mich noch. Neue Gedanken streiten energisch mit alten, liebgewordenen.

Doch nichts von diesem starken Kampfe in mir wird im Zimmer sichtbar. Vollständige Ruhe ist um mich. Alles schläft. Die Wände, die Bücher auf dem Bord, die Mappen zu meiner Seite, der Stift auf dem nun geschlossenen Buche — alles schläft. Und über all diesem Frieden lagert der warme, mollige Lampenschein, ein grünliches gedämpftes Licht.

Auch die Lampe schläft. Sie ruht in sich, sie ist und ist auch wieder nicht. Nichts rührt und bewegt sich an oder in ihr. Und doch wird in ihr das Öl durch unwiderstehlichen Zug aufwärts in den Docht gezogen. Die Flamme selbst, auch sie scheint zu ruhen. Und ist doch nichts als konzentriertestes Leben und stärkste Bewegung. Durch dieses starke Leben und Glühen in ihr erfüllt sie die Stube ringsum schon stundenlang mit weichem Lichte, mit Wärme und Behaglichkeit.

Ein Symbol geistiger Wirkung! Ruhe nach außen, kraftvollstes Leben nach innen.

Wie ein Held steht die Flamme vor mir. Inmitten einer indifferenten Welt steht auch der unbeweglich an seinem Platze und spendet Segen um sich, gleichgültig, ob die stumpfe Welt ihn begehrt oder nicht.

Solche Helden sind alle Lichtträger. Sonnen ist es völlig gleich, ob man ihr Licht begehrt oder nicht. Sie glühen unbekümmert um Anerkennung. Es ist ihre Lebensaufgabe, Welten zu segnen. Deshalb segnen sie eben.

Wie selten sind die heldenhaften Menschen!

Wir würden mehr dieser so überaus seltenen Art haben, wenn wir nicht schon in jedem Menschenpflänzlein das künftige Licht zu ersticken oder doch zu verdunkeln suchten.

Und in jedem glüht eine künftige Sonne!

Digitized by Google

Man brauchte nur immer den schwachen Funken erstarken zu lassen, und unsre dunkle Erde würde in hellstem Glanze erstrahlen. So würde aus einem armseligen Planeten ein Fixstern erster Größe werden können. Und jedes Menschenkind hat seinen eigenen Sonnenembryo in sich, der dereinst Segen allen zu spenden begehrt, die sich nach *seiner* Lichtfarbe sehnen.

„Schutz der Individualität!" Eine oft vernehmbare Phrase, die die wenigsten richtig verstehen, geschweige richtig anwenden. Die Individualität schützen kann ja nichts anderes heißen, als anzuerkennen, daß in einem jeden Kinde eine nur einmal in der Welt vorhandene Nuance des einen ewigen Geisteslichtes verborgen ist, deren Entwicklung für das Weltengemälde *unerläßlich* ist.

Nur das Zündholz braucht man anzulegen. Aber das richtige!

Heinrich Scharrelmann

Von der Sprache

Der Allgemeine deutsche Sprachverein

hat zur Fünfundzwanzigjahrfeier seines Bestehens durch Hermann Dunger bei F. Berggold in Berlin eine Festschrift herausgegeben, die über die deutsche Sprachbewegung von 1885 bis jetzt allerlei Lesenswertes sagt und Wissenswertes mitteilt. Die Stimmen, die in diesem Verein einen fexigen „Schulmeisterverein" bespotteten, sind leiser, sind fast stumm geworden. *Obgleich* der Sprachverein heute so wenig wie ehedem auf das verzichten darf, was dem „Individualisten" so leicht als ein Schulmeistern erscheint: auf eine Belehrung und Aufklärung, und auf eine, die weniger mit den Ausnahmen als mit dem Durchschnitt des Tagtäglichen rechnet. Auf die Massen mußte gewirkt werden, ganz wie auf dem Gebiet des sichtbar Künstlerischen: um den breiten Unterbau auch der literarischen Feinkultur zu festigen und stark zu halten. Und dank einer praktischen Organisation und all die Jahre hindurch sehr guten Leitung *hat man* auf die Massen gewirkt. Eine Anzahl aufzählbarer Erfolge beweist, was jeder ältere von uns beim Vergleichen von einst und heut sozusagen in der Luft fühlt: daß sich der Sinn für sprachliche Reinheit in unserm Volke immerhin wesentlich gehoben hat. Müßiger Streit, ob das auffälligste bei dieser Arbeit, der Kampf gegen die Fremdwörter, gelegentlich „zu weit" ging! Wer weiß, warum er welche braucht, brauchte sie weiter und wird sie weiter brauchen; in all den „Ausmerzungen" als solchen (so gut sie meistens sind) liegt nicht das Hauptverdienst der Männer vom Sprachverein. Es liegt darin, daß sie zum Nachprüfen gedankenloser Gewohnheiten brachten. Durch ihr Verdienst und ihr Geschick haben Tausende sich in die Sprache, die sie täglich im Mund und in der Feder führten, mit Liebe vertieft, und *das hat* den besten Segen gestiftet.

Literatur

Zu den Quellen!

Weshalb treiben wir Geschichte? Um zu wandern. Um uns mit andrer Zeiten Sitten und Geist zu berühren. Aber nicht mit Sitten und Geist des Konversationslexikons und der Historiker. Deshalb müssen wir zu den Quellen.

Sogar die sogenannten „Einstellungen" und „Einfühlungen" können ablenken. Der Kunstwart hat sich vor andern für sie ins Zeug gelegt, so sei ihm erlaubt, auch vor andern vor ihrem Mißbrauch zu warnen. Die Einstellungen wollen Hilfe sein für die, welche der Hilfe

Digitized by Google

bedürfen, Anregungen für die andern. In unserm polizei- und schulzwangerzogenen Volke liegt das Mißverständnis sofort nahe, daß sie statt Hilfe und Anregung vielmehr das sogenannte „richtige Verständnis“ geben wollen.

Das „richtige Verständnis“ kann nur der Genießende allein seinem Genuß der Dinge geben. Deshalb soll man stets das Werk selbst und immer das Werk zuerst ansehen, hören, lesen. Bemerken wir, daß es uns stumm bleibt, dann ist es Zeit, den andern zu hören; einen, dem wir vertrauen, daß er uns auf etwas aufmerksam machen kann, das wir übersahen, und von dem aus das Ganze vielleicht in überraschend starker Sprache mit uns zu reden beginnt.

Gründe: 1. dafür, daß wir erst selbst versuchen müssen:

Wir alle hängen mit der Vergangenheit durch tausend verschiedenartige Fäden zusammen. Wird eine Seite berührt, die nicht in uns endet, so erreicht uns der Ton nicht, das Ganze bleibt stumm. Oft hat ein geistreicher Mann ein großes Kunstwerk auf die feinste Weise charakterisiert und zergliedert; alles interessiert uns aufs lebhafteste als Meinung jenes geistreichen Mannes, als das, was er aus dem Werke herauslas und hörte, — dennoch schlägt alles, zwar auf mancherlei Weise bunt, interessierend, pikant, doch mit einer gewissen Stumpfheit auf uns auf: eben nicht durch die trennende Schicht hindurch. Man faßt es wie eine interessante Notiz auf, nicht, daß man davon persönlich berührt sei. Nun wenden wir uns zur Quelle, und was der geistreiche Mann nicht sah oder achtete, weil in seiner (obwohl weiten und freien) Psyche gerade diese besondere Seite des Werkes keine Anknüpfung hatte, berührt plötzlich uns wie mit erster ursprünglicher Kraft. So stark, daß es uns um und um wirft in unserm ganzen persönlichen Leben.

Viele starke und eigenwillige Lebensläufe beginnen ja damit, daß aus einem allbekannten jedem zugänglichen Text für den Erlebenden etwas herausſprang, das kein anderer sah. Und nur zu oft, wenn wir zu früh uns an den dritten wenden, verfehlen wir das im Kunstwerk, das gerade zu uns sprechen wollte.

Der große Gesetzgeber der Deutschen des 18. Jahrhunderts, der Franzose Voltaire verbot, im Shakespere anderes als rohes Unvermögen zu sehen. Lessing erlaubte sich, mit eigenen Augen zu lesen und gab uns den stärksten Anreger unsrer Goethezeit.

2. Gründe dafür, andre zu hören:

1. Unterfall: Nicht selten hat sich aus unsrer persönlichen Entwicklung her ein Vorurteil um uns aufgebaut, das gerade die uns angehenden Werte nicht an uns kommen läßt. Ein kurzes Wort schon einer anderen Psyche kann vielleicht das Hindernis wegräumen. Jedes Beispiel ist natürlich einseitig; der Plastik wegen sei doch eines versucht: man hat sich — etwa an Tizian oder andern Venezianern ein Ideal vom Malerischen gebildet und kann nun bei Altdeutschen und Präraffaeliten nichts finden. Damit sind einem nicht nur diese Meister verschlossen, sondern im Grunde das Verständnis auch für alle zukünftigen Versuche, aus dem Epigonentum herauszukommen. Oder man ist der heute so allgemeinen Verwechslung der Begriffe Wahrheit und Wissenschaft erlegen. Damit ist man vom eigentlichen Quellgebiet aller stärkeren, aller eigentlichen Lebenswahrheiten geschieden und auf Wahrheiten dritter und vierter Ord-

Digitized by Google

nung beschränkt. In beiden Fällen kann eine Verständigung darüber, in welcher Richtung die Werte eines vorliegenden Werkes gesucht werden wollen, gar wohl helfen.

2. Unterfall: Große starke Werke sind durch zu viel Gebrauch abgestumpft. Es hat sich eine Konvention für ihr Verständnis gebildet, die nicht zu dem hindurchdringen läßt, was für uns wichtig oder geradezu offenbarend sein könnte. Hauptbeispiel: die Bibel.

Es ist gewiß einer der ganz großen Glücksfälle für unser Volk gewesen, daß eine so umfassende Quellensammlung aus sehr fremder Herkunft und Gedankenbildung einige Jahrhunderte hindurch — noch dazu in der meisterhaften Meißelung Luthers — in jedes Haus eindrang. Indessen was so den allerbedeutendsten Anregungswert haben konnte, verlor ihn eben durch die Intensität der Benutzung.

In solchen Fällen ist es wertvoll, ein andres vom bisherigen abweichendes Verständnis zu Rate zu ziehen, um sich dadurch ein persönlicheres und womöglich ganz selbständig werdendes Verständnis zu ermöglichen. Manchmal genügt schon eine neue Übersetzung. Oder eine Beleuchtung durch Parallelentwicklungen andrer Art. (Für die Bibel zum Beispiel des Buddhismus.)

3. Unterfall: Man hat das Quellenwerk mit persönlichem eigenem Verständnis genossen und es so reich an Anregungen gefunden, daß man sich noch länger und vielseitiger mit ihm beschäftigen will. So hört man den Einstellenden, um sich auf Vergessenes oder Nichtbeachtetes aufmerksam machen zu lassen und so noch reicher von dem Werke beschenkt zu werden.

In allen diesen Fällen muß das Werk und das Werk allein die Hauptsache sein und bleiben. Und der Ruf heißt immer wieder: Zu den Quellen!

Und immer wieder muß zugleich die eine Warnung wiederholt werden: die Warnung vor der Überschätzung der wissenschaftlichen Richtigkeit. Manche — und nach meiner Beobachtung sind es sogar weitaus die meisten! — lesen alles mögliche über die Quellen, nur nicht sie selbst. Um nur ja recht sicher zu sein, daß sie sich nicht etwa durch unvorbereitete Begegnung eine „subjektive" Auffassung aufhängen, die ihnen das „objektiv richtige" Verständnis verbaut, kommen sie überhaupt nicht zur Sache. (Auch die gebräuchliche Art, die Reisehandbücher zu benutzen, gehört hierher.)

Es kommt ja so wenig auf ein objektiv richtiges Verständnis an, — auch wenn und soweit es überhaupt eins gibt. Es kommt alles auf ein subjektives starkes Einernten kräftiger Anregungen an. Zum wenigsten gilt dies für diejenige Bereicherung, welche wir an dieser Stelle zu beraten haben.

Wenn wir nun diese Wendung „zu den Quellen" unterstützen und beraten wollen, so können wir das nur so, daß wir sagen und rühmen, was man unsrer Meinung nach darin finden kann. Wir müssen also das unsrer Meinung nach Wichtige hervorheben, und das wird dann freilich auch wieder etwas sein müssen, das zugleich als Einfühlung benutzt werden kann. Wir bitten um so mehr, es zunächst nur rein als Anregung aufzunehmen und, sobald man sich für das Buch entschlossen hat, unsre Anregung nach Möglichkeit zu vergessen, sich auch mit der Einleitung des betreffenden Herausgebers vorläufig nicht zu tun zu machen, sondern zunächst einmal das Werk selbst zu versuchen und erst dann, wie wir davon ausführlich handelten, je

Digitized by Google

nach Ausfall, die Einstellungen zu benutzen.

Indem diese Zeilen abgeschlossen werden, stoße ich auf folgende Sätze, mit denen ein Hilfsbuch zur Kunstgeschichte sich einführt: „Wir brauchen einen festen Satz historischen und symbolischen Wissens, um die farbig-lineare Sprache der Kunst der Vergangenheit wie der Kunst unserer Tage zu verstehen. Das übersehen alle die, welche gern »ohne Voreingenommenheit« vor die Bilder treten. Ihnen entgeht stets das Beste; denn es ist mit der Kunst wie mit allen zarten Dingen, das Edelste liegt versteckt und verschleiert sich klug dem Banausen." Daß das Zarte sich dem verbirgt, der ihm mit Zartheit begegnet, und sich dem öffnet, der ihm mit einem festen Satz von Wissenschaft auf den Leib rückt, das ist — vielleicht sogar die allgemeine Meinung.

Artur Bonus

Dämmerprosa

Sophie Höchstetter, „Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung", **Hans Brandenburg,** „Chloë oder Die Liebenden" (beide bei Georg Müller, München) — **Bernd Isemann,** „Im Zwielicht der Liebe" (E. W. Bonsels, München) — **Rainer Maria Rilke,** „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" (Insel-Verlag, Leipzig)

Eine Zeitlang — sie liegt gar nicht weit hinter uns — geschah in den Büchern meist, was man mit normalem Verstand begreifen konnte, freilich ein wenig brutal aus dem großen Wirklichkeitzusammenhang herausgerissen. Etwa: es ging ein Staatsanwalt abends in eine Wirtschaft, dort bekam er die Speisen- und Weinkarte, räusperte sich, bestellte genau und zechte, während ihm irgend etwas im Kopf herumging, dann ward es ihm allmählich anders, er bekam Händel, wurde wütend, schlug um sich und zeigte zuletzt sehr deutlich, daß er ein Säufer und ein Anarchist war. Am andern Morgen plädoyierte er erfolgreich gegen einen Gewohnheittrinker, der gestohlen hatte. Das wird nun mehr und mehr anders. Man trinkt wohl auch; doch dabei denkt der Betreffende an jemand, der in diesem Augenblick ganz überraschend hereintritt; sie beginnen ein Gespräch, ohne sich die Überraschung merken zu lassen, währenddessen sich herausstellt, daß eine geheimnisvolle Vergangenheit ihren Lebensweg irgendwie vorherbestimmt hat. Sie philosophieren nun etwa, wie man das nach drei Flaschen tut; während sie halbschlafend ins Bett gehen, fassen sie bedeutende Entschlüsse, und am andern Morgen beginnt ein Reigen höchst unwahrscheinlicher, oder auch höchst alltäglicher aber spielerisch ins Licht der Unwahrscheinlichkeit erhobener Geschehnisse, der dann in irgendeinem Rausch, gewöhnlich dem eines noch nie dagewesenen Liebestaumels, endet. Die also begnadeten sind nun entweder Jünglinge oder Männer, die wieder einmal Jünglinge sein möchten. Einen rechten Beruf dürfen sie nicht haben, weil sie ja „frei" durch die Flut der Geschehnisse taumeln müssen; mindestens müssen sie, beziehentlich: muß ihr Verstand gerade in den Ferien sein. Leider haben sie trotzdem das heftige Bedürfnis, ihr Verhalten auch theoretisch zu rechtfertigen. Zu alledem steht dann etwa am Schluß die wieder eintretende gemeine Wirklichkeit in einem schmerzlich empfundenen Gegensatz. Geld zur Bestreitung der Unkosten muß auch irgendwie beschafft werden. Gewöhnlich ist die Geliebte sehr reich, oder ein

Digitized by Google

gönnerhafter Aristokrat bezahlt, oder eine Erbschaft wird vertan.

Ohne Beispiel und Vergleich gesprochen: die ganze Realität dieser bitteren Welt gefällt einer größeren Zahl von jüngeren Poeten nicht mehr, sie lassen das geschehen, was ihnen besser gefällt. Soweit haben sie, um einen weitbekannten Namen zu nennen, Ähnlichkeit mit Ricarda Huch. Auch sie hält sich nicht ängstlich an das Wahrscheinliche und die Wirklichkeit, auch sie baut sich eine eigene süßere Welt als die von der sie umgeben ist. Wenn jemand auf solche Klassifizierung nicht verzichten kann, so mag er sie also getrost eine neue Romantikerin heißen. Sie hat nämlich nicht nur den Gestus der „Weltflucht", sondern auch das andre Kennzeichen jedes Stils und darum auch des romantischen: Einheit. So inbrünstig sie sich als Erlebende in den wechselnden Strom des Geschehens werfen mag, als Gestalterin bildet sie ihre Welt von einem Punkt aus. Die Realität, die sie einmal verworfen hat, nötigt ihr hinterher auch keine Zugeständnisse an das platte Wahrscheinlichkeitbedürfnis der Leser ab; innerhalb ihres Schaffens ist sie eine ganze Persönlichkeit. In diesen künstlerisch entscheidenden Fragen steht sie hoch über den Neueren, von denen hier die Rede ist. Um von „Zugeständnissen" zu reden: es kommt zum Beispiel Jsemann gar nicht drauf an, die Bekanntschaft seines Helden mit der Heldin in der allen Familienblättern geläufigen Form der Reisebekanntschaft anzubringen. Und diese Alltäglichkeit wird nicht dadurch besser, daß er die psychologischen Einzelerlebnisse, aus denen sie sich zusammensetzt, das Lächeln und die Berührung der Schuhe, das Liebäugeln beim Frühstück im Hotel und alle Gedanken und Gefühle dabei vor dem Leser als bedeutende Ereignisse unerträglich ausbreitet; sie würde auch dann nicht besser, wenn dies in weniger preziöser und gesucht-naiver Weise geschähe. Eine „ganze Persönlichkeit" bleibt Ricarda Huch stets — es würde zum Beispiel einer Künstlerin wie ihr niemals einfallen, wie Hans Brandenburg eine Liebesgeschichte einfach nur aus Triebleben und Sinnenrausch herzustellen und sich dabei ihrer Verständniskräfte gänzlich zu begeben. Ich meine also klipp und klar, daß diese Schriftsteller, die hier als Beispiele für eine ganze Gattung angeführt sind, rein künstlerisch einen Stil noch nicht gefunden haben, geschweige denn einen eigenen oder neuen Stil; ja bei dem aufdringlichen Selbstbewußtsein und der technischen Fertigkeit ihrer Schreibe wird man sogar zweifeln dürfen, ob sie auf dem Wege dazu sind. Vom lebendigen Gehalt ihrer Bücher zu sprechen ist aber darum so schwer, weil er so ungemein gering ist: sie setzen sich weder mit dem Leben selbst auseinander wie der technisch zuweilen viel unbeholfenere Polenz, auch nicht mit einem ins Licht des Optimisten gebrachten Spiegelbild des wirklichen Lebens, wie der vergleichsweise kräftige Rudolf Hans Bartsch, sie setzen sich überhaupt nicht auseinander. Sondern sie dämmern nur am oder im Leben hin.

Dieses molluskenoder schmarotzerhafte Dämmerdasein mit seinen dünnen esoterischen Qualen und Freuden, das inmitten der Wirklichkeit mitunter fast einen läppischen Eindruck macht, spiegeln sie in mehr oder minder zusammenhängenden Impressionen.

Um nicht allzusehr auf die

Digitized by Google

augenblicklich gerade vorliegenden Bücher eingestellt zu scheinen, seien als von Geistesverwandten noch ein paar Namen eingeschaltet: ich erinnere nur an die gähnend leeren Romane R. Walsers, an den jungen, landstraßenseligen Hermann Kurz, an E. W. Bonsels' brünstige Erotik, die allerdings mit dem kalt-gemeinen Perversismus des „Kyrie" die Brücke zur eindeutigen Pornographie schlägt, anderseits an die Dämmerprosa des feinfühligen Bernhard Kellermann. Man sieht, die Gattung läßt zahlreiche Spezies zu. Rainer Maria Rilke nenne ich nur unter Bedauern mit einem Walser und Brandenburg zusammen. Er geht mit unbedingter Vorliebe auf zwielichtigen Wegen, und die Realität dieses Erdenlebens kümmert ihn nur so weit, wie etwa einen geistvollen Kritiker ein Theaterstück, mit dem er innerlich längst fertig ist: er übt gelegentlich seinen Scharfsinn daran und benutzt es als Gelegenheit, seinen eindringenden Blick zu erproben. Also wird es immer Willens- und Tatmenschen geben, gelegentlich wohl auch Leser, die bei ihm vergebens nach starkem Erlebnis und zielsicherem Schaffen suchten, die ihn dann einen Halben und Haltlosen schelten, obgleich er, wovon später zu sprechen, mehr ist. Betrachten wir einstweilen sein neues Buch, die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge". Dieser in Paris lebende Däne Brigge steht so weit außerhalb des Lebens als dies von wegen Leibes Notdurft und von wegen Anregung zu seinen Aufzeichnungen noch eben möglich ist. Er hat keinen Beruf, keine Pläne, keine Bekannten oder Verwandten, keine Gewohnheiten oder Leidenschaften, sondern nur Erinnerungen. Erinnerungen an seine Kindheit, die er in aristokratischer Familiengeselligkeit auf unheimlichen Schlössern zugebracht hat, in dunklen Wohnungen. Diese Erinnerungen durchflechten in eindruckvoller Weise die Mitteilungen über sein vegetatives und beobachtendes Dasein in Paris, über die Spitäler, die chambres garnies, die Bettler und die Spaziergänger. Sie erleuchten diese Mitteilungen für Brigge, da ihm die Vergangenheit lebendiger ist als die Gegenwart: er ist stehengeblieben in der Entwicklung, ist noch immer mehr Kind als Mann, ist kindisch, einseitig, einfältig, ohne Verhältnis zu dem Begriff der Notwendigkeit oder dem der Ethik oder des Zwecks. Er ist ein „Fremder", ohne das Aquivalent der Arbeitsamkeit oder des Geistes. Doch sind in ihm daneben auch die Fähigkeiten eines Dichters, die in jedem Kinde stecken. Seine geängstigten Augen haben so vieles gesehen, was den Erwachsnen, den Interessierten, den Tätigen entging, sein Herz lebte so innig in der einsamen grenzenlosen Weite des Daseins, Stimmungen fluteten durch ihn hin, so hellseherisch durchlebt, daß die Flucht seiner Bildersäle hypnotische Kraft gewann. Eindruckvoll ist die ernste Ehrlichkeit, wie er herzlich, mit bittendem Augenaufschlag, seine kleinen Erlebnisse mitteilt. Jeden Gedanken an Scherz beiseite: es ist überwältigend und rührend zugleich, wenn er von seiner Mutter erzählt, daß sie, sie ganz allein in seiner Welt lebte, mit ihm fand, „wenn alles mit natürlichen Dingen zugehe, so wäre das immer am wunderbarsten", daß sie mit ihm die Komödie spielte, darin er ihrem frühesten Herzenswunsch nachgebend sich als eine Tochter gebärdete, statt deren sie „in Wirklichkeit" nun leider ihn geboren hatte; es ist köstlich,

Digitized by Google

erquickend und verjüngend, wie neu und innerlich Malte Laurids die Dinge, die „Sachen“ sieht. Recht wie bei den größten Dichtern ist da plötzlich statt des Alltäglichen bei ihm ein Wunderwerk erstanden, und sei das Alltägliche nur ein alter Blechdosendeckel. Verschweigen wir nicht, daß er dabei manchmal ein wenig über sich lächelt und ironisch blickt, wie die Geisteskranken, die ihren Zustand gelegentlich zu durchschauen vermögen. Dann wird plötzlich das Kinderspiel zur Tragödie, zu jener stumm erlittenen Tragödie des Untergegangenen. Und wieder spielen in den ziellosen Mechanismus dieses verfolgungwahnsinnigen „Geistes“ Erlebnisse des Erwachsenen hinein, die ihn tief ergriffen und erschreckt haben: Bilder von Geburtstagfeiern, die des kindlichen Zauberlichtes verlustig gingen, nach dem das Herz noch verlangte in Selbstbetrug; durch die erste Jünglingzeit schwebt das süße Bild eines freundlichen Mädchens Abelone; Pariser historische Erinnerungen verbinden sich mit eitrigen Vorstellungen zu ekten Gemälden, die er lüstig ausmalt; einmal scheint ihm ein Lachen wie Eiter aus offenen Wunden aus dem Munde der Vorübergehenden zu quellen. Bis er einmal für eine längere Weile ganz der Gegenwart und fast der Helle teilhaft wird, schöne, scharfgeschnittene Bilder von Liebe und Sehnsucht zeichnet und Gedanken von adliger Ruhe darüber äußert. — Das Buch hat keine Fabel, es besteht nur aus aneinandergereihten Impressionen von fast schmerzhafter Eindringlichkeit in einer durchaus gemeisterten Sprache. Gerade im Sprachlichen gelingt Rilke hie und da eine Neuwendung abgebrauchter Worte, die an einen der größten Meister dieser Kunst erinnert, an Hölderlin. Freilich, es bedarf nur der Nennung dieses hohen Namens, um den weitesten Abstand empfinden zu lassen. Mehr als an die volltönenden Werke Hölderlins fühlt man sich durch die „Aufzeichnungen“ an die heilig nüchternen Wasser der holden Schwäne aus Hölderlins Wahnsinnzeit gemahnt. Dieser große allmählich verblutende Ringer um ein höheres Leben war eben doch ein Künder ganzen, ja übervollen Menschenwesens, wozu Rilke, zurückhaltend und willenlos, nicht geschaffen ist. Ist auch sein Erleben echt und das Erleben eines guten Herzens, so kann seine Wirkung doch nicht auf unser Handeln, unsre Zucht oder Aberzeugungen gehen, sondern nur auf unser Gefühl und Gesicht. Und auch das, wie ich meine, ohne Schaden nur, wenn wir gegen die Heftigkeit dieses gedichteten Fühlens eigene Kraft einzusetzen haben, wenn wir im ernsten Sinne des Wortes „Gebildete“ sind.

Viel mindere Fährnis droht wohl dem Leser, der mit Bernd Isemanns jüngerem Helden die Ferienreise ins „Zwielicht der Liebe“ macht. Wie er die Holde kennen lernt, wurde oben schon erzählt. Ins eigentliche Zwielicht führen dann erst die Unterhaltungen der beiden. Denn wovon sollten sie zu reden haben als von der Vielfältigkeit und Verwickeltheit der menschlichen Natur im allgemeinen und ihrer eigenen im besondern? Und lohnte es sich denn zu reden, wenn diese eigene Natur nicht noch ganz besonders verwickelt und gar nicht abzusehen wie eigen wäre? Und könnten diese Reden mehrere Tagstunden füllen, wenn man nicht klüglich immer nur verhüllte Andeutungen und mystische Schiefheiten redete, die dann des längern

Digitized by Google

Heinrich Wolff, Erasmus. Schattenriß

Digitized by Google

Heinrich Wolff, Sommernachtstraum. Schattenriß

Digitized by Google

auseinandergeklärt werden müssen? Nein und nochmals und zum drittenmal nein! Also befinden wir uns im wirklichen Zwielicht, ohne Hoffnung, jemals in reine und kräftige Luft zu kommen. Die Geliebte, soviel wird ersichtlich, befand sich ehemals in schrecklichen Lebenslagen: einem Rowdy und Finsterling hat sie, obwohl frei und reich, sich zugesellt, ihm angehört bis zur gänzlichen Entsichung — sexuelle Hörigkeit sagt man, seit Allenstein — und bis Gefahr drohte, daß sie ganz zugrunde gehen würde. Aber sie hat nicht nur sich, ihre Schönheit und Anmut gerettet und in der düstern Zeit ihre Klugheit durch so viel Erfahrung ins geradezu Unheimliche gesteigert, sondern auch ihr beträchtliches Vermögen erhalten. Und so kommt es denn nach den obligaten verzögernden Mißverständnissen und dem heute nicht minder obligaten „frei" und gern gewährten Liebesvorschuß auf künftigen Ehestand zur glücklichen Vereinigung der Liebenden.

Hans Brandenburgs dämmerreiches Gebiet ist wie schon in seinem „Westenkott" das psychopathische oder eigentlich erotopathische Leben derer, die sich früh, sehr früh des Triebes bewußt werden. Man mag sich verwundern, daß ihm die trübe Sphäre der Pubertät so lange als Aufenthaltort gefällt, zumal er nicht wie etwa Wedekind in pädagogisch-ethischer Absicht darin verweilt, sondern sie als eitel ideal verherrlicht — aber man wird ihm zugestehen: daß er sie sachverständig und virtuos schildert. Es ist wahrhaft erstaunlich, welchen Reichtum an Beschreibungen körperlicher Nächstvereinigung er aufzubieten versteht, wieviel in diesem kleinen Buche gestreift, gestrahlt, gekitzelt, aneinandergeworfen, gesaugt und gesäugt, geküßt, umklammert, gezuckt, geschrien, gestrafft, gepreßt, gerieben, gebissen, umschlungen, geatmet, gekeucht, getollt, gewälzt, übergeströmt, gebettet, dahingestreckt und dann wieder aufgereizt, abgerissen, gekühlt, verlangt, geglüht, überfallen, gelechzt, befühlt, erschauert und geschlagen wird. Eine der schönsten Stilblüten, die ich in diesem Verbaltaumel gefunden habe, sei hier mitgeteilt: „Da sah er ihre Beine, und sein Herz begann ein lautes Schluchzen." Man sieht nun in der Tat im Ablauf der Geschichte recht viel Beine, Zehen, Schenkel, Finger, Ober- und Unterarme, Brüste und Flaume, und wenn auch kühlen Kritikern nicht gleich das Herz schluchzt, so fragen sie doch wohl, wozu eigentlich all die Anmutigkeiten inszeniert werden. Da wäre denn mit Bedauern festzustellen, daß der „Dichter" dieser mania sexualis die ganze Raserei eines Zwanzig- und einer Fünfzehnjährigen für Jugend, Glück, Liebe, anbetungswürdige Reinheit und strahlendes Heldentum ausgibt, wogegen sich ein gemeines Empfinden unzweifelhaft sträuben dürfte. Aber das gemeine Empfinden hat in „Chloë" keinen Raum, vielmehr denken und sprechen die Liebenden, obzwar sie nur Natur und gänzlich unvorgebildet sein wollen, recht wie die Leute in älteren Romanen und bedienen sich einer zierlamen und künstlichen Redeweise. Dadurch wird aber der letzte Zweck des Ganzen in Frage gestellt, der darin bestehen könnte, zur Psychophysiologie des Liebeslebens einiges Material beizustellen. Vollends gerät unser Gefühl über den Sinn der Komödie ins Schwanken, als zuletzt beinahe eine Tragödie sich daraus gestaltet. Denn es ist uns

Digitized by Google

nicht möglich, es tragisch zu finden, daß nach Ablauf einiger Reifezeit dem Mädchen die erste Brunst vergeht und der enttäuschte Mannknabe, ihrer zwar noch immer gedenkend, doch Trost in den Armen einer zweiten (eigentlich schon: vierten) sucht. Und selbst der wohlüberlegte Selbstmord, als er die Frühgeliebte einem semmelblond Bebarteten zustreben sieht, benebst der Schlußsentenz: „Chloë, es gibt nur das eine: das große ewige Alleinsein jedes Menschen" dünkt uns nach soviel Zuzweitsein eher eine Ironie auf die Dichtung als eine ernstzunehmende Meinung. Aber dies Schicksal teilt der Schluß, wenn wir rückschauend urteilen, mit dem ganzen Buch. Und nur darum haben wir es ein wenig eingehender betrachtet, weil es zusammen mit seinem Verfasser für unsern Geschmack noch immer viel zu viel und zu oft ernst genommen wird.

In höheren Altern bewegt sich Sophie Höchstetters lyrischer Roman. Auch seine Gefühlbegebnisse finden unter starker Abblendung geistigen Lichtes statt, und man ist versucht, der Verfasserin nicht zu glauben, daß der eine Held, der sich als ein ziemlicher Trottel präsentiert, wirklich im Nebenamt einer der bedeutendsten Dichter seiner Zeit sei. Man fühlt sich überhaupt oft versucht, die Verfasserin auf psychologische Unwahrscheinlichkeiten aufmerksam zu machen, besonders, wenn sie Männercharaktere und die Handlungweise der Personen erklären will. Aber in der lyrischen Dämmernis ihrer Liebesschilderungen verschwimmt stellenweise alles an Charakter und Handlung Erinnernde so, daß man schnell von Hölderlins Hyperion das Odium des lyrischen Romans abwischt, da er an Handlung gegen diesen eine Hintertreppenerzählung ist. Sind also die Gestalten der Höchstetter etwa so gesehen wie man mit normalem Auge Pointillistenbilder aus einem Meter Entfernung gewahrt, so wendet man auch hier mit Glück das einfache Mittel des Zurücktretens und Zusammenschauens größerer Einheiten an. Und es erweist sich dabei, daß in dem Werk, wenn schon nicht zur Konzentration so doch zur verdichteten Stimmung erhebliches Talent niedergelegt ist und auch in den an Handlung armen „Szenen" manche echte und zu eindrucksvoller Charakteristik gesteigerte Gebärde des Verzichts, der Liebe und Sehnsucht festgehalten wurde.

Die Dämmerprosa, um das schöne Wort zu wiederholen, ist kein Erzeugnis der allerjüngsten Vergangenheit, vielmehr beobachtet man das Phänomen bereits seit einer Reihe von Jahren. Rein nach den Begriffen klassifizierwütiger Literarhistorie beurteilt, stellt sie sich als das Kind ungleicher Eltern, der Neuromantik und des Realismus dar, von denen sie jener Sinnesleben und Denkweise, diesem alles Gegenständliche dankt. Wie von den meisten Mischlingen erwarten wir nichts Gutes, wenn dieser noch fortzeugend wirken sollte. Neuromantik, Realismus, Symbolismus, Neuklassik und — schon wieder — Naturalismus. Mit alledem sind wir beglückt. Dennoch, meine jüngeren Herren Dichter! nicht auf die -ismen kommt's an und die -iken, selbst wenn man sie zur Erzeugung von Nebengattungen sich vermischen läßt, sondern immer noch auf die Poesie, und auf die Persönlichkeit, welche durch sie spricht. Ezard Nibden

Digitized by Google

Der Urheberschatz

wird nun von immer mehr Seiten verlangt. „Es gäbe nur eine Möglichkeit, gute lebende Autoren gegen die schlechten und den freien Geist gegen Spezialisten- und Pfaffentum auszuspielen; das wäre eine Organisation, die jenen Autoren ihre Produktion zu anständigen Preisen abkauft, um sie zu billigen unter das Publikum zu bringen. Warum sollte, was einzelnen Verlegern möglich ist, einer Gesellschaft unmöglich sein?“ So Hermann Gottschalk im März (IV, 18). Andre befürchten, daß der Staat, wenn er die Leitung an die Hand bekäme, den Urheberschatz im Interesse der gegenwärtigen Machthaber einseitig ausbeuten könnte. Er dürfte die Leitung eben nicht in die Hand bekommen. Wie sich das machen ließe, davon ist hier seinerzeit gesprochen worden.

Joseph Kainz †

Bei dieser Grabrede ist es keine Redensart: er läßt uns verarmt zurück. Persönlichkeiten sind ja niemals zu ersetzen, aber Kainz war für die Schauspielkunst mehr als das: in ihm gipfelte ganz einsam aller Darsteller Wollen und Können. Es widerstrebt mir Namen zu nennen, die noch neben ihm dem Theater zur Ehre gereichen — ein paar Dutzend kämen wohl heraus — aber er hatte mit ihnen höchstens den Dichtertext gemein. Seine Art zu gestalten lag weitab vom bloßen Talent. Ja, es gab Rollen, die jede mittelmäßige Begabung viel wirkungsvoller herausbrachte als er: eben weil Kainz ein Genie war, das ganz grob dilettiert, wenn es einmal an die unrechte Aufgabe kommt. Ich habe ja Darsteller des Romeo, des Carlos, des Prinzen von Homburg, des Leon, Alfons und Rustan auch nach ihm gesehen; tüchtige, gescheite, temperamentvolle Darsteller! Aber sie spielten immer ein andres Stück als ich sehen wollte, ein andres als der großen Dichter würdig war. Sie kamen nie von dem Begriffe „Rolle“ los, Kainz gab stets auch das Problem, das Werk. Die Welt, die den Schauspieler nach seinen Einnahmen beurteilt, wird sagen: er hat alles erreicht, was zu erreichen ist; aber ich weiß, daß er ein untragbar schweres Kreuz mit sich geschleppt hat: er fand nach dem Herzog von Meiningen und nach August Förster keinen Direktor mehr, der alle seine Kräfte zur Entfaltung gebracht hätte. Vier- und fünfhundertmal war er verurteilt den Romeo und den Carlos zu spielen — vertane Zeit, vertändeltes Genie! Wie hat er sich nach Richard III. gesehnt (in Berlin mußte er diese Rolle allzu eilig lernen und darum gehörte sie ihm nicht ganz), nach Othello und Macbeth, nach Hebbels Herodes, Lessings Prinzen und nach den Ibsenschen Menschen der letzten Gesellschaftsstücke! Er wollte sich als Regisseur betätigen (wir, die ein paarmal Ensemblegastspiele mit ihm vorbereitet, wußten, wie befähigt er war, die großen und kleinen Linien der dramatischen Komposition in Töne und Gesten umzusetzen) und erst aufs Grab legte man ihm das Ernennungsdekret. Er brauchte nie zu wissen, wie der oder jener Vorgänger seine Rolle angepackt und durchgeführt hatte; er spielte ohne Vorbild. Dabei vergötterte er doch die großen Tragöden, die er selbst gesehen oder von denen ihm die Geschichte erzählt hatte. „Zu »Auffassungen« sind nur die Schauspieler berechtigt, die den Dichtern überlegen sind,“ sagte er mir einmal; „ich selbst habe nie die Keckheit gehabt.“ Aber an jeder

Digitized by Google

Schmiere hört man von diesem Rechte faseln, das sich aus Armseligkeit und Lüge herschreibt. Wo ein Komödiant dem Dichter nicht bis ans Knie reicht, zieht er ihn durch seine „Auffassung“ zu sich herab. Man rügte an Kainzens Tasso, er sei zu wenig schwärmerisch, zu wenig „ideal“, weil man durch Schule und Bühne über dies sogenannte Buchdrama falsch orientiert war. Der Kampf zwischen dem genialen Bürgerlichen und dem klugen Aristokraten in dieser Tragödie ist aber von Kainz erst aufgedeckt worden. Das Burgtheater hatte in etwa 75 Jahren 23 schlechtbesuchte Tassovorstellungen zuwege gebracht, bis Kainz innerhalb zweier oder dreier Jahre die gleiche Aufführungsziffer ermöglichte; und bei ihm gab's immer volle, meist ausverkaufte Häuser.

Er war Mode geworden, gewiß; aber so unmodisch wie er war gar kein heutiger Schauspieler. Mit eiserner Zähigkeit hielt er am klassischen Repertoire fest und kein Gast der deutschen Bühne hat je einen wertvolleren Spielplan mit sich geführt als Kainz. Er verstand den Sturm und Drang der achtziger und neunziger Jahre sehr gut (war auch unter den frühesten Hauptmann-Spielern und -Freunden), aber nie ist ihm der Abstand zwischen den Milieu- und den Problemdichtern unklar gewesen, zwischen der Enge der Heimat- und der Weite der Weltdramatiker. Ihn auf Proben schaffen zu sehen, war ein unvergeßliches Erlebnis. Wenn der Regisseur an der Szene bosselte, der Kollege an der Rolle, warf Kainz plötzlich ein Wort dazwischen, das in ganz andere Reiche der Erkenntnis versetzte. Da wußte man auf einmal, daß man sich an verächtlichkleine Nuancen verloren und dabei das Wesentliche übersehen hatte.

Seit Kainz von Berlin weg ist, liegen fast alle Stücke brach, in denen er triumphiert hat. Jetzt wird dies Schicksal auch der Wiener Burg widerfahren und allen den Städten, die er ab und zu besuchte. Weder Mitterwurzer noch Matkowsky — die vorletzten schauspielerischen Genies unsrer Zeit — hat sein Können so in den Dienst des Dichters gestellt wie Kainz, der einem Kleist, Grillparzer und Hebbel zu vorher unmöglichen Bühnenerfolgen verholfen und der Shakespere, Goethe und Schiller aus einer großen plastischen Phantasie heraus neu belebt hat.

Ferdinand Gregori

Verhaerens „Kloster“ und andres

Berliner Theater

Zum ersten Male ist jetzt Emile Verhaeren, der Fläme, eine der tiefsten, ernstesten und mannhaftesten Persönlichkeiten, die je in französischer Sprache gedichtet haben, auf eine deutsche Bühne gedrungen: die Kammerspiele des „Deutschen Theaters“ haben seine vieraktige Tragödie „Das Kloster“ gegeben. Früher konnte diese oft geforderte Einführung schlechterdings gar nicht geschehen, denn erst seit wenigen Monaten haben wir die erste deutsche Übersetzung dieses etwa zehn Jahre alten Werkes (Leipzig, Insel-Verlag). Sie stammt, wie die der ausgewählten Gedichte und zweier andrer Dramen Verhaerens, von Stephan Zweig, dessen geschmeidigenergische Übersetzerkunst seit Jahren mit der von Ethos, Pathos und sinnlicher Anschauungsfülle strotzenden Sprache Verhaerens ringt und die auch hier gerade dieser unverhüllten Mühe die glücklichsten Wendungen und kräftigsten Wirkungen verdankt. Verhaerens Dia-

Digitized by Google

klog wechselt zwischen Prosa und gereimten Freiversen, nicht willkürlich, sondern je nach dem Gewicht und dem Gefühlswert der Reden; die Übergänge werden für das Ohr oft kaum merkbar, so gesättigt mit dichterischem Leben ist die Prosa, so sicher, so gehorsam dem natürlichen Schwerpunkt des Sinns bewegt sich der Vers. Hier treu zu bleiben und doch nicht gefesselt zu erscheinen, fordert mehr als bloß sprachliche Virtuosität; aber man darf sagen, daß Zweig auch an den schwierigsten Stellen nicht jener pointierten Reimklapperei verfallen ist, die uns manche Stücke des Übersetzers Fulda schon beim zweiten Hören unleidlich macht. Auch Zweig weiß für den Reimausklang seiner Verse die vollbetonten Sinnworte zu finden, auf denen Verhaerens Rhythmen so gern nachhallend ausruhen, auch seine Verse sind voller Farbe der Wirklichkeit und geschwellt vom Safte des unmittelbaren Erlebens; aber sie dürfen sich auch getrauen, die Zügel im rechten Augenblick zu lockern und so dem aufgereckten Pathos Ruhestrecken zu gönnen, die die sich entfernende Größe des Stoffes und der Form zur erwärmenden Intimität zurückrufen.

Es mag wundernehmen, daß die Besprechung eines Dramas, einer Tragödie gleich anfangs und so lange bei der Form verweilt. Aber das hat seinen guten Grund. Ein Drama im geläufigen Sinne der Poetik ist das „Kloster“ nicht. Es erfüllt und löst sich nicht im heißen Widerstreit der Kräfte, es läßt nicht Willen gegen Willen Brust an Brust miteinander kämpfen, es entwickelt nicht von Mund zu Mund im Beieinander feindlicher und freundlicher Partner die Nöte der Seele. Sein innerer Organismus ist mehr lyrisch als dramatisch. Aber diese Lyrik zeigt sich so erfüllt von Kraft der Empfindung, Glut des Gefühls und leidenschaftlich fordernder Gesinnung, daß in den sämtlichen vier Akten kaum eine Szene ist, die nicht in einem höhern Sinne das Gebot der Handlung und der Bewegung erfüllt. Gleich die erste, die Disputation der Mönche über Gottesfurcht und Gottesliebe, durchzittert dies heimliche, unter der Rinde pulsende Leben. Kein Wort, das bloß schmückte oder ausmalte, das nicht seine gewichtige Bedeutung hätte für das Thema der Reue und Buße, um das es sich handelt und das bald in gebietender Größe vor uns steht.

Zwar das eigentliche Drama liegt, wenn das Stück einsetzt, schon zehn Jahre zurück. Dom Balthasar, der Bußfertigste, Strengste und Eifrigste im Kloster, der sich vor Gott in anbetender Brunst verzehrt, ist auf Grund seiner erlauchten Abstammung und dieses seines untadeligen Wandels zum Prior des Klosters ausersehen, und da der gegenwärtige schon hochbetagt und hinfällig, scheint seine Stunde bald gekommen zu sein. Doch um so qualvoller erschauert seine von einer heimlichen Schuld beladene Seele unter dem Gefühl seiner Unwürdigkeit. In einer fanatischen Selbstdemütigung vor dem kindlichsten und bescheidensten der Brüder sucht er Entlastung von dem furchtbaren Druck, bevor er den alten Prior, den ganz von der absoluten Binde- und Lösegewalt Roms erfüllten Aristokraten, um die Erlaubnis angeht, seine Schuld, die des Vatermordes aus krasser Habsucht, offen und unverhüllt vor allen Mönchen zu bekennen. Doch nur vor diesen soll es geschehen, nur innerhalb der Mauern des Klosters, das allein

Digitized by Google

über Sünde oder Entsühnung seiner Angehörigen zu entscheiden habe. Des Klosters Ruhm und Glanz über alles! Hoch soll es ragen über allen irdisch wirren Streit. Und wenn Balthasar nicht sicher wäre, daß seine Beichte sich siegreich mit einem Schlage die eigne Ruhe und die Ehrfurcht der Brüder erringen werde, so wäre es besser, sie noch zu vertagen, auf daß nicht die von Gott zum Herrschen und Gebieten Bestimmten schwach erscheinen vor den zum Dienen Geborenen. Doch Balthasar verharrt bei seinem Entschluß, und mit eherner Unerbittlichkeit gegen sich selbst enthüllt er vor den Brüdern seine grausige Schuld. Aber die Wirkung dieses Bekenntnisses, hinter dem zehn eisern strenge Jahre voller Reue und Buße stehen, ist nicht so machtvoll und einheitlich, wie Balthasars Inbrunst gehofft, des Priors Machtwille gewünscht hat. Einige entschuldigen, die meisten verdammen den Mörder, wenn auch im letzten Augenblick gebändigt von der noch einmal majestätisch gesammelten Autorität des alten Mannes. Aber nicht an dieser fremden Mißgunst, vielmehr an dem Überschwang seiner eignen Reue geht Balthasar zugrunde. Sein erklärter Widersacher und Nebenbuhler, der Mönch Thomas, ein feuriger und zugleich verschlagener Gottesstreiter, weiß das im voraus: „Die Reue ist die mörderischste Leidenschaft. Es genügt, Balthasar willfahren zu lassen.“ Und es bedarf für diesen denn auch wirklich nur der kindlich geraden Mahnung des von ihm über alles geliebten niedrigsten der Brüder, eines kindlich gottseligen Schwärmers, um sich zur blutigen Sühne für blutige Tat der irdischen Gerechtigkeit der Menschen zu stellen. In der Sonntagsmesse wiederholt er sein Mordbekenntnis vor allem Volk:

„Ich will, daß man mit aller erdenklichen Schärfe
Meinen Leib, den die Sünden beschweren, vernichte,
Und dann, nach dem blutigen Strafgerichte,
Seine Fetzen in alle vier Winde hinwerfe!“ . . .

Da verwirft auch der Prior ihn. Seine Hände und seine eigne Seele mochte der Mörder mit Blut beflecken, Reue und priesterliche Vergebung wuschen sie rein; aber auch die Mauern des Klosters damit zu beflecken, indem er seine Schuld vor dem Volke, den Laien offenbarte, ist Sünde, die nicht vergeben werden kann:

„Der Wind der Wut vertrocknete auf deinem Haupte
Das heilige Öl, damit die Priester ihre Stirne baden.“

So wird Bruder Balthasar hinausgestoßen aus dem Frieden des Klosters „in die Schande, die Hölle, den Untergang“, besudelt von den Verfluchungen seiner Brüder; des Priors müder Stab gleitet in die Hände des ränkevollen, doch klug beherrschten Thomas; einsam am Fuß des Kruzifixus betet Dom Marc, der Selbstlose, Demütige, Kindliche, für die Seele des Verstoßenen, dessen Reue ruchlos ward in dem Augenblick, wo sie über Wehr und Willen des Klosters hinauswuchs.

Es ist nur zum Teil die Schuld der Berliner Aufführung, die in Kayßler einen bis zur Selbstauflösung verzückten Balthasar, in Joseph Klein einen allzu nüchternen Thomas und in Pagay einen wohl rührenden, nicht aber imponierenden Prior hatte, daß dieses zur Tragödie wenigstens hinstrebende dramatische Triebwerk der Dichtung auf der Bühne verschleiert bleibt. Die lyrische Flut der

Digitized by Google

Ekstase überschwemmt das schmale Festland des sich entwickelnden Konfliktes zwischen selbstverantwortlichem Individualitäts- und starrem Satzungswillen, und zumal an zwei Stellen, in den beiden Bekenntnisszenen und ihren Vorbereitungen durchsticht der Dichter mit eigner Hand die Dämme der Handlung, so daß die rhapsodische Gewalt seiner wie mit überirdischen Orgelstimmen einherbrausenden Rhythmen rings um sich alles in Stummheit legt. Dramatisch hat das Werk Verhaerens nicht viel zu bedeuten; es lähmt die Bühne nicht gerade, wie manches „Drama" seines Landsmannes Maeterlinck, aber es ruft sie noch weniger unter die Waffen. Doch wer will das schelten? Jedes Instrument soll uns recht sein, auf dem ein Dichter von diesem Wuchse spielt. Ein Dichter, dessen starkes ethisches Pathos, germanisch durch und durch, loderndes Temperament mit bodenwüchsiger Innigkeit, um nicht zu sagen Frömmigkeit des Empfindens, männlich aufrechte Religiosität mit einer zärtlichen, freudig staunenden Hingebung an das All und seine kleinsten, schlichtesten Offenbarungen verbindet. Verhaeren erweist sich auch in diesem Seitenschößling seiner erhabenen lyrischen Kunst als ein Dichter, dem jeder Vers weit über das Ästhetische hinaus die Würde einer machtvollen Persönlichkeit bezeugt.

Mag es ein andrer fertigbringen, nach dieser lebenglühenden Altheit von 1900 den Neuheiten von heut viele Worte zu gönnen. Da ist im Modernen Theater (früher Hebbeltheater) ein Schauspiel von dem Russen Nemirowitsch-Dantschenko, dem Stanislawski zugesellten Mitleiter des Moskauer Künstlerischen Theaters, das sich der „Wert des Lebens" nennt und leider nach wirklich ganz theatergeschickten und -wirksamen Anläufen in erborgten Redereien über Berechtigung oder Nichtberechtigung des Selbstmordes, mehr noch in einem dickflüssigen Brei slawisch erweichter Mitleidseligkeit erstickt; und da ist im Neuen Schauspielhause das schon in München erprobte neue Lustspiel von William Somerset Maugham, dessen Titel „Wann kommst du wieder?" den Kundigen schon von ferne die lauwarme Verquickung von französischer Ehepikanterie und angelsächsischer Moralität erraten läßt. Hier heilt bekehrte weibliche Eifersucht sich selbst und gleich auch den losen, schon im Davonflattern begriffenen Ehemann; im Residenztheater, in dem neuen Schwank von Hennequin und Veber („Noblesse oblige") erkrankt die Politik, die royalistische wie die anarchistische, an Liebe und Eifersucht und bleibt, sintemal immerfort wieder die Patienten und die Medikamente verwechselt werden, ungeheilt bis ans Ende. Mit reichlich derbklotzigen Grotesken, teils tragikomischer, teils komitragischer Färbung, ärgern halb, belustigen halb Ludwig Thoma und Max Burckhard in einem Einakterabend, der unter anderm den bayrischen Landtagsabgeordneten Filser aus dem „Simplizissimus" auf dramatische Stelzen setzt, das Publikum des Kleinen Theaters. Alles was da die Norddeutschen an Maulschellen einstecken müssen, wird aber gleich doppelt und dreifach auf die süddeutschen Brüder wieder abgeladen in dem „Feldherrnhügel" von Rößler und Roda Roda (bitte ohne Bindestrich!), dieser witzgespickten österreichischen Militär- und Manöverschnurre, die unser Lustspielhaus ungestraft spielen darf, während sie drüben im Lande der Erz-

Digitized by Google

herzöge Staatsgefährlichkeiten und weiß Gott was sonst noch darin witterten. Friedrich Düsel

Wieds „Alter Pavillon“

Dresdner Theater

Ein Schauspiel hat Gustav Wied sein Stück „Der alte Pavillon“ benannt, nicht eine Komödie, daß aber auch um den melancholischen alten Pavillon Wiedsche Humore spuken würden, war vorauszusehen. Und daß es dem Dresdner Schauspielhaus um diese Humore, diese seltsam aus Lachen und Weinen gemischte Gesamtstimmung bei dieser Neuheit zu tun war, brachte die Aufführung eindringlich und fein genug zum Ausdruck. Nur daß diesmal der Wiedsche Humor, den sein leises gelegentliches Hinirren zum satirischen Witz so kenntlich macht, sich in eine Form gezwängt hatte, die ihm kein rechtes Leben gönnen wollte. Der Stoff des Schauspieles strebt zu sehr zum Ernsthaften. Dieser Gärtner, der vor Jahren der Geliebte der Schloßherrin sein durfte und der nun vier Akte lang an der Liebe zu ihrem gemeinsamen Kinde bis zur Selbstzerstörung leidet, weil er sich nicht als Vater bekennen darf — dieser sehr sentimentale Gärtner kann in seinem Schwanken zwischen Tragik und Komik, wenn nicht wie hier bei der Darstellung der feinste Takt waltet, geradeweg peinlich wirken. Während die Schloßherrin, seine Mitschuldige, durch den zähen und siegreichen Kampf büßt, den sie für die Zukunft der Tochter führt, verzehrt er sich in Mitleid mit sich selbst, vertrinkt seinen Kummer in Mondscheinnächten mit einem (prächtig gelungenen) Kauz von Waldhüter und erhebt sich nur in einer einzigen Szene, da er seiner überlegenen Partnerin gegenübertritt, zu stärkerem Leben. Am Schluß der vier breiten Akte erschießt er sich in dem alten Pavillon, der Stätte seines verhängnisvollen Glückes, von dem er nicht mehr in sein schlichtes Leben zurückgefunden hat — indes draußen Mutter, Tochter und Bräutigam ahnungslos spazierengehen und das schwärmerische Fräulein, das etwas von dem Gefühlsüberschwang des Vaters geerbt hat, in dem Glück der schönen Nacht und ihrer jungen Liebe schwelgt.

Hermann Ullmann

Münchnerisches

Noch hatte das festliche Musikleben auf dem Ausstellungshügel nicht ausgeatmet, als das Schauspielhaus beim Beginn der Oktoberwiese schon ein lachfrohes Publikum zu einer „Groteske“ einlud. Diese nun so genannten „Vertauschten Seelen“ hießen noch im Frühjahr „Komödie der Auferstehungen“, aus dem Spanischen des Tyrso da Molina von S. V. W. Nun hat sich der Dichter Wilhelm von Scholz zugleich zu jener Mystifikation und zur Vaterschaft an diesem grotesken Erzeugnis bekannt. Er hatte sich im Anfang wohl vor dem Vorwurf unkünstlerischen Unernstes gescheut, vielleicht auch mit dem begütigenden Gattungwort „Groteske“ nunmehr die Anklage derber Geschmacklosigkeit im vorhinein entkräften wollen. Beide Vermutungen erscheinen angesichts der gerade auf der kleinen Münchner Bühne sehr deutlich aufgetragenen Grobwirkungen wohl berechtigt. Die Grundidee — nein, dieses Wort überlassen wir besser der Zeitungreportage —, der belebende Trick ist dieser: ein Zauberspruch läßt die Seele eines Lebenden in einen

Digitized by Google

toten Körper hineinfliehen, während sein Körper so lange für tot liegen bleibt. Die erste Seele flüchtet in einen Täuberich, und damit ist nun einem bunten Wechselspiel von erwachenden Leichen, sterbenden Geliebten, Entdeckungfahrten auf fremdem Lebensboden, Enttäuschung und zuletzt Rückgewinnung des Urzustandes der Weg geebnet. Es entstehen wirklich groteske Szenen, wenn etwa die Seele des Königs im Leib eines schmutzigen Bettlers mit der Königin selbst die Ehe bricht; oder wenn ein Mann sich vor den Verfolgungen einer Dirne rettet, indem er seine Seele mehrmals nacheinander zwischen zwei Körpern hin und her schickt, so daß diese immer vor einer Leiche steht, die im nächsten Augenblick doch nicht tot ist. Doch ist die Komik dieser Szenen im wesentlichen eben „szenisch", das heißt sie erschöpft sich bald; der freie, heitere Geist, der diesen erstaunlichen Begebnissen ein ursprünglich bewegtes Leben eingießen könnte und die nackte Begebenheit mit fröhlichem Humor des Wortes umkleidete, dieser Geist ist alles in allem doch wohl ausgeblieben. Der ernste Grübler Scholz bewegt sich auf dem leichten Boden der Komödie nur gezwungen und verstimmt durch reichlich viel Absichtlichkeit, Absichtlichkeit, die gelegentlich ins Gebiet des nur-Zynischen und kaummehr-Komischen übertritt. Seltsame Gegensätzlichkeit: gerade die wohldurchdachte Mache des Stükkes, die den Haupttrick in allen denkbaren Möglichkeiten abwandelt, wird nur an wenig Stellen als unlebendige Denkarbeit empfunden, aber die beabsichtigten Humorzutaten zu der Geschichte grenzen an abstoßende „Ausgedachtheit". Nur angemerkt sei, daß dieser Humor fast ausschließlich von dem unerschöpflichen Interesse am Sexuellen zehrt, ein Zug der Zeit, dem sich Scholz sonst nicht in gleichem Maße anbequemte. Doch erkennt man an einigen klugen Worten, die mit wenigen Banalitäten untermischt sind, den Dichter-Denker auch hier wieder, der sein Spiel zuletzt in den wenig modifizierten Anfangzustand zurückleitet, sintemal wie man schon früher erfuhr, jeder sein eignes Kreuz letzlich am passendsten erfindet, und die lebendige Seelenwanderung wohl zu grotesken Situationen, auch zu erklecklicher Einsicht in das Lügen- und Wahrheitgewebe menschlich-allzumenschlicher Beschränktheit verhilft, aber nimmermehr zu königlich tatfroher Lebensbereitschaft.

Es mag sein, daß die ganz auf nackte Deutlichkeit stilisierte Aufführung der „Vertauschten Seelen" hier ein wenig zur „Verrohung" beigetragen hat. Man hätte von Reinhardt lernen können, der fast gleichzeitig im immer noch so genannten Künstlertheater Shakesperes „Komödie der Irrungen" gab. Auch da galt es für die Schauspieler, den Kollegen täuschend nachzuahmen in Ton und Gestus. Und die Täuschung gelang, weil die Regie von vornherein für dieses Spiel der Unwahrscheinlichkeiten ein lustig dahinstürmendes Tempo und eine unbekümmerte Selbstherrlichkeit der szenischen Gestaltung gewährt hatte. Man gab das ganze Stück, aus der engen Not des ungeschickt angelegten Gebäudes eine Art Scheintugend machend, auf einem in die Mitte gespannten Brückenbogen, auf den alle Darsteller jeweils mehr oder minder eilig hinaufkletterten. Das brachte einerseits eine lustige Stimmung anderseits

Digitized by Google

eine gelinde Verstimmung über den Unsinn solchen Gebarens mit sich. Überhaupt: sind wir nun immer noch nicht all der Anstrengungen satt, der Theaterwirkung von seiten der Szene und Ausstattung aufhelfen zu wollen, statt da einzusetzen, von wo neunundneunzig Hundertel jeder vollgültigen Bühnenwirkung herrühren, im Schauspielerischen? Das Hoftheater brachte vor wenigen Tagen auf der (ebenfalls immer noch „neuen") Shakesperebühne den „Timon von Athen". Diese Shakesperebühne besteht immer noch aus einem in halber Tiefe der Bühne nach dem Gefallen eines die Eile liebenden Regisseurs herabgehenden Stück Tuch. Und noch immer macht man flaue Stücke wie den „Timon" damit nicht lebendiger, mag man sie immerhin dem Publikum etwas mundgerechter gestalten, das nun schon an alle Verlegenheitselbsthilfen der Regie gewöhnt ist.

Verlegenheit wird man nun freilich nicht zugestehen für Max Reinhardts Situation, da er den „König Ödipus" in der Konzertzirkushalle der Ausstellung als Volksfestvorstellung gelegentlich der Oktoberwiese herausbringen sollte. Im Gegenteil, mit direktoralem Herrschergriff hat er sich des tragischen Vorwurfs bemächtigt, um ein noch nie dagewesenes Ereignis für die wohl drettausend Köpfe zählende, begeisterungfrohe Menge zu schaffen. Aber sein Gelüsten ging diesmal nicht auf das Wort und die tragische Handlung, sondern auf den grausen chorischen Unterton seines Stückes. Johlend, brüllend, stöhnend, wimmernd, mit ekstatischen Gebärden und in wüstem Durcheinander läßt er den Chor durch die Zuschauereingänge und an den Zuschauern unmittelbar vorbei den Palaststufen zustürzen, auf denen die drei, vier Darsteller spielen. Das ganze Haus dröhnt und ächzt, Dunkelheit erhöht das Grauen, die Donnermaschine setzt ein, irre Violinen jammern und flackernde Fackeln geben gespenstischen Schein. So bewies Reinhardt wieder einmal die Stärke seiner Suggestionskraft: denn es ist gewiß keine Kleinigkeit, an zweihundert Choristen zwei Stunden lang in solcher Taumelbewegung zu erhalten, ohne durch Abmatten oder Gleichförmigkeit zu ermüden. Aber man fühlt sich nunmehr zu folgendem Vorschlag an den Direktor des Deutschen Theaters zu Berlin angeregt: er inszeniere all diese Nervenerregungen und Hexensabbate in der Münchner Konzerthalle, im Zirkus Busch (wohin er mit dem „Ödipus" übersiedeln will), bei Barnum oder sonstwo, in einem Theater aber gebe er die sophokleische Tragödie für solche, die seiner berauschenden Gewürzzutaten gern entraten, ohne diese! Welche Erlösung, wenn man einmal wieder statt gestammelter, gehauchter, geschluchzter, gesäuselter und gebrüllter Wortstückchen länger als zwei Minuten — Worte zu hören bekäme, zu Sätzen von jambischem Rhythmus zusammengefügte Worte! Wie angenehm sinnvoll könnte das nach all dieser grellbeleuchteten Sinnverwirrung anmuten. Und man könnte sich vielleicht auch wieder einmal am Klang normal gebildeter Stimmen erfreuen (noch nie habe ich bei Reinhardt so stark den Eindruck von Raubbau am Schauspielermaterial gehabt, wie in dieser Aufführung, wo fast alle Stimmen, um nur ja der Ekstase zu genügen, sich mit exzessivem Schreien oder weit offnem Brüllen helfen mußten).

Digitized by Google

Für jene purifizierte Ödipusaufführung ohne Rotlicht und Scheinwerfer, ohne geschmierte und verklebte Masken, ohne „tanzende und heulende Derwische“ hätten wir noch einige Wünsche. Zunächst erbitten wir eine Übersetzung, in Gottes Namen sogar eine mäßig gute — es gibt ja genug davon —, aber man verschone uns mit diesen Hofmannsthalschen „Bearbeitungen“. So laut man auch durch das Sprachrohr der Zeitungen der Öffentlichkeit einreden will, dies sei nun die einzig wahre und echte Antike, — wir glauben's einmal nicht. Die Alten waren recht natürliche, als Dichter gewaltig empfindende Menschen, darum hielten sie es mit dem Sinn, nicht mit den Sinnen. Und wenn Sophokles einen eindruckvollen und nachdenklichen und ergreifenden Chortext geschrieben hat, wie kommt der Hörer eigentlich dazu, um diesen betrogen zu werden?

Des ferneren dürfte dann verlangt werden, daß die Regie auch dem Wort und Ton, Tempo und Stil der Rede einige Aufmerksamkeit zuwende. Es geht nicht ohne degoutierende Enttäuschung ab, wenn Jokaste von Theben und König Kreon nach zehn Worten als berlinischer Herkunft erkannt werden. Es stört uns Puristen, wenn das Tempo des Spiels fortwährend ohne inneren Grund gedehnt und unerträglich verschleppt, dann wieder überhastet wird, oder wenn man in der Maske des achtzigjährigen Greises Teiresias alsbald einen gelenken, stimmstarken Knabenkörper entdeckt. Genug. Niemand wird diesem unvergleichlichen Regieherkules die gebührende Achtung versagen, aber es besteht Gefahr, daß in seiner begeisterten Gefolgschaft die snobistischen und die einfach suggerierten Elemente mehr und mehr zu-, die ehrlich überzeugten und sachlich interessierten dagegen abnehmen. Ezard Nidden

Komponisten-Kunstpolitik

Musik

Das Verfahren Richard Straußens und seines Verlegers, ans Vergeben einer neuen Oper die Bedingung der Aufführung älterer Werke zu knüpfen, hat bekanntlich über die Theaterkreise hinaus lebhaften Widerspruch gefunden — man war bisher nur von den Operettenfabrikanten Ähnliches gewöhnt, die auf solche Weise ungangbare ältere Ware unterbrachten. Strauß verteidigt sich nun vor der Öffentlichkeit, wie von vornherein betont sei: in maßvoller und würdiger Weise. Wie heut die Dinge liegen, habe der Autor nicht den geringsten Einfluß auf die Güte der Aufführung seines Werks, noch darauf, daß ein wertvolles, wenn es wenig „Kasse macht“, so lange gefördert werde, bis das Publikum gewonnen sei. „Kurz, das Werk ist ganz der Gnade und Ungnade des Bühnenleiters, dem Theaterkassierer und dem blinden Zufall oder allen möglichen, richtiger gesagt, unmöglichen »Rücksichten« überlassen.“ Da sei es das gute Recht des Autors, die ihm günstige Gelegenheit auszunützen, und bei der Vergebung neuer Werke die Bürgschaft für würdige Behandlung der alten auszubedingen.

Daß Strauß in seinem Fall das gute Recht dazu hatte, wollen wir gar nicht bestreiten. Vor allem aber: er hatte zurzeit die Macht dazu, denn seine Werke sind gegenwärtig das, was man bei Handelsgeschäften anderer Art „stark gefragte Artikel“ nennt. Und hier liegt schon das Bedenkliche der Sache. Schneller oder langsamer

Digitized by Google

Erfolg hat nach der Anschauung, die auch aus Straußens Aufsatz an andrer Stelle durchleuchtet, mit dem künstlerischen Wert eines Werks nicht viel zu tun: wie nun, wenn der Künstler etwa von Draesekes Art ist oder von der des Cornelius, wenn also seine Werke bei allen künstlerischen Werten nicht „gefragt“ sind. Dann wird ihm die neue Handelsmethode nicht nur nichts nützen, nein, sie wird ihm und seiner Kunst das Leben und Durchdringen noch saurer machen, weil die Erfolgreichen sich mit noch breiterm Gepäck als ohnehin schon auf die Bühnen setzen. Strauß zitiert zur Bekräftigung seiner Auffassung „Männer mit reicher Theatererfahrung, wie Oskar Blumenthal, Fulda, Sudermann“ — bleiben wir bei ihnen: stellt sich Strauß das Bild des künftigen deutschen Bühnenlebens verlockender vor, wenn Sudermann, Fulda, Blumental und sonstige „Männer mit (in allerlei Sinne:) reicher Theatererfahrung“ zu ihren begehrten warmen Pasteten auch noch die kalten, die keiner mehr mag, auf den Brettern auftischen dürfen, die angeblich die Welt bedeuten? Für schön und künstlerisch wertvoll genug, daß dem Volk das Verständnis dafür zwangsweis erschlossen werde, halten sie ihre Artikel doch alle. Das ist es eben: ob Künstler oder Auch-Künstler, bei dem von Strauß angenommenen Verfahren entscheidet nicht die Macht der Kunst, entscheidet die Macht auf dem Markte. Und das nimmt seinem Vorgehen und seinen Ausführungen, so wenig wir seinen guten Glauben, seine persönliche Berechtigung und einen Kunstwert seiner Werke anzweifeln, für die Entwicklung unsrer Kulturverhältnisse den Wert. A

Organisation der Musikpflege

Zum Konzertbeginn

Wenn in früheren Jahren die Leiter eines Musikvereins sich am grünen Tisch zusammensetzten und über das Programm des nächsten Jahres beratschlagten, dann hatte der artistische Leiter, Konzertvorstand, Kapellmeister oder wie er heißen mochte, gewöhnlich einen harten Kampf um „seine“ Novitäten zu bestehen. Namentlich die älteren Herren vom Ausschuß verhielten sich ablehnend und skeptisch. Warum immerzu dem Modernen, dem Fragwürdigen, nachlaufen, wo's doch so viele unbezweifelte gute alte Meisterwerke gab? Oder: das könne des sehr geschätzten Herrn Musikdirektors voller Ernst doch nicht sein, darüber habe man einmal da und dort eine schauderhafte Kritik gelesen! Was? Und gar einen so hohen Preis für das Material verlangt der Verleger? Und Extraproben mit verstärktem Orchester obendrein? Der Kassawart verwahrte sich energisch gegen solch ein Abenteuer. Aber schließlich drang der tapfere Musikdirektor in der Regel doch durch, und sei es, indem er die Novität in so viel Antiquitäten oder Klassizitäten einpackte, daß den älteren Herren wieder wohl ward.

Dieser durch Jahrzehnte bei jedem Saisonwechsel übliche Vorgang hat nun wenigstens in den größeren Musikstädten eine Wandlung erfahren. Die sonst so heiß und schwer im Ausschuß erkämpfte Novität ist kein Siegespreis mehr, sondern eine von selbst verständliche Pflicht. Der scharfe Wettbewerb der Unternehmer hat da einen gründlichen Umschwung herbeigeführt. Man kapert einander die Novitäten weg, je schwieriger und anspruchsvoller, also

Digitized by Google

sensationeller sie sind, desto besser. Und der arme Musikdirektor, dessen Rivale mit einem von ihm übersehenen neuen Werke einen äußeren Erfolg gehabt hat, zittert dem Strafgericht seiner Generalversammlung entgegen. In vielen Städten richtet sich die Sorge der Konzertleiter nicht mehr darauf, wie sie ihre Novitäten herausbringen, sondern wie sie ohne Vermehrung der Konzerte den Zusammenhang mit der ältern Produktion wahren. Sie empfinden eine durch keine Satzungen und Verträge auferlegte, nur im eigenen künstlerischen Gewissen begründete Pflicht, ihr Publikum in lebendiger Fühlung mit den Tonschätzen der Zeiten und Völker zu erhalten. Sie spüren es, wie lang die Kunst und wie kurz das Leben ist. Denn es fehlt uns jetzt sowohl jene Genügsamkeit, die sich stets im selten erweiterten Umkreis einer geringen Anzahl für klassisch befundener Werke hält, als auch jene Unbedenklichkeit, die, ohne je den Blick rückwärts zu wenden, geschäftig immer neue Kunstwerte aufdeckt, um sie dann als abgetan, wieder beiseitezuschieben. Eine Art Güterlehre der Kunst beherrscht mehr und mehr den Sinn unsrer Besten, die Tendenz, nichts Wertvolles der vorhandenen Güter untergehen zu lassen, vielmehr die Menschen darin zu üben, das Warmblütige, Echte auch im alten Gewande zu erkennen und zu empfinden. Einerseits pocht die moderne Musik mit dem ungestümen Recht des Lebenden an die Türen, anderseits betonen viele der vom Fleiß der Gelehrten massenhaft, oft allzu massenhaft ausgegrabenen Denkmäler der alten Tonkunst bedeutsam das Lebenswürdige ihres Inhalts. Wie all diesen entgegengesetzten Ansprüchen gerecht werden? In den Großstädten hilft man sich durch eine weitgehende Spezialisierung. Aber in den Mittelstädten? Da heißt es auswählen, und selbst eine noch so sorgsame enge Auslese geht weit über die Kraft des einzelnen Unternehmens. Wir stoßen auf die große Schwierigkeit, all die als wertvoll erkannten Werke auch wirklich durch Aufführungen in Kurs zu setzen. Musik will klingen. Auf dem Papier ist sie eine imaginäre Lebensmacht.

Hier hülfe nur, was einstweilen noch völlig fehlt: eine gute Organisation. Eine Verteilung der erwachsenden Aufgaben an die verschiedenen hiezu berufenen Faktoren. Es bedürfte eines „obersten Musikrates", der, ohne die willkürliche Macht zu hindern, doch in beratender Weise eine Regelung des planlosen öffentlichen Musiktreibens bewirken könnte. Der also zwar nicht durch Verbote oder Gebote, aber kraft seines Ansehns durch vernünftige Vorstellungen, von einer sachkundigen Kritik unterstützt, die Plusmacherei, die ewige Wiederholung derselben Favoritnummern usw. bis zu einem gewissen Grade beseitigen, der auf wertvolle Werke, die am Orte lange nicht vorgeführt wurden, hinweisen könnte. Jetzt veröffentlichen die konkurrierenden Unternehmer ihre Programme auf eigene Faust und bemerken dann mit Verdruß, daß sie da und dort ganz dasselbe bringen. Aber wichtiger noch als zum Vermeiden solcher Zusammentreffen wäre die gegenseitige Fühlung zur Erzielung geschlossener Kunsteindrücke. Beispielsweis: kann man nicht in diesem Jubeljahr Liszts Lebenswerk dem Publikum in seinen wichtigsten Schöpfungen vorführen, indem sich die verschiedenen Unternehmer darein teilen? Aber es muß ja nicht immer ein Jubiläum sein. Was hindert etwa, daß sich die Leiter der zwei oder drei konkurrierenden

Digitized by Google

Orchesterkonzerte entschließen, einmal — sagen wir: Bruckner sozusagen im Vollbild vorzuführen und seine neun Symphonien der Reihe nach zu bringen? Was für *ein* Unternehmen eine Unmöglichkeit, weil Einseitigkeit wäre, können alle *drei* zusammen immerhin leisten. So ließe sich auf dem Wege der Vergesellschaftung nicht nur viel Gutes stiften, sondern auch mancher Nachteil des heißen Wettbewerbs mildern, wenn nicht gar zum gegenseitigen Vorteil umwandeln. Auch die Wiederbelebung älterer Musik könnte viel durchgreifender erfolgen, wenn sich die Vereine usw. im Einverständnis in die Hände arbeiteten, um in reicher Mannigfaltigkeit ganze geschlossene Ausschnitte aus der Musikliteratur zu bieten, wo man sich bisher mit vereinzelten, zufälligen, zusammenhanglosen Kostproben begnügen mußte. Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeiten dieser Verständigung, die Intrigen, Gehässigkeiten, Hader, Sezessionen aller Art nicht nur überwinden müßte, sondern auch wieder erzeugen kann. Aber welche Einrichtung wäre so vortrefflich, daß sie unabhängig wäre vom Allzumenschlichen? Die Verhältnisse drängen zu einer solchen Organisation. R. Batka

Gustav Mahlers Lieder

sind für seine Symphonien, etwa so wie die Sonaten Beethovens für Beethovens Symphonien, die günstigste Vorbereitung für den Laien. Wer in Mahlers Liedern heimisch geworden ist, wird seine Symphonien, nicht nur wegen der öfter vorkommenden Selbstzitate, bald gefühlsmäßig erfassen können.

Unter den Liedern Mahlers bringen die bereits 1883 (vor 27 Jahren!) komponierten „Lieder eines fahrenden Gesellen“ (Weinbergers Verlag in Wien), deren Dichtungen von Mahler selbst herrühren, die Eigenart des Mahlerschen Liedes schon ganz deutlich zum Ausdruck. Es sind „Lieder“. Noch unmittelbarer als bei Brahms wird man ständig an das Volkslied erinnert, und das weitere Schaffen Mahlers hat gezeigt, daß nicht eine Mode, sondern innere Verwandtschaft, inneres Bedürfnis ihn diesen Weg gehen ließ. Es handelt sich keineswegs um Imitationen, sondern um einen notwendigen Ausdruck dessen, was dem Komponisten überhaupt Musik ist. Und Musik ist ihm klingendes, nur in Klängen, in Tönen ausdrückbares Empfinden und Lebensgefühl, mit größter Unmittelbarkeit Ton gewordenes Innenleben. Schlichtheit, Tiefe und Gewalt des Fühlens hat aber kaum je so unermeßlich reichen Ausdruck gefunden wie im Volkslied. Man darf wohl sagen, noch mehr dichterischen als musikalischen. So versteht sich's ganz von selbst, daß es einen Menschen mit der Leidenschaftlichkeit und Naivität alles Erlebens wie Mahler dazu förmlich zwingen mußte, dichterischen Gebilden wie sie „Des Knaben Wunderhorn“ in Fülle birgt, das entsprechende musikalische Gewand zu geben. Es ist jetzt Mode geworden, Wunderhornlieder zu komponieren, und wir haben bereits eine Menge robuste und parfümierte Salonmusiken zu Wunderhorntexten. Die Wunderhornlieder Mahlers (zwei Hefte bei Schotts Söhne, Mainz, drei Hefte bei Joseph Weinberger, Wien, einzelne bei C. F. Kahnt Nachf., Leipzig) sind ganz andern Schlages. Die einfacheren (die bei Schott) sind in der Melodieführung zum Teil die reinsten Volkslieder, in der Harmonik ungemein natürlich und in der Wirkung so stark, wie eben nur ganz echte Sachen sein kön-

Digitized by Google

nen. Den psychologisch zum Teil komplizierteren Texten, die den bei Weinberger und Kahnt erschienenen Liedern zugrunde liegen, wird Mahler in staunenswerter Weise durch eine organische Vereinigung des volkstümlichen Elements mit den Ausdrucksmitteln der modernen Musik gerecht. Am deutlichsten wird dies bei den Gedichten mit tief tragischem Unterton, den das Volkslied ja oft mit grauenvoller Ironie ausdrückt. Hier gibt Mahler mit den einfachsten Mitteln musikalische Stimmung von unerhörter Kraft. Man darf diese Lieder nicht in der Perspektive unsrer Konzertsäle betrachten. Die besten Gaben aller Künstler rechnen nicht mit den gegebenen Darstellungsmöglichkeiten, sondern mit idealen Kunstzuständen. Beethovens Quartette sind keine Konzertmusik, Wagners „Tristan" kein Theaterstück, Mahlers beste Lieder so gut wie viele von Wolf und manche von Brahms keine Liederabendmusik.

Hört man sie, so muß man das Wichtigste neben ihrem eigenen Wert, die rechte konzertferne Stimmung selbst mitbringen. Lieder wie „Das irdische Leben" oder „Das Lied des Verfolgten im Turm", „Revelge", „Tambourgesell" vor alter und junger Konzertlebewelt gesungen, sind natürlich so unangebracht wie Predigten am Totalisator. Das sagt nichts gegen die Lieder! Uns fehlen eben Stätten, wo man solche Dinge würdevoll zum Klingen bringen kann. Und doch erscheint es mir unrecht, wenn man, nur weil Hunderte der üblichen Konzertsportsleute mit im Saale sitzen, den andern, die aus innerm Bedürfnis Musik hören, diese Lieder Mahlers vorenthalten wollte. Es hat sich auch schon mancher an der „Neunten Symphonie" erbaut, obwohl sie nicht in einem Beethoven-Tempel, der trotzdem wünschenswert wäre, aufgeführt wurde.

Allerdings Konzentration ist nötig, wenn man Mahler folgen will, loslösen muß man sich können von dem Alltag und der Umgebung. Mahler hat selbst das kostbare Gedicht Rückerts komponiert „Ich bin der Welt abhanden gekommen" (C. F. Kahnt, Leipzig). Es gibt den Schlüssel zu seinem Schaffen und zum Verständnis seiner Werke. Nur auf diesem Wege kommt man ihm nahe, genau wie Beethoven. Unter den Gesängen, die völliges Loslösen vom Tagesgetriebe, völliges Versenken in ihre Stimmung verlangen, sind die „Kindertotenlieder" die am unmittelbarsten ergreifenden. Sie sind gewiß nicht „plastisch" gestaltet; aber ist das ein Vorwurf bei einem Stoff, der nur die allerzartesten Linien, der nur ganz feine Andeutungen des Reliefs erlaubt?

Die meisten Lieder Mahlers sind mit Orchester geschrieben (aber auch alle für Klavier). Der Streit um das Orchesterlied berührt die meisten dieser Lieder nicht, weil sie nicht instrumentierte Klavierlieder sind, weil ihre Vorwürfe die Ausführung mit Orchester erlauben und weil die Art der Orchesterbehandlung alle die Vorwürfe entkräftet, die man gegen das Orchesterlied oft mit Recht erhebt. Hier gibt's kein Erdrücken der feinen Wirkungen der Lyrik durch Orchestermassen, sondern lediglich ein Verdeutlichen der Linien, eine feinere Verteilung von Licht und Schatten. Die Lieder sind Kabinettstücke allerfeinster Instrumentierungskunst, die die bewundertsten modernen Leistungen in Schatten stellt. Durch den Mangel jeglicher Überladenheit, jeglichen Raffinements, durch eine unglaub-

Digitized by Google

liche Sicherheit und Einfachheit in der Wahl der Mittel. Sie sind ein Studienmaterial ersten Ranges, das man in Konservatorien einführen sollte. Freilich nachahmen läßt sich nur das Äußerliche! Aber als Beispiele, wie man modern instrumentieren und doch die Rechte der Singstimmen wahren kann, könnten diese Lieder vielen längst dem Konservatorium entwachsenen Musikern dienen. Neben unsern Sängern hätten vor allen Dingen alle musikalischen Vereine mit ernsten künstlerischen Zielen die Pflicht, ihren Mitgliedern allmählich Mahlers Lieder in regelmäßigen Aufführungen nahe zu bringen. Denn mit zwei, drei Liedern ist es nicht getan, wo es sich darum handelt, das künstlerische Wesen einer unsern Kunstmoden so völlig fernstehenden Persönlichkeit den Hörern gefühlsmäßig nahe zu bringen.

Georg Göhler

Das französische Musikfest in München

In den Tagen vom 18. bis 20. September hat in der bayrischen Hauptstadt ein französisches Musikfest, das erste auf deutschem Boden, stattgefunden. Halb ein Akt internationaler Höflichkeit, halb eine Attraktion für den sommerlichen Fremdenbesuch des Münchner Ausstellungsparkes, war es doch immerhin auch ein künstlerisches Ereignis, dem man ernstliche Beachtung schenken darf. Zwar allzuviel Neues hat das Programm, obwohl es drei Orchesterabende und zwei Kammermusikmatineen von beträchtlicher Länge umfaßte, unsrer Kenntnis nicht vermittelt — die wertvollere Literatur, auch die neuere, ist eben in Deutschland nie unbemerkt geblieben. Aber die Zusammenstellung der Werke zeigte, worauf man jenseits des Rheins Wert legt, und die Ausführung, soweit sie in Händen von Franzosen lag (was leider viel zu wenig der Fall war), konnte über Fragen des Stils und der Auffassung authentische Aufklärung verbreiten. Darüber hinaus war es interessant und lehrreich zu sehen, wie im modernen Frankreich sich in der Musik alte und neue Elemente fast unvermittelt gegenüberstehen.

Auf dem rechten Flügel des musikalischen Parlaments lassen sich gewissermaßen drei Parteien deutlich unterscheiden: zwei Gruppen unter sich verwandter Komponisten und eine einzelne kraftvolle Persönlichkeit. Die nationalistische Partei wird heute wohl am reinsten durch Gabriel Fauré vertreten, dessen Musik denn auch im Festprogramm einen breiten Platz einnahm. Er ist für die Haus- und Konzertmusik, was Massenet für die Bühne ist: der Typus gallischen Wesens, den von ihm gepflegten Gattungen entsprechend nur feiner, milder und sinniger als der Dramatiker. Bei diesen Meistern finden wir den esprit net der Franzosen, ihre saubere Technik, ihre Anmut und ihren Formensinn am meisten ausgeprägt. So beneidenswerten Eigenschaften aber gesellt sich eine Genügsamkeit, wohl auch Unfähigkeit, die wir als Mangel an Tiefe, Ernst und Originalität empfinden. Faurés Musik erscheint uns etwas salonmäßig. Sie kennt keine großen Leidenschaften, keinen starken Akzent, kein Ringen nach neueren persönlichen Ausdrucksmitteln. Seine Kammermusik fließt glatt dahin; sein Lied, fein deklamierend und oft pikant harmonisiert, ist wie die ewige Variation ein und derselben Urform, in der wir die knappen Glieder der nationalen Chansons und das melodische Parfüm der süßlichen Gounodschen Kantilene beständig wiedererkennen. Wir verstehen nicht

Digitized by Google

die Beliebtheit, die Fauré und auf seinem Gebiete Massenet bei ihren Landsleuten genießen, weil wir sie aus unsrem Temperament heraus nicht verstehen können.

Die zweite Gruppe der immerhin Konservativen stammt von Bizet (dem Instrumentalmusiker) und Délibes ab und hat ihren bedeutendsten Vertreter in Lalo gehabt. Auch sie repräsentiert echt Französisches, hat aber ihre Verwandtschaft schon bei andern Nationen, so namentlich unter den Russen. Ihr Gebiet ist die geistreiche Mache, die blendende Orchestertechnik, der Kultus des Details. Sie klammert sich gern an das Volkstümliche, mit Vorliebe Exotische und spielt mit orientalischen oder (neuerdings) nordischen Motiven.

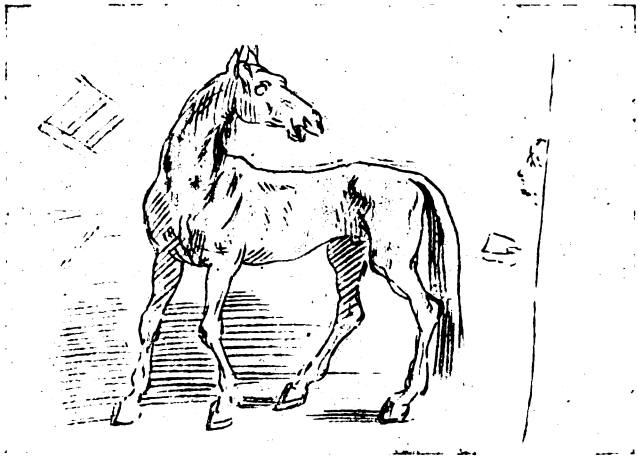
Die große, alles überragende Persönlichkeit endlich ist Camille Saint-Saëns. Schon der Reichtum und die Gediegenheit seines Schaffens weist ihm eine Ausnahmestellung zu. Es ist wahr, Saint-Saëns ist in seinem Gedankenmaterial keineswegs immer neu und originell; nur in Bruchteilen seiner Werke ist ihm ab und zu eine ureigne, persönliche Melodie gegeben. Trotzdem darf man ihn nicht als „Eklektiker“ abtun. Was er von den Klassikern und Romantikern, vor allem von deutschen, übernommen, hat er sich nicht nur äußerlich angeeignet, und wie seine reiche und lebendige Phantasie zum Beispiel die Kunst der Polyphonie mit der Grazie und Klarheit des französischen Stils verschmolzen hat, ist doch als etwas Neues, ihm Eigenes zu betrachten. Man wird Saint-Saëns vielleicht nicht zu den großen Erfindern rechnen — trotz seiner Meisterschaft in großen Formen — wohl aber zu den großen Könnern. Als Symphoniker wie als Dramatiker wie namentlich als Kammermusikkomponist steht er in dieser Beziehung in Frankreich einzig da. Nicht leicht läßt sich eine Formel für sein vielgestaltiges Wesen finden; aber mit wahrer Freude kann man seine immer meisterlichen Werke an sich vorüberziehen lassen. Wo die sogenannte persönliche Note fehlt, bieten die Beherrschung des Technischen im höchsten Sinne, sein echtes Musikertum und das immer Geistvolle und Elegante seiner Schreibweise reichlichen Ersatz. Der Umstand, daß er selber zum Feste erschien, ermöglichte, ihn zugleich als hervorragenden Pianisten und Interpreten seiner Werke aufs herzlichste zu feiern.

Bei dem lebhaften Aufschwung, den in den letzten Jahrzehnten die Musik in Deutschland, Rußland und Skandinavien in gewisser Richtung genommen hat, wäre Frankreich mit dem hier kurz skizzierten Literaturbestande sehr bald ins Hintertreffen geraten. Da tat sich zur rechten Zeit eine Komponistenschule auf, die an Originalität zum mindesten nichts zu wünschen läßt und radikal mit allem Bestehenden aufräumen möchte. Sie steht in Paris jetzt im Mittelpunkt des Interesses und beginnt ihre Kreise auch auswärts zu ziehen. Diesmal vollzog sich die Bewegung, entgegen allen nationalen Traditionen nicht auf theatralischem, sondern auf rein instrumentalem Gebiete. Aus ging sie von César Franck, den die Franzosen (die alle von Berlioz gegebenen Impulse weit weniger als wir bewerten) als den eigentlichen Vater ihrer heutigen Tonkunst ansehen. Indessen Franck steht noch auf der Grenze. Bei ihm finden wir schon manche der später zur Geltung gebrachten Prinzipien, bei ihm auch zuerst die entschiedene Aufnahme germanischer Kulturelemente und das Sichlossagen von

Digitized by Google

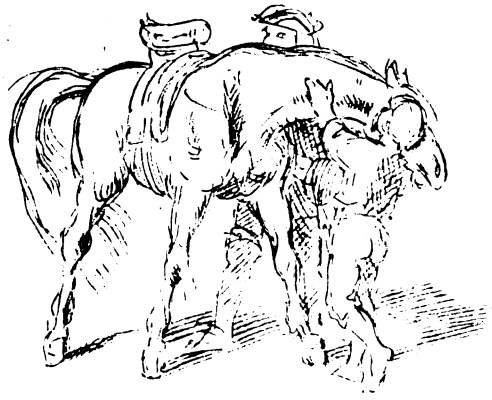
nationaler Beschränkung. Aber im wesentlichen hat Franck noch nicht mit der Vergangenheit gebrochen; wie seine Vorgänger sucht er seinem Empfinden klaren thematischen Ausdruck zu geben und baut seine Gedanken nach musikalischen Gesetzen in festen, oft sehr kunstvollen Formen auf. Die „Béatitudes", die D-moll-Symphonie, die Symphonischen Variationen für Klavier und Orchester sind Werke, die seinen Ruhm auch in Deutschland gesichert haben. Seine Errungenschaften, das formbilderische Prinzip der leitenden Motive, die freiere Harmonik und den polyphoneren Satz, nimmt unter andern sein Schüler Vincent d'Indy, der Autor der Wallenstein-Trilogie, der Symphonie sur un thème montagnard und des „Fernaal" auf, um sie systematischer zu verwerten. Die poetisierende Tendenz und die Lust am Farbenspiel ist bei ihm stärker entwickelt, aber er hat nicht die Originalität und Erfindungskraft seines Meisters. Während so d'Indy, Bruneau, Charpentier und andere am Werke waren und Frankreich eine farbigere, interessantere moderne Musik zu schaffen suchten, trat bereits eine jüngere Schule in Aktion, die ihr Haupt in Claude Debussy verehrt. Dieser neueste musikalische Impressionismus, wie man ihn zu nennen pflegt, ist bisher so wenig glücklich von kleineren Talenten nachgeahmt worden, daß man Debussy eigentlich als eine Einzelerscheinung betrachten kann. Als solche hat er überschwängliche Bewunderung, aber auch ebenso heftige Gegnerschaft gefunden. Sein Schaffen soll eine Art Rückkehr zur Natur darstellen und treibt den Individualismus bis an die äußerste Grenze. Debussy verwirft alle Regeln der Rhythmik, Harmonie und Formenlehre als willkürliche Konventionen, die jahrhundertelang die musikalische Phantasie an ihrer freien Entfaltung gehindert haben. Er kennt nicht mehr den Unterschied von Konsonanzen und Dissonanzen; jede Klangkombination ist berechtigt, materiell und formell, sobald sie sich für ihn als Reflex der von poetischen Vorstellungen (im Drama von der Handlung und ihren psychischen Motiven) angeregten Stimmung ergibt. Seine Musik zu „Pelléas und Melisande", seine Gesänge, Klavierstücke und Orchesterphantasien eröffnen in diesem Sinne eine neue, noch seltsam anmutende Welt. Objektiv betrachtet erscheint sie etwas molluskenhaft, ohne scharfe Zäsuren und Umrisse, ohne das Rückgrat einer straffen Rhythmik, scheu und zaghaft vor jedem deutlichen Bekenntnisse zurückweichend, so daß — eine verständnisvolle Ausführung vorausgesetzt — auch die harmonischen Härten sich mildern, verschleiert durch den Nebel, in dem alles wie traumhaft verschwimmt. Sehr feine und eigenartige Wirkungen entstehen in dieser vorwiegend koloristischen Kunst und üben vorübergehend ihren Reiz, solange sich nicht die Sehnsucht nach Kontrasten und frischerem Leben regt, und ohne Zweifel sind der Musik hier neue Ausdrucksmittel zugeführt. Ob jedoch der Debussysmus wirklich, wie seine Anhänger meinen, die Erlösung, oder ob er nur einen Durchgangspunkt der Entwicklung bedeutet, bleibt vorläufig abzuwarten. Unter den Fortschrittsmännern verdient neben Debussy namentlich Paul Dukas Beachtung. Er bewahrt eine selbständige Haltung und hat mit der Orchesterdichtung „L'apprenti sorcier" und neuerdings mit der Oper „Ariane et Barbebleue" entschiedene Erfolge gehabt. Auch auf dem Münchner Feste; das also neben der

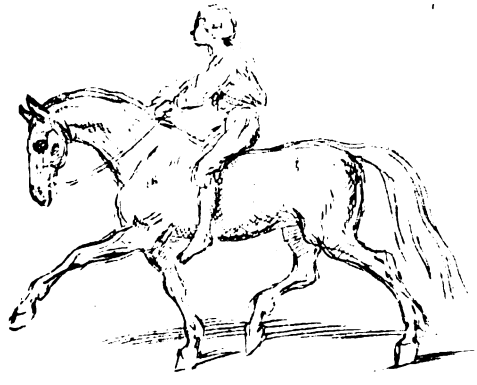
Digitized by Google



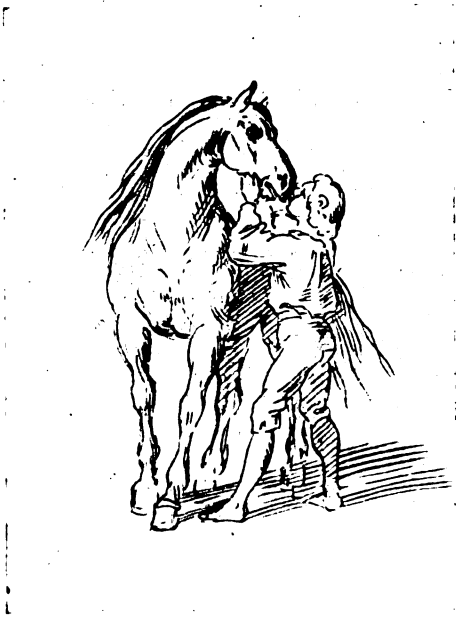
Digitized by Google

Digitized by Google





Digitized by Google



Digitized by Google

älteren Richtung die moderne und allerjüngste in charakteristischer Weise zu Wort kommen ließ.

Leopold Schmidt

Auguſt Brömſe

Schon ein paar Jahre ist's her, da sah ich auf einer Kunstausstellung das kleine Bild, dessen Reproduktion die Leser vor unserm Hefte finden. Der erste Blick der meisten wird hier so flüchtig darüber hingehn, wie das dort geschah. Der zweite sagt vielleicht: „altmodisch“ oder auch: „Böcklinnachahmung!“ Der dritte erst rät, ein wenig zu verweilen. Tut man das, so hat man bald das Gefühl, durch den kleinen Rahmen mitten in einen Traum zu sehn. Obgleich dem Stoff nach gar nichts Phantastisches abgebildet ist. Ein ungewöhnliches, aber durchaus mögliches und irdisches Motiv. Aber „Motiv“, das paßt eigentlich nur, wenn wir ans Alleräußerlichste denken, an die hier wiedergegebenen Wirklichkeitsformen. Das eigentlich Bewegende war etwas andres: Die Stimmung einer tiefen Wehmut war in diesem Sinn das Motiv, die aber durchs Dunkel den fernen Stern aus dem Blau herfunkeln sieht und in ihrer Trauer doch die Schönheit der Welt empfindet. Überall in diesem Bilde lebt das. Wenn das „altmodisch“ ist — wo ist denn das Modische darin? Wenn es „Böcklinimitation“ ist, — wo ist ein zweiter „Böcklinimitator“, der so stark zu erleben zwingt? Gerade, hier war ein Eigner.

Ich ging nun der Brömseschen Kunst näher nach. Was ich antraf, war, was das Bildchen ahnen ließ, aber noch mehr. Heute weiß unsre Modekritik noch gar nichts von Auguſt Brömse. Mir ist um mein Prophezeien nicht bange: in einiger Zeit wird man in ihm einen der sehr Wenigen sehn, denen der Ehrenname des Maler-Dichters zu Recht gebührt.

Daß einer „poetische Stoffe“ „behandelt“, das macht ihn noch lange nicht dazu. Die Stoffe tun's nie, und die alte Verwechslung von poetisch und literarisch spielt gerade dann am leichtesten irreführend ins Urteil, wenn der poetische Stoff schon literarisch gestaltet worden ist. Man denke an die mit Recht so übel beleumundete Anekdotenmalerei alten Schlags. Es muß immer noch wiederholt werden, weil eine Richtung unsrer Kunstkritik es immer wieder verschleiert: „poetische“ Wirkungen bedeuten die allen Künsten gemeinsamen stärksten innerlichen Eindrücke. Wir alle sprechen ja von ihnen beim griechischen Tempel und gotischen Dom, bei den Skulpturen des Parthenongiebels oder der Mediciгräber, bei den Bildern der Sixtinischen Kapelle oder bei den Klängen Beethovens und Bachs. Aus solchen Werken spricht zu uns eine Poesie, ohne daß wir uns auch nur darüber klar zu sein brauchen, was denn eigentlich dargestellt sei, wie man zum Beispiel Tizians „Überredung zur Liebe“ lange als poetisch empfunden hat, ehe man das wußte. Ein Bild kann poetisch auf uns wirken, das nichts gibt, als eine Ackerscholle, aber von Millet gesehn. Auch bei Brömses Bild ist das gebotene Stoffliche ja so gut wie nichts, ist es jedenfalls sehr viel weniger, als bei tausend andern Bildern, die mit Allegorien und Symbolen, mit Märchen, Heldentaten und großen Natureindrücken als mit ihren Kulissen, Akteuren und Maschinen wirtschaften. Ein ander Bild von ihm zeigt nichts als ein Stück alter Mauer an einem Wald-

Digitized by Google

bach, aber alle Schauer der Einsamkeit wehn daraus. Die Kraft des Künstlers erreicht hier ihre innerliche Wirkung ohne irgendwelche Entleihung anderswoher.

Brömse ist vor allem Radierer. Er hat seine Blätter wie Klinger zu Zyklen seelischen Erlebens zusammengefaßt, und jeder sieht, daß er von Klinger viel gelernt hat. Jeder, der über das Äußerlichste hinwegkommt, wird aber auch sehn, daß er ebensowenig nur ein Nachahmer Klingers wie einer Böcklins ist. Schon eines deutet darauf: fast alle seine Radierungen sind, was die Klingerschen so gut wie nie sind: farbig. Die Farbe ist ihm nicht nur Auftrag, sondern Ausdrucksmittel dabei. Aber in sehr merkwürdiger Weise. Brömse färbt die Platten ganz verschieden ein, so daß, wer verschiedene Abdrücke vergleicht, sich zunächst daran stoßen wird, als an einem Beweis dafür, daß Brömse Farbe und Zeichnung nicht als Einheit zusammengesehn habe. Er hat das wohl, aber das eben innerlich geschaute Erlebnis wird in seiner Vorstellung von wechselndem Licht beleuchtet; es wandelt sich vor seinem innern Auge wie eine Landschaft sich in den Tageszeiten vor dem äußern wandelt. So phantasiert er gleichsam mit den Farben auf der Platte, deren Ausdruck sich dadurch nuanciert, während das Wesentliche bleibt.

Von all dem zu sprechen, ist ein Wagnis, wenn man Brömses Bilder selbst nicht gleichzeitig zeigen kann. Und Reproduktionen tun's bei ihm noch viel weniger als bei andern. Es gibt keinen einzigen bildenden Künstler unter den lebenden, dessen Werke der photomechanischen Vervielfältigung so große, so schier unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Trotzdem, wir müssen es wagen, weil die deutsche Kunstwelt endlich auf Brömse blicken muß. Wir kommen wieder auf seine Kunst zurück. Zu unsern Beilagen bitte ich den Begleittext zu lesen. A

Rathauseſel und Ähnliches

Am neuen Dresdner Rathause ist, von Wrba gestaltet, der Eselreiter zu sehn, den wir im Bilde zeigen. Die Gruppe ist eigentlich eine Art von Wirtshausschild, sagt: „Hier geht es zum Weinkeller“ und hat zudem, wie sich's für Dresden schickt, einen gebildeten Sinn: der Silen oben ist vom Weine begeistert, der Esel unten ist vom Rausch bemeistert, was denn gemäß den bekannten Versen Bodenstedts allerlei zu denken gibt. Das gute Tier selbst hat insbesondere durch die (höchst naturgetreue) Bildung seiner bejahenden Lippen bei den Dresdnern ein gewaltiges Aufsehen erregt: Menschenstauungen, Scherzdekorierungen, Pasquille, aber auch Widerspruch bis zur Entrüstung — kurz, ein Leben, wie's vielleicht seit zwei Jahrhunderten keine Skulptur in der Elbnähe hervorgebracht hat. So sehr, daß man den Rathauseſel vor des Volkes Teilnahme in Lieb und Zorn durch einen Schutzmann schirmen mußte — was dann auch wieder Spaß machte. Das ging Wochen lang, und geht gemildert noch heute.

Auf diese Weise können also Bildhauerwerke auch in der Gegenwart volkstümlich werden, selbst, wo eine Einwohnerschaft sonst nicht an Temperamentüberfluß krankt. Uns scheint aus den Erfahrungen des Dresdner Rathauseſels hervorzugehen, daß an jedem großen öffentlichen Profanbau für plastischen Scherz ein Eckchen frei sein sollte. An Kirchenbauten schadet

Digitized by Google

er übrigens, wie so zahlreiche alte Beispiele beweisen (wir erinnern an den komischen Kirchenleuen Kw. XXII, 2) auch nichts.

Steinquadern und Holzschindeln aus — Blech

In vielen württembergischen Dörfern — ich weiß nicht, ob auch sonstwo — ist man auf einen ingeniösen Ersatz des teuren Quadermauerwerks und der vergänglichen Holzschindelverschalung verfallen. Ein findiger Fabrikant stellt große Tafeln aus gestanztem Blech her, die, besonders wenn sie entsprechend bemalt werden, genau so aussehen, wie Quadern mit glattem Randbeschlag und rauh bossiertem Spiegel, und wie kleine schuppenartig übereinandergreifende Holzschindeln. Der Wanderer, der nichtsahnend durch die Dörfer geht, in denen mit diesen Blechtafeln verkleidete Häuser stehen, ist ganz perplex, wenn er sieht, wie man hier die Pietät für die heimatliche Bauweise auffaßt. Stein- und Holzformen in Blech imitiert, das ist wohl der Höhepunkt des Surrogatunfugs! Dabei soll diese Liebhaberei gar nicht einmal besonders billig sein — von den hygienischen Unzuträglichkeiten eines hermetischen Luftabschlusses der Mauern ganz zu schweigen. Es wäre wirklich an der Zeit, daß man den Blechfabrikanten etwas auf die Finger sähe, oder daß die Bauern von Amts wegen darüber, was heimische Bauweise und was — Kitsch ist, aufgeklärt würden. Im Stuttgarter Landesgewerbemuseum befindet sich eine ständige Ausstellung von „Geschmacksverirrungen", in der besonders die sinnlosen Surrogate einen großen Raum einnehmen. Ich erinnere mich nicht, Quadern und Schindeln aus Blech darunter gesehen zu haben. Daraus schließe ich, daß die Fabrikation erst jungen Datums ist. Vielleicht genügt dieser Hinweis, weitere Kreise auf die neue Errungenschaft aufmerksam zu machen und auch dieser „Blechpest", ehe sie sich verbreitet, Einhalt zu tun.

Konrad Lange-Tübingen

Heimatpflege

Dilettantische Wirtschaftsreformer

Handel und Gewerbe

Es ist bekannt, daß die großen Warenhäuser für gewisse Artikel „Reklamepreise" machen, das heißt sie verkaufen diese Sachen — namentlich bei Lebensmitteln gern — sehr billig, unter Umständen mit Verlust, um damit Kunden für andre Waren, an denen ihnen lohnender Verdienst bleibt, anzulocken. Lassen wir mal die „Moral" beiseite. Dr. Heinrich Pudor zieht in Aufsätzen, die früher in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienen, und die er jetzt in einer etwas unklaren Broschüre „Deutsche Qualitätsarbeit" zusammengearbeitet hat, aus der Tatsache dieses Konkurrenzmanövers die folgenden wirtschaftlichen Folgerungen: Erstens, das Publikum wird betrogen, man macht es erst kirre und zieht ihm dann das Geld aus der Tasche. Zweitens, die Nahrungsmittelgeschäfte werden geschädigt, denn durch die Preisunterbietung werden ihnen die Kunden weggefangen. Und drittens leiden auch die Geschäfte andrer Warengebiete Schaden, auch ihnen lockt man durch diesen Reklametrick die Käufer weg. Also „arglistige Täuschung" des Publikums und „unlauterer Wettbewerb". Pudor hat ein Heilmittel dagegen bei der Hand. Er verlangt eine gesetzliche Bestimmung: „Keine Ware darf unter dem Herstellungspreis angeboten werden." Aber er wünscht diesen Paragraphen nicht

Digitized by Google

nur für den inländischen Geschäftsverkehr. Er ist auch entrüstet darüber, daß der Großproduzent bisweilen die Preise für den Auslandabsatz niedriger ansetzt als für den Verkauf im Inlande und er meint, auch das könne und müsse mit solch einem Gesetz gegen „die Preisunterbietung als unlauteren Wettbewerb" verhindert werden.

Zu dem Warenhausbeispiel wäre zunächst zu sagen, daß Pudors Schlußfolgerungen in dieser Form nicht mit den Tatsachen übereinstimmen. Die Warenhauskonkurrenz verdrängt wohl Spezialgeschäfte, das sind aber oft die schwachen, wenig leistungsfähigen, während gerade die wirtschaftlich tüchtigsten zur Entfaltung ihrer Kräfte angespornt werden und nun in der allgemeinen Belebung des Bedarfs erst richtig in die Höhe kommen. Diese wirtschaftliche Auslese, die das Warenhaus als Hecht im Karpfenteich besorgt, kann man zum Beispiel in Berlin im Wertheimviertel ebenso deutlich beobachten wie in vielen Provinzstädten. Aber das nur beiläufig. Auch mit dieser Betrachtungsweise ist das Warenhausproblem natürlich nicht erschöpft. Eben, man darf nicht von ein paar oberflächlichen Beobachtungen aus ins Blaue deduzieren, sondern muß genau hinschauen. Pudor tut's nicht und trotzdem bildet ihm die Warenhausfrage sogar den Ausgangspunkt seiner Vorschläge gegen das Übel der Preisunterbietung. Dazu ist einiges weiter zu bemerken.

Das Problem der Preisbildung ist sozusagen die Volkswirtschaft in der Nuß, denn in ihr vollzieht sich der wesentlichste Teil der Distribution, der Verteilung des Produktionsertrages, im Warenpreise kommen deshalb so ziemlich alle Kräfte irgendwie zum Ausdruck, die im volkswirtschaftlichen Organismus wirksam sind. Es ist also ein etwas kühnes Unterfangen, mit einem Gesetzesparagraphen diese unendlich komplizierten Lebensvorgänge schematisch regeln zu wollen. Pudor denkt sich die Sache so, daß die Handwerkerinnungen die für alle Produzenten von Rechts wegen verbindlichen Preise festsetzen sollen, und zwar nicht nur für den Kleinverkehr, sondern auch für den Großhandel, ja sogar für den Export. Er will, daß die Herstellungskosten maßgebend sein sollen für die Preisfestsetzung. Und vergißt, daß sie ja nur einen von den vielen Faktoren der Preisbildung ausmachen. Zunächst ist auf der andern Seite der Nutzen, den der Konsument von einer Ware hat, ebenso an ihr beteiligt, der Gebrauchswert, Nutzwert. Außerdem arbeiten die einzelnen Betriebe unter ganz verschiedenen Bedingungen und ein Preis, der bei dem einen die Herstellungskosten decken würde, tut das bei dem andern nicht. Ferner: die Preisbildung im Großverkehr vollzieht sich unter den Konkurrenzverhältnissen des offenen Marktes nach andern, strengeren Regeln als die im Kleinverkehr, bei dem in weit erheblicherem Maße subjektive Momente mitsprechen. Und nun gar die Preisbildung auf dem Weltmarkt, — es wirkt beinahe erschütternd, wenn man sich vorstellt, daß hier der Machtspruch irgendwelcher biedern Zunftgenossen respektiert werden soll. Pudor will sogar auch einen gesetzlichen Maximalprofit festgesetzt haben.

Es handelt sich ja überhaupt nicht nur um die Festsetzung des Warenpreises. Preisregulierung bedeutet gleichzeitig Produktions-

Digitized by Google

regulierung, denn die Höhe des Preises bedingt in jedem Falle — freilich je nach der Art des Gutes mehr oder weniger an Gewicht — die Stärke des Bedarfs. Wie will Pudor diesen Teil des Problems lösen? Denkt er an eine zwangsweise Kartellierung der gesamten Produktion? Dann wehe den Konsumenten — es sei denn, daß auch sie mit Gewalt kartelliert werden könnten!

Der Vorschlag, die Preise gesetzlich zu fixieren, ist demnach ein Zeugnis von argem volkswirtschaftlichen Dilettantentum. Pudor liefert auch sonst noch Belege dafür. So hat er eine Kommission zusammengebracht, die für eine strengere Materialkontrolle Mittel und Wege schaffen und namentlich eine gesetzliche Bestimmung durchdrücken soll: „Jedes Material muß erst mit einem Materialstempel versehen sein." Dadurch, meint er, würden allein Materialtäuschungen endgültig verhindert werden. Also gewissermaßen eine Übertragung des Feingehaltsgesetzes auf alle Werkstoffe. Es ist zweifelhaft, ob ein solches Gesetz die erhoffte Wirkung auszuüben vermöchte. Nicht zweifelhaft aber, daß auch dieser Gedanke nur von einem Dilettanten gefunden werden konnte. Man vergegenwärtige sich, daß er in die Hände einer bureaukratischen Behörde das Schicksal unserer technischen Entwicklung legen würde. Übrigens ist die „Kommission" inzwischen schon wieder sanft entschlafen.

Man kann in beiden Fällen mit der Absicht, offenbare Unzulänglichkeiten zu beseitigen, durchaus sympathisieren — und in der Tat kämpft ja auch der Kunstwart seit je gegen Surrogatschwindel und Materialtäuschung — und man wird doch gegen diese Art der wirtschaftsreformerischen Propaganda ernste Verwahrung einlegen müssen, denn sie diskreditiert die Ziele einer gesunden Bewegung.

Es ist etwas Typisches in solchen Weltverbesserungsplänen, dem man auch sonst auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Diskussion begegnet. Weniger der Dilettantismus der Reformpläne, als der dilettantische Radikalismus, der entscheidend wird für Umfang und Richtung der Reformabsichten, jener Radikalismus, der niemals durch wirtschaftliche Erwägungen ausgelöst wird, sondern der auf ethische, sozialpolitische, rassentheoretische, künstlerische Tendenzen zurückgeht. In den Erörterungen über ökonomische Dinge tritt diese Erscheinung immer deutlicher als gemeinsamer Grundzug hervor. Die ausschließliche Herrschaft des wirtschaftlichen Gedankens ist gebrochen und man will diese Probleme durchaus an Maßstäben messen, die aus andern Lebens- und Wissensgebieten entnommen sind. Es ist das ein durchaus begreiflicher Rückschlag gegen die Überspannung der rein wirtschaftlichen Einschätzung, wie sie in den Jahrzehnten des Aufschwungs bei uns üblich war, aber auch die begründete Folgeerscheinung eben dieses Aufschwungs. Es scheint so etwas wie ein Gesetz über die Lebenstendenzen der wechselnden Generationen zu herrschen: die erste ist so ausschließlich mit der Aufgabe beschäftigt, die wirtschaftlichen Fundamente für eine Kultur zu legen, daß ihr darüber hinaus weder Zeit noch Kraft bleibt, und erst die zweite vermag auf ihnen weiter zu bauen, vermag diesen Rohbau mit Kulturgeist zu erfüllen. Ja, diese allgemeinen kulturellen Absichten gewinnen im Denken und Wollen des Geschlechts

Digitized by Google

zeitweilig so sehr das Übergewicht, daß eben auch wirtschaftliche Fragen an ihnen gemessen und entschieden werden. An sich wäre das ja kein Beginnen, das unsre Kritik herausfordern müßte. Aber wir können eben heute beobachten, daß aus dieser Neigung, kulturelle Stimmungen in wirtschaftliche Wirkungen umzusetzen, sich ein wirtschaftspolitischer Amateurbetrieb entwickelt hat, der immerhin Bedenken erregen muß. Es bilden sich über volkswirtschaftliche Zusammenhänge durchaus unklare Vorstellungen, an denen dann — das untrügliche Zeichen des dilettantischen Radikalismus — mit eiserner Starrköpfigkeit festgehalten wird. Die Ergebnisse solcher Reformpolitik sind dann Vorschläge wie die Pudors, die sich nicht nur in den Mitteln vergreifen, sondern auch im Ziel über das Wünschenswerte weit hinausschießen.

Ähnliche Bedenken habe ich mitunter gehabt, wenn ich den Tageskampf um die kunstgewerblichen Fragen, die uns bewegen und für die der Kunstwart vor andern eintrat, verfolgte. Wir müssen hier recht scharf auseinanderhalten: auf der einen Seite die pädagogischen Tendenzen, das Streben, nach einer Zeit der Geschmacksverderbnis erzieherisch zu wirken auf Publikum und Gewerbe. Und auf der andern Seite die aus ganz bestimmten kunstpolitischen Tendenzen entspringende Polemik gegen gewerbliche Betriebe.

Die Erziehung des Bedarfs im Sinne einer qualitativen Höherbildung ist volkswirtschaftlich durchaus zu begrüßen, sofern sie mit dem nötigen Verantwortlichkeitsbewußtsein geschieht. Ich glaube, schon in dieser Hinsicht wurde aber oft gefehlt. Man prägte zu rasch „Regeln“, ja „Gesetze“, terrorisierte die noch ganz schwach entwickelte, erst in der Bildung begriffene Urteilsfähigkeit auf dem Gebiete des Geschmacks mit Dogmen, die nur zu bald ihre Vergänglichkeit erweisen. Ein Beispiel: von den kunstgewerblichen Theoretikern wurde lange Zeit die Forderung der konstruktiven Materialgestaltung zum kategorischen Imperativ erhoben. Die Betonung der Konstruktionselemente war notwendig und heilsam, als wir aus der Formenwillkür herauswollten, und wenn damals einige fürs Gewerbe schaffende Künstler aus diesem Prinzip heraus glückliche neue Formen entwickelten, hatten wir Grund, uns dessen zu freuen. Aber immerhin, es war doch erst ein Weg, nicht schon das Ziel. Als solches pries man uns diese Ästhetik des Konstruktiven aber an, und zwar als das alleinseligmachende Ziel. Ich durchblätterte kürzlich einige Jahrgänge kunstgewerblicher Zeitschriften und fand immer wieder gerade dieses eine als die Wahrheit hingestellt, als den Gott, neben dem wir keine anderen Götter haben dürften. Dann kam einer der Schaffenden selber und betonte, daß auch jenseits noch Götter sind. Peter Behrens hat in einem Vortrage, den er im Auftrage der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft hielt, nachdrücklich betont, daß sich aus der technischen Konstruktion allein niemals künstlerische Formen entwickeln ließen, ja, daß der Künstler eigentlich erst dort einzusetzen habe, wo der Techniker, der Ingenieur aufhöre. Nun lernen die Eiferer von einst auf diese „neue“ Wahrheit um. Um sie zu verkünden und ihren selbstgewählten Zöglingen — dem Publikum — einzuprägen mit derselben Unduldsamkeit, mit der sie eben noch die Lehre von der alleinseligmachen-

Digitized by Google

den Schönheit der „Konstruktion“ propagierten. Ich wende mich nicht dagegen, daß man für das jeweils Erreichbare wirbt, ich meine nur, man sollte dabei niemals tun, als wäre das jeweils am meisten Erforderliche das Endziel. Auch hier wieder das „Steckenbleiben“ auf dem Wege, man verkennt überm Mittel das Ziel.

Der Schaden ist doppelt: die Urteilsfähigkeit des Publikums wird durch die „Meinungmacherei“ nicht gefördert, sondern im Gegenteil in ihrer Entwicklung gehemmt. Wirtschaftlich bedeutet eine so gewaltsame Beeinflussung der Verbraucher eine gewisse Unstetigkeit des Bedarfs, die den gewerblichen Betrieben sehr empfindlich wird. Auch dafür möchte ich ein Beispiel anführen, das vor kurzem öffentlich in die Diskussion gezogen wurde. Man hat da gesagt, als Otto Eckmann nach Berlin gerufen wurde, habe er emphatisch erklärt: „Ich werde hier Wandel schaffen, dazu bin ich hergekommen.“ Und schadenfroh fügte man hinzu, die von ihm geschaffenen Möbel stünden heute noch in der Kunstausstellung, und seine Tapeten beschwerten noch immer unverkauft das Lager der Fabrikanten. Der Fall ist lehrreich. Erst wird die öffentliche Meinung bearbeitet, der Verbraucher wird auf die Marke Eckmann abgestempelt. Die Industrie, der man auch das Neue anpreist und die einen Bedarf sich entwickeln sieht, wittert Modeerfolge — und verbrennt sich dabei die Finger. Nebenbei richtet sie eine im Keime angedeutete Entwicklung zugrunde, weil sie das Reifen neuer Gedanken nicht abwarten konnte.

Hierzu ließen sich zahlreiche Parallelbeispiele nennen. Daß nach solchen Erfahrungen gewerbliche Betriebe neuen Anregungen überhaupt zweifelnd und ablehnend gegenüberstehen, ist begreiflich. Bedauerlich aber ist, daß so durch die Gewaltsamkeit, mit der man gewisse künstlerische Tendenzen dem Wirtschaftsleben aufzupflanzen sich müht, innerhalb des Gewerbes Widerstände ausgelöst werden, die nun gerade gegen jene künstlerischen Absichten arbeiten.

Das bringt mich auf das, was ich zu der Polemik gegen die „rückständigen“ gewerblichen Betriebe sagen wollte. Bekanntlich hat sie zu einer Spaltung im Kunstgewerbe geführt, die, wenn man den Reden und Zeitungsartikeln glauben dürfte, unüberbrückbar sein müßte. In Wirklichkeit ist's aber gar nicht so schlimm; wenn man sich die Betriebe hüben und drüben ansieht, dann gewahrt man hier wie dort mannigfache Abstufungen, aber kaum etwas, das grundsätzlich schiede. Die praktische Arbeit verläuft eben längst in der Richtung des Ausgleichs. Die man die „Modernen“ nennt, stehen bewußt und mit beiden Beinen auf dem Boden der Tradition, freilich weniger auf ihren Formen als auf ihrem Geiste. Gerade aus dem Vergleich von einst und jetzt kam ihnen der Entschluß zur Tat. Semper, den man gegen sie ausspielen möchte, wird von ihnen als Vorläufer verehrt; daß seine Gedanken zeitweilig in Vergessenheit gerieten, gibt ihnen den Anlaß, sie zu erneuern. Doch nun: den erklärten „Anhängern der Überlieferung“ vorzuwerfen, sie kopierten gedankenlos, ist falsch. Auch bei ihnen vollzieht sich bewußt oder unbewußt eine leise Anpassung des alten Formenschatzes an die Bedürfnisse der Zeit. Ihre besten Schöpfungen wird ein künftiger Kunsthistoriker durchaus als originale Werke unsres Jahr-

Digitized by Google

hunderts gelten lassen, denn es ist an ihnen der gleiche Vorgang festzustellen, den Osborn in der französischen Möbelindustrie beobachtete: „Die alten Grundformen werden übernommen, aber nicht sklavisch nachgebildet, sondern durch Benutzung der neuen Ideen modifiziert, im Anschluß an die komfortable Zweckmäßigkeit der amerikanischen, an die ruhige Eleganz der englischen, an die konstruktive Logik der belgischen Möbel weitergebildet.“ Dadurch, daß das alles von den Theoretikern geflissentlich verkannt wird, erzeugen sie künstlich eine Schärfe des Gegensatzes, die gar nicht vorhanden ist. Und sie rufen eine Schärfe der Abwehr hervor, die nicht nötig wäre, jedenfalls aber der ruhigen gewerblichen Entwicklung nicht zuträglich ist.

Sie verkennen aber auch, daß sich in der Mannigfaltigkeit der gewerblichen Betriebe die Staffelung des Bedarfes annähernd spiegelt und daß es dilettantischer Radikalismus ist, wenn in voreiliger Verallgemeinerung dem einen Betriebe als Muster vorgehalten wird, was dem andern glückte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß gewisse einzelne Betriebe nur deshalb ihre ganze Produktion auf künstlerische Basis stellen konnten, weil hundert andre die Befriedigung jenes Bedarfs übernehmen, der ästhetisch ungeschult ist. Wenn nicht eine ganze Reihe von kunstgewerblichen Firmen die Formen der historischen Überlieferung pflegten, so würden die andern sich nicht auf die Entwicklung eines neuen Zeitstils spezialisieren können. Ja, wenn nicht irgendwie der eben vorhandene Bedarf an Minderwertigkeiten gedeckt würde, dann wäre es auch nicht möglich, ganze Betriebe der Qualitätsproduktion zuzuführen.

Das alles besagt natürlich nichts gegen die energische Propaganda der gewerblichen Erneuerung und Veredlung. Die Geister sind dadurch aufgerüttelt worden und sie sollen auch wach bleiben. Wenn man aber am wirtschaftlichen Körper kurieren will, dann soll man sich auch die Mühe geben, ihn genauer kennen zu lernen. Damit man über die Kräfte, die in ihm wirken und die nun mal nicht auszuschalten sind, wenn er am Leben bleiben soll, richtige Vorstellungen bekommt.

Johannes Buschmann

Sozialästhetische Pflichten 1

Ohne Zweifel gibt es höhere Pflichten als die des „Geschmackvollseins“, oder besser gesagt: die Gebiete, auf denen der Mensch Geschmacksentscheidungen treffen kann, sind von sehr verschiedener Bedeutung für die Menschheit. Heute wird, so will uns scheinen, ein hoher Aufwand an ästhetischem Erleben in Kleinigkeiten vertan.

Wenn wir deshalb auch von jedem gewissenhaften Menschen die Erkenntnis dessen festgehalten wissen möchten, daß sich kein Mensch, mit dem er zusammenkommt, seinem Eindruck entziehen kann, so liegt uns hiebei nichts ferner, als ein „dekoratives“ Menschentum zu verkünden. Alle derartigen Versuche sind ihrem innersten Wesen nach verfehlt; sie zerreißen den Menschen in Kleid und Seele, in Naturerscheinung und Bewußtseinsoffenbarung. Nur lächerlich kommt uns darum so etwas wie das „Röllchenverbot“ vor, schlimmer noch als lächerlich im Hinblick auf den Ernst der Zeit die Ansicht eines modernen Kunstprofessors, der im Tragen einer nicht selbst geschlungenen Krawatte persönliche Unaufrichtigkeit erblickt. Mit solchen Lappalien

Digitized by Google

brauchen wir uns heute nicht weiter abzugeben.

Ich möchte zunächst von den rein sinnlichen Eindrücken des Menschen auf den Menschen sprechen, die dem Pflichtbewußtsein so leicht entgehen, weil wir sie nicht beabsichtigen und es uns somit vorkommt, als ob wir sie nicht oder nur in sehr beschränktem Maße bestimmen könnten. Hierher gehören zunächst die Eindrücke auf das Ohr: geräuschloses Benehmen wird immer als wichtige gesellschaftliche Rücksicht gelten müssen. Die Eindrücke auf Geruch- und Tastsinn werden durch die Vorschriften der Hygiene geregelt. Möglichste Neutralität im Geruch kosmetischer Mittel sollte Bildungssache sein. Kein Sinn wertet individuell so verschieden, wie der Geruchsinn, keiner löst lebhaftere Lust- und Unlustgefühle aus, keiner verbindet sich so unlösbar in der Erinnerung mit Seelenerlebnissen.

Was endlich die Gesichtseindrücke des Menschen auf den Menschen betrifft, so kann hier natürlich von reinen Gesichtseindrücken, wie sie etwa eine Blume oder eine Landschaft erregen, nicht die Rede sein. Der Mensch sieht im Menschen niemals nur ein Dekorationsstück, immer ein denkendes, wollendes, liebendes und hassendes Wesen. Der Mensch ist dem Menschen stets nur Symbol menschlicher Möglichkeiten, in letzter Hinsicht eigentlich nur Abbild der eignen Person.

Jeder Mensch sollte dessen eingedenk bleiben, daß er mitarbeitet an der Gestaltung und Umgestaltung des Begriffes vom Menschen bei jedem, der mit ihm zusammenkommt. In dieser Beziehung ist aber der Kleidung, der Haartracht, kurz allem rein Äußerlichen keine allzu große Bedeutung beizumessen.

Ordnung und Sauberkeit sind natürlich hier wie überall absolute menschliche Werte, elementare Rücksichten des Menschen auf den Menschen. Davon abgesehen ist es aber ruhig dem ästhetischen Gewissen jedes einzelnen zu überlassen, wie er sich kleiden mag. Er muß nur bedenken, daß die Menschen, die ihm auf der Straße begegnen, gezwungen sind, ihn anzusehen, schon um ihm ausweichen zu können. Alles Auffallende in der äußeren Erscheinung muß daher ganz ebenso als plumper Eingriff in das Seelenleben der Mitmenschen angesehen werden, wie zum Beispiel die widerliche Großstadtreklame. Es wird damit ein ungebührlich großer Anteil von dem Bewußtseinsleben des Mitmenschen beansprucht, das bekanntlich stets nur für wenige Vorstellungen zu gleicher Zeit Raum bietet. Begegnen wir einer auffälligen Erscheinung, so ist damit unsere stille zusammenhängende Seelentätigkeit unterbrochen. Das mag übertrieben erscheinen, aber doch nur deshalb, weil wir die Tiefe und Wirksamkeit solcher zufälliger Eindrücke unterschätzen — eine Tatsache, die jeder Psychologe kennt, und für die Beispiele in Fülle angeführt werden könnten. Gelang es doch unlängst, einen Sprachunkundigen in der Hypnose einen arabischen Spruch nachschreiben zu lassen, den er nur einmal gesehen hatte.

Die Vermeidung alles grell und häßlich Auffallenden und damit des Störenden und Zerstörenden im äußeren Auftreten wäre aber auch alles, was als allgemeingültig hingestellt werden kann. Vom Menschen zu verlangen, er solle sich in seinem Äußern irgendeiner Umgebung anpassen, hieße die Art des Eindrucks verkennen, den der Mensch auf den Menschen ausübt. Unauflösbar verbinden sich mit dem Eindruck der äußern Erscheinung des einen auf den andern Vor-

Digitized by Google

stellungen geistiger und sittlicher Art: der Mensch ist dem Menschen alles in allem genommen Ausdruck geistig-sittlicher Werte. Und das in unmittelbarer Weise vor allem durch seinen Gesichtsausdruck.

Es muß darum ein für allemal gesagt sein: Eine harmonische menschliche Erscheinung, ein ästhetisch einwandfreies, menschliches Äußere ist überhaupt nicht künstlich zu erzielen, kann überhaupt nicht bewußt erreicht werden.

Denn eine harmonische menschliche Erscheinung bedeutet den natürlichen und notwendigen Ausdruck eines harmonischen Seelenlebens. Wenn nun auch freilich die Rücksicht auf den Nebenmenschen noch keinen Antrieb zur Selbstvervollkommnung zu geben vermag, so sollte doch jedes bereits vorhandene sittliche Streben von dem Bewußtsein jenes Zusammenhanges mit dem Mitmenschen geregelt sein. Eine gewisse Ordnung, ein gesundes Gleichmaß sollte immer die Arbeit am eigenen Ich beherrschen; es dürfen nicht die nächsten Ziele übersprungen werden, zwischen Wollen und Können darf kein Abgrund klaffen. Eine solche harmonische Gestaltung der Selbstvervollkommnung könnte sich sehr wohl ergeben aus der Erkenntnis, daß seelische Unordnung selbst bei höchsten Endzielen im Mitmenschen einen unlusterregenden, das heißt hemmenden Eindruck erzeugt. Wer solcher Erkenntnis seelische Harmonie verdankt, der ist im Geben Empfangender geworden, ein Zusammenhang, der übrigens jeder sittlichen Betätigung eigen ist und recht eigentlich den Prüfstein bildet für die Lauterkeit des eignen Wollens.

Der Ausdruck harmonischen Seelenlebens bildet die stets wirksame und allein mögliche Korrektur einer von Natur aus unharmonischen äußeren Erscheinung. Die eigentliche Schönheit des Menschen ist eben doch geistiger Art. In diesem Sinne bleibt sie durchaus eigenes Verdienst, zugleich das einzige Selbstgeschaffene in der menschlichen Erscheinung. „Es ist der Geist, der sich den Körper bildet!“

Karl Nötzel

Der Schnapsverbrauch sinkt

Im Herbst vorigen Jahres ist bekanntlich vom sozialdemokratischen Parteitag der „Schnapsboykott“ verhängt worden. Seitdem hat sich bis zum September dieses Jahres Erzeugung und Verbrauch des Alkohols folgendermaßen gestaltet:

11 Monate 1909/10	Erzeugung	Trinkverbrauch	Gewerbl. Verbrauch
1909	4 168 112	2 300 618	1 425 847
1910	3 545 048	1 636 474	1 729 100
+ oder − als 1908/09	−14,9 %	−28,8 %	+21,2 %

Demnach wäre jetzt die ungeheure Menge von 664,144 Hektolitern Trinkbranntwein weniger verbraucht worden.

Der sozialdemokratische „Schnapsboykott“ allein hat das natürlich nicht zustande gebracht, die Erkenntnis von den Gefahren des Alkohols wächst Gott sei Dank in unserm Volke jetzt überhaupt rasch. Aber sehr wesentlich mitgewirkt hat jener Boykott unzweifelhaft, er zeugt von einer so energischen Willensentfaltung, daß die nicht-sozialdemokratische Gesellschaft davon lernen könnte.

Vom Recht

Tötung von Staats wegen

Nach den Zeitungen ging es auf dem heurigen deutschen Juristentag in Danzig bei der Todesstrafe am lebhaftesten zu. Im Widerspruch zu der Stimmung der Rechtswelt in den sechziger Jahren

Digitized by Google

und trotz kräftiger Gegenstimmen hat heuer seine Mehrheit sich mit dem Vorentwurf bei Mord, Hochverrat und einigen andern schwersten Verbrechen für ihre Beibehaltung ausgesprochen. Dieser Meinungswechsel scheint trotz der ganz gewährlosen Zusammensetzung der Juristentage doch kein bloßer Zufall zu sein: Haben doch zum Beispiel in der Schweiz, nach Beseitigung der Todesstrafe im ganzen Bundesgebiet im Jahre 1874, fast alle deutschen Kantone von der Erlaubnis des Bundesrats von 1879, sie wiedereinzuführen, Gebrauch gemacht, und hat doch die französische Deputiertenkammer erst im Dezember 1908 entgegen einem Gesetzentwurf auf ihre Beseitigung ihre Beibehaltung beschlossen.

Liegt so die Todesstrafe im Zuge der Zeit, so fragt es sich für uns, ob und wieweit sie sich mit Menschheitserhöhung verträgt. Da besteht nun wohl kein Zweifel, daß es von Menschen stammende Geschöpfe gibt, die so vertiert sind, daß sie ohne Wert für uns und ohne Aussicht auf Besserung durch ihr Dasein und Verhalten die Menschheitsentwicklung nur stören und hemmen. Gibt man dies zu, so ist die Beseitigung solcher Geschöpfe durch Tötung durchaus mit dem Menschheitserhöhungszweck vereinbar. Indes bedarf diese grundsätzliche Antwort zuerst einer Erläuterung und sodann einer Prüfung auf ihre Durchführbarkeit.

1. Tötung von Staats wegen ist etwas anderes als Todesstrafe. Eine Rechtsordnung mit Todesstrafe ist grundsätzlich so gestaltet, daß sie ganz bestimmte Verbrechen voraussetzt, und daß wenn eins vorliegt, auf Todesstrafe erkannt werden muß. Es liegt aber auf der Hand, daß nicht jeder, der ein solches Verbrechen beging, auch von Menschheitserhöhungs wegen lebensunwürdig ist, und daß umgekehrt mancher es ist, der mit Tod bedrohte Verbrechen zu begehen vermeidet.

2. Unter welchen Voraussetzungen im einzelnen soll nun eine solche Tötung stattfinden? Und wer soll entscheiden, ob sie vorliegen? Die erste dieser beiden Fragen kann hier natürlich nur aufgeworfen und zur öffentlichen Besprechung gestellt werden. Zu der zweiten ist zu sagen, daß das Verfahren mit stärkster Gewähr für parteipolitische, konfessionelle, wirtschaftliche usw. Voraussetzungslosigkeit ausgestattet sein müßte, und daß die entscheidende Behörde nicht, wie jetzt, ein zufällig zuständiges Gericht sein dürfte, sondern eine einzige, ständige aus Juristen, Ärzten und Laien bestehende Körperschaft zu fordern wäre, deren Aussprüche nicht die Bedeutung von Urteilen, sondern von besonderen Gesetzen hätten, eine Art ständiger Gesetzeskommission also, über deren Verhältnis zur bestehenden Gerichtsordnung wir uns hier nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen.

Zum Schluß noch dies: Wem dieses staatliche Tötungsrecht wider das Gemüt geht, der bedenke, wie sehr viel mehr sein Gemüt erst leiden würde, wenn nicht jahrtausendelang bei unsern und andrer Völker Vorfahren ein hausväterliches Tötungsrecht durch Beseitigung alles kranken, schwächlichen und gebrechlichen Nachwuchses dafür gesorgt hätte, daß wir Nachfahren eine leidlich gesunde, kräftige und zähe Auslese geworden sind. Karl Polenske

Jugendfürsorge als Wahlparole?

Zu den Tagesereignissen

Wir lesen den Rat: Die Regierung möge ihre Politik zunächst nicht nach wirtschaftlichen

Digitized by Google

Fragen orientieren, sondern lieber solche Gebiete aufsuchen, bei deren Bearbeitung sie auf die Mitwirkung einer namhaften Mehrheit rechnen kann. Dafür wäre zum Beispiel die Fürsorge für die schulentlassene Jugend geeignet. „In einer solchen gemeinsamen positiven Arbeit, an der die Eltern aus allen Ständen teilnehmen würden, weil sie alle ein und dasselbe Interesse an der Jugend haben, müßte sich auch eine Basis für die politische Annäherung finden." Diesen Vorschlag machen die Grenzboten (Jahrg. 69, Heft 37). Wenn auch unser politisches Leben noch nicht reif genug sein dürfte zur Aufnahme und reinen Durchführung solch wichtiger Kulturfragen (vorläufig würde wohl nur die Jugend zu politischen Zwecken mißbraucht und wäre nur Mittel) — so scheint es uns dennoch von Wert, daß solche „unpolitische" Vorschläge von Zeit zu Zeit und immer öfter ausgesprochen werden — wir meinen: unsre Politik wird sich allmählich daran gewöhnen müssen, sich mit derlei Kernproblemen zu beschäftigen.

Mann und Weib

Aufwarten und empfangen

Wir haben schon früher gegen die Weise gesprochen, mit der in Berlin fremde Monarchen durch die Häupter der Stadt begrüßt werden: Aufmarsch bei Regen und Sonnenschein am Berliner Tor, Ansprache an den hohen Herrn im Wagen, allergnädigstes „danke!", Weiterfahrt Seiner Majestät, Stehenbleiben und Abtrollen der Bürgervertretung. Jetzt ist unser Kaiser in Wien gewesen, und man weiß aus seinen eignen Worten, wie erfreut er den Empfang dort empfunden hat, aber von einem Aufwarten beim Tor am Kutschenschlag war auch dort keine Rede; der Bürgermeister erwartete den Kaiser am Rathausaufgang, im Heim der Stadtvertretung, wohin der Kaiser als Besucher kam. So ist's würdig für beide Teile, der Berliner Brauch dagegen ist eine Würdelosigkeit, die in ganz Europa belacht wird, so oft man sie durch die illustrierten Blätter im Bilde verbreitet. Machte man sich dabei allein über die Berliner Magistratsleute lustig, die bei all ihrem politischen Fortschritts-Liberalismus nicht das bißchen Mannheit aufbringen, zu sagen: „das tun wir nicht mehr" — es ginge noch an. Aber man beurteilt nach dieser hauptstädtischen Komödie das deutsche Bürgertum überhaupt, und so trägt jede ihrer Aufführungen dazu bei, den Ruf, wir seien ein Bedientenvolk, zu kräftigen. A

Zur Frage des Mädchendienstjahrs

sind uns auf den Aufsatz von Nordhausen (XXIII, 21) zustimmende Äußerungen von sehr verschiedenen Seiten zugegangen. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß der Gedanke des Mädchendienstjahres bereits in weiten Kreisen lebt. Darf man bereits darangehen, ganz nüchtern-sachliche Vorschläge für seine praktische Durchführung zu machen? Wir veröffentlichen einen solchen Vorschlag, den uns Frau Elisabeth Gnauck-Kühne sendet und der uns des Nachprüfens außerordentlich wert scheint:

Will man die Verwirklichung eines so neuartigen (wenn auch nicht völlig neuen*) Gedankens anbahnen, so gilt es zunächst, eine Anknüpfung an Bestehendes

* Bereits Henriette Schrader, nach ihr Helene Lang, Ida von Kortzfleisch, der Koblenzer Divisionspfarrer Fabarius und Dr. W. Biese traten für das Mädchendienstjahr ein.

Digitized by Google

Heinrich Wolff, Mutter und Tochter. Schattenriß

Digitized by Google

Heinrich Wolff, Riesenspielzeug. Schattenriß

Digitized by Google

zu suchen. Eine solche bieten die Fortbildungsschulen für das weibliche Geschlecht, deren erste in Berlin von Frau Henschke gegründet wurde. Seither ist von Frauenkreisen eine rege Agitation für die Fortbildung der schulentlassenen Mädchen entfaltet worden. Natürlich kam dabei nicht sowohl diejenige Bevölkerung in Frage, welche die weibliche Jugend nach der Schule gewohnheitsmäßig in Pensionate schickt, sondern die, deren schulentlassene Töchter in Dienst, Fabrik, Ladengeschäft gehen. Bald zeigte sich aber, daß die Gelegenheit zur Fortbildung eher zu schaffen war, als der Trieb dazu. Ja: daß gediegene Ausbildung zunächst gar nicht gewünscht wurde. So konnte zum Beispiel in Frankfurt a. M. eine städtische Handelsschule mit dreijährigem Kursus neben einer andern mit zweijährigem nicht bestehn. Der Gedanke, daß das Mädchen „doch" heiratet, ließ seine Fachbildung überflüssig erscheinen. So folgte der Agitation für Gelegenheit zur Fortbildung bald die Erkenntnis, daß die Benutzung obligatorisch werden müßte. Fortbildungsschulzwang wurde die Losung. Die dahin zielenden Bestrebungen hatten nicht überall den gleichen Erfolg. Baden und Württemberg führten durch Landesgesetz den Zwang fachlicher Fortbildung für Mädchen ein. Von Reichs wegen wurde die Verpflichtung fachlicher Fortbildung abgelehnt, wohl aber zugegeben, daß sie wünschenswert sei. Jede Gemeinde erhielt nach der Gewerbeordnung das Recht, den pflichtmäßigen Besuch der Fortbildungsfachschule für junge Mädchen des Handelsgewerbes durch Ortsstatut einzuführen. Die leitenden Kreise befreunden sich, wie es scheint, immer mehr mit dem Gedanken der fachlichen Fortbildung der erwerbstätigen Mädchen, der neue preußische Gesetzentwurf über den Fortbildungsschulzwang gewerblicher Arbeiter gibt den Gemeinden die Möglichkeit, den pflichtmäßigen Besuch einer Fortbildungsfachschule auch auf die Arbeiterinnen, die nicht dem Handelsgewerbe angehören, auszudehnen. Wenn dieser Gesetzentwurf im preußischen Landtage angenommen wird, wird die Reichsgewerbeordnung bald nachfolgen. Dann haben wir die Möglichkeit, die ganz überwiegende Mehrzahl der erwerbstätigen Schulentlassenen zur Fortbildung heranzuziehen. Damit läge die Sache so, daß die untern Klassen pflichtmäßig, die obern Klassen gewohnheitsmäßig für die Ausbildung ihrer Töchter nach der Schulentlassung noch etwas tun. Sind wir dahin gekommen, so müßte auf dem Wege zum hausmütterlichen Dienstjahr der nächste Schritt der sein: daß die Fortbildungsfachschule zwangsweise Haushaltkunde (mit praktischen Übungen) einführt als ein Fach, das keine Schülerin versäumen darf. Das Pensum dieser Haushaltungskunde würde sich an das Ziel der Volksschule angliedern, es würde als Oberstufe organisch fortsetzen, was die Volksschule erreicht hat. In den besitzenden Klassen hat ja das Bedürfnis nach hausmütterlicher Ausbildung der Mädchen erfreulich zugenommen, wie die stets wachsende Zahl der Haushaltschulen zeigt. Freilich ist damit noch keinerlei Bürgschaft für die hausmütterliche Vorbildung der „höheren Töchter" geboten. Zu einer verläßlichen Vorbildung werden wir ohne kleinen Befähigungsnachweis schwer kommen. Der freiende Beamte oder Offizier kann heute noch möglicherweise eine Gattin heimführen, die ihm das gewünschte

Digitized by Google

„weich gekochte“ Ei nicht schaffen kann, weil es nicht weich werden will, obschon sie es eine volle Stunde gekocht hat. Die Einführung des pflichtmäßigen Besuchs einer Haushaltschule mit Abgangsprüfung und Befähigungsnachweis würde in den besitzenden Klassen nur die befremden, die den Zwang nötig haben. Diejenigen Familien, die ihre Töchter sowieso in eine Haushaltschule schicken, würden ihn deswegen begrüßen. Schließlich würden sich dann auch die obersten Zehntausend fügen, die zwischen Schulstube und Ehe im Leben der Tochter nur einen Zwischenakt sehen, den man mit beschäftigtem Müßiggang ausfüllt.

Auf dieser Entwicklungsstufe würde sich folgendes Bild bieten: In der Volksschule lernen die Mädchen die Elemente der Hauswirtschaft. An die Volksschule schließt sich die Fortbildungsschule. Hier wird auf das aufgebaut, was die Volksschule erreicht hat. Die Entlassenen der höheren Mädchenschule besuchen eine Haushaltschule mit größerem Pensum als die Fachfortbildungsschule. Dazu haben wir anzustreben: 1. Zwangsweise die Einführung der Kochstunde in alle Volksschulen. 2. Fortbildungsschulzwang für die erwerbstätigen Mädchen. 3. Einführung der Haushaltkunde in die Fortbildungsfachschulen. 4. Pflichtmäßiger Besuch einer Haushaltschule für die „höheren“ Mädchen.

Ansätze zu dieser Entwicklung gibt es schon überall. Und ist jene Stufe einmal erreicht, so ist der Fortschritt zum weiblichen Dienstjahr nur mehr eine Frage der Organisation. Dabei wäre die Anknüpfung gegeben: in der Form an die Haushaltschule mit Internat, im Stoff an das Pensum der Fachschule. Der Lehrplan müßte elastisch und vielseitig und mehrstufig sein. Auch die Männer werden nicht alle zum gleichen Grade und nicht alle bei derselben Truppe ausgebildet; auf der breiten Schicht der Gemeinen steht der Unteroffizier und Offizier. So müßte die Masse der Mädchen bis zu einem bescheidenen Grade — dies aber ohne Ausnahme — hauswirtschaftlich und hausmütterlich geschult werden. Über dieser Schicht der Gemeinen ständen die Grade der besser geschulten bis zu den führenden Generalstäblern. Diese würden von den Frauen dargestellt, die sich berufsmäßig der Unterweisung in den hauswirtschaftlichen Pflichten widmen, ihr Arbeitsgebiet beherrschen und zu beruflich-disziplinierter, also gelernter Arbeit emporheben.

Die erforderlichen Mittel müssen sich mit der Zeit auch bei uns finden. Mit der Industrialisierung Deutschlands wächst der Reichtum. Die kleine Schweiz zählte im Jahre 1902 schon 214 Mädchenfortbildungsschulen und brachte 700 000 Fr. dafür auf. Wenn man meint, für die großen erforderlichen Geldopfer könne und solle die Gesamtheit sozialen Dienst als unmittelbare Gegenleistung verlangen, so wäre darauf hinzuweisen, daß der Staat auch vom Soldaten zunächst nichts andres verlangt, als daß er sich ausbilden läßt. So müßte auch von den Mädchen zunächst nichts weiter verlangt werden, als daß sie sich zu tüchtigen Arbeiterinnen auf verschiednen Gebieten weiblicher Tätigkeit ausbilden und disziplinieren lassen, gleichviel ob sie die Küche, die Kranken-, die Kinder- oder die Schneiderstube im besonderen sich erwählen. Den Lohn erntet der Staat später mittelbar. Wohl aber ist hier ein Umstand in Betracht zu ziehen, der bei den Militär-

Digitized by Google

pflichtigen wegfällt. Unsre deutschen Jünglinge erwählen alle einen Beruf, sie arbeiten. Von unsern Töchtern ist ein statistisch leicht festzustellender Prozentsatz zwischen Schule und Ehe dem Müßiggang geweiht. Wer diese brachliegende Kraft auslöst, dient dem Individuum und der Gesamtheit zugleich. Die unbeschäftigten Haustöchter müßten zu sozialen Diensten herangezogen werden in Volksküchen, Krippen, Kindergärten und Horten, bei Schulspeisungen, Nähabenden, Volksunterhaltungsabenden, Vereinen, in Krankenhäusern und so fort.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß trotz der zunehmenden Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts die weit überwiegende Mehrzahl der Mädchen in die Ehe tritt. Nach der letzten Zählung heiraten von vier Mädchen drei. Bedenken wir nun, daß wir von keinem Mädchen vorher wissen können, wie sein Los fällt, daß wir vernünftigerweise von keinem Mädchen annehmen dürfen, es sei nicht zur Ehe bestimmt, so erscheint es als eine gebieterische Pflicht, jedes Mädchen wenigstens in den Elementen der Hauswirtschaft soweit vorzubilden, daß sie im Heiratsfalle „auf Avancement weiterdienen“ kann.

Elisabeth Gnauck-Kühne

Die Lehrer an höheren Schulen hinter den Volksschullehrern?

Die Gesellschaft ist in ihrer Unterhaltung wieder einmal bei dem Thema „Schule, Schüler, Eltern“ angelangt. Alle Anwesenden sind darüber einig, daß zwischen den höheren Schulen und dem Publikum noch immer kein gutes Einvernehmen aufkommt trotz all der wohlmeinenden Bemühungen. Es zeigt sich, daß die öffentliche und private Meinung noch immer zu Klagen, ja zu Anschuldigungen gegen die höhere Schule bereit ist. Doch ist immerhin ein Unterschied gegenüber früheren ähnlichen Debatten da: Der Streitruf „hie humanistisch! hie realistisch!“ beherrscht nicht mehr in dem Maß wie früher das Gespräch. Den Kritikern kommt es heut weniger darauf an, was in den höheren Schulen, sondern mehr darauf, wie gelehrt wird. Nicht mehr die Lehrpläne werden so sehr diskutiert, wo verständige Laien beisammen sind, die die Grenzen ihrer Urteilsfähigkeit kennen, als vielmehr der Geist, in dem sie durchgeführt werden. Und endlich gipfelt das Gespräch in einer jener Pauschalbehauptungen, die bei solchen Diskussionen unvermeidlich scheinen. Die Lehrer der höheren Schulen, so etwa wird erklärt, zeigten den wichtigsten Fragen der Gegenwart gegenüber nicht die Teilnahme, die man bei ihrer verantwortlichen Stellung, bei der Dauer und dem Gewicht ihrer Vorbildung erwarten müßte. Und man vermisse sie oft da, wo Kultur-Neuland gerodet werde. Um so mehr, als gerade an solchen Stellen die Kollegen von der Volksschule so vielfach tüchtige Arbeit leisten. Erklärlich, sagt man, daß bei solchem Verhalten der Einfluß der Gymnasiallehrer im Ganzen unsrer Kultur geringer sei, als der der Volksschullehrer, erklärlich, daß sogar die Kernfragen der höheren Bildung schon lange nicht mehr in jenen Kreisen entschieden würden, die von Berufs und Amts wegen denn doch die nächsten dazu sein sollten.

Der Kritiker, der sich so weit vorwagt, wird nur mit Zurückhaltung bekämpft. Behutsamere Leute beschränken sich darauf, Einzelbeobachtungen vorzubringen.

Ein junger Student darf aus

Digitized by Google

ganz frischer Erinnerung heraus das geringe Verständnis beklagen, das einige seiner ehemaligen Lehrer für neuere Literatur und Kunst, für eine modernere Geschichtsauffassung, für jüngere Gedanken überhaupt gezeigt haben. Man hört den jungen Tadler mit Zustimmung an, und wenn man sein Urteil auch nicht als reif und voll gelten läßt, erkennt man ihm doch symptomatische Bedeutung zu.

Ein junger Lehrer, der als einziger ganz Sachkundiger der Gesellschaft angehört, sieht das Gespräch eine Wendung nehmen, die auf Seitenwege führt. Man bittet ihn um seine Meinung und er bestätigt zunächst durch persönliche Erfahrungen die in der Gesellschaft herrschende Meinung. Er hat bei sonst tüchtigen Schulmännern Rückständigkeiten und veraltete Anschauungen erlebt, deren sich ein tüchtiger Volksschullehrer in der Tat schämen würde. Für Bücher und Bilder, die längst in der Öffentlichkeit wie in der Volksschule unbestrittene Geltung haben, hat er gelegentlich den Einlaß ins Gymnasium gegen den Direktor und den halben Lehrkörper erkämpfen müssen. Und für einen Zusammenhang ihrer Berufsarbeit mit dem heutigen Leben der Nation zeigen in der Tat nicht allzuviele seiner Kollegen Verständnis.

Aber er begnügt sich nicht mit derlei Einzeltatsachen, die ohne Kenntnis der größeren Beziehungen dem Außenstehenden doch in falschem Lichte erscheinen. Das, meint er zunächst, ginge doch wohl im Ernst nicht an, einen ganzen *Stand* des Mangels an geistiger Regsamkeit zu zeihen. Was man allenfalls wagen könne, allgemeiner zu behaupten, das sei eine unzweckmäßige *Richtung* der geistigen Kräfte. Oder besser: das *Vorherrschen* einer solchen Richtung, die neben vielen inneren Nachteilen auch noch den äußeren hat, dem Publikum unverständlich zu bleiben. Das Publikum lernt die Privatbeschäftigungen der Lehrer aus dem Schulprogramm kennen. Es findet da Themen wie: „Die Quellen Virgils für die Darstellung der Irrfahrten des Aneas". Oder: „Beiträge zur Textkritik des Miles Gloriosus". Oder: „Die lateinische Rätselpoesie der Angelsachsen im Mittelalter". In der Tat, derlei Themen sind immer noch in der Überzahl gegen die praktisch-pädagogischen. Unverhältnismäßig viele Lehrer an höheren Schulen widmen ihre ganze freie Zeit und Kraft irgendwelchen rein theoretischen Spezialstudien. Das Ideal rein wissenschaftlicher Weiterbildung ohne alle Rücksicht auf die Praxis gilt vielfach in ihren Kreisen als *das* Bildungsideal. Zumal es von „oben" durch Stipendien, Studienurlaub und so fort ausdrücklich unterstützt wird. Ach, derlei Begünstigungen sind äußerst schwer zu erlangen, wenn der betreffende Lehrer Bildungsziele allgemeiner oder persönlicher Art angibt. Irgendeine Spezialarbeit aber hat den Herren „oben" immer einen intensiv wissenschaftlichen — und dabei unbedenklichen Geruch.

Nun wird gewiß niemand bestreiten, daß ein geistiges Weiterstreben, auch rein wissenschaftlicher Art für den Lehrer nicht nur wertvoll, sondern geradezu notwendig ist. Gefährlich aber ist für seinen Beruf das Vorwiegen rein theoretischer Interessen, wenn es den Sinn für praktisch-pädagogische Arbeit erstickt, und gar ein Fachstudium, wenn es befangen macht im Erkennen der Eigen- und Sonderbegabung der Schüler. Dazu führt aber ein einseitig fachliches Streben nur allzuoft. Jedenfalls ist es

Digitized by Google

nicht geeignet, die Persönlichkeit des Lehrers so zu gestalten, daß sie vorbildlich, reich und lebendig wirkt. Keinesfalls vorbildlich für Schüler, die ins praktische Leben hineinwachsen. Derartigen Fachmenschen geht jeder führende und Leben weckende Einfluß auf die Jugend ebenso wie der Zusammenhang mit dem Kulturleben der Nation verloren.

Die Gesellschaft wundert sich nun freilich, wie eine ganze Berufsklasse von einem Ideal beherrscht sein kann, das mit den Aufgaben des Berufes in vielfachem Widerspruch steht.

Da gelangt endlich der Gewährsmann, den sich die Gesellschaft gewählt hat, zum Kern seines Themas: Jenes Ideal, erklärt er, ist *nicht aus den lebendigen Anforderungen des Berufes erwachsen, es ist künstlich aufgepfropft*. Jene ominösen Programmaufsätze sind oft Fortsetzungen von Doktordissertationen und Universitätsarbeiten. Die meist ganz äußerlich anerzogene Fähigkeit zu solchen Arbeiten ist das einzige Können, das der junge Lehrer neben hochgehäuften Fachkenntnissen von der Universität mitnimmt. Ist er gewissenhaft, so ist seine Lehrzeit vollkommen ausgefüllt mit rein theoretischen fachlichen Studien, die zwar im großen Zusammenhange einer als Lebensaufgabe erfaßten wissenschaftlichen Tätigkeit, nie aber an sich fruchtbar werden können. Und dennoch werden sie zum Selbstzweck; als Mittel zu einem praktischen Lehrberuf kommt nur ein verhältnismäßig kleiner Teil davon in Betracht. Nur wenige Universitätslehrer denken daran, daß sie zukünftige Lehrer, nicht Fachgelehrte zu bilden haben. Diese allen aufgezwungene Norm der Vorbildung zeitigt dann, wo sie nicht durch die Kraft der Persönlichkeit überwunden wird, je nach der Anlage des Studenten verschiedene Typen des berufsuntüchtigen Gymnasiallehrers. Sind theoretische Neigungen da, so wird oft ein haltloser, pseudowissenschaftlicher Dünkel erzogen, der sich mit einem Abscheu vor dem praktischen Beruf, vor der Beschäftigung mit den Schülern verbindet und so von vornherein zu einer gesunden Erziehertätigkeit untauglich macht. Kräftigere, praktisch gerichtete Naturen werden andrerseits geradezu in einen Ekel gegen alle Wissenschaft, ja alles geistige Leben hineingetrieben, sie vergeuden ihre empfänglichsten Jahre und finden in reiferen sehr schwer den Anschluß an die fortschreitende allgemeine Entwicklung. Selbst dem zum Jugendbildner geradezu Berufenen geht die frohe Aussicht auf die künftige praktische Wirksamkeit verloren, oft so sehr, daß er die Richtung verfehlt. Wieviel Kraft auf diese Art vergeudet wird, das weiß nur, wer dabei war. Zum Glück bringen die Wanderjahre wieder vieles ins gleiche, was die Lehrjahre falsch gerichtet haben. Aber die Krisen, ohne die es selten abgeht, sind gerade bei wertvollen Naturen so arg, daß oft die Persönlichkeit darunter Schaden leidet, daß Bitterkeit sich einschleicht und die Kluft zwischen Vorbildung und Beruf nie völlig überbrückt wird. Es bleibt in solchen Fällen zeitlebens bei Halbheiten, bei einem Schwanken zwischen theoretischem und praktischem Interesse, bei einem unversöhnten Zwiespalt, der die Kraft solcher Berufsmüden lähmt und auch sie zu „Zurückgebliebenen“ macht. Und zusammenfassend erklärt der junge Lehrer die Zustände unseres heutigen Universitätsstudiums, soweit es Lehrer vorbildet, für so unzweckmäßig, daß man mehr, daß man jedenfalls mit größerem Recht

Digitized by Google

von den Lehrern als von den Schülern behaupten könne: wenn sie sich entwickeln, so tun sie's nicht durch, sondern gegen ihre Schule.*

Gespräche wie das hier wiedergegebene sind nichts Seltenes. Sicher ist, daß in solchem Hin und Her viel unberufener Dilettantismus und manche ungerechte Erbitterung zu Worte kommt. Solange aber die berufenen Kreise mit der geplanten Reform der Lehrervorbildung nicht Ernst machen, und solange die Lehrer selbst von den Hochschulkreisen ein Reformieren erwarten, das immer wieder anzuregen ihre Sache ist, weil seine Aufgaben sich einzig und allein aus den praktischen Bedürfnissen des Berufs ergeben — solange darf man sich nicht wundern, wenn die den Mittelschullehrern ungünstige Stimmung unter den deutschen Gebildeten anderer Stände nicht weichen will. Ludwig Mahr

Unter uns

Programme für Dichterabende

bringt die 68. Flugschrift des Dürerbundes, die, 76 Seiten stark, eben erschienen ist. Die Sammlung will nicht etwa allgemeingültige Muster zu schablonenhafter Nachahmung geben, sondern Material zu selbständiger Arbeit. Was im kleinen Kreis Wertvolles geleistet wurde im Dienste unseres Volkes und unserer Dichtung, soll zur Anregung und Orientierung praktischer Bildungsarbeit einer weiteren Öffentlichkeit übermittelt werden. Die Flugschrift kostet 75 Pfennig.

Lebende Worte

Kunstwerk und Publikum

Wie dasselbe Ölgemälde, gesehen in einem finstern Winkel, oder aber wann die Sonne darauf scheint, — so verschieden ist der Eindruck desselben Meisterwerks, nach Maßgabe des Kopfes, der es auffaßt. Demnach bedarf ein schönes Werk eines empfindenden Geistes, ein gedachtes Werk eines denkenden Geistes, um wirklich da zu sein und zu leben. Allein, nur gar zu oft kann dem, der ein solches Werk in die Welt schickt, nachher zumute werden, wie einem Feuerwerker, der sein lange und mühsam vorbereitetes Erzeugnis endlich mit Enthusiasmus abgebrannt hat und dann erfährt, daß er damit an den unrechten Ort gekommen, und sämtliche Zuschauer die Zöglinge der Blindenanstalt gewesen seien. Und doch ist er so immer noch besser daran, als wenn er ein Publikum von lauter Feuerwerkern gehabt hätte; da, in diesem Fall, wenn seine Leistung außerordentlich gewesen, sie ihm den Hals hätte kosten können.

⧈

Wenn ich die Menschen beim Genusse der Werke großer Meister beobachte und die Art ihres Beifalls sehe, so fallen mir dabei oft die zur sogenannten Komödie abgerichteten Affen ein, die sich wohl ziemlich menschlich gebärden, dazwischen aber immer verraten, daß das eigentlich innere Prinzip jener Gebärden ihnen dennoch abgeht, indem sie die unvernünftige Natur durchblicken lassen.

⧈

Jeder, der ein Gedicht liest oder ein Kunstwerk betrachtet, muß aus eigenen Mitteln beitragen, die in jenem enthaltene Weisheit zutage zu fördern; folglich faßt er nur so viel davon, als seine Fähigkeit und seine Bildung zuläßt; wie ins tiefe Meer jeder Schiffer sein Senkblei so tief hinabläßt, als dessen Länge reicht.

Artur Schopenhauer

* Wir verweisen auf den Aufsatz im Novemberheft des vorigen Jahrganges über „Universitätsstudium und Bildung".

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Vor den Reproduktionen nach August Brömse müssen wir vor allem noch einmal an das erinnern, was in dem Rundschaubeitrage dieses Heftes über den Künstler gesagt ist: es gibt kaum einen zweiten, dessen Blätter der photomechanischen Wiedergabe so große Schwierigkeiten entgegensetzen. Zwar mit den Ölbildern geht's noch einigermaßen, bei den farbigen Radierungen aber werden selbst die feinsten Techniken, die für große Auflagen überhaupt in Frage kommen, grob. So ist das unserm Hefte vorgesetzte Bild annähernd so gelungen, wie das bei einer mechanischen Verkleinerung eben sein kann, die Wiedergabe nach dem „alten Liede" indessen gibt allen Mühen zum Trotz nur eine Ahnung vom Original (das viel weicher, träumerischer, duftiger ist), obgleich unsre Reproduktion außer den mechanischen Hilfsmitteln auch künstlerische Handarbeit herangezogen hat. Brömses wundersame Radierung mit der alten Mühlenmauer am Bach ließ sich auf keine Weise reproduzieren, nicht einmal farblos durch Photographie. Und wenn unsre Leser das Blatt „Erlösung" unsrer Reproduktion — ich muß schon sagen: nachfühlen wollen, so müssen sie so viel Phantasie zu Hilfe nehmen, wie etwa zur Übersetzung einer Landschaft aus scharfer Körperlichkeit bei klarem Licht in Silbernebelstimmung gehört. Alles auf dem Original dieses Blattes ist Duft.

Ganz Traum und zwar: Krankentraum ist das Bild der Sterbenden. Hier ist Griffelkunst von höchster Phantasie, in ihrer gewaltigerhabenen Stimmung deshalb sicherlich nur wenigen zugänglich. Wie schneckenhaft er kam, der Tod hat ihr armes Ich erreicht, nun schwebt es schon frei im Raum und sieht die Gestalten, die es erlösen, wie sie ihm zu drohen scheinen. Es geht bei aller Starrheit wie fliegender Fieberatem durch das ganze Bild. Die „Erlösung" zeigt dann die befreite Seele. Hoffentlich gelingt es uns später mit weiteren Bildern und vielleicht in neuen Techniken, die Leser näher an Brömse heranzuführen, als jetzt möglich ist. Vorläufig bitten wir sie, in den Ausstellungen graphischer Werke auf ihn zu achten, damit sie Originale von ihm sehen. Wer solche erwerben will, wendet sich wohl am besten unmittelbar an den Künstler, der in Prag lebt.

Unsre Illustrationsbeilage bringt eine Wiedergabe von Wrbas Dresdner „Rathausesel", zu dem in der Rundschau ein paar Worte gesagt sind.

Die Textbilder geben diesmal zehn köstliche Zeichnungen Moritzens von Schwind zu Mörikes Geschichte „Der Bauer und sein Sohn". Diese graziösen Entwürfe sind zu Schwinds Lebzeiten nie veröffentlicht, auch nie geschnitten oder gestochen worden — sie fanden einfach keinen Verleger. So unglaublich es klingt: zusammen mit dem Text erscheinen sie jetzt zum erstenmal: der vom Dürerbund herausgegebene „Schatzgräber" bringt diese Neuheit (für 10 Pfennige!) auf den Markt. Benutzen wir das, um unsern Lesern überhaupt eine Massenverbreitung der kleinen Schatzgräberhefte ans Herz zu legen.

In den Text druckten wir noch ein paar Schattenrisse aus den „Erzählungen einer kleinen Schere" von Heinrich Wolff, die bei Paul

Digitized by Google

Aberjahn in Königsberg erschienen sind. Das vom Kunstwart herausgegebene „Schattenspiel“ Wolffs kennen unsre Leser ja, es ist vor allem für die junge Welt bestimmt, die „Erzählungen einer kleinen Schere“ dagegen wenden sich an „Große“. Bezeichnend ist für alle Wolffschen Silhouetten, daß sie wirklich geschnitten, nicht wie die späteren Konewkas, gezeichnet sind — man wolle hierauf achten, um das Besondre des Schneide-Stils auch als einen besondern technischen Reiz zu empfinden. A

Wir fügen der Probe aus Gustav Mahlers Lyrik die Komposition desselben Gedichtes durch Theodor Streicher als des zweiten bedeutenden Wunderhornkomponisten hinzu. Nicht, um schulmeisterlich zu zeigen, wer es „besser“ gemacht hat, sondern um die künstlerischen Charaktere durch den Vergleich zu beleuchten. Sofort wird auffallen, daß Mahler an den Text spezifisch musikalischer heranging. Er spannt ihn in den Rhythmus einer reizenden, instrumental erfundenen Melodie, die bald in die Oberstimme, bald in den Baß tritt, treibt damit ein entzückendes kontrapunktistisches Spiel und setzt ihr mit einem schelmischen Kucku-Refrain neckende Lichter auf. Schon als absolutes Tonstück, als musikalisches Kunstgebilde wird man diesen Satz genießen können. Dagegen steht und fällt Streicher mit den Worten des Gedichtes. Er hat es komponiert, wie man mit Kindern spricht und diesen eigentümlichen Tonfall in geradezu verblüffender, drastischer Weise eingefangen und wiedergegeben. Stellen wie „Sind's gute Kind“ oder „Sehr böse Kind“, oder „Weit weg“ u. dergl. sind dafür besonders charakteristisch. Man glaubt die Handbewegung, die angenommene Feierlichkeit des Gesichtsausdrucks mitzusehen, und möchte sagen: Mahler komponiert das Gedicht für Erwachsene, als ein Phantasiestück über ein kindliches Motiv; Streicher hat ein ideales Kinderpublikum vor Augen. Mahler schafft ein köstliches Musizierlied; Streicher eine naturalistische Improvisation von dramatischem Charakter. Den gebildeten Musiker wird daher Mahler mit seinen feinen artistischen Qualitäten ohne Zweifel mehr anziehen und fesseln, wogegen auf den musikfreundlichen Laien die Unmittelbarkeit der Streicherschen Tonsprache vielleicht den stärkeren Eindruck machen dürfte. Am Ende kann ein Cuvier der Musik aus diesen beiden — nebenbei der ersten Periode ihres Schaffens angehörenden Liedern — die ganze Eigenart der beiden, ihrem ganzen Wesen nach so grundverschiedenen Künstler rekonstruieren. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

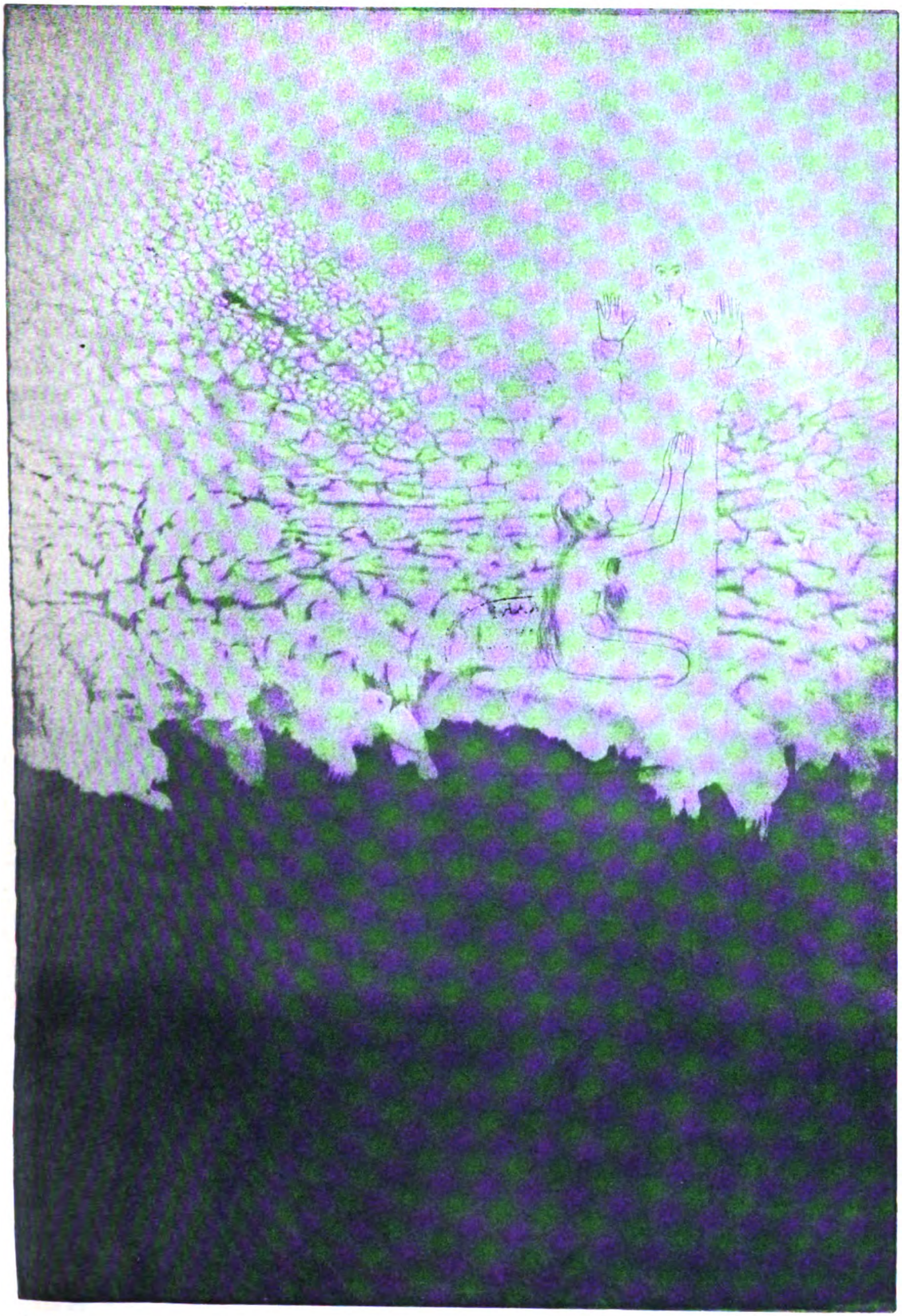
August Brömse

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



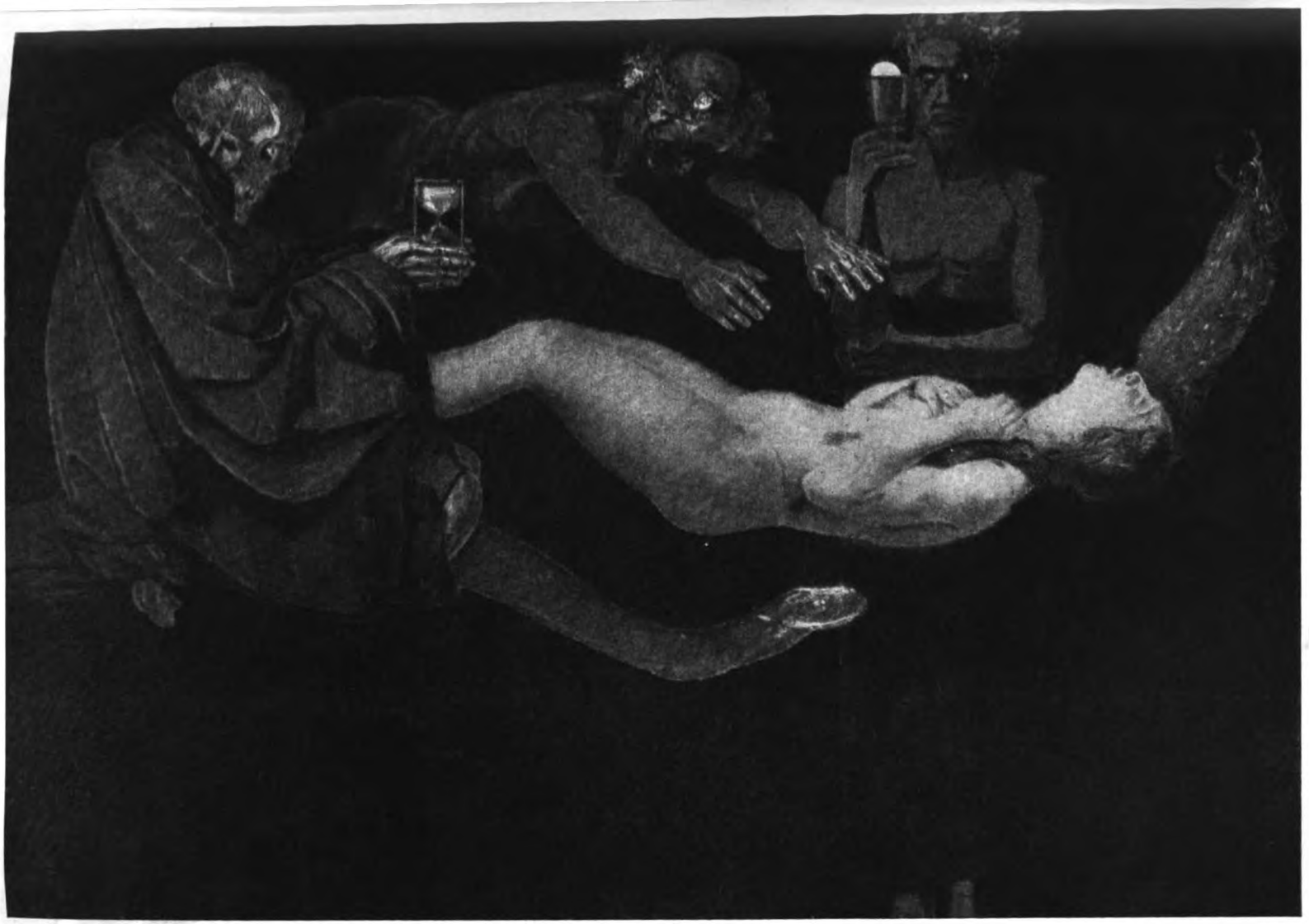
KW

AUGUST BROMSE

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

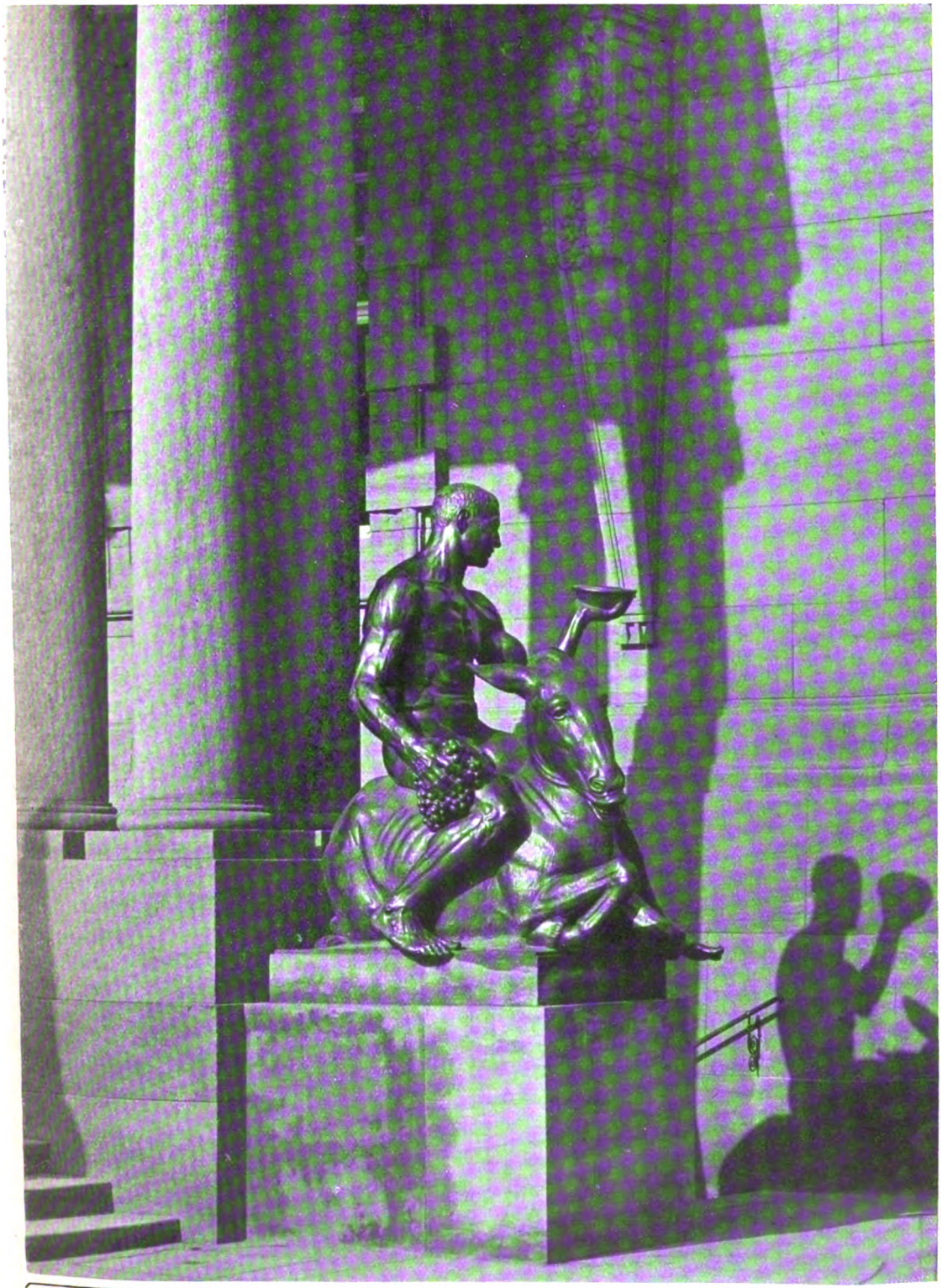


AUGUST BRÖMSE

KW

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

GEORG WRBA

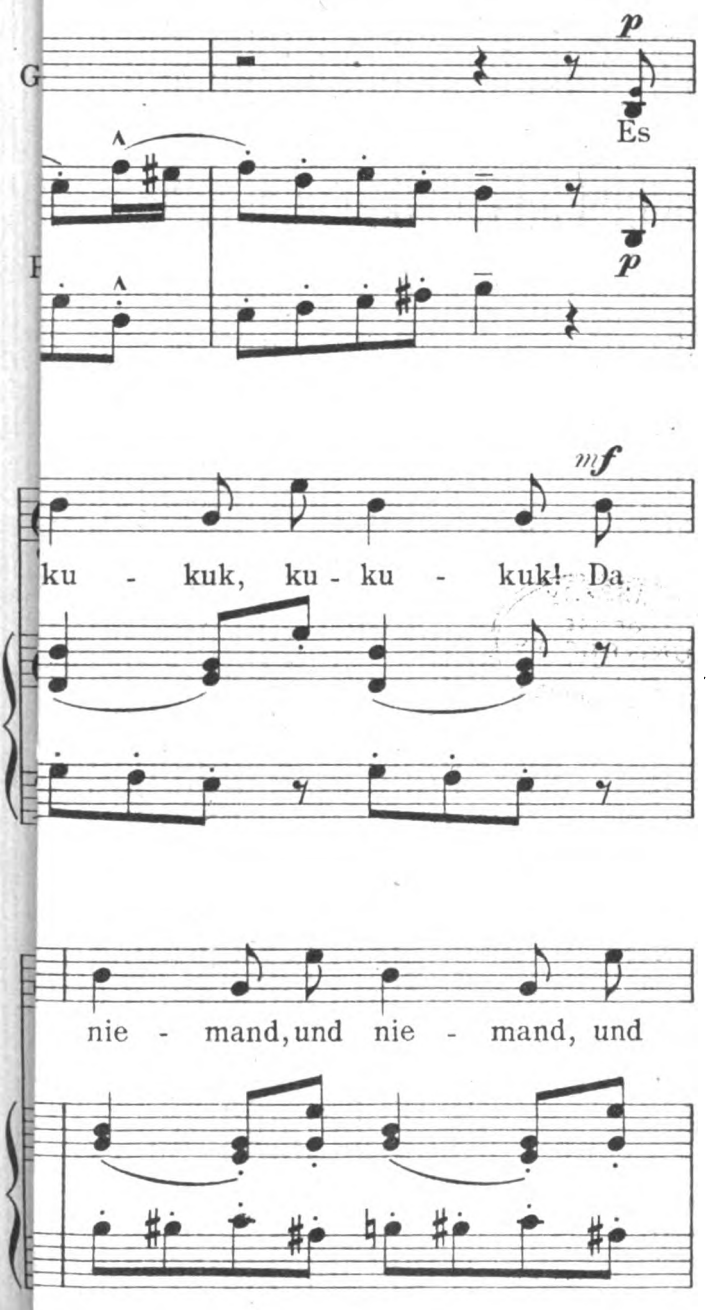
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

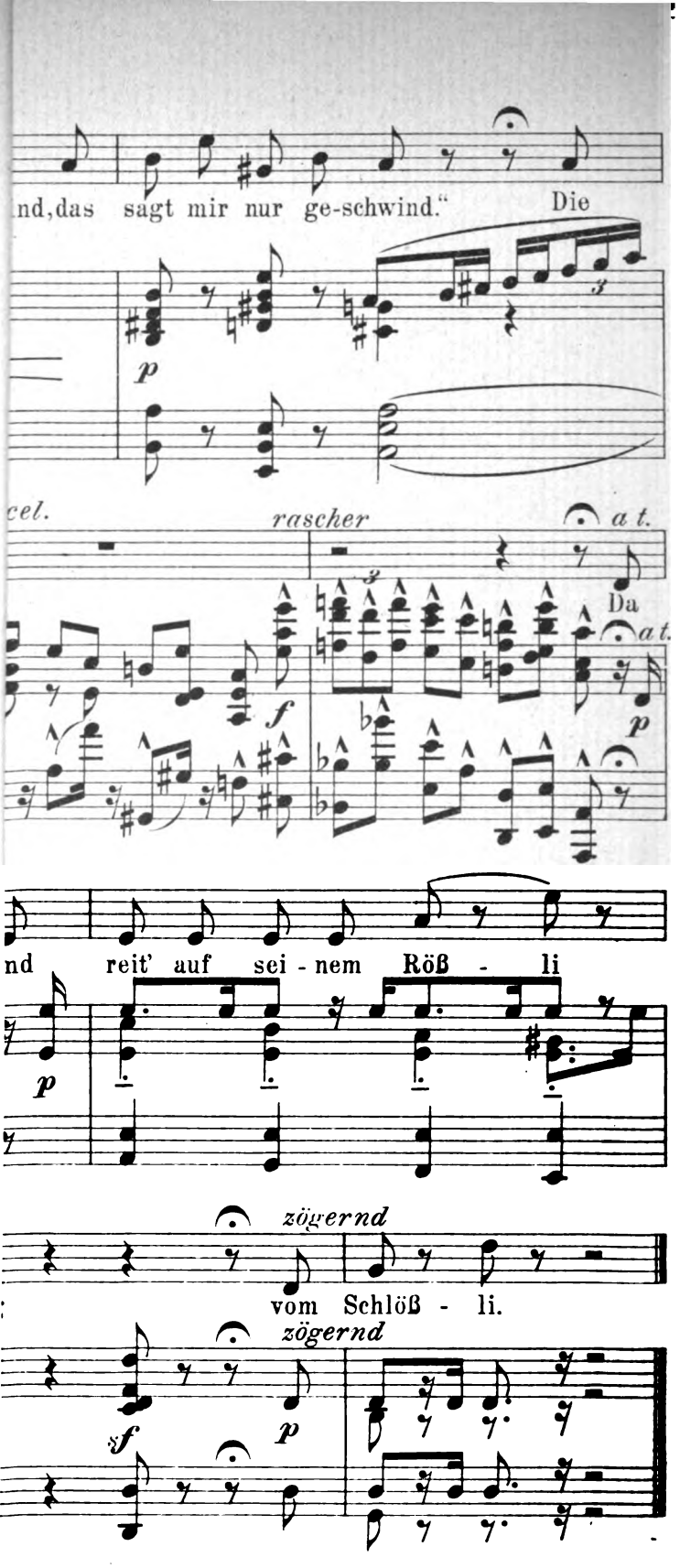
Digitized by Google

Aus: „Des Knaben Wunderhorn:"

UM SCHLIMME KINDER ARTIG ZU MACHEN



Digitized by Google



Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

(AUS DEM KUNSTWARD)

WILHELM BUSCH

Digitized by Google

Die Zukunft der plattdeutschen Sprache

Welche Zukunft hat die [illegible] Grunde gehen? Soll [illegible] im Volksmunde ab[illegible] sprache aus Hoch- und Plattdeutsch [illegible] lebensfähig? Vielleicht noch [illegible] Wird es ebensolange, vielleicht [illegible] ist es wünschenswert, daß es [illegible] sagen? Oder soll man durch [illegible] in den plattdeutschen Volk[illegible]

Die Meinungen über das [illegible] Jakob Grimm weissagte dem [illegible] „Mundarten" vom Hochdeutschen [illegible] sagt [illegible] gelegentlich der Rezension [illegible] Buches, er würde es beklagen, wenn [illegible] hunderte nach Luther, der den [illegible] Hoch- und Plattdeutsch durch seine [illegible] entschied, neben der hochdeutschen eine [illegible] tur „etablieren" würde und so das [illegible] Volksstämme noch zur Einheit [illegible] ähnlichem Sinne hat sich [illegible] so feindlich der Sprache gegenüber [illegible] hat, steht natürlich Fritz [illegible] mutmaßliche Lebensdauer klein [illegible] werden," sagt er 1882, „auch hoch[illegible] lein entgegen." Und auch Fritz [illegible] Bibliotheksdirektor, gibt in seiner [illegible] Literaturdenkmäler der Meinung [illegible] deutschen gezählt seien. Hoffnungen [illegible] seinen klassischen „Briefen über Hoch[illegible] gens glauben wir nicht, gar nicht an [illegible] Seine Gründe scheinen uns nicht [illegible] nicht zur Anführung von Gegengründen [illegible] Schein einer Gewißheit hervorzurufen, „[illegible] Menschen Auge zu schauen vermag".

Nach diesen größtenteils vor einem hohen durchweg pessimistischen Urteilen ausgezeichneter forscher müßte die plattdeutsche Sprache [illegible] mausetot sein, mindestens aber in den letzten [illegible] barem Gegensatz dazu steht nun die [illegible] des vorigen Jahrhunderts mit Gro[illegible]

* Der Greifswalder Universitätsbibliothe[illegible] sammern und das preußische Kultusministerium [illegible] Angliederung einer niederdeutschen Abteilung [illegible] für das Niederdeutsche von besonderer Bedeutung

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Novemberheft 1910 Heft 3

Die Zukunft der plattdeutschen Sprache

Welche Zukunft hat die plattdeutsche Sprache? Wird sie zugrunde gehen? Bald? Nach längerer Zeit? Was wird sie im Volksmunde ablösen? Das Hochdeutsche? Eine Art Mischsprache aus Hoch- und Plattdeutschem? Oder ist das Plattdeutsche noch lebensfähig? Vielleicht noch kräftiger als die hochdeutsche Schwester? Wird es ebensolange, vielleicht länger dauern als diese? Anderseits: ist es wünschenswert, daß es weiterbesteht? Soll man es stützen und schützen? Oder soll man durch künstliche Stärkung des Hochdeutschen in den plattdeutschen Volksbezirken helfen, es totzuschlagen?

Die Meinungen über all diese Fragen gehen weit auseinander. Jakob Grimm weissagte dem Plattdeutschen, daß es wie alle übrigen „Mundarten" vom Hochdeutschen werde verschlungen werden. Hebbel sagt 1858 gelegentlich der Rezension eines Pieningschen plattdeutschen Buches, er würde es beklagen, wenn sich noch mehr, als drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwischen den beiden Schwestern Hoch- und Plattdeutsch durch seine Bibelübersetzung ein für allemal entschied, neben der hochdeutschen eine selbständige plattdeutsche Literatur „etablieren" würde und so das einzige Band, das die deutschen Volksstämme noch zur Einheit zusammenknüpft, zerreißen wollte. In ähnlichem Sinne hat sich seinerzeit Hermann Allmers geäußert. Nicht so feindlich der Sprache gegenüber, in der er seine Werke geschrieben hat, steht natürlich Fritz Reuter, aber auch sein Urteil über ihre mutmaßliche Lebensdauer klingt recht verzagt. „Sie wird begraben werden," sagt er 1862, „auch hier bei uns geht sie ihrem letzten Stündlein entgegen." Und auch Fritz Milkau, der frühere Greifswalder* Bibliotheksdirektor, gibt in seinem Aufruf zur Rettung niederdeutscher Literaturdenkmäler der Meinung Ausdruck, daß die Tage des Plattdeutschen gezählt seien. Hoffnungsfreudiger urteilt Klaus Groth in seinen klassischen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch": „Übrigens glauben wir nicht, gar nicht an Jakob Grimms Prophezeiung . . . Seine Gründe scheinen uns nicht stichhaltig." Allerdings läßt er sich nicht zur Anführung von Gegengründen herbei, um auch nicht den Schein einer Gewißheit herbeizuführen, „die in solchen Dingen keines Menschen Auge zu schauen vermag".

Nach diesen größtenteils vor einem halben Jahrhundert gefällten durchweg pessimistischen Urteilen ausgezeichneter Dichter und Sprachforscher müßte die plattdeutsche Sprache heutzutage eigentlich schon maustot sein, mindestens aber in den letzten Zügen liegen. In sonderbarem Gegensatz dazu steht nun die Tatsache, daß die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Groths „Quickborn" einsetzende bedeut-

* Der Greifswalder Universitätsbibliothek sind durch die Provinz Pommern und das preußische Kultusministerium erhebliche Beträge zur Angliederung einer niederdeutschen Abteilung zugewiesen worden; sie ist daher für das Niederdeutsche von besonderer Bedeutung.

Digitized by Google

same Periode der neuplattdeutschen Literatur in den letzten Jahren unzweifelhaft zu einer zweiten Blüte erwacht ist. Sie äußert sich einmal in der rückhaltlosen Anerkennung Groths und Brinckmans, die ja, was den äußeren Erfolg ihrer Werke anbetrifft, eine Zeitlang hinter dem glücklicheren Reuter zurückstehen mußten. Dann aber auch in dem stark anwachsenden plattdeutschen Schrifttum: „Fast in jedem einzelnen Jahr der letzten drei Jahrzehnte", sagt der Germanist Seelmann, „haben mehr Druckbogen mit niederdeutschem Text die Presse verlassen, als die ganze erste Hälfte des Jahrhunderts zutage gefördert hat." Ein weiteres Zeichen ist das Wachstum der plattdeutschen Vereine, unter denen vor allem die neuerdings in Hamburg gegründete Vereinigung „Quickborn" durch die Anzahl ihrer Mitglieder und den Wert ihrer Publikationen und öffentlichen Veranstaltungen hervorragt. Diese zweite Blüte ist allerdings nicht spontan aus dem Boden der Volkssprache hervorgebrochen, denn sie wird wie die erste fast nur durch Dichter von ausschließlich gelehrter Bildung hervorgebracht. Vielmehr waren es die nachwirkenden Groth und Reuter neben der nach dem Naturalismus einsetzenden Heimatbewegung, die als Sonne und Regen aus grünendem Sprachanger plötzlich einen bunten und kraftvollen Flor neuplattdeutscher Dichtungen emporzauberten (auszunehmen ist allein Stavenhagen, der vom Naturalismus herkam). Undenkbar aber ist diese Blüte ohne die geheimnisvoll treibenden Kräfte des Urgrundes der plattdeutschen Volkssprache, die neben den hochdeutschen Bildungselementen in den zurzeit schaffenden plattdeutschen Dichtern lebendig ist, vielleicht sogar lebendiger als die Sprache Luthers. Und wieviel mehr muß sie noch im Volke leben, aus dem diese Poeten kommen! Man braucht nur, wie ich's im vorigen Jahre jeden Tag tat, irgendwo in einer Sommerfrische Schleswig-Holsteins die spielenden Kinder zu hören, die im Ferienübermute wie die Spatzen dorfauf und dorfab lärmten — Gott sei Dank, die sprechen noch genau so, wie ihren Alten der Schnabel gewachsen war. Und wenn die ältere Generation unter sich ist, bei allen Angelegenheiten, wo das Gemüt, nicht der Verstand das Wort führt, da spricht sie plattdeutsch. Belauscht einmal niederdeutsche Leute bei ihren ehelichen Auseinandersetzungen, plattdeutsche Bauern auf der Kegelbahn, plattdeutsches Jungvolk beim Tanz, plattdeutsche Fischfrauen auf dem Markt, plattdeutsche Ewerführer, Schauerleute und Droschkenkutscher, wenn sie sich unterhalten, vor allem aber, wenn sie schimpfen: welch eine Fülle des Genusses für den, der sein Ohr für die Kraft, die Wärme, die Anschaulichkeit, den Bilderreichtum, die sprachschöpferische Fülle, den Rhythmus, die Klangfarbe, mit einem Worte: für den Quickborn einer urwüchsigen Sprache aufnahmefähig erhalten hat! Daß das Plattdeutsche auch heute noch sehr kräftig lebt, und zwar so, wie es eine wirkliche Sprache muß, nämlich im Volksmunde, daß sie zunächst noch nicht darandenkt, ihr Testament zu machen; daß sie an sprachbildender Kraft und Plastik das Hochdeutsche auch heute noch übertrifft, für den Kundigen steht das fest.

Trotzdem wird man fragen dürfen: ist es wünschenswert, daß sie weiterbesteht? Ist es nicht eigentlich ein Unfug, daß die plattdeutsche

Digitized by Google

Sprache — denn das Plattdeutsch ist eine Sprache, keine Mundart — im Volksgehirn dem Hochdeutschen Konkurrenz macht, ihm den hochdeutschen Denkprozeß verlangsamt, die hochdeutsche Ausdrucksweise erschwert, den Gegensatz zwischen den nord- und süddeutschen Volksstämmen vertieft, in unberechtigtem Wetteifer mit Goethe und Schiller eine minderwertige Sonderliteratur erzeugen will? Wir müssen uns mit der Stimme, die am nachdrücklichsten den Einwand gegen die Gleichberechtigung des Plattdeutschen mit dem Hochdeutschen erhoben hat, müssen uns mit Hebbels Wort auseinandersetzen, um diese Frage zu entscheiden. Deswegen, weil Hebbel, der aus dem poetisch begabtesten niederdeutschen Stamme, dem dithmarsischen, als reiner Plattdeutscher hervorgegangen ist, fast nichts in plattdeutscher Sprache gedichtet oder geschrieben hat. Es muß daran erinnert werden, daß Hebbel aus der untersten Volksschicht stammte; daß seine Kindheit verdüstert war; daß ihm der Aufenthalt im Mohrschen Hause Wunden geschlagen hat, die nie ganz vernarbten; daß seine Beziehungen zur Schoppe und andern Personen ihm die tiefsten Demütigungen brachten, das Verhältnis zu Elise ihn in die schwersten seelischen Kämpfe stürzte. Es scheint psychologisch höchst begreiflich, daß gerade ein Hebbel nach der Befreiung auch von der Sprache rang, in der zu leben, zu dichten auf ihn wirken mochte wie ein Einweben in alte Ketten. Auch war das Gefüge der plattdeutschen Sprache ihrer Natur nach nicht geeignet für die seiner Begabung am meisten zusagenden heroischen Stoffe; seine „Judith", sein „Herodes und Mariamne", seine „Nibelungen" können in plattdeutscher Form ja kaum gedacht werden. Nur das seiner Dramen, das uns heute noch am meisten im Gemüte packt und dessen Stoff und Charaktere niederdeutscher Herkunft sind: „Maria Magdalena" läßt sich auch in plattdeutscher Sprache vorstellen, es läßt sich mit leichter Mühe in sie übertragen, und daß es, schon bei der Vorlesung, seine Wirkung nicht verfehlt, ist in der Vereinigung „Quickborn" festgestellt worden. Der gewichtigste Grund, der Hebbel zu jenem Ausspruch veranlaßt hat, kam aber wohl aus der Zeit. Deutschland war nicht geeinigt, und dem seit langem heimatfremden Hebbel, der wie alle führenden Geister den Zusammenschluß der deutschen Stämme ersehnte, mußte es ein unerquicklicher Gedanke sein, das damals einzige Band, das sie verknüpfte, die hochdeutsche Sprache durch die „Etablierung" einer selbständigen plattdeutschen Literatur zerrissen zu denken. Einer Literatur, die es ja noch nicht gab. Denn selbst ein „Quickborn" allein macht noch keine; von Reuter waren nur erst die „Läuschen un Rimels" erschienen; von Brinckman „Voß un Swinegel", und was sonst vorlag, war erst recht minderwertig.

Wenn aber auch die neuplattdeutsche Literatur, die seitdem entstanden ist, gut ist — verdient sie trotzdem aus praktischen Gründen wieder einzugehn? Fällt nicht den plattdeutschen Köpfen das hochdeutsche Denken, die hochdeutsche Ausdrucksweise besonders schwer? Ich glaube, nicht schwerer, als es den alemannischen, bajuvarischen und thüringischen Köpfen fällt, „hochdeutsch" zu denken oder sich „hochdeutsch" auszudrücken, sei's mündlich oder schriftlich. Denn was ist das Hochdeutsche im Gegensatz zu den ober- und mitteldeutschen Dialekten

Digitized by Google

und den Dialekten des plattdeutschen Sprachstammes? Es ist keine von selbst gewachsene Sprache. Es ist eine von Luther durch Verarbeitung bereits gelehrter Elemente, nämlich der sächsischen Kanzleisprache (also einer „Schrift"sprache), zu einem ganz bestimmten Zweck, der Bibelpopularisierung, besonders geschaffene Sprache. Es ist eine Sprache, die es in Deutschland nur auf dem Papier, auf der Bühne und in der Unterhaltung der Gebildeten gibt, auch hier stets mit dialektischen Wendungen und Färbungen. Ein vollkommen dialektfreies Hochdeutsch *spricht* in Deutschland eigentlich nur der Vortragskünstler, der gebildete Schauspieler und der gebildete Fremde. Es ist eine Sprache, die ihren Wortschatz und gewisse Verbindungen ihrer Syntax von vorwiegend dialektischem Charakter, also besonders solche, die sich zur präzis-logischen Entwicklung von Vorstellungen zu Begriffen, Urteilen und Schlüssen eignen, aus den Mundarten (auch aus den niederdeutschen) genommen hat. Sie ist gewissermaßen ein weiblicher Heimdall, der nach der Sage von neun Müttern geboren wurde und unter allen Göttern die gewaltigste Lunge hat: denn er stößt ins Gjallahorn, wenn es eine große gemeinsame Sache gilt. Aber ihr Verhältnis zu diesen Müttern, den deutschen Volksstämmen, ist doch überall das gleiche. Keiner liebt sie so recht von Kindheit her, weil er ihr von seinem Wesen nur einen sehr bedingten Teil gegeben hat; keiner versteht sie so recht mit dem Herzen, denn sie spricht so vornehm, so gewählt, so begrifflich differenziert, so wenig erdenfrisch, kurz: so anders als die Mundart. Das gilt vom Alemannen, Schwaben, Bajuvaren, Schweizer, Österreicher genau so gut wie vom Niederdeutschen — im *Volk*, meine ich. Allerdings stehen die oberdeutschen Mundarten mit der hochdeutschen Schriftsprache *lautlich* auf einer Stufe, während sie von der niederdeutschen Mundart durch die Linie der zweiten Lautverschiebung getrennt sind: dies kann aber nicht entscheidend sein. Im Gegenteil, der mit einigem Sprachgefühl begabte Junge oder Mann aus niederdeutschen Volkskreisen lernt meistens schnell das Hochdeutsche grammatisch korrekt sprechen, sobald ihn das Leben mit gebildeten Stammesgenossen in längere Berührung bringt, während der gebildete Süddeutsche häufiger beim Mundartlichen bleibt.

Gibt man gegen Allmers und Hebbel zu, daß wesentliche *praktische* Gründe gegen die Erhaltung und Pflege des Plattdeutschen nicht mehr bestehen, so wird man auch das Auge gegen seine idealen Werte nicht verschließen. Nichts bringt den niederdeutschen Stammescharakter so kraftvoll zum Ausdruck wie seine Sprache. Der Niederdeutsche ist seiner Natur nach konservativ, er unterscheidet sich in seinem ganzen Wesen von den mittel- und süddeutschen Stämmen, und dies Harte, Standhafte, Wurzelfeste erkennt man am besten in seiner Sprache. So ein Knorriger und Bodenständiger, zugleich ein Repräsentant niederdeutscher Art in seinem Humor, war Wilhelm Busch, seine Stellung zum Plattdeutschen ist von besonderem Interesse. Es wird wenig bekannt sein, daß er, ähnlich wie Wisser, plattdeutsche Märchen, Sagen und dergleichen nach dem Volksmunde alter Leute niederschrieb, weil ihn ihre dialektische Form interessierte. Und sehr fein ist seine Bemerkung Maria Anderson gegenüber: „Um

Digitized by Google

die Sprache sein eigen zu nennen, muß man, glaub ich, was drin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinn hab ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in den beiden Sprachen meines Paradieses geschrieben ist, kann mich in innerster Seele rühren." Nach dem Bericht der Neffen hat er das Klugesche Wörterbuch bis in die letzte Zeit seines Lebens fleißig benutzt und mit zahlreichen plattdeutschen Ausdrücken am Rande versehen. Er fühlte und wußte sehr wohl, daß dies die wirklich charakteristische Sprache seines Stammes war. Daher mögen sich auch die Beziehungen zur Frau Anderson erklären, weil das Holländische ihm dem Plattdeutschen so ähnlich erschien, „weil es nicht so ausgeschliffen sich im Ausdruck gibt, wie das schon zu sehr verwässerte heutige Schriftdeutsch". Er sagt: „Wie frisch und treffend kommt mir doch so manches holländische Wort vor, dessen Verwandte schon weit entfernt von der Quelle fließen." Dieser durch die Sprache ausgeprägte eigentümliche Stammeskonservatismus läßt sich übrigens noch jetzt durch die nordalbingischen und friesischen Sprachstämme bis ins heutige England hinein verfolgen. Blut ist dicker als Wasser.

Somit versteht sich von selbst, daß auch die Erhaltung niederdeutscher Sitte und Eigenart sehr wesentlich vom Weiterleben der Sprache abhängt. Mit der „alten Sitte" allerdings geht es bedenklich zurück, ebenso wie mit den Trachten. In jeder Hinsicht bedauerlich ist das nicht, denn manche „guten alten Sitten" waren schlechte alte Unsitten. Aber an der guten, neuen Kultur, die von den Städten aufs Land kommt, klebt auch viel Schlechtes. Und der Rückgang der Eigenart markiert sich am stärksten im Ersatz des alten in Händlerhand übergegangenen Hausrats durch Berliner Schund, durch den Verfall alteingesessener Handwerkskunst, vor allem aber des Wohnungstils. Allmächtiger Himmel, was für Schandkasten finden wir heutzutage in fast jedem niederdeutschen Dorf an Stelle der alten prächtigen Bauernhäuser! Hier hat aber die neue Bewegung geschmackverbessernd gewirkt; vernünftige Leute lassen sich neuerdings wieder vernünftige Häuser bauen und vernünftigen Hausrat anfertigen, z. B. in den Vierlanden. Solange sich plattdeutsche Bauern durch ihre Sprache vom hochdeutsch redenden Städter unterscheiden, so lange sind sie noch ein Menschenschlag für sich, so lange behaupten sie sich mit dem innersten Kern ihres Wesens doch gegen nivellierende Einflüsse. Je eigenartiger die Mundart, je eigenartiger die Menschen. Am besten sehen wir das an den bedauernswerten Finkenwärdern. Wie lange wird's noch währen, bis ihr letzter Kutter nach der Nordsee hinauszieht? Wie lange wird man sie noch in der Heimat lassen? Sind sie erst von ihrer Insel weg, in ihrem Fischerberufe vollständig zugrunde gegangen oder gerichtet, dann haben wir an der Niederelbe etwas Unersetzliches verloren: den eigenartigsten Dialekt und den kernigsten Menschenschlag unsrer Fischerbevölkerung. Mit der Fischerinsel Finkenwärder wird auch die Sprachinsel Finkenwärder verschwinden — und mit ihr der Sondercharakter des Fahrensmannes selbst.

Beim Finkenwärder Platt mit seinen zahlreichen schiffer- und fischer-

Digitized by Google

technischen Ausdrücken denken wir an die Seemannssprache. Sie ist heutzutage, wenigstens auf der Marine und wohl bei den meisten Dampfern der Großreedereien, hochdeutsch. Aber einen so großen Teil ihres Wortschatzes hat sie aus dem Plattdeutschen übernommen, daß ein mit Schifferdingen unbekannter Oberdeutscher sie überhaupt nicht versteht. Das zeugt für die regenerative Kraft des Plattdeutschen. Seine Elemente verschmelzen sich außerordentlich leicht mit dem Hochdeutschen, ähnlich wie das Französische Wilhelms des Eroberers mit dem Altenglischen. Die von den Stadtzentren ins Plattdeutsche eindringenden neuhochdeutschen Worte und Wendungen empfindet dagegen ein geschärftes niederdeutsches Ohr als unorganisch. So werden sie denn auch von guten plattdeutschen Schriftstellern nicht gebracht, von Groth niemals, von Reuter und Brinckman wenigstens nicht in ihren Prosaschriften. Auch neuere in niederdeutschem Boden wurzelnde hochdeutsche Schriftsteller (zum Beispiel Timm Kröger, Hermann Löns und durch seine große Verbreitung besonders Gustav Frenssen) helfen den hochdeutschen Sprachschatz fortwährend durch niederdeutsche Elemente verjüngen. Allerdings teilt das Plattdeutsche diese Kraft mit den mittel- und oberdeutschen Volksdialekten. Jedenfalls erweist sich also das Plattdeutsche der vornehmen Schwester gegenüber nicht als Feindin, sondern als Freundin.

Betrachtet man indessen die Blüten seiner eigenen Literatur, so darf sich das Plattdeutsche bei aller Bescheidenheit auch wohl neben das Hochdeutsche stellen. Daß seine Bücher auch im Verhältnis der Bevölkerungszahl nicht so unsummenreich sind, erklärt sich ja aus jahrhundertelanger Zurückdrängung, sowie aus dem Umstande, daß die bedeutenden plattdeutschen Dichter erst viele Jahrzehnte nach den Klassikern auf den Schauplatz traten. Die außerordentliche Schmiegsamkeit dieser lange vernachlässigten Volkssprache betont Klaus Groth, wenn er in den Briefen sagt: „Fähig ist die plattdeutsche Sprache zu allem — wie sollte sie nicht, die die tiefsten Töne der Menschenbrust in Liebe, Leid und Tod — nicht etwa im Quickborn, sondern alle Tage ausspricht . . . Fähig ist das Plattdeutsche zu allem, man kann sich darin über Religion und Kunst unterhalten. Wenn andere behaupten ein, was kann ich dafür, daß sie nicht Plattdeutsch können?“ Daß sie in der Hand des Meisters, ähnlich wie das Hochdeutsche in der Hand Goethes oder Mörikes, zum schmiegsamsten Edelton wird, zeigt uns die Lyrik des Quickborns. In der besten Prosa Reuters findet sie gleichzeitig die Töne derben und feinsten Humors, während uns ihre feinen, lang ausschwingenden syntaktischen Verschlingungen zugleich die wundervolle Subjektivität des mecklenburgischen Dichters und die Eigenschaften des Plattdeutschen als einer hervorragenden Erzählersprache zeigen. Hier erweist sich so recht ihre Verwandtschaft mit dem Englischen, zum Beispiel bei Dickens. Ich erinnere mich an eine Äußerung Friedrich Naumanns, der zum Zwecke der Stilübungen einmal empfahl, man möge Stücke aus Reuter ins Hochdeutsche übersetzen, um zu erkennen, wie schwierig das sei. Also auch hier die Erkenntnis von der geistigen Eigenart des Plattdeutschen.

Hier müssen, um Mißverständnisse zu vermeiden, einige kurze Worte über den ästhetischen Wert der hauptsächlichen neuplattdeutschen

Digitized by Google

Literaturschätze angeflochten werden. Es gibt ein literargeschichtliches Schlagwort: Weltliteratur. Seine Grenze zu ziehen ist nicht leicht. Nach meiner Ansicht darf man, will man das Wort zu Recht bestehen lassen, sie nicht zu eng fassen. So ist es für mich unzweifelhaft, daß mindestens Klaus Groths „Quickborn" zu ihr gehört, wozu auch Hebbels Urteil (bei Kuh) zu vergleichen wäre. Entspringt der Quickborn, wie alle neuere deutsche Lyrik, auch aus dem Goetheschen Mosesschlag, so spendet er doch in der plattdeutschen Sprache etwas Niedageweseues, dabei in so kristallener Klarheit und silberner Fülle, wie sie selbst bei Goethe nicht allzu häufig fließt. Vielleicht tritt Groth in seiner lyrischen Weichheit, in der *Musik* seiner Sprache mehr an Mörikes Seite, in seiner balladesken anschaulichen Kraft neben Bürger oder vor ihn. — Gibt man Groth diesen Platz, so wird man ihn auch *Reuter* nicht versagen dürfen. Wer's tun will, den stell ich vor die Frage: ob man Dickens zur Weltliteratur rechnen will oder nicht. Man wird sie kaum verneinen können. Allerdings ist der Engländer schärfer in seinem Witz, umgreifender in seiner Beobachtung, kritischer gegen sein Volk, noch reicher in seinen Charakteren, origineller in ihrer Darstellung. Man könnte fast sagen: wäre London das englische Paris, so wäre Dickens *der* englische Dichter. Aber London ist kein englisches Paris, und auch sonst träfe der Vergleich nicht in allem zu. Dickens ist der Dichter des Londons vor siebzig Jahren in seinen mittleren und niederen Schichten, Reuter ist der Dichter Mecklenburgs in der vorigen Jahrhunderthälfte. Er hat einen Volksstamm, nicht eine Stadt, dichterisch dargestellt, in einer so wundervollen Weise, wie sie nur *einmal* dagewesen ist. Er hat das auch getan als Meister der Form. Wer von den Hochdeutschen nicht weiß, was Prosaform ist, mag Kleistens „Kohlhaas" lesen, vielleicht die beste ältere hochdeutsche Novelle. Die Plattdeutschen mögen zu gleichem Zweck zu „Dörchläuchting" und der „Franzosentid" greifen. Was Liliencron für die dichterische Produktion fordert, aber in seinen Romanen, sowie im Poggfred, nicht immer genügend befolgt hat: „Humor und *feinste* Künstlerhand": das hat in seinen *besten* Werken Reuter.

Man mag über den literarischen Rang, der diesen beiden hervorragendsten Vertretern der neuplattdeutschen Literatur anzuweisen ist, denken wie man will, für uns, ihre niederdeutschen Stammesgenossen, bedeuten beide unendlich viel. Wir sind wieder stolz geworden auf die Sprache unsrer Eltern und Vorfahren, weil beide Dichter uns das kraftvolle und reiche Leben des Niederdeutschen zuerst wieder im Spiegel der Dichtung gezeigt haben. So haben sie eine neue Stammesliteratur hervorgerufen, die sich von den poetischen Erzeugnissen andrer deutschen Stämme durchaus unterscheidet. *Denn sie ist das Erzeugnis einer selbständigen Sprache.* Allerdings zerfällt diese wieder in Einzeldialekte. Aber alle andre Dialektliteratur in Deutschland kann sich nach Umfang und Bedeutung nicht im entferntesten mit der neuplattdeutschen messen. Diese ist seit 1852 mit einer Kraft auf den Plan getreten, die man erst neuerdings richtig einzuschätzen beginnt und die zu ihrer Darstellung in Form einer eigenen Literaturgeschichte geradezu herausfordert.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Also darf man um die Zukunft der plattdeutschen Sprache unbesorgt sein?

Durchaus nicht! Denn wenn das Volk sie, wenigstens auf dem Lande, durchweg noch rein spricht: ihr Gebiet geht doch zurück. Die Einflüsse des Hochdeutschen sind besonders in der Nähe großer Städte zu stark. Die neuplattdeutsche Literatur wird zwar von den Gebildeten plattdeutscher Zunge geschätzt, ebenso wie sie von ihnen geschrieben wird. Aber nicht vom Volke. Die Zeiten, wo der „Quickborn" in Holstein „dat Book" hieß, sind vorüber. Wenn, wie ich sagte, das Volk auch heute noch plattdeutsch spricht, der plattdeutschen Literatur ist das nicht zu verdanken. Die ist die Frucht, die dem Safte des niederdeutschen Volkstums die eigene Fülle verdankt. Aber diesem Stamm selbst wieder neuen Saft zuführen, das kann sie heute ohne fremde Beihilfe nicht mehr. Der gemeine Mann spricht im Umgang sein Plattdeutsch noch, weil er weiß, daß ihm der Schnabel nun mal plattdeutsch und nicht hochdeutsch gewachsen ist. Doch der Trieb nach Bildung, vor allem aber praktische Gründe sind es, die ihn dazu bringen, daß er's seinen Kindern entwertet, daß er sich bemüht, sogar mit seinen Kindern im Hause ein sogenanntes Hochdeutsch, das heißt einen Mischmasch gräßlicher Sorte zu sprechen. Seine Kinder sollen im Leben nicht, wie er es von sich meint, vor den sogenannten Gebildeten als Dummhänse dastehen, sollen nicht von Tante Trina und Vetter Jochen, die nach der Stadt gezogen sind und nun fein hochdeutsch (?) snacken können, ausgelacht werden. Sollen nicht vor Gericht, auf dem Markte, im Regiment als dösige Bauern angesehen werden. Denn was schreiben heute alle Zeitungen? Bildung, Bildung, Bildung! Und schreibt denn eine das in plattdeutscher Sprache? Ja, Sonnabend abends vielleicht, als sogenannte Wochenplauderei und Jux für den Sonntag. Die „wirkliche" Bildung, durch die man in der Stadt weiterkommt, die ist und muß hochdeutsch sein. Die „Feinen", die „Gebildeten" sprechen nur sie, die Zeitungen schreiben nur sie, die Kirche predigt nur sie, die Schule fordert nur sie. Also, wenn wir selbst auch kein Hochdeutsch können, unsre Kinder sollen es lernen, so früh wie möglich. Die lernen es denn auch, die armen lütten Jungs und Deerns, daß ihnen der Kopf raucht und die Zunge abbricht. Zwar, wenn sie aus der Schule kommen und auf dem Dorfanger — ach, Verzeihung, es gibt keinen mehr — also wenn sie, wo Platz ist, ihre Spiele spielen, die viel älter sind als die ganze neue und neueste Kultur, dann spielen sie sie auch in ihrer Sprache, genau so wie's die Alten tun, wenn sie unter sich kegeln oder tanzen, denn so ganz leicht ist allerdings eine Sprache nicht umzubringen, die auf eigenem Boden wächst und deren geheime Quellen noch nicht versiegt sind. Aber die Hände, die den hochdeutschen Sprachbaum von Schädlingen und Schmarotzern befreien, die ihm Licht oder Schutz geben, wo er es bedarf, die fehlen dem plattdeutschen. Nur ein einziges geschichtliches Beispiel. 1621 wurde in Goslar die letzte plattdeutsche Bibel gedruckt, 1630 in Hamburg und Greifswald die letzten plattdeutschen Gesangbücher. Das bedeutet: von dieser Zeit ab bis heute ist das Plattdeutsche nur noch Umgangssprache.

Gewiß, es geschieht heute schon etwas, das Plattdeutsche zu pflegen.

Digitized by Google

Die Heimatbewegung stützt es. Lehrerkreise und Volksbüchereien bemühen sich, gute plattdeutsche Bücher unters Volk zu bringen. Plattdeutsche Vereine tun hier und dort ihr Bestes. Schriftsteller niederdeutschen Stammes weisen immer und immer wieder auf Wert und Bedeutung des Plattdeutschen hin, vereinzelt spielen auch Bühnen plattdeutsche Theaterstücke.

Aber alles dies genügt nicht. Ich mußte einen früheren Aufsatz, der ein ähnliches Thema* behandelte, mit einigen Verlegenheitsworten schließen. Die Prediger sollten gelegentlich plattdeutsch predigen, besonders aber die Kinder seien bei der Lektüre von dem amtlich hierzu anzuhaltenden Lehrer auf die Bedeutung ihrer Muttersprache hinzuweisen. „Gewiß," sagte mir später ein um die Pflege niederdeutschen Volkstums hochverdienter Pfarrer, „wir möchten schon, aber die Leute wollen es nicht. Plattdeutsch sprächen sie die ganze Woche lang selbst, was am Sonntag von der Kanzel komme, müsse »Hochdeutsch« sein." Das entspringt einem an sich durchaus richtigen Gefühl. Wer sechs Tage lang im Alltagswams schwer schuften muß, der will am siebten seine gute Jacke anziehen, um sich als anderer Mensch zu fühlen. Der Fehler ist nur, daß der Bauer das Plattdeutsche für eine schlechte Jacke hält und das Hochdeutsche für eine gute. Wer ihm sagt, das sei anders, dem hört er wohl zu, stimmt ihm auch bei. Aber bei seiner Ansicht bleibt er darum doch.

Um dem Plattdeutschen wirksam zu helfen, brauchen wir privaten Männer die Hilfe der Allgemeinheit durch ihre Bevollmächtigte, die Regierung. Nach meinem Dafürhalten in der Art, daß zwischen die hochdeutschen Gottesdienste plattdeutsche eingeschoben werden müssen. Vor allem aber: daß das Plattdeutsche als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in den Lehrplan der niederdeutschen Volksschulen eingefügt wird. Denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Ich bemerke dabei, daß es sich nicht um Neugewinnung plattdeutschen Sprachbodens handelt, sondern bin, mit Klaus Groth, der Ansicht, daß nur der alte Sprachbesitz verteidigt werden muß. Ob sich dieser Vorschlag praktisch durchführen läßt, wage ich nicht zu entscheiden. Es seien mir nur einige Hinweise gestattet, weshalb ich einige Stunden Plattdeutsch in der Schule nicht nur aus idealen sondern auch aus praktischen Gründen für nützlich halte.

Zunächst möchte ich bemerken, daß ich nicht an eine Erneuerung der plattdeutschen Schriftsprache mit einheitlicher Schreibweise denke. Die Schule hat dem Leben zu dienen, und in diesem ist das Hochdeutsche endgültig zur Schrift- und Verkehrssprache geworden. Nur die plattdeutsche Literatur seit Groth, daneben vielleicht Stücke aus dem Reineke Vos, neuplattdeutsch bearbeitet, dürften den Unterrichtsgegenstand abgeben. Dadurch würde zunächst erreicht werden, daß die Kinder plattdeutsch lesen lernten. Dann können sie sich, was heute durchweg nicht oder nur stümperhaft der Fall ist, im späteren Leben an allen Werken ihrer heimatlichen Dichter erfreuen. Durch diese Lektüre würde ferner ihre plattdeutsche Sprach- und Denkfähigkeit

* „Gegenwart und Zukunft der plattdeutschen Literatur" (Eckart, I, 5).

Digitized by Google

gestärkt, also das Eindringen hoch- oder schriftdeutscher, vor allem zeitungsdeutscher Elemente in die Sprache erschwert werden. Der formale Bildungswert unsrer guten plattdeutschen Literaturerzeugnisse ist wahrlich hoch. Meisterstücke ersten Ranges, wie sie Groth, Reuter, Brinckman, Fehrs (um nur diese wenigen zu nennen) geschaffen haben, können auch durch das hochdeutsche Lesebuch nicht in den Schatten gestellt werden, weil sie die Bedingung der künstlerischen Form erfüllen. Durch die Naivität des Empfindens und die Tiefe des Gemüts eignen sich dabei die meisten guten Erzeugnisse plattdeutscher Literatur ohne weiteres für die Jugend. In den Kinderliedern des Quickborn und vielen andern findet sie sich selbst, in andern Werken die Eltern, die Vorfahren, die Heimat, die Geschichte ihres Landes, sogar die Geschicke Deutschlands. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: die „Franzosentid"! Spielt hier nicht alles herein, was in der schmachvoll-großen Zeit vor hundert Jahren aller Herzen bewegte, und im besonderen das, was uns Norddeutsche packt? Den umfangreichen Bildungsstoff der neuplattdeutschen Literatur weiter zu erläutern, hieße Wasser ins Meer tragen. Er ist vorhanden, und mit welcher Freude würde die Schuljugend ihn, bewußt oder instinktiv, aufnehmen, mit welchem Vergnügen würde der plattdeutsche Lehrer ihn vortragen! Daß diese zweisprachige geistige Gymnastik den Lehrgang nicht erschweren sondern erleichtern würde, habe ich oben bereits angedeutet. Noch können die Kinder ja Plattdeutsch von Hause her. Die plattdeutschen Unterrichtsstunden würden für Lehrer und Schüler wie eine Art seelischer Turnstunde wirken, wie ein „Ausspannen", aber wie eins, das den Geist gelenkig macht.

Es ließen sich noch andre praktische Gründe für die Einführung des Plattdeutschen als obligatorischen Unterrichtsgegenstandes geltend machen. So: die leichtere Erlernung des Englischen, das ja, wenn ich nicht irre, in den Selekten städtischer Volksschulen getrieben wird. Mir kommt es nur darauf an, zweierlei darzutun: daß der plattdeutsche Literaturunterricht in der Schule den hochdeutschen Unterricht mindestens nicht schädigen würde, und daß die Kinder, mit ihren Eltern, amtlich von dem Wert und der Bedeutung ihrer Muttersprache überzeugt würden. Denn dann erst glaubt es das Volk.

Ich verkenne nicht, daß die Durchführung dieses Gedankens auf mancherlei technische Schwierigkeiten stoßen würde. Darum sollte mich's um so mehr freuen, wenn Regierungs- und Volksschullehrerkreise, die ja selbst und nicht zum geringsten Teil die neuplattdeutsche Literatur mit geschaffen haben und das noch tun, diese Ausführungen einer Prüfung würdigten. Wilhelm Poeck

Ich teile den Wunsch des Verfassers lange schon, aber mit jedem Jahre mehr, seit ich alljährlich Gelegenheit habe, das Plattdeutsche vom Volk um mich sprechen zu hören. Es ist mit seiner Fülle von Anschaulichkeit, Wärme, Witz, zerlegender und zusammenfassender Kraft ein Quellschatz auch fürs Hochdeutsche, von dessen Reichtum die Mittel- und Süddeutschen selten was wissen. Das wird ihnen aber auch sauer genug gemacht. Zum Vertrautwerden mit einer Sprache gehört, daß man sie selber mindestens gut genug zu brauchen lernt, um den

Digitized by Google

andern zu veranlassen, in ihr zu sprechen. Wie fängt man das an? Das Lesen von Groth, Reuter usw. tut's doch nicht! Wenn aber ein Hochdeutscher, sagen wir ins Seebad kommt, so kann er nicht einmal eine plattdeutsche Grammatik oder ein plattdeutsches Wörterbuch bekommen. Ich wenigstens habe mich früher vergeblich um welche bemüht, von sprachlichen Hilfsmitteln gab's außer der schönen Literatur nur Hochgelahrtes, nichts, was einen Laien in Bau und Wortschatz mit kurzem Zeitaufwande zunächst mal einführen kann. Das hat ja seine Gründe, aber ein Übelstand ist's doch: unter den 30 000 oder mehr deutschen Büchern, die jährlich erscheinen, könnte wirklich einmal auch solch eines sein.

Übrigens lohnt sich trotzdem die Mühe, sich mit dem Plattdeutsch vertraut zu machen, auch „sonst" noch und nicht nur des Englischen wegen. Für die skandinavischen Sprachen zwar, die für uns so wichtig sind, hilft uns das Plattdeutsche nicht viel, aber fürs Niederländische und Flämische, deren Bedeutung in der Weltliteratur steigen. Und wir Deutschen machen uns viel zu wenig mit den germanischen Schwestersprachen bekannt! Auch beim Reisen in den Niederlanden hilft das Plattdeutsch durchzukommen, wo Englisch wie Französisch versagen.

Regierte in unsern Schulen überall das Leben und nirgend das Papier, so wäre die Gleichgültigkeit vieler Niederdeutschen selbst gegen das Niederdeutsche auch nicht zu verstehn. Sie muß wohl da sein, denn hätten die akademisch Gebildeten schon eingesehn, was auf dem Spiele steht, so wären Poecks Forderungen in Niederdeutschland ja sicher schon allgemeiner erhoben: die akademisch Gebildeten stellen ja doch schließlich aus ihren Kreisen die Herren an die Steuerräder. Aber wie treiben sie's noch da und dort? Ich weiß in Plattdeutschland ein Gymnasium, in dem hatten sich die Primaner verpflichtet, zehn Pfennig in die Vergnügungskasse zu zahlen für jedes plattdeutsche Wort, das ihnen etwa bei der Unterhaltung unter sich entfloh. Und die Lehrer freuten sich dieses löblichen Eifers. A

Fritz Reuter

Zu seinem 100. Geburtstag

Deutsche Dichter, deren wir Jahrzehnte nach ihrem Tode noch gedenken, können nicht Leute gewesen sein, die auf Festredensarten irgend Wert legen würden, falls sie als Aufsichtsräte bei der Ausbeutung ihres eignen Nachruhms mitzusprechen hätten. Dichtergedenktage sollten vielmehr immer dazu angewandt werden, daß man so redlich wie liebevoll prüfe: was bedeutet dieser Dichter in unsrer Zeit? und was kann er unsrer Zeit bedeuten? Woraus sich dann von selbst ergibt, was etwa zu geschehen habe, damit das Lebendiggebliebene im Dichterlebenswerk auch wirklich fruchtbar bleibe.

An mehr als einem Gedächtnistag ist dergleichen hier gesagt worden. Am hundertsten Jahrestag von Fritz Reuters Geburt gilt es wohl entschiedener noch als gewöhnlich, weil von Fritz Reutern ein unmeßbarer Strom volkstümlicher Wirkung ausging.

Des plattdeutschen Dichters Name lebt noch unter uns. Seine

Digitized by Google

Werke sind in Klassikerausgaben* aufgenommen und in unzählige Häuser verbreitet. Ohne Zweifel wird in dem ehrengeachteten Hausschatz gelesen. Allein von einer ungeschwächt fortdauernden Wirkung auf die Allgemeinheit kann wohl doch nur in Mecklenburg und den benachbarten norddeutschen Gegenden die Rede sein. Im übrigen Deutschland beschränkt sich die Vertrautheit mit Reuters Werken größtenteils auf die ältere Generation; in manchen südlichen Landesteilen kennt man fast nichts davon. Gute Reuter-Vortragsabende werden noch immer gern besucht; nur wird man vielfach beifügen müssen: „— allein man läßt's auch alles sein". Sollte ich zu dunkel sehen, so würde es mir eine Freude sein, widerlegt zu werden. Der Durchschnitt der bevorstehenden mündlichen und schriftlichen Säkularreden könnte allerdings nicht als Widerlegung gelten, und die gähnende Leere der Reuter-Ausstellung in Berlin spricht nicht für eine optimistischere Auffassung. Zum mindesten muß gesagt werden, daß unser Dichter heute das alte Klassikerschicksal trägt, mehr gelobt als gelesen zu werden. Und war doch ein Volksdichter!

Wir müssen uns seine Werke unbefangen vergegenwärtigen, zuvor auch sein Leben überschauen, wenn wir herausfinden wollen, ob und wie das Schaffen Fritz Reuters zu lebendigerer Wirkung gebracht oder wieder gebracht werden sollte.

Sein Dasein wäre aller Wahrscheinlichkeit nach recht eben verlaufen, wenn nicht die königlich preußische Regierung — die „vormärzliche"! — sich gewaltsam bemüht hätte, interessante Unebenheit hineinzubringen. Als Teilnehmer der burschenschaftlichen Bewegung für ein einheitliches Deutschland wurde der Student der Rechte Fritz Reuter gegen Ende seines dreiundzwanzigsten Lebensjahres, im Oktober 1833, zu Berlin verhaftet. Ein Jahr lang, das er in den dunklen feuchten Zellen der Hausvogtei hinbringen mußte, wurde gegen ihn (und viele andre Studierende) verhandelt; dann brachte man ihn nach der schlesischen Festung Silberstein, deren rauhes Höhenklima ihn krank machte. Erst 1837 erfuhr er dort den Spruch seiner Richter: zum Tode verurteilt, jedoch zu dreißigjähriger Festungsstrafe „begnadigt".

Der Bürgermeisterssohn aus Stavenhagen in Mecklenburg hatte mit Preußen gar nichts zu tun, er studierte nicht einmal in Preußen, befand sich nur auf der Durchreise in der Preußenhauptstadt, auch war er nur ein sehr harmloses Mitglied der verpönten Jenenser Burschenschaft gewesen und hatte seinen Austritt erklärt, als die Verbindung ihre staatsgefährliche Wendung machte — half alles nichts! Preußen hatte unter Friedrich Wilhelm III. gar kein Verständnis für schwarzrotgoldene Ideale und hatte gerad Macht genug, auch über Bürger kleiner Nachbarstaaten nach Willkür zu verfügen.

Fritz Reuter kam 1837 nach der Festung Glogau und noch im selben Jahr nach Magdeburg, wo ein gräflicher Kommandant die

* Eine wohlfeile erschien in Bongs „Goldener Klassikerbibliothek". 12 Teile in vier Bänden. Herausgegeben, mit einem gediegenen Lebensbild eingeleitet und zuverlässig erläutert von Hans B. Grube.

Digitized by Google

Selbstbildnis Reuters als Student. Zeichnung

Digitized by Google

Digitized by Google

eingekerkerten Demokraten mit erbärmlicher Schikane verfolgte. Nach dem Tod dieses Thronwächters, ein Jahr später, wurden die noch nicht Erkrankten unter den politischen Gefangenen den gesundheitwidrigen Kasematten Magdeburgs entrückt. Reuter und einige seiner Genossen fanden in der Graudenzer Festung menschenwürdigere Verhältnisse. Mehrere Gnadengesuche Fritz Reuters und seines Vaters erreichten nichts. Doch hatte das vierzigjährige Regierungsjubiläum Friedrich Wilhelms III. statt des erhofften allgemeinen Strafnachlasses immerhin wenigstens eine Verminderung der dreißigjährigen auf eine achtjährige Gefangenschaft gebracht. Und ein menschenfreundliches Handschreiben des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin an seinen königlichen Schwiegervater zugunsten des „irregeleiteten, seiner Persönlichkeit nach nur höchst unbedeutenden und seinen Fehltritt tief bereuenden jungen Mannes“ erreichte 1839, daß dieser nach der mecklenburgischen Festung Dömitz ausgeliefert wurde.

Auf dem heimatlichen Boden verlief die Haft in einer vollen Gemütlichkeit, die nur zeitweilig eine Einschränkung erlitt, als der wohlwollende Kommandant von Bülow den Häftling auf den Knien vor seiner keineswegs erzürnten achtzehnjährigen Tochter fand. Doch Freiheit wurde dem unbewußten Hochverräter erst zuteil, als der dritte Friedrich Wilhelm starb. Die Amnestie seines Nachfolgers vergaß zwar den mecklenburgischen Delinquenten, allein nun wagte dessen Landesherr, seinerseits die Freilassung zu verfügen. Im August des Jahres 1840 durfte Fritz Reuter die Festungsmauern verlassen — nach nahezu sieben Jahren!

Es ist gut, insbesondere für das jüngere Geschlecht, sich ein bißchen einzuprägen, was noch vor zwei, drei Menschenaltern in Preußen-Deutschland möglich war. Wir haben uns rasch gewöhnt, die Einheit und das heutige Maß von Freiheit als selbstverständlich zu betrachten; ein kleiner Rückblick bewahrt uns vor Unterschätzung der Väterarbeit. Und unentbehrlich ist er zum Verständnis von Reuters Werden und Wirken.

Die wichtigsten Jugendjahre waren ihm mit sinnloser Grausamkeit verdorben, gestohlen worden. Die erzwungene Untätigkeit, die peinvolle Seelenverfassung während dieser sieben Jahre hatte nebenbei die menschliche Schwäche hervorgerufen, die dem Dichter nachmals soviel Herzeleid und Schaden eintrug: die Neigung zu gelegentlichem starken Trinken, die erst nach elf Jahren durch die glückliche Ehe mit seiner Luise immerhin erfolgreich bekämpft wurde. Seine Gesundheit hatte in dem Kasemattenleben Schaden erlitten. Und vor allem: er sah sich nun mit dreißig Jahren ohne Wehr und Waffen in den Lebenskampf gestellt — zu alt, ein Brotstudium von vorne zu beginnen; zu wenig vermögend, um ohne Beruf bestehen zu können; zu wenig ausgereift, um seine beste Kraft, die dichterische, auch nur mit einiger Klarheit zu erkennen. Mancherlei unternahm er, Verzweiflung war ihm oft nicht fern. Der Vater starb 1845 mit der Meinung, einen „verlorenen“ Sohn zurückzulassen.

In der Hut echter Freundschaft verbrachte Fritz seine dreißiger Jahre zum großen Teil auf Landgütern im Heimatland. Er widmete sich der landwirtschaftlichen Tätigkeit, ohne sich die strenge Berufsausbildung

Digitized by Google

anzueignen, ohne auf den Erwerb eines Gutes hoffen zu dürfen, und dennoch zu seinem Heil. „Ich segne die Landwirtschaft," sagt er später selbst, „sie hat mich gesund gemacht und mir frischen Mut in die Adern gegossen. Wenn . . . einer nicht zu faul und zu kurzsichtig ist und sieht ein bißchen über den Zaun des Gewerbes, so wird er auch viele Kost für Verstand und Vernunft finden, und was er findet, ist frische grüne Weide, die dem Menschen ganz anders bekommt, als das schwere gelehrte Mastfutter auf den Universitäten und die Stallfütterung hinter dem Schreibtisch."

Trotz alledem mußte er die Landwirtschaft aufgeben, als die Ehe endlich beschlossene Sache war. Er hatte pädagogische und künstlerische Fähigkeiten, die schon in den besseren Festungszeiten erprobt wurden. Anno 1850 ward er Sprach- und Zeichenlehrer in der kleinen pommerischen Stadt Treptow. Durch vielseitigen Unterricht, durch Anregung und Leitung einer Turnanstalt und durch Bildnismalen schuf er sich einen leidlichen Unterhalt. Ein Jahr nach der Ansiedlung ward der Ehebund geschlossen. Verwandte und Freunde veranlaßten in der nächstfolgenden Zeit den seßhaft Gewordenen, die vielen Anekdoten („Läuschen"), die er mit Behagen wirksam vortrug, in Reimverse umzugießen; was ihm leicht von der Hand ging. So entstanden: „Läuschen un Rimels". Während entworfene und begonnene Erzählungen und andre Versuche liegen blieben, wurde aus der Anekdotensammlung ein Buch — sein erstes.

Es erschien zu Weihnachten 1853 im „Selbstverlag", mit Hilfe geliehenen Geldes — und hatte einen durchgreifenden Erfolg. Von nun an wagte Fritz Reuter sich mehr und mehr in die Schriftstellerei hinein. Im Frühjahr 1856 siedelte er nach dem regsameren und schöneren Neubrandenburg über und hängte die Schulmeisterei an den Nagel. Seine Bücher brachten ihm von draußen immer reichere Anerkennung, auch in greifbarer, gemünzter Form. Nach wenig Jahren konnte er sich ohne materielle Sorgen seinem Dichten hingeben. Auf größeren Reisen dehnte er seine Weltkenntnis weit übers plattdütsche Land hinaus. Die landschaftlichen Reize Thüringens zogen ihn und seine Frau im Jahr 1863 nach Eisenach. Oberhalb der Stadt entstand nach weiteren drei Jahren sein stattliches Heim, das jeder Besucher der Wartburg kennt. Aber der Dichter sollte sich des Besitzes, der beglückenden Tätigkeit im eigenen fruchtreichen Garten nicht lange erfreuen. Mit heller Begeisterung erlebte er noch, wie der deutsche und der deutsch-französische Krieg die Träume seiner Jugend Wirklichkeit werden ließen. Dann kam das Alter über ihn, wie der Dieb in der Nacht. Einem Herzleiden erliegend, starb er am 12. Juli 1874. In seinen letzten Stunden hatte er noch die Worte geflüstert: „Alle Menschen glücklich wissen — alle Menschen glücklich machen!"

⊡

Wenn das Erbe dieses grundguten Mannes und reichen deutschen Dichters teilweise ungenützt bleibt oder nicht richtig genützt wird, so hat vor allem die Form des hinterlassenen Gutes schuld daran: Fritz Reuters Dichtungen sind ja fast ausnahmelos plattdeutsch. Das gehört zu ihrem eigensten Reiz und Wert. Und doch, derselbe Um-

Digitized by Google

stand hemmt ohne Zweifel die Verbreitung. Wem Sprachgefühl eignet, wer wirklich Deutsch versteht und etwa noch eine Ahnung vom Englischen hat, der liest sich allerdings sehr bald in Reuters Platt hinein. Aber es gibt auch achtbare Leute in Mittel- und Süddeutschland, denen das nicht leicht fällt; und noch viel mehr gibt es, die sich von der Unbequemlichkeit des ersten Versuches schrecken lassen, so daß es halt zum Hineinlesen gar nicht kommen kann. Wieviel Eroberungen könnte Reuter unter all diesen Landsleuten noch machen — wenn es gelänge, das Hindernis zu überwinden, ohne den Reiz zu vermindern.

Übertragungen ins Hochdeutsche haben sich bis jetzt nicht durchzusetzen vermocht. Es ist auch kaum denkbar, daß es je glücken sollte. Das Vertrauliche, überraschend Gekürzte, reizvoll Unlogische der Mundart, die Tonmalerei, die Urwüchsigkeit vieler Vergleichsbilder und Spruchwendungen: all das läßt sich nicht ins schlanke, vernünftige Hochdeutsch bergen, mag man's noch so taktvoll anfassen. Dagegen ließe sich die Sprache Reuters wohl noch ein weniges abschleifen, daß sie beiläufig so wie Anzengrubers Bühnen-Österreichisch oder das Schlesisch in der Bühnenausgabe von Hauptmanns „Weber" sich zur hochdeutschen Form verhielte. So käme man zugleich, in Reuters Sinn, der erstrebenswerten einheitlichen Schriftsprache für die verschiedenartigen plattdeutschen Dialekte näher.

Natürlich dürfte das nur einer tun, der mit dem mecklenburgisch-pommerischen Platt aufgewachsen ist und dichterische Befähigung erweist; und als allein gültiger Urtext hätte selbstverständlich für alle Zeiten unsres Dichters eigne Fassung fortzubestehen. Unter denselben Voraussetzungen wären Übertragungen in alle deutsche Mundarten zu befürworten. Und gar nicht übel wäre es, wenn die höheren Schulen zur Bereicherung und Auffrischung des deutschen Unterrichts genug Stunden aufs Deutsche verwenden dürften, um sich ein wenig mit den Mundarten und namentlich mit der plattdeutschen Sprache zu befassen. Gelegentliche Reuter-Vorträge berufener niederdeutscher Sprecher würden sich für die höheren Anstalten als Mittel zur Eingewöhnung der jungen Generation empfehlen. Der Jahrhunderttag wäre ein guter Anlaß zu solcher Neuerung.

So schlicht und leichtfaßlich das offene Wesen Fritz Reuters anmutet, es hat doch auch seinen innern Widerstreit. Zwiefach ist die Persönlichkeit, zwiefach auch ihre Kunst. Der Dichter mit weiten Möglichkeiten zeigt sich unlöslich verbunden mit einer durchaus bürgerlichen Natur. Der Vertreter des Freiheitideals ist nichts weniger als ein Kämpfer; nur der vormärzlichen Demagogenfurcht konnte es gelingen, aus dem überwiegend beschaulichen Untertanengemüt, das keineswegs jeder Autorität und Konvention feind war, einen politischen Märtyrer zu machen. Die Dichtung des Mannes findet ihren eigentümlichen Stil in der behaglich gefühlvollen Erzählung; doch ihre äußersten Erscheinungen in der ernsten und in der heitern Richtung sind einander fast so fremd, als könnten sie nicht von einem einzigen stammen. Das einigende Band ist Reuters Humor.

Die Kompliziertheit kann uns die Persönlichkeit des Dichters nur

Digitized by Google

um so fesselnder erscheinen lassen. Die Weite des Gebietes, das zwischen seinem tiefsten und seinen untiefsten Momenten liegt, läßt ungefähr erkennen, wie reich seine Natur im Kerne ist, welche Weite er wohl hätte beherrschen (nicht bloß gelegentlich andeuten) können, wenn seine ersten Lebensjahrzehnte dem nicht so ungünstig gewesen wären. Je inniger man aber von Fritz Reuters Bedeutung durchdrungen ist, um so weniger kann man wünschen, daß sein Untiefstes am herzhaftesten gehätschelt oder gar als sein eigentliches Wesen angesehen werde.

Wie die „Läuschen un Rimels“ entstanden, wurde schon berührt. Es bleibt ihnen das Verdienst, dem Anfänger die Wege geebnet zu haben. Aber damit sei's auch genug. Es muß hier ausgesprochen werden: diese gereimten Anekdoten und Anekdötchen sind des bessern Reuter nicht würdig, sind eine Stillosigkeit.

Die Flüssigkeit der Reimerei ist dabei ja erstaunlich, und die ganze Doppelsammlung umschließt gewiß eine Anzahl drolliger Einfälle (z. B. „Du dröggst de Pann weg“) und bezeichnender Züge aus dem niederdeutschen Landleben. Allein die allermeisten beruhen doch völlig auf einer trockenen, oft schiefen oder arg matten Schlußpointe und sind viel zu lang für den winzigen Witz. Auch die paar kräftigsten Pointen werden gedrückt oder erdrückt von der Vorgeschichte, die für ihr Teil manchmal hübsche Einzelheiten, aber keine künstlerische Idee, kein Empfindungsleben hat. Und wo der Vorwurf so ganz des lyrischen Gehalts entbehrt, in der Regel sogar ausschließlich auf Situations- oder Wortkomik hinausläuft, da ist der Vers fehl am Ort. Ein paar dieser Scherze mögen im Mund geschickter Vorleser zu harmloser Unterhaltung dienlich sein — für Fritz Reuters künstlerisches Lebenswerk bedeuten diese hundertunddvierzig Sachen nur Ballast. Schade um die Arbeit, um das Kunstbemühen, das der Dichter daranwandte!

Die Frage, ob die Stoffe (das ist: die Pointen) all dieser „Läuschen“ seine eigene Erfindung seien oder nicht, erscheint hienach müßig. Etliches ist nachher, etliches auch vorher in Witzblättern erschienen, einzelnes zählt zu den Volksschwänken, deren fernen Ursprung kein Philologe ausspioniert. Die Erfindung von Wortwitzanekdoten gehört schließlich gar nicht zu den Aufgaben des dichtenden Künstlers; dagegen zeigt etwa das Beispiel Wilhelm Schäfers, daß es wohl eine schöne Aufgabe sein kann, vorhandene Anekdoten — die dauerhaften auserlesenen aus zahllosen uralten — in knapper Prosa neu auszugestalten — das heißt: das Nichts der (engeren) Anekdote zum Rang der Novelle zu erheben. Für Fritz Reuter wollen wir hoffen, daß er sich nicht auch noch mit der Erfindung aller Pointen geplagt habe.

Wie er dazu kam, dem „Läuschen“-Trieb derart gründlich nachzugeben, das wird so zu erklären sein: Ein Epiker, der zugleich eine menschenliebende, gesellige Natur war, machte da (infolge des preußischen Unglücks etwas spät) seine ersten ernstlicheren Versuche, durch wohlmeinenden Freundesrat bloß noch auf ungeeignetes Feld verirrt. Der gesellige Mensch hat Freude am Anekdotenhören und -mitteilen; der epische Dichter will sich betätigen; und die bösen Jugendschicksale haben in ihm noch nicht den Mut aufkommen lassen, seine ganze ge-

Digitized by Google

sammelte Kraft auf die größeren erzählenden Arbeiten zu werfen. So kommt seine Begabung zunächst dem Mündlich-Anekdotischen zugute und wird von den befreundeten Hörern wohl entdeckt, aber — begreiflicherweise — noch nicht ihrem ganzen Umfang nach erkannt.

Die gesellige Natur Fritz Reuters hat nicht nur in diesen Unterhaltungsgedichtchen Ausdruck gefunden. Auch in seinen größeren Werken ist einiges mehr Unterhaltung als Dichtung, mehr Publikums- als Erlebniskunst, mehr Komik als Humor. In den Arbeiten, die aus der plattdeutschen Welt hinausführen, wird das am deutlichsten offenbar: in der „poetischen Erzählung" (man könnte sie ein kleines komisches Epos nennen) „De Reis' nah Belligen" und in den „Meckelnbörgschen Montechi un Capuletti" (oder „De Reis' nah Konstantinopel"), einem Reiseroman, der Reuters Eindrücke von seiner Orientreise (1864) verwertet.

Indessen, schon diese beiden Arbeiten erheben sich weit über die Standfläche der „Läuschen un Rimels". Die derb abenteuerliche Fahrt der Bauern Swart und Witt mit ihren Söhnen „nach Belgien", die in Wirklichkeit nach Berlin und Schlesien führt, ist reich an grotesken Scherzen und echt bäuerlichen Charakterzügen. Die dichterische Verwandtschaft Wilhelm Buschs mit Reuter fällt hier besonders in die Augen; oft glaubt man Gestalten aus Buschs zeichnerischen Bauerntypen in Bewegung zu sehen. Feiner, reifer, aber großenteils auch konventioneller geben sich die Erlebnisse mecklenburgischer Gutsbesitzers- und Bürgersleute auf der Reise nach Konstantinopel. Liebenswürdig und fesselnd für diejenigen, die's nicht so zeitgemäß eilig haben, ist Reuters Art hier wie in allen übrigen Werken.

In der Mitte zwischen den stärksten und den schwächeren steht die heitere Historie „Dörchläuchting". Bewundernswert die Lebendigkeit und Geschlossenheit des Weltbildes. Das alte Mecklenburg, das da vor unsern Blicken ersteht, ist nicht in allem ein geschichtlich treues Abbild der verschollenen Wirklichkeit, echt-altmecklenburgisch ist es trotzdem. Nur hat der Urheber diesmal nicht sein ganzes reiches Herz mitarbeiten lassen. Der Hauptgestalt, dem Herzog Adolf Friedrich (der in der Geschichtswissenschaft weit besser wegkommt), wurde zu wenig von der heimlichen Liebe zuteil, die in reiner Dichtung auch den komisch genommenen Charakteren, vorzüglich den tragenden, nicht fehlen sollte. Die Durchlaucht ist nicht zwar, wie der Dichter selber nachmals fühlte, „für jede Darstellung zu jämmerlich", aber sie ist in der Tat hier zu jämmerlich ausgefallen. Die Verachtung des Bildners für sein eignes Geschöpf tritt so ungemischt zutage, daß dieses uns nicht erwärmen kann. Der Humor, der da fehlt und durch resolute Komik ersetzt wird, leuchtet jedoch über den wichtigen Nebenfiguren des Konrektors und seiner tüchtigen Wirtschafterin, streift auch weitere Gestalten und einzelne Situationen. In Summa bleibt „Dörchläuchting" doch ein prächtig lustspielartiges Exemplar von einer niederdeutschen Rokokonovelle.

Als ein andrer offenbart Fritz Reuter sich in der Verserzählung „Kein Hüsung". Das ist die einzige tragische Dichtung, die er uns gab, und ist ein Höhepunkt im gesamten Schaffen des sonst viel minder herb gestimmten Poeten, zugleich eine der frühesten und

Digitized by Google

eine der bedeutendsten sozialen Dichtungen, die wir haben. Ohne Staunen erfährt man, daß „Kein Hüsung“ dem Verfasser heftige Anfeindung zuzog; mit Bedauern, daß die näheren Freunde, auf die er viel gab, den Wert dieses Werkes nicht unbefangen zu würdigen vermochten. Er selbst hat sich zwar in seinem Glauben an „Kein Hüsung“ nicht beirren lassen — „ein Buch,“ so erklärt er noch nach Jahren, „das ich einmal mit meinem Herzblute im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben habe. Ich halte es für mein bestes“. Trotzdem — bei verständnisvollerer Aufnahme hätte er vielleicht öfter so mit seinem Herzblut geschrieben.

Die Neigung zum Sentimentalen, die sich bei dem volkstümlichen Dichter zuweilen kundgibt, wird auch in „Kein Hüsung“ hie und da fühlbar, die liebende Heldin bleibt (wie andre Mädchengestalten auch, die er ernstlich verherrlicht) zu allgemein-idealisch. Das kann aber dieser Dichtung nicht entschieden Abbruch tun. Und noch weniger das unbeträchtliche Überwiegen der sozialen Tendenz; denn sie kommt aus dem Herzen, nicht aus dem politischen Verstand. Mit tiefer Leidenschaft, wie sie sich sonst noch kaum aus einem Idylliker enthüllt hat, mit rückhaltloser Kühnheit wird dargestellt, wie ein junges braves Liebespaar ins Unglück gestürzt wird, weil der adelige Gutsherr kein Heim bewilligt. Und die Geschichte läuft nicht im mindesten sentimental aus: der Bräutigam, der den nichtswürdigen Herrn im Streit ersticht — (ein Totschlag, nicht „Mord“, wie es wiederholt in der Dichtung heißt) — flieht nach Amerika und kehrt, nachdem die daheim zurückgehaltene Braut längst umgekommen, als ein freier trotziger Tatsachenmensch zurück, um sein Kind zu holen. In bitterem Stolz sagt er sich von der unfreien Heimat los. Wundervoll gegenständliche Stimmungen aus der Feldarbeit und dem übrigen Landleben sind in die Handlung verflochten.

Als liebliches Gegenstück zu „Kein Hüsung“ wurde „Hanne Nüte“ geschaffen, eine „Vogel- und Menschengeschichte“, gleichfalls in Versen. Der kriminalistische Einschlag geht zwar nicht restlos in der Dichtung auf, doch vergißt sich das über der Fülle freundlichen Humors und zartester Poesie, die über das Ganze ergossen ist. Die hohe Volkstümlichkeit, die „Hanne Nüte“ erntete, war wohlverdient und die Absicht des Dichters namentlich in dieser Hinsicht durchaus erfüllt: „Muntre Szenen aus dem Tierleben sollen mit eingewoben werden, und die lustige Vogelwelt soll mir den bedeutungsvollen Apparat der Götterwelt in dem ernsten Epos ersetzen und die Vereinigung der Liebenden herbeiführen.“

Was neben dem düsteren und dem heiteren Landepos den köstlichsten Teil seines Dichtens ausmacht, hat Fritz Reuter unter dem überbescheidenen Titel „Olle Kamellen“ zusammengefaßt.

„Ut de Franzosentid“ leitet die längeren Prosageschichten aufs glücklichste ein. Das Zeitgeschichtliche liegt hier näher als beim (später entstandenen) „Dörchläuchting“, wirkt daher noch anschaulicher, noch reicher bewegt. Der Humor kommt zu seinem Recht, die reine Lustigkeit mutet noch ursprünglicher an. „Ut mine Festungstid“ stellt eine wohlgelungene künstlerische Rache am unholden Schicksal vor. Da der Dichter in den späten Aufzeichnungen seiner Festungserleb-

Digitized by Google

nisse die heiteren Momente betont, wandelt er die Pein für uns andere zum bequemen Genuß; das nötige Mindestmaß von höchst nachdenksamem Ernst geht dabei nicht verloren. Ein Buch, das schon um seines kulturgeschichtlich-nationalen Gehaltes willen keinem gebildeten Deutschen unbekannt bleiben dürfte.

Das Hauptwerk ist und bleibt neben „Kein Hüsung" der dreiteilige Roman „Ut mine Stromtid". Nicht wegen des Umfangs, sondern weil das große Gefäß von lauterem Gehalt erfüllt ist. In „Ut mine Stromtid" haben wir eine klassische Darstellung norddeutschen Gutslebens aus der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Die Nöte und die Freuden des Landwirts werden mitbewegend geschildert durch einen Mann, der das alles innig erlebt hat und nichtsdestoweniger über der Sache steht. Gemütsanteil und Sachkunde halten einander die Wage. So verteilen sich tiefer Ernst und erquicklicher Humor harmonisch; und von den vielen kostbaren Gestalten, die wir Fritz Reutern verdanken, sind die meisten hier zu suchen.

Der Roman ist heutzutage die einzige Poesiegattung, die vom größeren Publikum wirklich gelesen wird. Um Fritz Reuters Lebenswerk fruchtbringend zu erhalten, gilt es also vor allem, für ein Werk wie „Ut mine Stromtid" einzutreten, dann für die übrigen besten, etwa in der Reihenfolge „Franzosentid" — „Festungstid" — „Kein Hüsung" — „Hanne Nüte" — „Dörchläuchting". Von der Hemmung, die in der sprachlichen Form liegt, und von der Möglichkeit sie erheblich zu mindern, war schon die Rede. Weiteren Nutzen brächte wohl eine Sichtung der Werke in annähernd ähnlicher Weise, wie sie hier eben versucht ward, und entsprechende Aufklärung der Bildungsfähigen über das, was hier Ballast ist.

Auf solchen Wegen könnte das Beste vom Schaffen Fritz Reuters, der Zeit zum Trutz sich die Beachtung der Lebendigen wahren und sie genugsam mehren, daß der „große plattdeutsche" Dichter in Wirklichkeit als ein auserwählter deutscher Dichter fortdauere.

Willy Rath

Wilhelm Busch

Zu seinem Nachlaß

In Nachrufen redet die Liebe mehr mit als die Kritik, das darf und soll sie, und es tut auch den Rechten Ihrer Gestrengen im allgemeinen keinen Abbruch. Nur in dem einen seltenen Falle kann es bedenkliche Nebenwirkungen haben: daß bisher ungekannte Wesenseigenschaften des Verstorbenen gerade in solchen Tagen zuerst bekannt werden. Eben das war nun freilich bei Wilhelm Busch der Fall. Von ihm als Maler hatte man nichts gewußt, jetzt kam auf einmal eine Menge von Ölbildern und Farbenstudien seiner Hand als eine große Überraschung ans Licht. Da verstand sich's von selber, daß man sie in der Stimmung der Klage um ihn nicht richtig und ganz anders als er selbst bewertete. Nun sind bald drei Jahre seit Buschs Tode vorbei. Sie machen uns möglich, diesen Niederdeutschen aus einem gewissen Abstande als Ganzes zu sehn, nicht nur als Maler, als Zeichner, als Poeten. Eine Reihe guter Publikationen, zumal seiner Neffen, hat zudem Irrtümer berichtigt und in

Digitized by Google

aller Bescheidenheit immer wieder neues Material über ihn gebracht. Es muß gut sein, dieses Material, denn wie reich auch an Kleinigkeiten es ist, es ergibt keinerlei innere Widersprüche. Aus dem Bekannten und dem Neuen wächst ein Mann von vollkommener Einheitlichkeit herauf. Und zwar einer, der über sein Künstlertum hinaus interessiert. In manchem Wesentlichsten für viele gerade in unsrer Zeit: ein vorbildlicher Mensch.

Der Maler in Busch war, das deutete ich schon an, meiner Meinung nach doch kaum der, den das Staunen über die eben erschlossenen Schätze in der Zeit frischer Trauer in ihm sehen ließ. Buschs Malerideal war Frans Hals, seine ganze Entwicklung von den frühesten Anfängen an ergibt: nicht sein „gewähltes" oder auffuggeriertes, sondern sein angestammtes Ideal. Er war Niederdeutscher wie jener, war voller Freude am Volkstümlichen, voller Freude am charakteristischen Derben, auch wo es häßlich war, voller Freude am Spaß, voller Spaß am Zechen wie jener, war all das zumal in seiner Jugendzeit. Und als Maler war Busch wie Hals darauf aus, mit dem wenigsten an Mitteln das nötige zu sagen. Ferner darauf: die Mittel, Fleck, Strich, Punkt keck hinzusetzen, und dann: die Freude eben am Hinsetzen selber unverwischt dem Beschauer weiterzugeben. Aber nicht nur die Halssche Delikatesse des Kolorits, auch der Reichtum seines Kolorits fehlt Busch. Es ist ungerecht gegen die großen Niederländer überhaupt, Busch in dieser Beziehung mit irgendeinem von ihnen annähernd gleichsetzen zu wollen, bei einigen andern Malern der letzten Jahrzehnte ginge das immerhin eher an. Aber solches Vergleichen ist auch ungerecht gegen Busch. Bei näherem Hinsehen zeigt es sich, daß er als Maler eigentlich mit sehr wenigen Tönen arbeitet — aber auch auskommt. Es entstehen andersartige Wirkungen dadurch, als bei Frans Hals, das Vergleichen lenkt von ihnen ab. Die besonderen Wilhelm Buschschen Wirkungen gehen aus dem frischen Miteinander weniger und wenig gebrochener starker Farben hervor. Unsre farbige Beilage gibt davon eine Vorstellung. Es sind Wirkungen, deren man sich ganz sicherlich freuen darf.

Über den Zeichner Busch waren die Akten schon vor seinem Tode geschlossen, als Zeichner war er schlechterdings ein Genie. Er konnte mit drei Strichen Menschen und ihre Zustände und Stimmungen charakterisieren. Er konnte mit ebenso geringen Mitteln Bewegungen so schlagend schildern, daß uns das Gefühl von diesen Bewegungen in die eignen Glieder überging. Das Erstaunlichste: er konnte diese beiden Fähigkeiten so miteinander verbinden, daß der Charakter seiner Leute innerhalb ihrer Bewegungen nie aussetzte: es war in keinem Augenblick des Transitorischen ein Herr X oder ein Herr Y, es war ohne jede Unterbrechung Knopp, Fittich, Kleksel oder wer sonst zur Stelle. Man sah nicht Figuren bewegt, man sah Charaktere durch ihre Bewegung sich darleben. Diese Fähigkeit Buschs ist von keinem Künstler der Welt übertroffen, ist vielleicht von keinem erreicht worden, der sich überhaupt ähnliche Probleme stellte. Sie scheint in solcher Ausbildung einzig in der gesamten Kunst. Aber die neuen Publikationen zeigen, wieder einmal, daß auch die genialste Anlage noch keine genialen Leistungen ver-

Digitized by Google

bürgt ohne Fleiß. Sie zeigen, daß die Hand sich in unermüdlicher Arbeit immer und immer wieder schulte, ehe sie mit jenen berühmten „leicht hingeworfenen" Strichen den Nagel auf den Kopf traf.

Der Poet Busch stellte sich schon weit bescheidnere Aufgaben, als der Zeichner. Wem seine Leistungen gleich bewundernswert wie die des Zeichners scheinen, übersieht, daß die eben erwähnten Probleme für den Poeten schon aus dem sehr einfachen Grunde gar nicht in Frage kommen, — weil sie der Zeichner ihm abnahm. Busch, der Dichter, wo er nur mit Worten wirkt, ist ein guter Schnurrenerzähler und ein guter Betrachter, Aphoristiker, und auch einer von eigner Art, aber sein Bestes gibt er doch wohl, wo er gleichzeitig Bilder vorführt. Als sein eigner „Librettist". Er meisterte die Verstechnik so, daß die Einheitlichkeit der schaffenden Person als Gesamtkunstwerk geschlossen wirken konnte. Auch beim Wort ein „Treffen", das dem naiven Leser wie müheloses Finden scheint. Und in Wahrheit Ergebnis allersorgfältigster bewußter Spracharbeit ist, unermüdlichen Feilens und Schleifens, Modellierens und Zuspitzens auf ein zunächst mehr gefühltes als anerkanntes Ziel oder Zielchen hin. Dieses Ziel aus der Ferne zu ahnen und im nächsten kommenden Wort nicht schon eine Lösung, sondern erst eine Aufgabe, eine Wegweisung zu sehn, das ist an sich ein Merkmal des Künstlers. Will man vergnügtes Dilettantentum daneben sehn, so braucht man nur die Verse der Nachahmer Buschs mit seinen eigenen zu vergleichen.

In ganz besonderer Klarheit tritt aus den Nachlaßpublikationen der Mensch Wilhelm Busch.

Wer sich den Humoristen als einen Mann vorstellt, der schwer aus dem Lachen herauskommt, wird hier ebensowenig finden, was er vermutet, wie, wer nach der bekannten hauptsächlich an Bühnenleuten gemachten Erfahrung meint: der Humorist werde in seinem „Privatleben" wohl Melancholiker gewesen sein. Busch war nach allem, was wir wissen, ein Mann im Gleichgewichte. Es ist freilich die Frage, ob der Begriff „Humorist" allein für alle seine scherzende Kunst ausreicht; daß gerade das humoristische Gemüts bedürfnis der Haupterreger seiner Kunst war, glaube ich überhaupt nicht. Es geht nicht an, Rubrizierens halber alles auseinander zu sezieren, was da verwachsen ist. Humor (auch Galgenhumor), Satire, Posse, Linienspaß — all das findet sich bei Busch getrennt, nebeneinander und in hundert Mischungen durcheinander. Ein Mann von hoher Intelligenz, starken geistigen Interessen (insbesondere für religiöse, sprachliche, naturwissenschaftliche Fragen) und ausgedehntem autodidaktisch erworbenem Wissen, zog er sich bekanntlich vor der „Kultur" in ganz ungewöhnlicher Weise zurück. Er war einer, der gern auch die andre Seite sah, der Gewicht darauf legte, sie zu sehn, wie denn er, der Bismarckverehrer, Sozialistenverspotter und ganz und gar Nationale, neben den Zeitungen seiner Richtung den „Vorwärts" hielt, um regelmäßig auch den Gegner zu hören, — damals schon, als das „Unentwegte" auch bei den Gescheiten noch soviel höher im Kurse stand, als jetzt. Kein Mann also für den üblichen Verkehr. Dabei einer, den's auch gar nicht zum Bessern und Bekehren drängte. Der die Leute ansah, auf Herz und Nieren hin,

Digitized by Google

drüber lächelte, davon lernte, es gut sein ließ und nur eines wünschte, das aber mit allerstärkster Entschiedenheit: nicht gestört zu werden.

Bis in sein Greisenalter hat Busch gemalt, so liebte er, zu malen. Aber nie etwas ausgestellt, nie sich bemüht, etwas zu verkaufen. Er malte nur „zu seinem Vergnügen"; wenn er, mit vollem Recht, davon überzeugt war, daß er auch als Maler sehr wohl mit Anerkannten der Zeit den Wettbewerb bestanden hätte, so sah er darin noch lange keinen Grund, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen. Er wäre als Maler just einer unter andern gewesen, das verpflichtete nicht. Als Zeichner seiner Bildergeschichten war er der Begabung nach von allen der erste, da mußte er also heran. „Es", das innere geheimnisvolle Bewegende im Künstler, „es" zwang ihn, hier zu arbeiten. Und hier mit höchster Intensität. Durch Jahrzehnte, durch weite Jahrzehnte zwingen ihn Keime immer wieder zu neuer Pflege zu sich, während er das bequeme Verwerten von Einfällen für Witzblätter immer wieder ablehnt, als etwas, das zum Hinausgeben von Unreifem und Unfertigem drängen könnte. Dagegen: um Sachen, die dem Publikum zunächst doch auch nur als Bilderbogen-Kinderspäße oder als Scherzbücher für Erwachsene erschienen, ein Werben und Ringen, bis das ihm mögliche Letzte gelang. Ein Ringen ganz und gar nur mit sich selber. Sogar seine Neffen, mit denen er behaglich als Hausgenosse lebte, erfuhren tatsächlich erst aus der Zeitung oder im Buchladen, daß wieder was beim Onkel entstanden, ja, daß es sogar schon erschienen war. Er hätte selbst die Frage nach seiner Beschäftigung übel vermerkt. Nun aber: das Sprechen über sein neues Buch vermerkte er erst recht so — wenn was fertig war, war's abgetan für immer. Das Schaffen interessierte, nicht das Haben. Selbst ein gelegentliches Zitieren daraus (wer wird mehr zitiert, als Busch!) ward als eine Peinlichkeit empfunden.

Daß sich bei einem, der, zudem als Junggeselle, so lange wie verschollen von der Welt in der Einsamkeit lebte, einige Seltsamkeiten und Schrullen ausbildeten, das wird wohl so sein. Ich glaube aber, es ist gründlich verfehlt, Busch den Menschen mit der Redensart vom „Sonderling" abzutun, die doch eigentlich nur einen Sammelbegriff für Menschenbilder der verschiedensten Art bedeutet, welche man im einzelnen nicht versteht und über deren nähere Betrachtung man sich durch solches Werfen in einen Topf weghilft. Der „Fall Busch" sollte etwas tiefer zu denken geben. Ein Künstler, der sich ohne Bruch und ohne Haß aus seinem Verkehrskreise zurückzieht, mehr und mehr, allmählich ganz. Der sich von dem Tagestreiben unsrer Zivilisation abseit hält, wieder ganz ohne Haß und mit ständigem theoretischen Interesse an ihm, nur: ohne Bedürfnis mit dabei zu sein. Einer, der sich nicht etwa übersättigt vom Berühmtsein zurückzieht, sondern, was noch tausendmal seltener, was vielleicht einzig in der Kunstgeschichte ist: der dem Gefeiertwerden ausweicht, als er's nur kommen fühlte, ohne es überhaupt erst zu kosten. Der in einer Zeit, wo das Bedürfnis nach Lebensgenuß in groben oder auch in den feinsten „ästhetischen" Formen aus tausend Talenten neunhundertneunundneunzig ganz und einen halb Fronenden zu machen pflegt, auf all das in größter Seelenruhe „pfeift", sobald er sein

Digitized by Google

bescheidenes Auskommen, und (er, der Freund Lenbachs!) eine Stube mit kahlen Wänden, einen Germanenofen und einen Polsterstuhl hat. Der unter seinen verschiedenen Talenten nicht etwa das zum Malen pflegt, das ihm nach allen Voraussetzungen der Zeit am meisten „Respekt“ eingebracht hätte, sondern ein eben von dieser Zeit anfangs gar nicht hochgeschätztes: das zum Zeichnen von Schnurren, vereint mit Juxversen. Dieses aber mit allen Aufwendungen echtesten künstlerischen Fleißes und immer neuer Vertiefung und Verdichtung so, wie nur irgendein Großer große monumentale Aufgaben verarbeiten kann. In langsamer Folge, aller paar Jahr eine, kommen dann die kleinen Gaben in die Welt. Den Kunstfreunden als Muster der Konzentration eines außerordentlichen Künstlers. Den Kulturhistorikern als Volksspiegel in ihrer Art, wie Ludwig Richters Blätter sie in der seinen waren. Dem ganzen Volk als ein Sprudelbrunnen von Heiterkeit, der wohl ein paar Jahrhunderte lang weiterquellen wird. A

Wir brauchen nach allem Gesagten die verschiedenen Nachlaßpublikationen kaum noch zu empfehlen.

An ihrer Spitze steht das große bei Franz Hanfstängl in München erschienene Bilderwerk, genannt: „Wilhelm Busch, künstlerischer Nachlaß“, eine luxuriös ausgestattete Sammlung von farbigen und einfarbigen vorzüglichen Faksimilereproduktionen in Folioformat, die auf etwa fünfzig graue Kartons zusammengebunden sind (45 Mk.). Unsre farbige Beilage gibt eine Probe daraus. Wem das Geld reicht, um es anzukaufen, der wird das nicht bereuen, in größere Sammlungen gehört dieses Werk. Bescheidener Begüterte werden sich am „Hernach“ erfreuen (Lothar Joachim in München, geb. 5 Mk.), einem noch von Busch selbst zur Herausgabe nach seinen Ideen zusammengestellten und in Reproduktion und Ausstattung sehr liebevoll bedachten Bande mit Bildern und Versen. Den Menschen im Poeten Busch spiegeln vielleicht besser als irgendeine frühere Sammlung die nachgelassenen Gedichte „Schein und Sein“ (Joachim, geb. 3 Mk.). Busch selbst hat erklärt, daß er bei seinem vorigen Bande die besten Gedichte aus der letzten Zeit noch zurückgelassen hätte, und „Schein und Sein“ bestätigt das. Busch als Briefschreiber lernt man (was sich lohnt) aus den siebzig Briefen „Wilhelm Busch an Maria Anderson“ kennen, die bei Volckmann Nachfolger in Rostock erschienen sind (geb. 3 Mk.). Ganz besonders zu empfehlen ist aber „Wilhelm Busch“ von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke (Joachim, geb. 10 Mk.). Ein Buch über ihn und von ihm, von der Liebe seiner drei Neffen zusammengestellt. Reichlich interessantes Bildermaterial, auch farbiges, eine Biographie, eine Anthologie (von Gedichten, Briefstellen, Aussprüchen), und eine Menge von Einzelwerk, das gut verbunden ist und, auch wo es wie Kleinkram ausschaut, doch immer wohl ausgewählt und wohl geordnet ist, um von „Onkel Wilhelm“ das Wesentliche zu zeigen. Ein Band „Ut ôler Welt“, der Volksmärchen, Sagen, Volkslieder und Reime enthält, die Busch gesammelt hat, erscheint, mit fünf Bildern von ihm, soeben bei Joachim (3,50 Mk.).

Digitized by Google

Lose Blätter

Einiges von Fritz Reuter

[Aus Fritz Reuters Werken viel abzudrucken hätte wenig Sinn, da sie allen in billigen Ausgaben zugänglich sind. Drei ganz billige Reuter-Heftchen gibt zum Fest auch der Dürerbund-Schatzgräber heraus. Willy Raths Aufsatz ist ein Wegweiser in allen diesen Straßen und Gassen. Aber, nach der Vaterstadt Stavenhagen wollen wir Reuter doch auch an dieser Stelle begleiten, ist's auch nur, um mit ihm an einigen wenigen Stellen stehnzubleiben und uns umzusehn. Auch die Süddeutschen unter uns sind dann gleich mitten im Reuter drin und haben das Weiterfinden noch leichter. Ein paar andre, weniger bekannte Stückchen aus seinen Briefen mögen sich anschließen.]

Aus „Meine Vaterstadt Stavenhagen"

Mehr als fünfundvierzig Jahre sind an den räucherigen Dächern meiner kleinen Vaterstadt hingerollt, seit ich die ersten deutlichen Eindrücke von der Erhabenheit seines Kirchturmes, der Großartigkeit seines Rathauses und der Majestät seines Amtsgebäudes, gewöhnlich „das Schloß" genannt, empfing. Drei neue Straßen haben seit jener Zeit die Gestalt der Stadt so verändert, daß ich mich mit Mühe darin zurechtfinde, und ausnahmsweise kühne Männer haben den Schutz des zur Sommerzeit etwas übelriechenden Wallgrabens verschmäht und sich vor den Toren angesiedelt, jeder Gefahr keck die Stirn bietend, die innerhalb der Ringmauern der Stadt der Polizeidiener und die Nachtwächter zu verscheuchen verpflichtet sind. Die Priesterkoppel, wo ich durch meinen Papierdrachen Korrespondenz mit den Wolken pflog, ist jetzt mit einem Häusermeer bedeckt; wo ich sonst in jugendlicher Lust dem Ballspiele oblag, werden jetzt Bälle gegeben; der alte trauliche, in süßer Heimlichkeit verschlossene Bullenwinkel hat seine geöffneten Räume den Strömen des Verkehrs übergeben müssen, und der alte Bahnhof mit seiner schönen, großen Mistpfütze, in die ich zum Schrecken meiner guten Mutter regelmäßig jeden Winter ein oder mehrere Male mit dem Eise einbrach, ist zum fashionablen Westende der Stadt geworden, und wo wir Knaben früher im idyllischen Spiel mit den Kälbern, Lämmern und Füllen des alten Nahmacher umhersprangen, wird von den gebildeten Töchtern der haute volée jetzt Polka-Masurka eingeübt. Die Straßen sind aufs beste gepflastert, und von den Toren der Stadt aus gehen direkte Chausseen nach Hamburg, Paris, Berlin und St. Petersburg. Der Segen Gottes hat sich in Gestalt des Volkes Gottes in reichlicher Fülle über der Stadt entladen, und der rege Wetteifer zwischen den Bekennern des Neuen und Alten Testamentes hat einen Weltverkehr mit gebackenen Pflaumen, Lumpen und Kuhhörnern ins Leben gerufen, der meine teure Vaterstadt zu dem Emporium des östlichen mecklenburgischen „Perdukten-Handels" gemacht hat. Es fehlt ihr nur, daß sie an der Ostsee belegen wäre, dann wäre sie eine Seestadt. Posten und Extraposten gehen unablässig, richtige Zeit haltend, hin und her durch die Straßen; Equipagen mit und ohne Kammerjungfern, Equipagen mit und ohne Bulldoggen und Tigerhunden, Equipagen, in denen Pferde und Rindvieh spazieren gefahren werden, halten vor einer Unzahl von Gast-

Digitized by Google

höfen. Die vorzugsweise „Reisende“ genannte Nation, mit dem herrschenden Stamm der Weinreisenden an der Spitze, ist völkerwandernd und völkerbeglückend über die Stadt ausgegossen und sucht die Segnungen einer im steten Steigen begriffenen Zivilisation über die inwohnenden Schuster und Schneider zu verbreiten. Diese selbst haben in aller Stille den jeden Nationalökonomen erschreckenden Beweis geliefert, daß trotz aller hemmenden Heimatsgesetze und Zuzugshinderungen eine Bevölkerung von 1200 Einwohnern in vierzig Jahren imstande ist, sich durch Kraft und Ausdauer auf 2500 zu bringen.

Wie ganz anders war es in meinen Kinderjahren. Ungefähr monatlich einmal zog kotbespritzt ein einsamer Probenreiter auf buglahmem Gaule in die Tore der Stadt ein und erkundigte sich in ergötzlichem, ausländischem Dialekte bei einem Straßenjungen, etwa bei mir, nach dem einzigen Gasthofe des Städtchens. Unter uns Rangen entspann sich dann ein lebhafter Streit, wer den Fremden zu Tolls, später Schmidt, später Beutel, später Kämpfer, später Kossel, später Holz, jetzt Clasen, geleiten sollte, bis wir uns zuletzt denn darüber vereinigten, ihm sämtlich das Komitat zu geben, dem sich dann noch einige ältere Personen anschlossen und darüber debattierten, ob dies derselbe sei, der vor *einem* Jahre, oder vor *drei* Jahren die Stadt beglückt habe. Kein Kellner empfing den Unglücklichen — dies Geschlecht war damals noch nicht geboren — er war gezwungen, sein Rößlein selbst in den Stall zu führen; seiner selbst wartete in den Räumen des Hotels von allen Erquickungen, welche der Scharfsinn der Menschen seit dieser Zeit erfunden hat — nur holländischer Käse.

Es ist überhaupt wunderbar, wie schroff die Kinderjahre den Mannesjahren gegenüberstehen, wie wenig Verständnis das Kind für die Angelegenheiten des reiferen Alters hat, und umgekehrt, wie sehr die reiferen Jahre es verlernen, einen richtigen Blick in die Welt des Kindes zu tun. Ich würde diese scheinbar triviale Bemerkung gewiß nicht gemacht haben, wenn ich nicht häufig bemerkt hätte, daß sehr ernsthafte Leute das Recht zu haben glauben, über die gewöhnlichen Vorstellungen und Ansichten der Kinder zu lachen, ohne daranzudenken, daß die kleinen zukünftigen Weltbürger in vollem Maße Repressalien gebrauchen würden, wenn die Ausbrüche ihrer gerechten Heiterkeit nicht durch elterliche Zucht im Zaume gehalten würden. Vor allem sind es die herkömmlichen Formen und freimaurerischen Zeichen einer konventionellen Gesellschaft, die dem gesunden Kinderverstand unverständlich und lächerlich erscheinen. Wie mancher derbe Knabe, der von der Natur die Anwartschaft auf ein tüchtig lebendig Wirken als Wiegengabe mit auf die Reise durch das Leben erhielt, ist an bloßen konventionellen Höflichkeitsformeln zugrunde gegangen! Wie manchem frommen Gemüte ist in der öden Leere einer kindischen Gebetplapperei jener albernen Komplimente, die blasierte Eltern durch die Unschuld des Kindes an den lieben Herrgott höflichst bestellen lassen, jeder Ruf von oben verhallt, der die Welt durchhallen sollte für und für! Das Kind, unbekannt mit dem Ernst des Lebens, wird in seiner natürlichen Schwäche nicht als Eiferer gegen die Mißbräuche einer vielleicht wohlgemeinten Unvernunft in die Schranken treten; es setzt sich heiter in den Winkel mit seinen kleinen Spielkameraden und spielt: „Frau Geheimrätin und Herr Baron“ und läßt seine Puppe Gebete sprechen und begräbt den

Digitized by Google

alten, ehrlosen Schließer Ferge mit allen kirchlichen Ehren und vollem Geläut, und wenn ihr aufmerksam auf das kindliche Spiel seht, so werdet ihr nie eine lieblichere, unschuldigere, von jedem Hasse fernere Satire, von jeder Lüge freiere Ironie auf die bestehenden Zustände gesehen haben, als den duftigen, in unmittelbarer Berührung mit dem Himmel stehenden Humor eines solchen Kinderspiels.

In dem alten abgeschafften Hausierhandel liegt ein heimlicher Reiz, den alle Romanschreiber von Walter Scott und Cooper bis herab auf unsere Räuberromantiker in Szene zu setzen versucht haben, und das weise Landesgesetz, welches ihm ein Ende machte, hat mit ihm ein gut Stück Handelspoesie begraben, von welchem Artikel überhaupt nicht viel vorrätig ist. — Unsre Nachkommen werden nimmer die fröhliche Aufregung begreifen, die zur Winterszeit bei verschneiten Wegen durch das einsame Haus auf dem Lande ging: „Vatting, Mutting,[1] dor kümmt Mortje“ oder „Moses Joel“ oder „Kack-Meyer!“ — Und: „„Dirns, kamt[2] doch, Moses is up de Del'.[3] — Jochen,[4] du sädst[5] doch von Krallen.““[6] — Und wie er nun eintritt, der Inhaber aller Herrlichkeiten, und den Schnee von den Füßen trampst und dabei den gebeugten Rücken noch tiefer neigt vor der Hausfrau und beim Auspacken ihr seine Scheren und Nadeln, seinen Zwirn und seine Seide empfiehlt, wie er vor den Augen des Hausvaters die vergoldete Uhrkette spielen läßt und die winterfrischen Backen der Kinder streichelt, die scheu vor ihm und seinem grauen Barte zurückweichen, bis Neugierde und Begehrlichkeit die Furcht überwinden, und sie dreister werden und immer dreister — ja zu dreist; denn der Schlingel, der »Körling«[7], langt schon nach dem Hampelmann: „Den will ick hewwen!“ Aber Mutting schlägt ihn auf die begehrlichen Hände: „„Willst du woll! — Nicks anfaten!““[8] — „Lassen Sie doch,“ sagt Moses, „solche gebildete Kinder können allens anfassen.“ Doch Mutting leid'ts nicht, kauft aber indessen für den Schlingel den Hampelmann und für Riking[9] ein kleines Nähkissen und für sich Schere und Nadeln und Zwirn und Seide und treibt die Kinder vor sich her und verläßt mit ihnen den Flur: „Ne, ne! Wider[10] will ick nicks; ick bruk[11] nicks wider!“ — Und Vatting bezahlt und nimmt wieder die Uhrkette zur Hand, und der Jude zeigt ihm, wie sie festgemacht wird, und als die Uhr daranhängt, ist sie ja schon halb sein Eigen; er steckt die Uhr in die Tasche und besieht sich die Kette von oben — wahrhaftig! beinah gerade solche, als Herr von Zabel trägt — und er fängt gründlich an zu handeln und legt noch ein hübsches, seidenes Halstuch beiseite für Mutting, halb aus Liebe, halb aus Vorsicht wegen der etwaigen Vorwürfe über den teuren Kettenkauf. — Kleine Kinder und große Kinder! 's ist alles eins und dasselbe! Bloß die kleinen sind aufrichtiger in der Äußerung ihrer Wünsche und die großen vorsichtiger in den Mitteln zu ihrer Erreichung. — Aber das weiß der Jude ebenso gut wie ich; er schlägt den doppelten Preis vor, denn er ist auch ein vorsichtig Kind, und nun beginnt ein Handel mit Forderung und Angebot, und wieder mit neuer Forderung und neuem Angebot, und mit Ablassen und Zulegen, als ging's um Landgüter; doch endlich schlägt Moses zu — mit Schaden — bloß zwei Drittel über den Einkaufspreis. — Und Vatting geht hinein zu Mutting und über-

[1] Kosеform von Vater, Mutter. [2] kommt. [3] Diele, Hausflur. [4] Joachim. [5] sagtest. [6] Korallen. [7] Karlchen. [8] anfassen. [9] Riekchen. [10] weiter. [11] brauche.

Digitized by Google

Fritz Reuter, Pastor Augustin mit Familie in Rittermannshagen, wo Frau Reuter Erzieherin war. Zeichnung

Digitized by Google

Fritz Reuter, Landpartie der Pastorenfamilie Augustin. Zeichnung

Digitized by Google

gibt ihr das seidene Tuch, und Mutting merkt die Absicht, wird aber nicht verstimmt, sondern lacht ihm freundlich zu, als sie sein beginnendes Embonpoint mit Kette und Petschaft verziert sieht, und Vatting lacht auch: „Den heww ick schön anführt!“ — „„Körling, du haddst em nich so knipen süllt““,[12] sagt Mutting mitleidig, und Vatting, im Gefühl, Unrecht getan zu haben, geht an die Tür: „Moses, Sei eten hüt[13] Middag mit uns.“ — „„Ja, äwerst[14] . . .““ sagt Moses. — „Ick weit[15] Bescheid,“ sagt Vatting, „min Fru sall Eier för Sei kaken.“[16] Alle sitzen nun vergnügt in dem Zimmer und sind zufrieden, wenigstens für den Augenblick; Riking spielt mit dem Nadelkissen, Mutting bindet sich das neue Tuch um, »lütt[17] Körling« spielt mit dem Hampelmann, »grot Körling« mit der Uhrkette. — Kleine Kinder und große Kinder! Beide geboren von der gemeinsamen Mutter Begehrlichkeit! — Aber draußen auf dem Flur gruppiert sich ein anderes Bild. »Fiken«[18] ist vom Boden gekommen, und »Dürten«[19] aus der Küche, und »Korlin'«[20] aus dem Keller, und sie stehen, solange ihre »Herrn« im Handel sind, zusammen in der Ecke und recken den Hals aus und wiegen den Kopf hin und her, wie die Gänse, wenn sie etwas Neues in ihrem Troge finden, und sie lachen und kichern und stoßen einander an, und ein halblautes „Ah!“ und „Oh!“ und ein leises Schnalzen mit der Zunge drücken Bewunderung und Begehren aus, wenn der Jude im Strahle der Wintersonne ein buntes Band, oder ein Halsband von Glaskorallen funkeln läßt. Die Augen werden größer und leuchtender, und die Wangen glühn; die blauroten Frostbacken sind verschwunden, denn der Wunsch hat bei ihnen wacker eingeheizt und treibt das heiße Blut durch die Adern. — Da tritt auch Jochen hinein, im langen Kittel, mit riesigen Fausthandschuhen; er hat draußen den verwachsenen Knorrn, den er mit Axt und Keil bearbeitet hat, mit den Worten: „Jh, ligg[21] du tau 'm Deuwel!“ beiseitegeworfen und schiebt nun Fik und Dürt und Korlin' weiter vor, um in die hinterste Ecke hineinzugelangen; sein Gesicht glüht nicht vor Aufregung, er sieht kalt aus, denn er rechnet. In einer schwachen Stunde hat er seinem Fiken eine Schnur „Krallen“ versprochen, nun muß er Wort halten; halb hinter den Schrank versteckt, holt er einen kleinen ledernen Geldbeutel hervor, der, größerer Sicherheit wegen, mit einem Riemen ins Knopfloch gebunden ist; er weiß bis auf den Pfennig, wieviel darin ist, aber, bevor sie auf immer von ihm Abschied nehmen, will er seine Groschen doch noch einmal Stück für Stück durch den Lederbeutel hindurch fühlen, dies wehmütige Vergnügen will er sich gönnen. — Nun sind die »Herrn« fort, und Moses wendet sich an die Mädchen: „Man neger, min Dechting![22] Man ümmer neger! Din Geld is ok keen Bli.[23] Wat seggst[24] du hir tau?“ Und gelb und rot läßt er ein Tuch vor den Augen der Mägde tanzen. — Dürt, die Köchin, ist die älteste, sie hat schon viele gelbrote Tücher gekauft, sie kennt's; entschlossen tritt sie näher: „„Wat gelt de Dauk?““[25] — „Sößteihn[26] Gröschen.“ — „„Lat di nich utlachen, Jud'!““ Sie wirft das Tuch gleichgültig beiseite; man sieht, sie kennt's. — Korlin', die junge Außenmagd, greift darnach, sie will den genauesten Preis wissen. — „Min Dechting, wil Du 't bist, sallst du em hewwen för virteihn Gröschen un en Kuß.“ — Korlin' wirft das Tuch hin und springt voll Abscheu zu-

[12] kneifen sollen. [13] essen heute. [14] aber. [15] weiß. [16] kochen. [17] klein. [18] Sophie. [19] Dorothea. [20] Karoline. [21] liege. [22] nur näher, mein Töchterchen. [23] kein Blei. [24] sagst. [25] gilt das Buch. [26] sechzehn.

Digitized by Google

rück. — „„Jochen, du sädst doch, . . .““ sagt Fiken im Hintergrunde. — „Ja,“ sagt Jochen äußerst ruhig, „seggt heww ick dat, Fiken.“ — „„Acht Gröschen will ick di gewen, Jud', wenn hei echt is““, sagt Dürt und langt wieder nach dem Tuche. — „Wo haißt? Acht Gröschen? — Gott, du gerechter! Meinst du, ick finn de Wohr[27] in Stemhagen[28] up de Strat? — Echt? Kik hir!“ — er spuckt auf den Zipfel des Tuches und reibt ihn. — „Kik hir! Echt, as de Sünn!“[29] — „„Jochen, willst du denn nich?““ sagt Fiken und verstärkt die Frage durch einen gelinden Stoß in die Rippen ihres Anbeters. — „Worüm nich?“ fragt Jochen zurück. „Ick heww 't jo seggt, Fiken.“ Langsam tritt er näher und halb verlegen, halb maulfaul, sagt er bloß die beiden Worte: „„Krallen, Jud'!““ und Fiken setzt rasch hinzu: „Von de besten.“ — Dürt läßt wieder das Tuch fallen und sieht Jochen starr an. Jochen ist ein altes Hausinventar und hat fünf Jahre mit Dürt zusammen gedient; aber nie hat sie bei ihm eine Neigung zur Verschwendung oder zum Verschenken oder gar zum Verheiraten bemerkt, obgleich sie ihm zur Äußerung der letzteren vielfache Gelegenheit geboten hat. „Krallen!“ ruft sie höhnisch aus. „Worüm nich gor en Sang'bauk mit en Herz?“[30] — „„Kümmt ok noch““, sagt Jochen ruhig. — „Huch! — Huching!“ kreischt Korlin' auf und tanzt lachend auf dem Flur herum. „Huching, unf' Jochen will frigen.“[31] — „„Dirn, wo du di hest!““ sagt Fiken ärgerlich. — „Krallen, Jud'“, sagt Jochen ruhig. — Moses hat mit einem Blick das obwaltende Verhältnis durchschaut; wenn er's klug benutzt, kann's ihm was eintragen. — „„Du sallst Krallen hewwen, min Sähn[32], so scheen as sei sick passen för de scheenste Brut.[33] Kik, hir sünd echte Glaskrallen und echte Bernsteinkrallen, un dit sünd Parl,[34] un hir is en Krüz, un hir is en Herz, wat möt[35] warden anhängt, dat dat wonah kleden deiht.[36] — Paß Achtung!““ und damit schlingt er die Schnur Fiken um den Hals. „„Gott, du lebendiger! Wo scheen! Wo ward sei sick presentieren an ehren Ihrendag!““[37] — Jochen denkt dasselbe, sein altes, ehrliches Herz schlägt rascher; in seiner Jugend ist der blinde Gott stets an ihm vorübergegangen, nun hat er ihn in reifen Jahren getroffen, und sein Herz glüht, wie schwer entzündliche Steinkohle, in doppelter Glut. — Der kleine Lederbeutel wird losgeknöpft: „Wat gellen[38] de Krallen?“ — „„Unner Bräuder!““ sagt Moses, „„du sallst se hewwen för 'n preußschen Daler.““ — Jochen holt das Geld hervor, er dingt gar nicht. Das hält Dürt nicht länger aus, sie legt die Hand auf das Geld: „Dat 's 'ne Sünn'![39] En Daler för de Krallen!“ — „„Lat dat Geld liggen, Dürt““, sagt Jochen. — „Ja,“ sagt Dürt giftig und tritt von dem Tisch zurück, „wenn so 'n ollen Kirl verleiwt[40] ward, denn ward hei ok verrückt.“ — „„Min Sähn,““ sagt Moses, „„beholl din Geld, du kannst 't bruken;[41] du möst noch mihr hewwen, wi reken nahsten tausam.[42] Sei möt hewwen en witten Snuwdauk[43] un en bunten Umschlageldauk un en hogen[44] Kamm un noch dit un dat; du möst hewwen Tüg tau 'n nigen Rock, du möst hewwen Tüg tau 'ne Hos', du möst hewwen — hest du 'ne Klock?[45] — du möst hewwen 'ne Klock, un du möst noch hewwen dit un dat.““ — Aber Jochen will nicht borgen, er

[27] Ware. [28] Stavenhagen. [29] Sonne. [30] Gesangbuch mit einem goldenen Herzen auf dem Umschlag, vertritt auf dem Lande die Stelle des Verlobungsringes. [31] freien. [32] Sohn. [33] Braut. [34] Perlen. [35] muß [36] kleidet, aussieht. [37] Ehrentag. [38] gelten. [39] Sünde. [40] verliebt. [41] brauchen. [42] rechnen nachher zusammen. [43] weißes Schnupftuch. [44] hohen. [45] Uhr.

Digitized by Google

Fritz Reuter, Kuhhirt Lesten und sein Spitz. Zeichnung

Digitized by Google

will seinen neuen Hausstand auf festem Grunde aufbauen, er ist nicht umsonst so alt geworden; durch den alten, verrauchten Schornstein der Überlegung ist ein Teil seiner Glut entwichen, er ist in seinen Pferdestall gegangen, sitzt dort vor seiner geöffneten Lade, zählt seine langjährigen Ersparnisse und rechnet wieder, wie vor dem Ausbruche seiner Liebesglut. — Fiken steht im besten Zimmer vor dem größten Spiegel des Hauses, hält sich die Bernsteinperlen an den Hals und dreht sich und den Hals und sagt: „Un Jochen is doch en ollen gauden Kirl[46] un de Krallen sünd schön, un nu lat de annern man kamen." — Dürt wirft das endlich erstandene Tuch in die Lade und sagt: „De dumme Dirn un de olle verdrögte[47] Kirl! Blot üm ehr tau argern heww ick doch den Dauk köfft,[48] so 'n hett s' nich." — Korlin' steht in ihrer Kammer und hält ein grün und rotes Band an ihre hübsche, weiche Wange und sagt: „Un ob 't mi nich lett![49] Dit 's för Fiken ehr Hochtid, un wer weit![50] — Ut ein Hochtid warden männigmal twei."

Hoffnung und Haß und Liebe, Leichtsinn und Überlegenheit — der Roman mit seiner Poesie ist in die Alltäglichkeit des kleinen Hauses eingekehrt, und wer hat ihn ins Leben gerufen? Wer ist der Träger seiner Poesie? — Dort hinten stampft er durch den tiefen Schnee der weißen Heide, und sein Rücken beugt sich unter der Last der poetischen Empfindungen, die sich an den bunten Inhalt seines Packens knüpfen.

Das ist jetzt vorbei, rein vorbei! Die Poesie wird nicht mehr über Land getragen und stück- und ellenweise verkauft; ihre Träger sind ausgestorben, und in meiner Vaterstadt hat der letzte sein Geschäft und sich selbst an den Nagel gehängt.

⊡

Hier sehe ich mich veranlaßt, in mein Jahrmarktsvergnügen einen trocknen Passus über die Erziehung einfließen zu lassen. Mein Freund, der Justizrat Schröder, sagte: „Ich schlage nie mein Kind, mein Kind ist mein Freund!" — Ein Ausfluß hoher Humanität, der sich lieblich durch blühende Büsche eines heitern Familienlebens hindurchschlängelt. — Mein Freund und Nachbar, der Ackerbürger Jochen Burr sagt: „Släg' möten s' hewwen![51] un ick heww of weck kregen."[52] Ein Ausfluß der Selbstbetrachtung, der zuletzt in das ewige Meer der Wiedervergeltung ausströmt. — Mein Freund, der Rittergutsbesitzer Hilgendorf, sagt: „Mark di dat! Einmal möten s' Släg' hewwen un dat in 't irste Johr. Awer denn düchtig!" Ein Ausfluß praktischer Weisheit, die sich — ich glaube — an zwölf unmündigen Individuen erprobt hat, und sich mir, in Anbetracht meiner eigenen Lebenserfahrung, als das allein Richtige aufgedrängt, natürlich mit Modifikationen. Nicht das erste Jahr, sondern die erste Gelegenheit ist es, bei welcher die Erziehung einzugreifen hat.

⊡

Es gibt gar kein untrüglicheres Mittel, um unwahre Vorstellungen in der Seele eines Kindes zu erzeugen, als ein schlechtes Theater. Das Kind lacht über die faden Harlekinaden, über die man als eine Entwürdigung der menschlichen Natur weinen sollte, und es weint bei dem abgeschmackten Rührbrei, über den man als vollständigen Gegen-

[46] alter guter Kerl. [47] vertrocknet. [48] gekauft. [49] läßt, d. h. hübsch aussieht, kleidet. [50] weiß. [51] Schläge müssen sie haben. [52] gekriegt.

Digitized by Google

satz gegen die Wirklichkeit lachen sollte, wie über eine Travestie. Die dick aufgetragenen Farben der Darsteller fallen viel zu grell in das ungeübte Kinderauge und stumpfen den Sinn für Beobachtung und richtige Auffassung der milderen Farbentöne ab, wie sie die Wirklichkeit bietet; bei diesen stark gepfefferten Gerichten geht der Geschmack für geistige Genüsse ebenso sicher unter, wie der physische durch Mixpickles; die gewöhnlichen Pfannkuchen des Lebens wollen dann nicht mehr schmecken. Aber der größte Verlust bei dieser dramatischen Sudelkocherei ist der Untergang des Sinnes für die Reinlichkeit; es ist ganz gleich, in welchem schmutzigen Geschirr das Gericht aufgetischt wird, wenn seine Schärfe nur die Tränen in die Augen treibt, sei es die einer falschen Sentimentalität, oder die des erstickenden Gelächters. Sinnige Kinder versenken sich in diese falschen Vorstellungen und träumen sich zum Schaden ihres Gemütes in eine unruhige Welt hinein; lebhafte Kinder machen's den schlechten Schauspielern nach, und ihr Charakter kann zeitlebens einen Beigeschmack davon behalten, denn in der Kindheit ist der Assimilationsprozeß ein sehr energischer und die äußern Eindrücke gehen rasch zu Fleisch und Blut.

Schon infolge der fast gewaltsamen Eindrücke, die der erste Theaterbesuch auf das Kind macht, sollen Eltern und Erzieher aufmerksam werden und sich wohl überlegen, in welchem Alter eine solche Erschütterung ihres Pfleglings gewagt werden kann, sie sollten mit Sorgfalt das Stück und mit noch größerer die Darstellung auswählen. Es ist das eine höchst ernste, ich möchte fast sagen, heilige Sache, und es ist wahrlich nicht gleichgültig, ob man in die künstlerische Auffassung des Menschenlebens an der Hand Kotzebuescher Frivolität oder an der Schillerschen Idealität geführt wird. Der erste Eindruck haftet wunderbar fest; ich habe dies an mir selbst erfahren.

⧈

Ist die Kindheit ein fröhliches, liebliches Wellengewimmel, von Gottes Sonne vergoldet, so ist die Erinnerung daran der glänzende Streif, den das durch die Nacht fortarbeitende Schiff in seiner Fahrt zurückläßt; der Schiffer schaut vom Bord hinunter und sieht den Himmel und seine Sterne sich in dem glatten Wasser spiegeln, und blickt weiter und weiter die durchmessene Bahn zurück, bis ihm in dunkler Ferne die Gestade der Heimat verschwinden und sich mit Nebel und Wolken mischen. Ich habe versucht, die alten heimischen Landmarken und Wahrzeichen noch einmal ins Auge zu fassen; sind's Wolken und Nebelgebilde, die mich getäuscht haben? — Ich glaube nicht; Wahrheit ist's; wenn auch nicht jene, wie sie das helle, nüchterne Tageslicht zeigt. Die heimatlichen Gestade, von denen ich Abschied nehme, sind nur vom Mond im letzten Viertel beleuchtet; aber die phantastischen Gebilde, die unter seinem Scheine emporwuchsen, sind dennoch Wahrheit, wenn auch nur für diejenigen, welche sie gleich mir vom fernen Schiffsbord aus erblicken. — Ich meine die Jugendfreunde und rufe ihnen rüstig zu: „Hurra! und nun weiter fort in die See!"

Aus Briefen

(Kampfgedichte)

Sie fordern mich auf, plattdeutsche Lieder für die Kämpfer in Schleswig-Holstein zu dichten, und wenn's dabei bloß auf Enthusiasmus für die gute und heilige Sache ankäme, so würde ich mit Freuden

Digitized by Google

„ja“ sagen; aber es fragt sich, ob ich auch die Begabung zu einer so hohen und gewaltigen Aufgabe habe. Dazu gehört die ganze, frische Jünglingsglut und die genaueste Kenntnis der Umstände und des Volkes, für das die Lieder wirksam sein sollen; dazu gehört, wenn's was werden soll, die eigene Anschauung, und daß man vorher von der Glut anderer erst halb angebraten sei, abgesehen von einer lyrischen Richtung des Gemüts, und einer gewissen Summe musikalischer Kenntnisse. Diese letzteren fehlen mir nun gänzlich und lyrische Gedichte habe ich seit meiner Jugendzeit nicht mehr gemacht. Dennoch aber würde ich es versuchen, wüßte ich nur, wie über den Mangel an Melodien hinwegkommen? Soll man die alten prächtigen Sangesweisen von 1813 wieder aufwärmen, und dazu Gedichte, plattdeutsche Gedichte schmieden? Das geht nicht. Soll man volkstümliche, plattdeutsche Melodien wählen? Die haben wir nicht. Also bliebe nur übrig, neue Melodien durch das Genie eines Tondichters schaffen zu lassen; — denn nur ein ungesungenes Lied ist kein Lied; aber wo ist ein Komponist dafür? — Sie werden sagen, der findet sich, und ich will's glauben und will den Versuch wagen, und wenn Sie mir Ihren werten Namen mitteilen wollen, dann will ich Ihnen vielleicht Derartiges einsenden. — Nicht wahr? Dies hört sich alles verteufelt kühl und handwerksmäßig an, aber „den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt“. Was hilft die Begeisterung in solchem Fall? Volkstümlich muß ein Lied sein, eindringlich durch die passende Melodie, sonst singt Schiller selbst vergebens. Ich habe schon früher einmal ein Lied für Schleswig-Holstein gedichtet, es liegt irgendwo unter Papieren vergraben, weil — es nicht zu singen war.

(Übersetzung ins Hochdeutsche)

Wie Sie richtig anführen, hatte meine Frau früher die ernstliche Absicht, eine Übersetzung ins Hochdeutsche zu besorgen, es wurde auch ein Anfang damit gemacht; aber da erhoben sich so gewichtige Freundesstimmen gegen jede Übersetzung, daß die Absicht vollständig aufgegeben wurde. Nun haben sich seit der Zeit eine Menge Übersetzer und Übersetzerinnen aus Polen und Tirolen gemeldet; bei jedem Briefe habe ich mir die Sache durch den Kopf gehen lassen, und bin immer zu dem Schluß gekommen, die Freunde haben recht, es geht nicht. Eine ganz wörtliche Übersetzung würde bei der plattdeutschen Satzbildung, die meistens nur fortlaufende, koordinierte Sätze kennt, dem hochdeutschen Leser höchst ledern vorkommen, und bei einer freieren Übertragung würde die Naivität, ja selbst die lebendige konkrete Anschauungsweise, die in der plattdeutschen Sprache nun einmal eigentümlich liegt, vollständig verloren gehen. Dazu kommt noch ein anderer Grund, den ich schon früher angeführt habe und der mir durch die letzten politischen Ereignisse in Deutschland erst recht triftig geworden ist: wir Norddeutschen kennen den Süden unseres Vaterlandes ganz genau, wir bereisen ihn, wir lesen die Hebel und Grübel usw.; die lieben Süddeutschen haben sich bisher um uns gar nicht gekümmert, mit Ausnahme von Geschäftsleuten fällt es keinem ein, uns zu besuchen. Sie haben eine ganz falsche Vorstellung von uns, die ihnen durch den Kladderadatsch und den kaustischen Berliner Witz imputiert sein mag, sie halten uns für kalt und von stumpfem Gefühl und glauben, daß außer ihrer „Saufidelität“ und „Gemütlichkeit“ keine Heiterkeit und Herzlichkeit

Digitized by Google

in deutschen Landen existiert. Das hat mich immer sehr verdrossen, und ich würde sehr befriedigt sein, wenn ich ein Kleines dazu beitragen könnte, den guten Leuten eine andere Brille aufzusetzen. — Sie werden nun sagen: „Ja, dann müssen Ihre Schriften ihnen durch Übersetzung zugänglich gemacht werden.“ Und ich werde antworten: „Nein, wenn sie unser Volk kennen lernen wollen, dann müssen sie erst unsere Sprache kennen lernen, um die es sich wohl einer kleinen Anstrengung verlohnt.“ Hier in Thüringen liest jetzt alles Plattdeutsch; ich habe neulich im Theater zu Gotha zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins vorgelesen, es war so voll, daß die Damen stehen mußten.

Sehen Sie, das sind meine Gründe, weswegen ich keine Übersetzung will, und Sie in Ihrer fortdauernden Freundschaft für mich werden in dieser Weigerung gewiß nicht Ungefälligkeit oder gar persönliches Mißtrauen gegen Ihre Übersetzungskunst sehen.

Aus Wilhelm Buschs Nachlaß

[Die folgenden Stücke setzen wir her, um das über Busch Gesagte nicht nur durch Bilder, auch durch Worte aus seinem Nachlaß ein wenig zu beleben. Auch diese Worte hier sind also gleichsam Illustrationen zu unserm Aufsatz. Die Verse sind zumeist dem feinen Bändchen „Schein und Sein“, die andern Stücke der schönen biographischen Sammlung der drei Nölbeke „Wilhelm Busch“ entnommen. Das letzte Stück ist „Ut ôler Welt.]

Aus Gesprächen und Briefen

Das Feinste fällt durchs Sieb.

„Beizu trifft man doch immer am besten“, sagte Taps, da hat er sich den Finger abgehackt.

„Um die Sprache sein Eigen zu nennen, muß man, glaub ich, was drin erlebt haben, etwas sehr Wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinn habe ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses, geschrieben ist, kann mich in innerster Seele rühren. . . . Was herzig, lieb und drollig ist in einer Sprache, das kann man nur empfinden und begreifen, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Grete über den Zaun gesprochen hat.“ Und so begeistert ihn manches im und am Holländischen ähnlich wie beim Plattdeutschen, weil's nicht so abgeschliffen sich im Ausdruck gibt, wie das schon zu sehr verwässerte heutige Schriftdeutsch. Er sagt: „Wie frisch und treffend kommt mir doch so manches holländische Wort vor, dessen Verwandte im Deutschen schon weit entfernt von der Quelle fließen.“

Kunstwerke: Saft, der nicht stark genug eingekocht ist, verdirbt.

Auch das kleinste Ding hat seine Wurzel in der Unendlichkeit, ist also nicht völlig zu ergründen.

Zahlen sind die Naturkräfte, belauscht in ihren Gewohnheiten.

Der Philosoph wie der Hausbesitzer hat immer Reparaturen.

Die Zeitung kam und brachte die Rede des Kaisers mit dem bekannten Worte: „Mir ist mein Kurs vom Himmel vorgeschrieben.“

Digitized by Google

Busch: „Das ist er jedem. Es kommt nur darauf an, ob ihn einer auch lesen kann.“

Es war Geschirr zerworfen, aber niemand wollte es getan haben. „Ja, es ist ganz eigentümlich, daß es auch unter den Töpfen Selbstmörder gibt.“

„Die modernen Galerien mit ihrem Oberlicht und ihren großen Wandflächen sind mir sehr zuwider. In Antwerpen hingen meiner Zeit die Bilder in einem alten Kloster; wo auch die Malakademie war. Da habe ich sie jeden Tag gesehen. Die Sache war viel traulicher. Ich war ordentlich ärgerlich, als ich sie an den Museumswänden wiederfand. Sie geben sich ja alle mögliche Mühe, hervorragende Bilder an gute Plätze zu hängen. Aber die Bilder sind doch alle mit links einfallendem Lichte gemalt und sehen in der Beleuchtung von oben ganz anders aus, oft ganz verquer. Das werden sie auch noch wieder anders machen.“

Diese steinernen und eisernen Männer überall sind förmlich ekelhaft. Aber ich denke, sie werden sie noch einmal alle zu Kalk brennen oder einschmelzen, daß die Welt wieder sauber wird und diese Geschwüre von der Erdenkruste verschwinden.

Dahinten im Georgengarten haben sie einen gewaltigen Steinblock, aus der Heide her, hingelegt. Es stehen hübsche Bäume darüber; und Rosenberg steht daran; das konnte ich im Vorbeifahren lesen. Otto sagte, es sei ein Reitergeneral gewesen. Das ist ein Denkmal.

Gedichte und Sprüche

Der Stern

Hätt einer auch fast mehr Verstand,
Als wie die drei Weisen aus Morgenland,
Und ließe sich dünken, er wäre wohl nie
Dem Sternlein nachgereist, wie sie;
Dennoch, wenn nun das Weihnachtsfest
Seine Lichtlein wonniglich scheinen läßt,
Fällt auch auf sein verständig Gesicht,
Er mag es merken oder nicht,
Ein freundlicher Strahl
Des Wundersternes von dazumal.

Niemals

Wonach du sehnlich ausgeschaut,
Es wurde dir beschieden.
Du triumphierst und jubelst laut:
Jetzt hab ich endlich Frieden!
Ach, Freundchen, rede nicht so wild.
Bezähme deine Zunge.
Ein jeder Wunsch, wenn er erfüllt,
Kriegt augenblicklich Junge.

Wassermuhmen

In dem See die Wassermuhmen
Wollen ihr Vergnügen haben,

Digitized by Google

Fangen Mädchen sich und Knaben,
Machen Frösche draus und Blumen.
Wie die Blümlein zierlich knicksen,
Wie die Fröschlein zärtlich quaken,
Wie sie flüstern, wie sie schnacken,
So was freut die alten Nixen.

Gründer

Geschäftig sind die Menschenkinder,
Die große Zunft von kleinen Meistern,
Als Mitbegründer, Miterfinder
Sich diese Welt zurecht zu kleistern.
Nur leider kann man sich nicht einen,
Wie man das Ding am besten mache.
Das Bauen mit belebten Steinen
Ist eine höchst verzwickte Sache.
Welch ein Gedrängel und Getriebe
Von Lieb und Haß bei Nacht und Tage,
Und unaufhörlich setzt es Hiebe,
Und unaufhörlich tönt die Klage.
Gottlob, es gibt auch stille Leute,
Die meiden dies Gewühl und hassen's
Und bauen auf der andern Seite
Sich eine Welt des Unterlassens.

Erbauliche Bescheidenheit

Sehr schlecht befand sich Mutter Klöhn.
Sie kann nicht gehn,
Ist krumm und lahm
Und liegt zu Bett und rührt sich nicht.
Seit zwanzig Jahren hat sie schon die Gicht.
Herr Küster Bötel, welcher häufig kam
Um gute Besserung ihr zu wünschen,
Erzählt ihr auch des weitern,
Um sie ein wenig zu erheitern,
Die Mordgeschichte, die man jüngst verbrochen.
Ja, denken Sie nur mal,
Der Präsident von Frankreich ist erstochen
Von einem Strolch
Mit einem Dolch.
Ist das nicht ein Skandal?
Oh, Lü und Kinners, rief sie voller Graun,
Wat gift et doch vär Minschen.
Sau wat könn eck doch nich gedaun!!
Herr Bötel sprach, und sah sie freundlich an:
Dies Wort von Ihnen mag ich leiden.
Ein guter Mensch ist niemals unbescheiden
Und tut nicht mehr als was er kann.
Adieu, Frau Klöhn!
Auf fröhlich Wiedersehn!

Digitized by Google

Schein und Sein.

Mein Kind, es sind allhier die Dinge,
Gleichviel, ob große, ob geringe,
Im Wesentlichen so verpackt,
Daß man sie nicht wie Nüsse knackt.

Wie wolltest du dich unterwinden,
Kurzweg die Menschen zu ergründen.
Du kennst sie nur von außenwärts.
Du siehst die Weste, nicht das Herz.

W. B.

1899.

Digitized by Google

Immerfort

Das Sonnenstäubchen fern im Raume,
Das Tröpfchen, das im Grase blinkt,
Das dürre Blättchen, das vom Baume
Im Hauch des Windes niedersinkt —
Ein jedes wirkt an seinem Örtchen
Still weiter, wie es muß und mag,
Ja selbst ein leises Flüsterwörtchen
Klingt fort bis an den Jüngsten Tag.

(Aus dem Nölbekeschen Buschwerk:)

Zwei Blinde, müd vom Wandern,
Sah ich am Ufer stehn,
Der eine sprach zum andern:
Leb wohl, auf Wiedersehn.

Aus „Ut ôler Welt"

[Die Sammlung „Ut ôler Welt" bezeugt die liebevollste Teilnahme Buschs für deutsche Sprachforschung und Volkskunde. Sie läßt deutlich erkennen, worauf es Wilhelm Busch ankam: auf die Bruchstücke des alten germanischen Glaubens und Denkens, in denen oft ein Wort fernsten Durchblick in dunkle Vergangenheit gewährt und die Andeutungen uralter Mythologien, vor allem aber alter Lebensverhältnisse für den Kundigen sich reichlich finden. Wir geben heute nur eine kleine Probe daraus, meinen aber schon, sie wird die Leser ebenso interessieren, wie, als Gabe Buschs, überraschen. Auch rein als Sprachprobe ist sie übrigens wertvoll. Wir sind durch Reuter mit dem mecklenburgischen, durch Groth mit dem schleswig-holsteinischen Platt einigermaßen bekannt, aber das hannoversche und westfälische hat ja keine allgemeiner bekannte Litteratur. Übrigens sind in „Ut ôler Welt" auch viele hochdeutsche Stücke.]

Gerdmann un Alheid

Dar was äis en gante un en goos, un de gante häit Gerdmann un de goos häit Alheid, de beiden güngen in der harwesttit te hope henut up dat stoppelfeeld un föngen dar tão fräten an. Gerdmann, ans de kläukeste, bleef jümmer up den hogen rüggen van'n stücke, wo häi säin könne, wat rund ümme her passiren döe, de goos Alheid fratt awerst in der däipen fore hendal, dar stünnen de besten greunen spiere, denn dat wäit'n woll, dat et dar jümmer natt is, un wenn emeihet werd, säo kann'n ok mit der seessen nich orntliken heninraken. Et dure nich lange, säo maoke Gerdmann up äis sinen hals säo lang un keek sick ümme. Do sach häi, dat de voß ganz liseken langs in der fore herdal sleek un der goos jümmer nöger kam. Do wolle häi der goos beschäid seggen un räip:

„Alheid!
Sühst du nich, wat dar in der fore geit?"

De goos bleef awerst jümmer mit fräten värtüge un antwore nix ans:

„Tatterattatt, tatterattatt!
Ette wat, ette wat!"

un meene, Gerdmann schölle fräten un dat kören laten.

Digitized by Google

De voß, de sick mitterwile dal eduked harre, kam nu weer nöger un nöger. Do räip Gerdmann täon twäiten male:

„Alheid!

Sühst du nich, wat dar in der fore geit?“

Awerst Alheid keek sick nich ümme un antwore nix ans:

„Tatterattatt, tatterattatt!

Ette wat, ette wat!“

Dat schölle säo viäl häiten ans: kör hen, kör her! ek säie nix!

Mit dessen was de voß ganz dichte herbi ekuomen; un Gerdmann räip täon drübden male:

„Alheid!

Sühst du nich, wat dar in der fore geit?“ Un de goos antwore weer:

„Tatterattatt, tatterattatt!

Ette wat, ette wat!“

In densülbigen ogenblicke sprung de voß täo un packe mine läiben goos bi'n hals. Do song se an täo schräin un räip: „Gerdmann, Gerdmann, help mi doch! Sühste nich, wo häi mi ritt, wo häi mi tüht?!“

„Recht di dat, recht di da—at!“ räip Gerdmann, breede sine flitke ut un streek aber dat feeld hen na sinen dörpe hentäo.

Dat, min junge, is de geschichte van den kläoken ganten Gerdmann un der dummen goos Alheid.

Rundschau

Allgemeineres

Ein niederdeutsches Museum!

Den Reichtum an Ausdruck, den niederdeutsche Wesensart sich geschaffen, im ganzen Umfange zusammenzustellen, ist bisher noch nicht versucht worden. Und doch könnte ein solches Unternehmen nicht nur einem historisch-sentimentalen Bedürfnis Befriedigung gewähren, sondern auch eine lebendige Kulturarbeit leisten und der Entwicklung unsrer Zeit eine nicht unerwünschte Hilfe bedeuten. Eine solche Sammlung, die ein umfassendes Bild von der Geschichte niederdeutschen Ausdruckslebens böte, würde sich bald als mehr erweisen denn als bloßes Material für das rückwärtsschauende Studium, es würde eine Quelle der Anregungen werden für den Gestaltungswillen unsrer Tage. Die eigenartige Wurzelstrebigkeit unsrer Zeit, die überall an die abgerissene Tradition der Vergangenheit wieder anzuknüpfen sucht, die eine neue Formensprache auf der Grundlage eines urtümlich nationalen Geistes zu schaffen sich müht, die den Begriff der „Heimatkunst“ geschaffen hat, ist nicht die konservative Sentimentalität einer unproduktiven Zeit, sondern im Gegenteil der gesunde Drang eines Entwicklungswillens, der nur tief wurzeln, der nur bodenständig sein will, um in dieser organischen Gebundenheit um so freier, reicher und charakteristischer sich entfalten zu können. Den Wurzeln solchen Willens Nahrung zuzuführen, ist wohl eine Kulturarbeit. Und in der Möglichkeit, diese zu leisten, dünkt mich, liegt auch erst die tiefere Legitimation für die Idee dieses Museums begründet.

Wie stark und nachdrücklich niederdeutsches Wesensgefühl noch heute, oder richtiger, heute wieder

Digitized by Google

sich formschöpferisch betätigt, das weiß jeder, der einen Blick über Literatur, Malerei, Baukunst und Kunstgewerbe wirft. Und wenn man in Worpswede die alte Bauernkunst von neuem zu beleben sucht, wenn niederdeutsche Schulmänner in Verbindung mit Worpsweder Künstlern eine niederdeutsche Fibel für die Kinder herausgeben, so zeigt das, daß dieses Wesensgefühl nicht nur naiv und unbewußt gestaltend vorhanden ist, sondern, sich selbst zum Bewußtsein gekommen, bestrebt ist, sich auch zu pflegen, sich am Alten zu stärken und zu erneuern. Diese erwähnten Bestrebungen können geradezu als Vorarbeiten nicht für ein Museum, sondern für die Arbeit, die das Museum zu leisten hätte, angesehen werden.

Wie reich erst die Vergangenheit hier ist, das wissen allerdings noch viel zu wenige. Und von dieser Vergangenheit ist noch keineswegs alles tot; verlaufne Wasser sind's, aber wenn man sie sammelte, so gäbe das eine lebendige Quelle. Nur muß ich bitten, das Wort „sammeln" ja richtig verstehn zu wollen. Auch Friedhöfe sind Sammelstätten. Wenn man etwa Raubzüge nach alten Schätzen unternehmen wollte, bloß um sie in einem Museum zu konservieren oder richtiger, zu sterilisieren, so möchte ich solchem Unternehmen nicht das Wort geredet haben. Vielleicht könnte dieses Museum gleich tätig mitwirken, den Museumbegriff von der alten Rumpelkammer zum Jungbrunnen zu reformieren.

Der niederdeutschen Sprache und Literatur darf natürlich bei dem Museum nicht vergessen werden. In ihnen findet ja die niederdeutsche Art ihren spezifischen Ausdruck. Ihr ältestes Denkmal, der Heliand, ist in Gestalt und Gehalt ein Stück ganz typisch niederdeutschen Wesens. In der neueren Zeit deckt sich niederdeutsche Literatur nicht immer mit niederdeutscher Sprache. Storm hat sich dieser fast gar nicht bedient und steht doch unter den Dichtern niederdeutscher Art als einer der charakteristischsten. Während von den Dialektdichtern mancher nur durch die Zufälligkeit des Sprachgewandes noch eine äußerliche Zugehörigkeit zum heimatlichen Verbande bewahrt. Man wird Sprache und Literatur voneinander sondern müssen. Der Dialekt darf für die Zugehörigkeit zur niederdeutschen Literatur auf keinen Fall das Maßgebende, Entscheidende sein. Das Charakteristische ist nicht die äußere Form, sondern der Formgehalt. Es gibt Sachen sogar von Reuter, die nur äußerliches Sprachkostüm und im Grunde so wenig heimatecht sind, daß sie wirklich kaum etwas verlieren, wenn man sie nicht nur ins Hochdeutsche überträgt, sondern auch das Milieu aus dem Niederdeutschen etwa ins Obersächsische verlegt. Und auf der andern Seite kann ein Gedicht von Storm jedes niederdeutschen Akzents in der äußeren Sprache entbehren, einen ganz andern Himmel über uns spannen, in der Eigenart des Rhythmus, in der tragenden Bewegung der Seele liegt die unverlierbar niederdeutsche Empfindung doch. Auch bei Liliencron spricht sich niederdeutsche Wesensart oft mit derselben überzeugenden Echtheit aus. Bei Klaus Groth und Fritz Stavenhagen geht sie dann noch überdies die unlösbare Verschmelzung mit dem Dialekt ein. Alle diese Dichter, die großen, die aus ihrem niederdeutschen Gefühlswesen heraus wirklich niederdeutsch zu *gestalten* vermögen, die andern, die niederdeutsches Wesen schil-

Digitized by Google

dern, die im Dialekt schreibenden Volksdichter, bis zu den nichts als Dialektdichtern, sie können ja schon ein ganzes Museum füllen.

Was hier über die Idee eines niederdeutschen Museums gesagt worden, darf natürlich nicht als grundlegende Ausführungen angesehen werden, sondern nur als eine gelegentliche, kurze Anregung. Als der ungeformte Gedanke eines bloßen Liebhabers. Es muß Berufeneren überlassen bleiben, die Idee weiter auszubauen und möglicherweise der Verwirklichung entgegenzuführen. Erich Vogeler

Literatur

Vom deutschen Romanhelden

Die unübersehbare Masse der deutschen Romanerzeugung von heute gliedert sich, dem Gegenstand nach, zunächst in die zwei Hauptteile: Gesellschaftsroman und biographischer Roman. Jener zeichnet sich durch die Fülle unaufhörlich wechselnder Gestalten aus, gelangt aber nur selten zu höherem künstlerischen Wert, weil der Überreichtum an Lebensrohstoff allemal die Gestaltung erschwert. Dieser, der biographische Roman, der sich in der Regel einem einzigen Helden widmet, stellt — als Entwicklungsroman — beinah ausschließlich die dichterisch wertvollere Hälfte der Romanliteratur; dafür leidet er jedoch seit Jahren an einer Eintönigkeit, die bereits Gefahr geworden ist.

Die allermeisten neueren Romane biographischer Richtung, die sich von wegen der künstlerischen Arbeit Beachtung erzwangen, schildern das Werden eines Mannes während seiner jungen Jahre. Eine begreifliche Erscheinung, da innere Entwicklung vielleicht nur in der Jugendzeit allgemein erlebt wird und während des sichtbaren Heranwachsens am raschesten vorwärts schreitet, am leichtesten sich reizvoll kundgibt. Die minder häufige, stillere, langsamere, aber auch mannigfaltigere und manchesmal tiefere Weiterentwicklung während der Mannes- und Frauenjahre wird dabei mehr als gut ist vernachlässigt. Schlimmer noch muß es uns erscheinen, daß innerhalb der zahllosen „Geschichten einer Jugend“ mit einer kaum mehr erträglichen Hartnäckigkeit deutsche Jünglinge vorgeführt werden, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen. Denn ihr Charakter nimmt nur nach außen hin von Mal zu Mal ein wenig verschieden artende Züge an. Bei den Norddeutschen ist's mehr ein Grübler und Asket, bei den Süddeutschen mehr ein Schwärmer und Schelm, bei beiden ein sonderlich begabter Außenseiter des lebendigen Zeitlebens, zumeist sehr brav an Sitten und erfüllt von einem dunklen Streben nach Selbsterziehung, immer in einer mehr oder minder schummerigen Lyrik hinlebend, ohne Weltwillen, endend in biedermeierlichem Idyll oder in geräuschloser Resignation mit sanftverschleiertem Zukunftsausblick — alles in allem ein duldender, nicht ein handelnder Held.

Klar ist's, daß der Roman nicht gerade — wie das Drama — der Tummelplatz heftiger Willenskämpfe zu sein braucht, daß er nicht sowohl Handlungen als Begebenheiten vorzuführen hat. Nicht der akute Konflikt des höchstgespannten Wollens mit der Eingeschränktheit menschlichen Könnens, vielmehr der chronische Konflikt bloßen (aber eindringlichen) Erlebens mit dem rätselreichen Widerstand der äußern und innern Welt bildet den Kern der Romandichtung. Das scheint aber von vielen unsrer Schriftsteller mißverstanden zu werden.

Digitized by Google

Sie glauben offenbar, im Roman dürfe der Held überhaupt keinen Willen, ja nicht einmal ein klares Lebensbewußtsein haben.

Sie wollen allzu beflissen das Epische, und sie werden lyrisch. Sie berauben ihre Werke der Reize, die aus der Reibung eines ausdauernden Willens an der beharrenden Welt erwachsen können; dafür geben sie Stimmungen und Episoden, die in vielen Fällen beliebig vermehrt oder vermindert werden können. Es ist schon beinah ein Gesetz geworden, daß die Helden solcher Romane passive, entsagungsbereite Naturen sind. Ihre Schwäche hätte sich längst noch weit empfindlicher fühlbar gemacht, wenn die männliche Kraft nicht zumeist durch jünglinghafte Träumerei mehr oder minder liebenswürdiger Art und durch malerische und andere Werte der Darstellung bis zu einem gewissen Grad ersetzt würde.

Warum sollen nicht auch solche Gestalten zu Romanhelden gemacht werden? Etwas Deutsches, mitunter sogar viel davon, lebt ja ohne Zweifel in ihnen. Aber kann solches beschauliche, gefühlsselig geduckte, kampfunfähige, lyrische Winkelwesen das ganze Deutschland spiegeln? Dieses in vielem verjüngte Deutschland, das den meisten Fremden als ein gefährlich mit Kräften geladenes Land erscheint? Dieses Reich der stärksten Heeresmacht, der mächtig emporgediehenen Industrie und Technik, des aufblühenden Welthandels, des begeisterten Sports, des alles beherrschenden Zweckmäßigkeit-Gedankens — der skrupellosen Machtgier und der gewaltigen Mannesarbeit?

Unter einem Romanhelden verstand man früher bei uns einen verteufelt interessanten Kerl, einen glänzenden Kavalier oder Politiker oder Künstler, einen Herzenbrecher mit dämonischer Zauberkraft, eine wandelnde Musterkarte aller gesellschaftsfähigen Vorzüge und kleinen Laster des Mannes. In der Unterhaltungsliteratur, nicht bloß in der deutschen, waren ähnlich „interessante“ Leute ja wohl immer beliebt. Der Bürger und die Bürgerin sahen in ihnen das Ideal eines Herrn über das äußere Leben, zu dem sie immer nur aus der Froschperspektive emporschauen durften; war der feine Mann trotz all seinen günstigen Umständen melancholisch, so wurde er nur noch interessanter. Auf den Typus derartigen Romanheldentums, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herum bis etwa vor zwei Jahrzehnten blühte, hat wohl im besondern die auslaufende Romantik stark abgefärbt. Ganz überwunden ist er ja auch vom heutigen Unterhaltungsroman noch keineswegs; doch drang selbst in diesen bereits der lyrische Entwicklungsjüngling, der im dichterischen Roman heutzutage ziemlich unbedingt herrscht.

Daß in der literarischen Mode der glänzende Kavalier, der sozusagen spät-jungdeutsche Weltverbesserer, der auchromantische Künstler vom problematischen Naturburschen abgelöst wurde, hängt gewiß mit dem Gesetz der Rückwirkung zusammen, das sich in der ganzen neuern Literaturgeschichte geltend macht. Die parfümierte Scheinromantik wurde von tunlichst schlichter Naturpoesie abgelöst; statt des Kostüms und der Pose sollte nur Seele gegeben werden.

Im übrigen war ja die Gattung des modernen Romans, der die Jugendentwicklung eines einzelnen darstellt, schon im „Simplicissimus“ begonnen und im „Wilhelm Meister“ geistiger ausgebildet; sie wurde auch in den mittleren Jahrzehn-

Digitized by Google

ten des neunzehnten Jahrhunderts durchaus nicht ganz vergessen. „Der grüne Heinrich“ und beispielsweise auch der Anton in „Soll und Haben“ zeugen davon. Nur wollen wir eingedenk bleiben, daß Gottfried Kellers Romandichtung mit der gleichzeitigen Romanmode gar nichts zu tun hatte und daß Gustav Freytag einen Kaufmannsroman gab, der außer dem einen Werdenden noch allerlei Hauptgestalten mehr, darunter den Kavalier von Fink, ins Buchleben brachte und überdies ein ganzes Stück nationaler Arbeit.

An Goethe und Keller wurde, mehr oder minder bewußt, wieder angeknüpft, als die Zeit erfüllet war: als der allzu interessante Salonheld und mit ihm die allzu „romanhafte“, das ist durch Zufallsfügungen farbig und spannend gemachte Komposition (ihr Meister: Spielhagen) „sich überlebt“ hatte; was einer jeden Kunstrichtung widerfährt, wenn sie mehr vom konventionellen Verstand als vom voraussetzungslosen Empfinden genährt wird. Ein neues Geschlecht war an die Reihe gekommen; das konnte der geräuschvoll anmaßend gewordenen Zivilisation keinen Geschmack mehr abgewinnen und das Wirrsal der neuen sozialen Probleme noch nicht in reinkünstlerischer Anschauung bewältigen. Seine Stärke war ein vertieftes Mitmenschengefühl sowie eine verfeinerte Natur- und Seelenkunde. So ungefähr haben wir uns wohl vorzustellen, wie der moderne Entwicklungsjüngling lyrischer Tönung aufkam. Das weitere geschah dann, wie üblich, durch die Rückwirkung der Mode auf die anempfindenden Dichter und die Nachahmer.

Die Mode des lyrisch-psychologisch-biographischen Jünglingsromans im Zusammenhang mit der landschaftlichen Heimatkunst gab uns gewiß manches neue Schöne. Nun aber wäre es hohe Zeit, daß die Dichter unter unsern Romanschreibern — die andern haben die Mahnung nicht nötig — sich wieder einmal der vielen Möglichkeiten erinnern, die für den deutschen Romanhelden, innerhalb und außerhalb des Entwicklungsromans, sonst noch gegeben sind. Die „Poesiewidrigkeit“, die unser heutiges Leben zum großen Teil kennzeichnet, wurde vom Naturalismus in all ihrer Häßlichkeit abgeschildert, vom Lyrismus zumeist scheu umgangen. Es müßte nun eine dritte Stufe erreicht, ein drittes Verfahren angewandt werden: die Poesie in diesem Gegenwartsleben, sowohl die alte, die sich erhalten hat, wie auch die neuartige, die sich den befremdenden neuen Formen entrang und entringt, ist zu erforschen, zu erfassen, zu gestalten. Es wird sich zeigen, daß dabei eine nicht minder große Menge kraftvoller Poesie zutage zu fördern ist.

Ansätze zu solcher Prosadichtung haben wir ja schon erlebt. Nur daß diese ersten Verwertungen, beispielsweise der großtechnischen, großindustriellen, kolonialen, sozialpolitischen Motive bisher gewöhnlich in Kompromißwerken zu finden sind. Die Unterhaltungsschriftsteller sehen das Leben mit offnen Augen an und greifen gar nicht selten bedeutsame Gestalten und Vorwürfe heraus. Allein sie haben in der Regel nicht die ausreichende Gestaltungskraft oder nicht genug reinen Willen, um das Rohstoffliche zu überwinden. Die neuen Romandichter, die in solchen rührigen Schriftstellern ihre Vorläufer erkennen und diesen nun auf rein künstlerischen Wegen folgen, sie werden wohl berufen sein, den Romanhelden und zugleich die moderne deutsche Ro-

Digitized by Google

mankunst aus der Jünglingsperiode ins reife, reiche Mannesalter zu führen. Willy Rath

Heijermans' „Neue Sonne", Wedekinds „Zensur", „Liebestrank" u. a.

Berliner Theater

Zwanzig Jahre ist das Königliche Schauspielhaus um den heißen Brei des Naturalismus herumgegangen; jetzt, wo es längst schon wieder andres dramatisches Futter gibt, das seiner Geschmackstradition und Diät besser entspräche, fühlt es sich mit unwiderstehlicher Gewalt zum alten Troge hingezogen. Von Hauptmann wagte es nur die „Versunkene Glocke" nachzuholen, beruhigt durch den romantischen Eklektizismus, der sich da begütigend auf die Schroffen der modernen Realistik legt; von Hermann Heijermans, dem bei uns eingewanderten Holländer, führte es als erste Neuheit der Spielzeit in Gottes und Lindaus Namen „Die neue Sonne" auf, einen Vierakter, der all die Umständlichkeiten und Belanglosigkeiten von 1890 behaglich wiederkäut. Manchmal fühlt man sich geradezu an Hauptmanns Sonnenaufgangsdrama erinnert, nur daß hier, bei Heijermans schwächlich ist, was dort kühn war, und furchtsame Kompromisse die Zügel führen, wo vor zwanzig Jahren der Mut der Rücksichtslosigkeit auf dem Kutschbock saß. „Sozial" freilich ist dies Heijermanssche Stück auch. Und aktuell dazu. Dort ging es um die Theorien des Milieuzwanges und der Vererbung; hier geht es um den verzweifelten Daseinskampf des kleinen Ladenbesitzers gegen das Warenhaus. Die „Neue Sonne" mit ihren Riesenschaufenstern und elektrischen Bogenlampen hat das Geschäftchen des Herrn Matthias Starke wie ein Polyp umschlungen; ein Wunder, daß er überhaupt noch von einem Tage zum andern kommt. Einzig sein „goldner Humor", sein knabenhafter Leichtsinn, der gar nicht umzubringen, und seine ihn abgöttisch verehrende Tochter halten ihn über Wasser. So wenigstens wird uns versichert. Zu sehen bekommen wir nicht viel von seinem Humor und seiner geistigen Liebenswürdigkeit; was so heißt, nennen andre ein faules, gewissenloses Sybaritentum, das durch die Garnierung mit Liebhabervereinstugenden und koketten Renommistereien nur noch verwaschener erscheint. Eines Tages, als auch die mit fremdem Gelde unternommenen Börsenspekulationen versagt haben, droht die aufgeblasene Herrlichkeit aber doch zu zerplatzen. Selbst Väterchens Herz sinkt in die Hosen. Wie weiter? Hier steht Hermann Heijermans am Scheidewege. Bleibt er seinem Meister Hauptmann getreu und läßt all dies dreiaktige, gähnend gedehnte Hin- und Hergezerr mit Seufzen und Resignation enden, oder macht er im letzten Augenblick noch etwas ausfindig, was der am Boden hinschleichenden Maschine einen dramatischen Aufschwung gibt? Er kehrt Hauptmann den Rücken und wendet sich zu Felix Philippi. Ein Ladenbrand! Man hat gut versichert, und Zeit gewonnen, alles gewonnen! Aber wie? Schlechtweg anzünden, wie Mutter Wolffen im „Roten Hahn"? Pfui Teufel, wie trivial! Aber Brandstiftung aus Liebe, aus grenzenloser Tochterliebe — das ist etwas Besondres und wird seine Wirkung nicht verfehlen. Also steigt das Annemariechen mit einer Petroleum-

Digitized by Google

lampe auf die Ladenleiter, um die fehlenden Gläser zum Punsch zu holen, und — ein Ausgleiten, ein Schrei, die Lampe fällt, und alles hüllt sich in ein gesegnetes Flammenmeer. Doch leider, es macht da nicht Halt, wo Vater und Tochter wünschten. Oben im ersten Stock verbrennt das kleine epileptische Mädchen mit, und Annemariens Gewissen, das sich um den Betrug der Brandkasse weiter nicht gesorgt hätte, ist nicht robust genug, auch den Tod eines unschuldigen Menschenkindes noch zu tragen. Vor dem Gerichtsdiener schreit sie ihr Verbrechen heraus, und während die andern alle, Hausfreund, Mutter und Bräutigam, zu vertuschen suchen, schließt Väterchen seine aufopferungsvolle Tochter gerührt in die Arme: „Komm! Wir beide! Du bist doch mein Kind!“ . . .

Selten haben sich zwei dramatische Stilarten zu so unglückseligem Bunde zusammengefunden, wie hier die des breiigen, handlungsbaren, grau in grau malenden Zustandsnaturalismus, der die ersten drei Aufzüge völlig und ausschließlich beherrscht, mit der ausgeklügelten knalligen Explosivdramatik des letzten, auf die trotz dieser krampfigen Anstrengung kein Schimmer von Größe fällt. Freilich, ohne diese reuige Rückkehr des Dichters der „Hoffnung auf Segen“ und des gestaltenreichen Verfassers der „Kettenglieder“ — hätte die „Neue Sonne“ je im Königlichen Schauspielhause scheinen dürfen, dessen Spielplan jetzt ganz und gar dem Geschmacke Paul Lindaus ausgeliefert ist? Daran allein durfte er Fleisch von seinem Fleische erkennen, dadurch allein sich von dem tröstlichen Glauben schmeicheln lassen, *seine* Sonne sei es, die hier noch einmal wieder aufgehe. Just in dem Augenblick, wo es einer Bühne, die sich zwei Jahrzehnte hindurch vor den Wettern der Zeit unters bessere Teil der Tapferkeit geduckt hat, vergönnt sein könnte, mit Würde und in allen Ehren wieder Anschluß an die veränderte dramatische Produktion der Gegenwart zu gewinnen, beschert ihr die Ironie oder die Rache des Schicksals diesen Dramaturgen, der nichts Besseres zu tun weiß, als die abgestandenen Wasser einer überall sonst überwundenen Niederschlagsperiode in Kübeln zu sammeln und über seinen armen Schützling auszugießen. „Setzt einen Frosch auf goldnen Stuhl . . .“

Alles, was *Frank Wedekind* uns zu geben hat, sind Apologien eines brennenden Zwiespalts zwischen Wollen und Können, eines schmerzlich zerrissenen Ichs, das sich vor seinen halben Talenten nicht anders zu retten weiß, als indem es das Genie in seiner Ganzheit und seinen letzten Kühnheiten prätendiert. In der Komödie „*Der Liebestrank*“, die das Kleine Theater einer zehnjährigen Vergessenheit entriß, um ein Abendfüllsel für den neuen Einakter „Die Zensur“ zu gewinnen, schreit er seine, sich gern bis zur Prostitution entblößende Ehrlichkeit in alle vier Winde, indem er Zirkusleute, Tierbändiger, Akrobaten und Stallknechte, seine erklärten Lieblinge von jeher, sich in ihrer nackten, aller Kleider der Kultur entledigten Animalität produzieren läßt. In der „*Zensur*“, einer Theodizee, wie er mit großsprecherischer Selbstironie sagt, stellt er eins seiner jüngsten Erlebnisse, den Kampf um die Anerkennung der „Büchse der Pandora“ und um die Wahrung seines zärtlichen Gefühls für das letzte Liebe, das ihm

Digitized by Google

gehört, auf öffentlichem Markte mit der Wut eines Flagellanten zur Schau, der alle andern Mittel, sich aus dem ätzenden Widerstreit von Geist und Materie, Himmelsreinheit und Erdenschmutz zu erlösen, verbraucht oder verspielt hat. Was dabei herauskommt, ist nichts weiter als ein sich im Staube windender Katzenjammer. Gebet wird Gotteslästerung, Zärtlichkeit wird Grausamkeit, Demut wird Hohn, und so gewaltig die Berge kreißen, sie gebären immer nur eine Kröte der Karikatur, die uns mit herausquellenden Augen anglotzt: „Glaubt mir, glaubt mir doch um Gottes willen, daß ich ein verwunschener Prinz bin!“

Björnsons letzter Abschiedsgruß, das Lustspiel „Wenn der junge Wein blüht“, senkt sich wie milder Abendtau auf die brennende Scham, die auch wir Zuschauerkreaturen wieder aus jeder neuen Wedekind-Konfession davontragen. Aber das Stück selbst, seinen überlegen lächelnd, aber auch ein wenig schwächlich sich selbst zum besten habenden Humor, über die leicht dahinschwebende Altersgrazie seiner Stimmungsmelodie und die mit dieser Erde nach nicht allzu schwerem Kampfe friedvoll ausgesöhnte Resignation brauche ich nichts weiter zu sagen: das Stück ist ja im Kunstwart längst ausführlich besprochen worden und über mehr als ein Dutzend von Bühnen gegangen, bevor es an das Lessingtheater in Berlin kam. Dort wird es nun Bahrs „Konzert“ ablösen und sich allmählich, im Verlaufe der Aufführungen etwas von dessen Behendigkeit aneignen, die dem zu seinem Glück ja auch erst die Praxis Brahmscher Breviloquenz gegeben hat. Und noch eine Mitgift bringt ihm das Lessingtheater als Morgengabe: die erquickliche Gesundheit unsrer Else Lehmann in der Rolle der Frau Arvik. Die scheucht alle bösen Geister der Sentimentalität und der betulichen Geschwätzigkeit vom Hofe und taucht so namentlich den gefährlichen letzten Akt in ein Stahlbad resoluter Energie, eine Kur, die dem Letztling des alten Herrn vortrefflich bekommt. Friedrich Düsel

Adolf Pauls „Blauer Dunst“

Hamburger Theater

Adolf Paul ist ein witziger Kopf. In seiner „Teufelskirche“ stecken, verborgen unter mancherlei undeutbarem, wichtigtuerischem Drum und Dran, Ansätze einer schlagkräftigen Lebenssatire, die in unsern Tagen zu selten geworden ist, als daß man sie nicht als Eigenwert in Rechnung setzen müßte. Aber der Trieb zur Spötterei füllt Adolf Paul nicht aus. Er wurzelt nicht in seinem Herzen, stammt vielmehr aus dem Kopf. Bitter, beißend, witzig zu sein ist ihm durch den Zwang einer weit mehr von außen, als durch inneres Müssen bestimmten Entwicklung Beruf, ist ihm Metier geworden. Es ist seine literarische Note, die seinem eigensten Willen zum Trotz Opfer, Zugeständnisse, Abweichungen von seinen tiefsten Intentionen fordert und — bedauerlicherweise — auch erzwingt. Dieser Zwiespalt, der Adolf Paul, trotz aller schönen Anläufe, die er nimmt, immer wieder um den ersehnten Siegespreis bringt, liegt bei keinem Werke offener zutage als bei seiner Komödie „Blauer Dunst“, die unser Thalia-Theater zur Uraufführung brachte. Adolf Paul war, als er sie schrieb, offenbar des Spöttermetiers müde. Er wollte sich einmal naiv hingeben; wollte schwärmen, verzückt sein, den bitte-

Digitized by Google

ren Nebensinn meiden. Allerlei Romantizismen winkten. Schlichtheit, Innigkeit, Geradheit lockten. Aber mitten in die mühselige, gar nicht eigenartige, farblose Arbeit, die auf Schritt und Tritt zum Erborgen fremder Werte zwang, redete plötzlich der Kopf hinein, begann das Handwerk seine Spuren einzuzeichnen. Und siehe da, was nun zutage trat, war weit eigener, unterschiedlicher, wirksamer, stärker, war unerzwungener als das, was aus der Sehnsucht geflossen war. Die Frage tauchte auf, ob das Mangelnde nicht doch überschätzt, der Besitz nicht doch unterwertet sei. Und plötzlich überließ Adolf Paul wieder seinem Kopf die Führung. Der Witz wurde frei. Der Spott stellte sich ein. Und der Dichter — denn ein Dichter ist Adolf Paul trotz allem arg Dilettantischen, das sich in seinen Werken, namentlich in der papiernen Sprache breitmacht — der Dichter, sage ich, ging Wege, die er nicht gehen wollte, oder doch nicht gehen zu wollen glaubte. So entstand einerseits das Theaterstück „Blauer Dunst", dessen tragende Handlung von peinigender Dürftigkeit und Dünnheit ist. Denn daß ein windiges Schreiberlein, das das Blaue vom Himmel herunterlügt, ein Mädchen überlistet, es durch geschickte Rückverwandlung aus einem Himmelsboten in ein Menschenkind von Fleisch und Bein dem lüsternen Alten mit dem Geldsack wegschnappt und drei armseligen Lebensdilettanten, von denen der eine Gold, der andre Verse, der dritte Zynismus zusammenzustümpern sucht, das Nachsehen überläßt, ist ein Stoff, der in seinen Grundzügen jeglicher Originalität bar ist, sich dazu als durchaus unergiebig für ein fünfaktiges Werk erweist. Der ganze erste Aufzug muß durch das Ständchen eines Verliebten und die Jagd seiner Neider auf den Girrenden bestritten werden, die über die Dächer der Stadt hinführt und als einziges originelles Moment den Abschluß aufweist, daß sie den Liebenden in das Fenster der Angebeteten treibt, in das er sich in seiner Schüchternheit sonst nie gewagt hätte. Und den fünften Akt vermochte Adolf Paul mittwegs nur durch ein schulmeisterliches Demonstrieren der Lebenslehre seines Stückes zu füllen. — Durch das geschilderte Nach-zwei-Seiten-Greifen entstand anderseits die Komödie „Blauer Dunst", die in allem nicht zur durchgehenden Theaterhandlung Gehörigen voller prächtiger Ansätze einer derbgrotesken Menschengestaltung steckt. Nicht als ob das Rivalenterzett draußen auf dem Dache, das am meisten davon profitiert: der großgebärdige Reimschmied, der mephistophelisierende Arzt, der hilflose goldmachende Apotheker besonders originell geschaut oder mit überlegener Kraft gebildet wären. Aber aus der Situation heraus ergeben sich eine Reihe reizvoller, absonderliches Menschentum belichtender Einfälle, die haften bleiben. Wer vergäße, um nur eines zu erwähnen, den Schluß! Lorenzo ist mit seiner Isabella, obwohl er keine Gedichte machen kann — wenigstens sagt's der Luna vergeblich apostrophierende Manuel — obwohl er das Goldrezept nicht erfunden hat, ohne Schaden zu nehmen zur Erde hinabgestiegen. Von unten herauf schallt sein glückseliges Lied. Da schleicht Bastian, der Apotheker, zu der Dachluke, klappt sie energisch zu und setzt sich in seiner Hilflosigkeit hinauf. Magisch zieht die Luke die beiden andern Genasführten an. Auch sie wanken darauf zu, hocken nieder und nun stimmen, während der Liebesgesang des glücklichen

Digitized by Google

Schreiberleins weitertönt, alle drei ein Heulterzett an, in dem Bitterkeit und Affektiertheit, Empfindung und Empfindungsmache so gut gemischt sind, daß einem zum mindesten ein Vorschmack von jenem durch Tränen Lächeln kommt, das echte Humoristen in uns wecken. Retten können derlei Einfälle das Theaterstück natürlich nicht. So dürfte das Buch (bei Österheld & Co. erschienen) einen stärkeren und reineren Eindruck hinterlassen als die Aufführung. Adolf Paul wäre, falls sich nicht doch in seiner Entwicklung das eine Element seiner Begabung als stärker erweist, zu wünschen, daß ihm die rechte Verschmelzung beider gelänge. Wo die Kräfte, wie in der Komödie „Blauer Dunst“ gegen- statt aufeinander wirken, muß als letzter Eindruck seines Werkes Bedauern bleiben; ein herzliches Bedauern. Gewiß, aber doch — Bedauern. Hans Franck

Gjellerups „Weib des Vollendeten“

Karl Gjellerups letztes Drama hat in Stuttgart die Bühnenprobe bestanden. Werden wir ihm nun auch an andern Theatern begegnen? Nicht nur dem Dichter, auch den Theatern und dem Publikum wäre das zu wünschen, denn wenn jene energische Regiearbeit darauf verwendet wird, die sie verlangt, so wird die Dichtung ihre tiefere Wirkung nicht verfehlen. Diese Wirkung geht im wesentlichen ohne Reizung des Nervensystems, ohne atemlosen Drang der Handlung, ohne Anspannung des zur Lösung strebenden Begehrens von Szene zu Szene, sie geht in jener das ganze Wesen des Menschen umfassenden Sphäre des Seelischen vor sich, wo im Einzelmenschen die Entscheidungen über die Grundfragen des Lebenswillens, des Denkens und Handelns getroffen werden. Mit andern Worten: das Leben der Gestalten, oder eigentlich ihres Lebens Leben erquoll nicht aus der erlebten Vision, sondern aus erlebten Ideen. Ist das noch Dichtung? Diese Frage erscheint berechtigt. Aber einmal verleiht ja gerade die Bühne auch der poetisch nicht völlig „gestalteten“ Gestalt ein gewisses Leben, anderseits — und das gibt den Ausschlag — hat der Dichter diesmal so viel von der notwendigen Durchblutung erreicht, daß er von der Erlebniskraft seiner Ideen vollgültiges Zeugnis gibt. Man weiß, daß Gjellerup indisch-buddhistische Religiosität zu verkörpern strebt. Und sein „Vollendeter“, ein Gautama Buddha, verkörpert die Abkehr von dem Wirrsal der Welt, das Durchdringen zu einem Sein voll Milde, Mitleiden und Überwundenhaben in der seligen Hoffnung auf endliche Erlösung — ich sage, er verkörpert diese Religiosität in schöner, ja in ergreifender Weise. Das dichterische Geheimnis dieser reinen Edelwirkung entdeckt schon der Titel. Nicht „der Vollendete“, sondern „das Weib des Vollendeten“ nennt Gjellerup sein Drama. Nur ein Epos vermöchte die Entwicklung (nicht Bekehrung, diese enthält das Vorspiel des Dramas) des Königssohns Siddharta zum einsamen Heilsucher folgerichtig und überzeugend darzutun. Diese deutet Gjellerup nur an. Im Drama ist er ein Vollendeter. Aber Yaçodhara, einst seine Gattin, Thronerbin mit ihm und Mutter seines Knaben, das schöne und begehrende Weib edelster Naturanlage, ist weit entfernt von jener Entsagung. Alles bietet sie auf, um den früh verlornen Gatten wieder sich und dem Leben zu gewinnen, List und Scherzspiel,

Digitized by Google

das begehrende und schildernde wie das fordernde Wort, die Lockung durch ihren Liebreiz, durch Eifersucht und durch die Macht der ihr anvertrauten Krone, endlich die ihr selbst peinvolle Entschließung, diese Krone zugleich mit ihrer Hand dem gierigen Sinnenmenschen Devadatta zu schenken, und damit dem Buddha so seinen ärgsten Feind zum Nachfolger im Erbe und in der Ehe zu geben. Es kommt nicht so weit, denn die stille, in schönen Einzelszenen offenbarte Seelenmacht des Erleuchteten zieht, nachdem Devadatta entlarvt ist, endlich auch Yaçodharas stolzes Herz in neuer göttlich reiner Liebe zu dem Reiche des früh und allzeit Geliebten, neben dem sie nun künftig als Ordensschwester im Sinn der Lehre des „Vollendeten" wirken wird. —

Es ist Gjellerup, der eine schöne, prunklose aber nicht schwunglose Sprache redet, diesmal ein einheitliches und in sich ruhendes Werk gelungen. Der Buddha wird aus seinen Werken, das Weib wird durch die glänzende Abwicklung aller Liebesstrebungen bis zum grausen Kontrasthandeln sehr lebendig. Einzelne Szenen besonders Devadattas, der bei aller Gier und Intrigenlust doch einen Zug von Königlichkeit wahrt, sind sogar voll starker Bühnenwirksamkeit. Und der tiefe Ernst der mit weihevoller Erlebnismacht dichterisch bekannten Religion verleiht dem Ganzen eine fesselnde Bedeutung.

Dieser Religion fehlt alles starre Dogmatische, sie verlangt nicht nach Märtyrerblut und Gnadenerlösung und ist nicht getragen von Demütigungs-Idealen. Ein sehr menschlichwarmer, ganz dem gewöhnlichen Menschen nahekommender Geist beherrscht sie. Und wenn dieses Drama uns nicht „bekehrt" — ich glaube, die Annahme ist nicht unberechtigt, daß das in des Dichters Absicht läge — so lenkt es doch des Empfänglichen Blick auf Fragen, die jeder in die Tiefe Denkende sich einmal vorlegt und so oder so beantwortet.

Eine Ironie: dies ernste und bedeutungsvolle Werk stand mit Ernst Hardts Narren Tantris im Wettbewerb um den Schillerpreis. Ein Glück, daß man die Namen derer nicht weiß, die den Neuromantiker gekrönt haben. Man sollte sie zur Strafe zwingen, den „Tantris" zwölfmal zu lesen. Doch, man weiß ja, daß Schillerpreise kein Leben erzeugen, wo es nicht ist. Das „Weib des Vollendeten" wird Frau Ist überleben.

Ezard Nidden

Musik

Rathausturm-Musik

Am 1. Oktober dieses Jahres ist gelegentlich der Einweihung des neuen Dresdner Rathauses zum ersten Male in deutschen Landen wieder ein alter Brauch aufgenommen worden: das Turmblasen nicht nur bei kirchlichen, auch bei städtischen Festen. Damit ist der auf Kretzschmars Anregung hin auch im Kunstwart wiederholt verfochtenen „Gebrauchsmusik" wieder ein Stückchen Boden zurückgewonnen.

Das öffentliche städtische Leben bot früher in deutschen Landen reiche Verwendung für die Künste der Spielleute. Das ganze Mittelalter hindurch waren diese die Bewahrer alt-volkstümlicher Poesie, die ersten Vertreter aller darstellenden Künste, die alleinigen Pfleger weltlicher Musik, insbesondere die Träger und Pfleger weltlicher Instrumentalkunst. Als ein Überrest altrömischer Kunstgenossenschaft waren sie früh in Deutsch-

Digitized by Google

land eingezogen. Schon im achten Jahrhundert treffen wir sie in deutschen Landen. Dies bezeugen deutsche Namen mit lateinischer Erklärung, die die Glossarien jener Zeit für Schauspieler usw. anführen, zum Beispiel „spiliman“ (scurra minus, histro, thimelicus, scenicus) usw. Nicht überall fanden sie freundliche Gönner. Im Anhange der Chronik von Tewinger von Königshofen (1386 bis 1412) zum Beispiel wird gesagt: „Zu der brunluft (Brunnenfest) komment vssermosen vil spillûte, do hies sie der Keyser alle enweg faren vnd gab inen weder gobe noch spise.“ Wie sie bei der Tafel der Edlen und Fürsten aufzuwarten und dabei sich zu benehmen hatten, ersieht man aus zahlreichen Abbildungen des 13. bis 16. Jahrhunderts. „Do gezzen wart, man liez fidlaer ûfstreichen“ heißt es im Lohengrin (S. 81). Zu den mannigfachsten Diensten zog man sie heran. Als Boten, ja selbst als Spione hatten sie gelegentlich zu dienen. Wie ein sächsischer Spielmann namens Sivart Anno 1132 als Abgesandter zu treuloser Absicht vom Dänenprinzen Magnus verwendet wurde, darüber ist bei Saxo Grammaticus Ausführliches zu lesen. Obwohl so von allen begehrt, genossen sie doch im Grunde wenig Achtung. Ja der Sachsenspiegel (1215 bis 1235 vom sächsischen Ritter Eike von Repkow zusammengestellt) erklärt alle Spielleute für ehr- und rechtlos. Die besseren Elemente unter ihnen lösten sich deshalb durch eigene Verbände nach und nach aus der Masse des fahrenden Volkes und stellten sich auf eigene Füße. Höfe und Stadtverwaltungen kamen ihnen hierbei zu Hilfe. Die Fürsten gründeten, zunächst für Kriegs- und Repräsentationszwecke, im 15. Jahrhundert die vornehmen Trompeterzünfte, deren Mitglieder Offiziersrang hatten. Am Dresdner Hofe gibt es noch heute Hoftrompeter. In den Großstädten aber wurde das Musikgewerbe ehrbar und zunftmäßig. Es entstanden die „Stadtpfeifereien“ mit ihrem regen Innungswesen. Diese Kapellen wurden geleitet vom „Stadtzinkenisten“ oder „Ratsmusikus“, der seine Amtswohnung auf dem Turme der Stadt-Hauptkirche oder des Rathauses hatte und dem es oblag, mit seinen Leuten das regelmäßige „Abblasen“, das „vom Turme blasen“ (e turris tibiis canere) zu besorgen. Sein Amt war vielgestaltig und verantwortungsvoll. Hatte er doch zugleich den obersten Wachtdienst der Stadt zu versehen und mit dem Zinken, später mit der Trompete, der Bürgerschaft allerlei Zeichen zu geben.

„Wach auf, wach auf, du deutsches Land,
Du hast nun genug geschlafen!“
(Johann Walther)

„Wacht auf! es nahet gen den Tag!
Ich höre singen im grünen Hag!“
(Hans Sachs)

„Wachet auf! ruft uns die Stimme
Des Wächters sehr hoch auf der Zinne!“ (Philipp Nicolai)

„Wo Gott nicht selbst die Stadt bewacht,
So ist umsunst des Wächters Macht.“

So klingt es in alten Wächterliedern. — Auch politische Weisen mit seinen Leuten vom Turme zu blasen, fiel ihm zeitweilig zu, wie zwei Stellen aus Gropp „Würzburger Geschichtsschreiber“ beweisen. Dort heißt es: „Anno 1525 war ein groß Frohlocken und Schreyen im gantzen Schloß. Der Thurmer auf dem mittleren Thurm bließ das gemeine Liedlein: »Hat dich der Schimpff gereuen, So zeug du wieder heim.« So wart der

Digitized by Google

fordere Thurmer herab auff die Schuet geführt und bließ den armen Judas: »O Judas, armer Judas, Ach was hast du gethan!«" Die andere Stelle lautet: „Grumbach verordnete auch (1563), als es nunmehr fast finster, den Thürmer, der bließ gegen den Schloß, die darinnen zu schrecken und kleinmüthig zu machen, das alte Buhlerliedlein:

„Ist mir ein feins braunes Mägdelein
Gefallen in meinen Sinn,
Ich hoff ich wolt heunt bey ihr seyn."

Aber unser Trompeter, der ihme zu antworten vergönnt war, bließe hinwieder:

»Hat mich gleich das Huenblein gebissen,
So hat mich doch nicht gar zerrissen,
Es hat mich lassen leben.«"

Im 17. Jahrhundert bestand noch vielfach der alte Brauch, daß der Stadttürmer die jährliche Ankunft des ersten Storches vom Turme herab anblies und dafür eine festgesetzte Vergütung empfing. In einer Ratsquittung vom 1. März 1704 heißt es: „Daß uns bei der Ankunft des Storches der Ratskellermeister zu vertrinken zugestellet, einen Reichsthaler, bescheinigt: der Thürmer" („Journal von und für Deutschland", 1784). Für die Stadtschulen war sonst die Ankunft des ersten Storches zugleich der Termin, die Sommerferien beginnen zu lassen, die dann oft bis zum Oktober dauerten. Die Stadtjugend verbreitete die Frühlingsbotschaft durch die Straßen und empfing dafür kleine Geschenke. Noch später muß diese Volkssitte üblich gewesen sein, denn G. Usteri schildert in seinem bekannten Gedichte „Frühlingsboten" die Storchankunft:

„Was schallt durch alle Straßen, horch!
Der Storch! der Storch!
Und stattlich tritt auf den Altan
Der Stadttrompeter und fängt an
Zu blasen aus wahrer Herzenslust.
Es eilt sein Weib im schnellen Sprung,
Zu holen den köstlichen Ehrentrunk,
Den der Stadtkeller seit alter Zeit
Ihr für die frühe Botschaft beut."

Welcher Gegensatz in den Beschäftigungen des Türmers: nicht bloß auf heiterer Frühlingsfeier hat er zu blasen, auch bei sehr ernsten Gelegenheiten. Geschah doch besonders das Abblasen kirchlicher Stücke in alter Zeit dreimal täglich und bildete gleichsam das Morgen-, Mittags- und Abendgebet der Bürgerschaft. Besonders an den heiligen Abenden vor den Hauptfesten wurden der kirchlichen Festzeit entsprechende Choral- und Motettenweisen im Satze alter Meister geblasen. Immer war es dieser „oberste" Musiker der Stadt, den man heranzog, insbesondere auch, wo es galt, Ratsfeste zu begehen. Hier hatte er nächst dem Schulsingchor (in Dresden dem Kreuzchor) den Hauptanteil an amtlicher städtischer Musik. Motetten und Madrigale wurden da gesungen, „Canzonen", „Intraden" und „Sonaten" geblasen.

So erhob die alte Zeit aus Seelsorge und Humanität die Musik zur Volkssache. Jahrhundertelang war es in fast allen deutschen und vielen außerdeutschen Städten die Aufgabe der amtlichen Musik, das Volk also zu grüßen, die Seele des Volkes, das körperlich und geistig arbeitete, aus der Prosa des Amtes und der Werkstatt hinwegzuführen zu weihevollen und fröhlichen Klängen, dem von den Tagessorgen entlasteten Volksgemüt die Festfreude zu vermehren und zu veredeln.

Digitized by Google

„Mit der Beseitigung dieser und anderer alter Bräuche", sagt Hermann Kretzschmar, „hat die Musik nicht nur wichtige Organe verloren, auch ihr Nutzen ist eingeengt worden. Die Musik fehlt da am häufigsten, wo sie am nötigsten gebraucht wird." Noch sei es, sagt er, möglich, manch guten alten Brauch vor dem Untergange zu retten und die Übung früherer Zeiten wieder zu Ehren zu bringen. Die alten Turmmusiken sind erfreulicherweise ja noch nicht völlig verschwunden. Auf Dresdens Kreuzturme zum Beispiel werden noch regelmäßig an den Vorabenden der hohen kirchlichen Feste Choräle geblasen und gesungen, und Tausende lauschen diesen Klängen. Der alte Brauch aber, auch bei bürgerlichen Anlässen Turmmusiken darzubieten, besteht nirgend mehr. Und doch verstand jene alte, musikalisch so reiche Zeit sich hierbei auf einen Kunstzweig, der uns heute völlig fehlt und der einst den Ausgangspunkt unsrer jetzt so blühenden Symphoniemusik gebildet hat. Jene Festsonaten und Suiten für Bläserorchester fanden sich früher in den Musikschränken aller Instrumentalkapellen, heute weiß man von ihnen nichts mehr. „Unser öffentliches Leben hat auf musikalischen Schmuck und musikalische Weihe bis zu einem bedenklichen Grade verzichtet. Fast will es scheinen, als sollte die Tonkunst ins Konzert gesperrt und da stranguliert werden! Tatsache ist, daß die heutigen Komponisten für Feierlichkeiten, wie sie sich bei Einweihungsakten, bei solennen Empfängen und Begrüßungen vollziehen, wenig komponieren, und wenn sie es tun, treffen sie nur selten den richtigen Stil. Beethovens Ouvertüre »Zur Weihe des Hauses« in allen Ehren, aber man hört sie jetzt an Stellen und bei Gelegenheiten, wo sie keinesfalls hinpaßt! So empfehlen wir denn den Dirigenten, die um ein feierliches Stück in Verlegenheit sind, einen Griff in die alte Zeit der Gabrielischen Sonate." So Kretzschmar („Führer durch den Konzertsaal", I. S. 8). Wie immer, trifft er mit weitausschauendem Blick auch hier das Richtige. Verdanken wir doch diesem früheren Kreuzschul-Alumnus den ersten praktischen Hinweis auf jene alte Musik. Hat doch gerade durch Kretzschmars „Akademische Konzerte" gar manches prächtige alte Stück eine fröhliche Auferstehung im Originalgewande erfahren und dem unbefangenen Hörer vom Freuen und Leiden vergangener Generationen erzählt. Seinem Beispiel gilt es zu folgen, die Goldbarren, die er uns in seinen Schriften dargereicht, in kleine Münze umzusetzen.

Otto Richter

Vielleicht interessiert die Leser das Programm, das der Verfasser dieser Zeilen, der jetzige Kreuzschulkantor Musikdirektor Richter, beim Dresdner Rathausfeste als Turmmusik ausführen ließ:

1. Hans Leo Hasler (weiland Hoforganist zu Dresden): Wo Gott zum Haus nit gibt sein Gunst, Choral (rhythmisch) 1610.
   Wo Gott zum Haus nit gibt sein Gunst,
   So arbeit't jedermann umsunst,
   Wo Gott nit selbst die Stadt bewacht,
   So ist umsunst des Wächters Macht!
2. Heinrich Schütz (weiland Hofkapellmeister zu Dresden): Symphonica sacra: O Herr hilf, o Herr laß wohlklingen! d. 16. Mai Ao. 1651 dem Kreuzchor überreicht vom Dresdner Bürgermeister

Digitized by Google

Valentin Schäfer. (Schütz: Gesamtausgabe, Band X, Nr. 5).

3. Giovanni Gabrieli: Sonata für zwei Chöre (Cori spezzati) per cantar o per sonar (zum Singen oder zum Spielen), 1587.
4. Joh. Seb. Bach (churfächs. Hofkomponist): Hymnus aus der Kantate Auf, schmetternde Töne der muntern Trompeten Dramma per musica, König August III. gewidmet (um 1733).
5. Julius Otto (weiland Dresdner Kreuzkantor): Gott sei mit dir, mein Sachsenland!

Friedrich Kiels Klaviermusik

Im vorigen Jahrhundert, etwa von 1850—80, schuf ein Komponist, von dem heute nur wenige wissen. Ich sprach belesene Dilettanten, denen sein Name doch neu war. Dieser Friedrich Kiel ist auch ein namhafter Klavierkomponist gewesen. Das wissen selbst die nicht genau, die sich seiner Oratorien und seiner Kammermusik entsinnen. Wo man über ihn nachliest, findet man ihn als bedeutenden, ernsten Meister verzeichnet, den man aber nicht gut unterzubringen weiß. Als einen Eignen will man ihn offenbar nicht recht gelten lassen, ihn als Epigonen irgendwo anzuhängen, erscheint aber auch wieder ungerecht.

Ich stehe nicht an, ihn immerhin als einen eignen, sogar hervorragend eigenartigen Kopf zu bezeichnen. Wäre er das in seiner Klaviermusik (nur von dieser spreche ich noch), so träte er neben Schumann, Chopin, Brahms als ein Ebenbürtiger oder hinter sie als einer aus ihrer Schule, wie Volkmann, Grüdener und Kirchner hinter Schumann. So steht er aber abseits, und ohne greifbare Vorbilder in seiner Schlichtheit einzig, und an die Klassiker mahnend. Mit diesen hat er wieder nur gerade so viel gemeinsam, als die Zeiten, in denen Kiel schuf, an die Wende von Achtzehn- zu Neunzehnhundert erinnern. Er ist weder ein Epigone der Großen jener Zeit, noch ist er ein kühner Neuerer, er ist unzweifelhaft ein stiller feiner Künstler, der nicht nur heute, sondern noch während seines Schaffens schon etwas altmodisch wirkte, wie manche Naturen stets. Er gehört zu denen, die in ihrer reifen Kunst so ungekünstelt, so ganz frei von Pose sind, daß sie, oberflächlich betrachtet, arm und unbedeutend erscheinen. Solche Leute werden nur zu leicht übersehen. Man hat sie unter den Malern übersehen, heute erst fallen sie eigentlich auf. Ich bin überzeugt, daß auch für Kiel die Zeit kommt, wo man ihn wieder entdecken wird, nicht nur in seinen wahrhaft bedeutenden Chorwerken und seiner vollendeten Kammermusik, sondern auch in seinen Klaviersachen.

Die sind nun das Intimste, was er zu bieten hatte. Und gerade die kleinsten Stücke daraus sind auch die feinsten. Alles ist absolute Musik. Festgefügt — manchmal vielleicht zu fest — und wohlgebaut reihen sich ihre rhythmischen Glieder, da gibt es kein geistreiches Abirren im Dienste einer programmatischen poetischen Idee. Man wird sich nie oder selten fragen wollen, was will er damit sagen; man fühlt, hier fließt eine Melodie, hier klopft ein Rhythmus, die Behagen erwecken. Mehr sollte nicht gegeben werden, und nach mehr trägt man auch nicht Verlangen. Selten nur (z. B. in den Reisebildern op. 38 und 41) gab er Überschriften allgemeinster Richtung.

Über ruhige, beschauliche Stimmungen, über eine gemäßigte Heiterkeit ging er in den lyrischen Stücken

Digitized by Google

kaum hinaus, und er tat gut daran. Seine großen Würfe gelangen ihm auf anderen Gebieten, das Klavierstück, wie er es pflegt, ist nur ein bescheidenes Gewächs, aber eins voll besonderen Duftes.

Groß angelegte Klavierwerke schrieb er nur wenige. Ich nenne die Variationen op. 17 und Fantasie op. 56 als die bedeutendsten. Sie sind technisch zu schwer, um für Dilettanten ernstlich in Betracht kommen zu können, die aber, die sie spielen könnten und sollten, gehen dauernd an ihnen vorbei. Allgemeiner zugänglich sind schon die feinen Veränderungen von Volksmelodien op. 62. Was Kiel sonst noch an größer angelegten Klavierwerken schrieb, Fugen op. 2 und 10, eine Polonäse, Tarantella, zwei Impromptus op. 19, seine Suite op. 28 und anderes übergehe ich. Es sind gewiß Sachen, die der Fachmann mit Interesse durchsehen wird, aber sie können nicht dazu dienen, Kiel den Liebhabern näher zu bringen. Das werden am ehesten seine kleinen Miniaturen bewirken, die ich hier sammeln will. Hätten das seine Verleger bereits getan, und diese kleinen Perlen der Klavierliteratur in einem Bande zu mäßigem Preise erscheinen lassen, so etwa wie Franzens Lieder in Peters Edition, so hätte ich's wohl nicht mehr nötig, auf sie hinzuweisen. Wer aber soll die bei den verschiedenen Verlegern zerstreuten auffinden, wer soll den großen Preis anlegen, den eine solche Sammlung der einzelnen Opera kosten würde!

So empfehle ich aus folgenden Heften das, was mir am wertvollsten erscheint zur Auswahl: Die drei Romanzen in op. 5 (Bote & Bock, Berlin) sind alle drei gleich feine, liebliche, formvollendete Stücke. Eigenartiger noch ist das opus 8, drei Klavierstücke, gestaltet.

Ein gewichtiges Werk sind die 11 Melodien, die in op. 15 vereinigt sind; dieses und das eng sich anschließende op. 18, 10 Klavierstücke, geben den klarsten Einblick in Kiels Kleinkunst. Denke ich an op. 15, 2, 6, 8 (Romanze), 10, oder an op. 18, 4, 7 (Melodie), 8 Balladen, so weiß ich, daß ich der Kunst Kiels Eindrücke verdanke, die ich zu den zartesten und wohltuendsten zählen kann. Am höchsten stelle ich die drei Nachklänge op. 21 (B. & B.). Vor allem das tragisch erregte Mittelstück und den sanft tröstenden Schlußgesang. — Die Reisebilder op. 38 und 41 (Simrock) möchte ich durchweg warm empfehlen, besonders auch für den Unterricht in den Mittelklassen. Das Charakterstück op. 55, 1 (Forberg) gibt eine Probe von Kiels stillem Humor, desgleichen die drei Humoresken op. 59, alles köstliche Stücke. Einen besonderen Hinweis verdient die Melodie op. 71, 3 (Bote & Bock), die auch etwas verändert (bei Simon, Berlin) einzeln erschien. Aus den bei Challier erschienenen sechs Klavierstücken op. 72 nenne ich Nr. 1 und 5 als innige zarte Lieder ohne Worte, und zögere endlich nicht, Kiels letztes Klavieropus 79, 6 Impromptus, in Nr. 1, 2, 5 und 6 vollendet zu nennen. Derartig beruhigte, mild ausklingende Stimmungen gibt nur noch Brahms in seinen späten Klavierstücken. Die hier aufgezählten Werke in Summa bedeuten mir das Feinste an intimer Klaviermusik, was ich neben den Meisterwerken Beethovens, Schuberts, Schumanns, Brahms, Hellers kenne.

Aus dem Schaffen für vier Hände weise ich vor allem auf die Walzer op. 47, 48 (Simrock) sowie die Ländler op. 66 (Bote & Bock) hin, auch bei ihnen darf man zu ihrer Kennzeichnung getrost auf die Brahmsschen Walzer hinweisen, zu denen sie ebenbürtige Seitenstücke abgeben.

Digitized by Google

Kiel ist vor allem in den Ruf eines gelehrten Kontrapunktikers gekommen. Die Kultur seines Ohres ist allerdings in bezug auf polyphones Hören außergewöhnlich, aber nie und nimmer ist er ein künstelnder Tüftler. Ich wiederhole zum Schluß: Keiner ist ungesuchter, schlichter als er, keiner ist auch innerlicher als er, und inniger, wenn auch die gekannten und geschätzten Meister alle ihn an Überzeugungskraft der Rede und an Fähigkeit zu Temperamentswechsel übertreffen. Hermann Wetzel

Bildende Kunst

Zu den Zeichnungen Buschs,

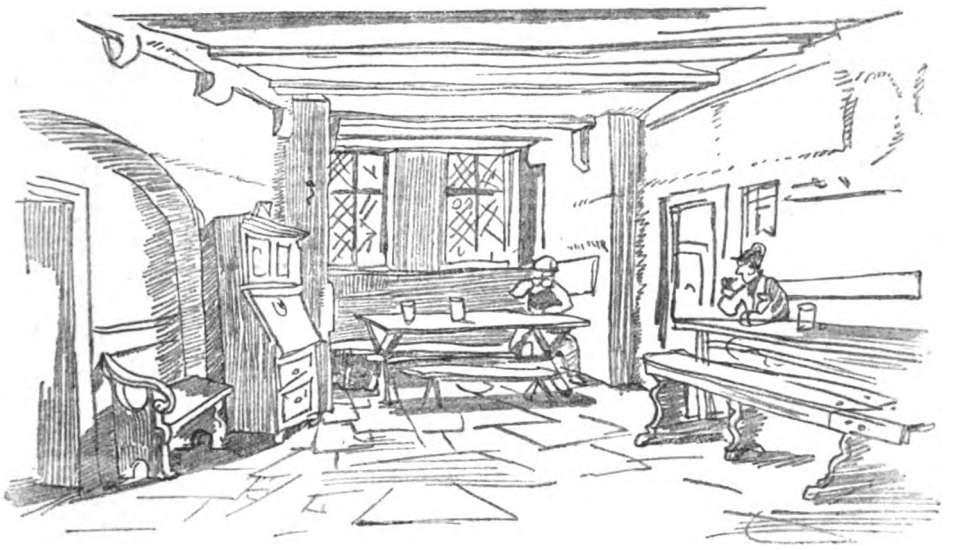
die diesem Hefte in stattlicher Zahl beigegeben werden, hab ich ein paar allgemeine Worte in dem Aufsatze über Wilhelm Buschs Nachlaß gesagt. Nun noch dies und das einzelne, damit unsre kleine Auslese schneller so aufgefaßt werde, wie sie gemeint ist.

Von den beiden Zeichnungen auf unserm ersten Blatt ist die obere, Im Dorfwirtshause zu Hameln, die frühere, die untere, die Alte am Feldrain, die spätere, jene zudem in Bleistift ausgeführt, diese mit der Feder. Gewandt ist ja die ältere auch schon, man braucht aber nur die Art, wie die Schatten gegeben sind, zu vergleichen, um sofort zu sehen, was man hier bald auch an anderem sieht: wie diese Hand freier wurde. Das kleine um-

Schopenhauer. Entwurf von Wilhelm Busch

Nach Nöldekes Buschwerk

Digitized by Google



Im Dorfwirtshaus zu Hameln. Bleistiftzeichnung

Federzeichnung aus dem Hanfstänglschen Buschwerk

Digitized by Google

Entwurf von Wilhelm Busch

(Zum Vergleich auf die Arbeitsweise hin mit den nebenstehenden Studien)

Nach Hanfstängls Werk

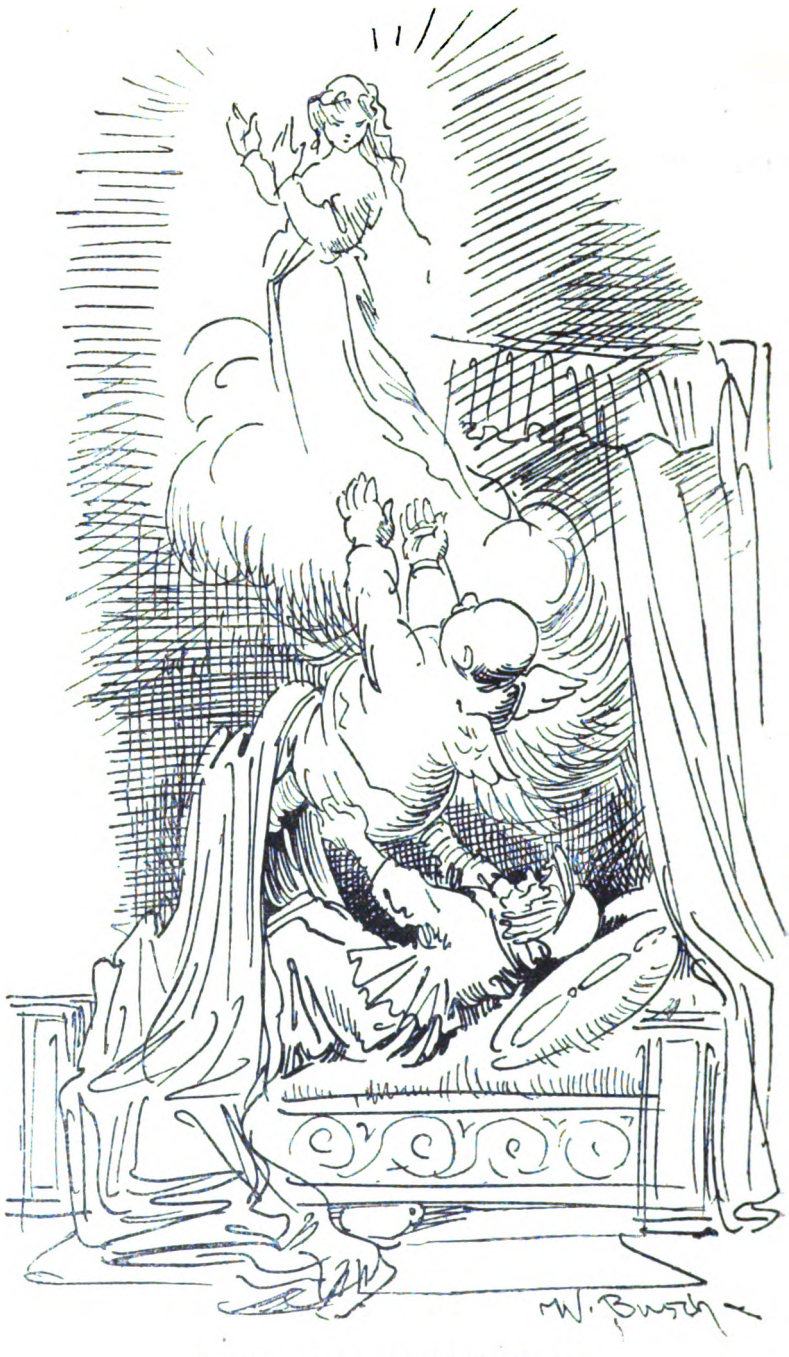
Digitized by Google

Studien von Wilhelm Busch

(Zum Vergleich auf die Arbeitsweise hin mit dem nebenstehenden Entwurf)

Nach Nöldekes Werk

Digitized by Google

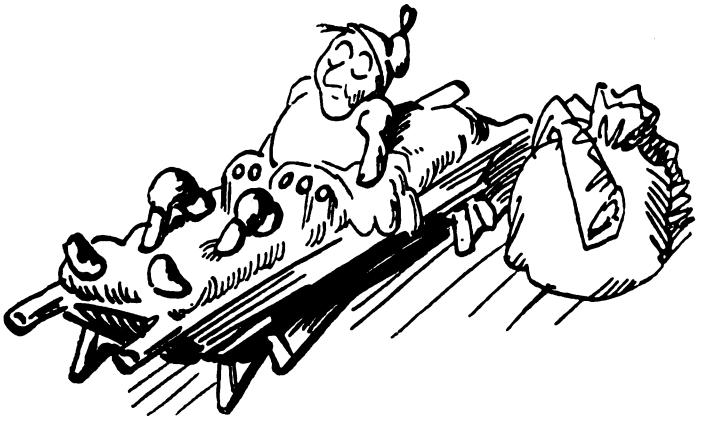


Zeichnung von Wilhelm Busch
(Zum Vergleich mit Entwurf und Studie)

Aus dem Hanfstänglschen großen Buschwerk

Digitized by Google

(Frühere Ausführung)



(Spätere Neubildung)

Wilhelm Busch

Digitized by Google

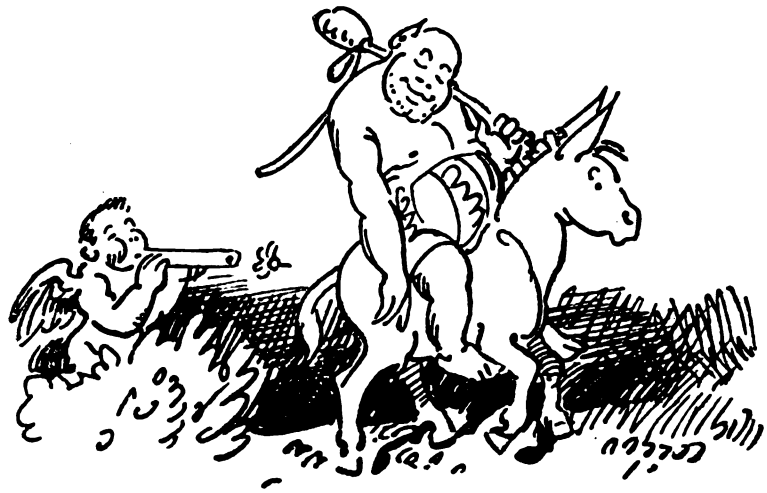
(Im Buch)

Und eilt mit brennender Havanna
zum Schimmelwirth zu der Susanna.

Hier in des Gartens Lustrevier
trinkt er so zwei drei vier Glas Bier.

(Entwurf) Wilhelm Busch

Digitized by Google

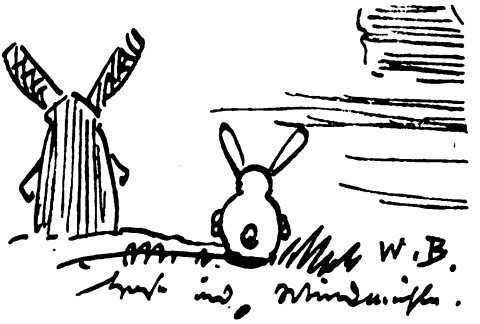


(Im Buch)

(Entwurf)

Wilhelm Busch

Digitized by Google



Aus Wilhelm Buschs Nachlaß

Digitized by Google

Aus Wilhelm Buschs Nachlaß

Digitized by Google

Zeichnungen von Wilhelm Busch
Aus den Nachlaß-Veröffentlichungen

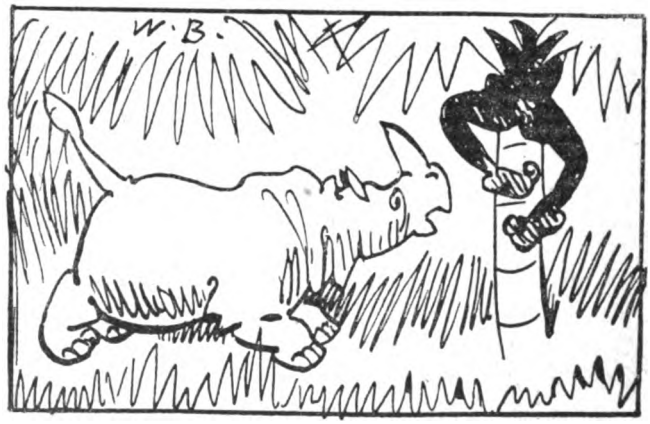
Digitized by Google

Zeichnungen von Wilhelm Busch

Aus den Nachlaß-Veröffentlichungen

Digitized by Google

randete Bildchen mit dem Brükkensteg hilft auch dazu, zeigt aber gleichzeitig, samt seinem komischen Gegenstücke, der Magd, die sich bückt, wie Busch auch „ornamental“ komponieren konnte, wenn er's wollte: die beiden Bildchen würden sich vortrefflich zwischen Satz als wohlabgewogener „Buchschmuck“ halten. Vortrefflich „gewogen“ ist auch die größere Federzeichnung vorn mit dem heulenden Kind in der Pfütze, die Busch ganz in seiner freiesten Art als Skizzierer zeigt. Nun



Zeichnung von Wilhelm Busch
Aus dem Nöldekeschen Werk

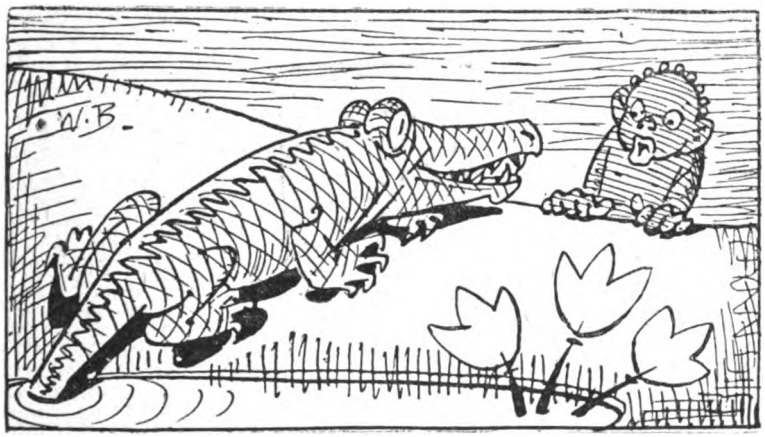
eins, aus dem wir den Studierer kennen lernen: das Blatt mit all den Bemühungen, Mund und Nase eines schnarchenden Jungen charakteristisch zu fassen. Bedenkt man, daß sich die verblüffende Treffsicherheit Buschs in so mühseliger Arbeit entwickelt, so begreift man, daß er Gott dankte, wenn ein Werk vollendet war und daß er nun nichts mehr damit zu tun haben wollte. Möglich, es kam zu diesem Grunde noch ein andrer psychologischer: die Ungewißheit, ob das fertige Werk bei neuem Vornehmen nicht doch vielleicht necken würde: ich kann noch besser werden, oder auch: ich war früher einmal besser — womit denn dem Künstler der innere Zwang zu neuer Beschäftigung mit der alten Sache gekommen wäre. Die Veränderungen sind nämlich zwar weitaus am häufigsten, aber sie sind nicht immer fortschreitende Verbesserungen gewesen, bei Busch sowenig wie bei andern Bedeutenden: die Vorzüge des Fertigmachens müssen ja bei allen Künstlern sehr oft durch Verlust an Frische, die Werte der Voll-Endung müssen durch Verlust an Werten der Intuition erkauft werden.

Wir geben ein paar Bilder zum Vergleichen. Der Bauer in der Teigbutte nach einem alten Holzschnitt Braun & Schneiders, bei dessen Vergleich mit der späteren Zeichnung man freilich auch nicht vergessen wird, was auf Konto der damals von allen Künstlern beseufzten Holzschneiderei kam. Immerhin, welch verschiedener Aufwand an Strichen dort und hier! Wieviel Nebensächliches, Gleichgültiges dort vom ganzen „Interi-

Digitized by Google

eur“ bis in die wohlüberlegten und doch zum Spaß nichts beitragenden Handfinger und in die Zehen! Und der Ausdruck! Dort der aufwachende Geärgerte, hier der Mann, der sich vom Traumbehagen kaum in die Erdenschwere zurückfühlt — dort nüchterner Einklang von Stimmung und Situation, hier komischer Gegensatz. Das zweite Bilderpaar setzt eine frühere Fassung neben die ins Buch genommene. Der Esel (über dessen Beine bei Fassung I auch noch einige Unsicherheit waltet) ist aus dem Gefühl der Sorge dort zu dem eines bangen Vorschrecks hier gediehn: beide Gesichtsausdrücke kontrastieren aber gleich schön mit dem alkoholfriedereichen Stilens. Nur: mit wieviel einfachern Mitteln ist dieses eigenartigen Gottes Haupt auf dem zweiten Bilde geschildert! Die Säcke unter den Augen und die Stupfnase ist als ein Zuviel aufgegeben, das Satyrohr mit Liebe zugespitzt. Der Pusterohr-Amor hat sich aus einem Typ in einen andern verwandelt, aus dem ein bißchen Teuflischen ins mehr irdisch Gassenbübische. Nicht leicht zu sagen ist, ob der Maler Kleckſel mit seiner Susanne in der ältern oder jüngern Fassung mehr gibt. Das Hineinbringen der Porträtähnlichkeit in Kleckſels Gesicht hat dem Ausdruck geschadet, und der Susannens ist verändert worden, rackermäßig-lebensvoll ist er noch mehr auf dem ältern Blatt, bei dem alles Nebenwerk nur allererste Andeutung ist.

Die übrigen Bilder und Bildchen geben wir rein der Freude wegen



Zeichnung von Wilhelm Busch
Aus dem Hanfstänglschen Nachlaß-Werk

und um zu zeigen, welcherlei Schätze in den Nachlaß-Bänden stecken — welcherlei, nicht welche, denn es sind außer diesen hier ja noch viele, viele. Glänzen die beiden Verfolgungen von Negerknaben nicht von zeichnerischem Witz und Geist? Kann ein Schreck aufrichtiger sein als in dem Gesicht des Überraschten und die Vorfreude auf ein gutes Mahl aufrichtiger, als in dem des Überraschenden? Bei dem Schopenhauer-Bilde wolle man auch auf Kleinigkeiten, wie die Haare des

Digitized by Google

Philosophen und den Schwanzansatz seines Pudels achten. Das Antlitz der weisen Eule belohnt durch Ausdruck und Linienführung ein kleines Studium. Sehr interessieren wird wohl die Leser auch die Federzeichnung, auf der Knopp, oder wer's ist, der Genia seines Traumes nachstrebt, weil man das Blatt mit dem entsprechenden Bilde im Balduin Bählamm vergleichen kann. A

Zu Fritz Reuters Zeichnungen

Die vier Zeichnungen von der Hand Fritz Reuters, die wir dem Hefte beifügen, sind ausgewählt aus dem verfügbaren Material der Reuter-Ausstellung, die Professor Dr. Gädertz in Berlin (bis Ende November im Abgeordnetenhaus) veranstaltet, und die für das Museum Propaganda machen soll, das der Reuter-Biograph seinem Dichter zu schaffen sich vorgesetzt hat. Wer den Maler und Zeichner Reuter kennen zu lernen noch nicht Gelegenheit hatte, wird angenehm überrascht sein, soviel liebenswürdiges Talent zu finden; Talent natürlich immer durchaus im dilettantischen Sinne verstanden. Überrascht sein auch über den Umfang seiner Produktion. Zumal auf dem Gebiete des Porträts. Es gibt eine ganze Galerie schöner Mecklenburgerinnen und Mecklenburger von Reuters Pinsel. Nicht gerade sehr persönlich aufgefaßt; im Gegenteil, es ist alles sehr im Zeitstil, in der Zeitkonvention, man könnte auch sagen Zeitschablone. Aber alle diese freundlichen glattgekämmten Linings und Minings, alle diese lieben, braven, unbedeutenden Kleinbürger schauen so festlich gemütlich mit ihren runden ungetrübten meckelnbörger Seelen aus dem schönen, sonntäglichen, blechblumigen Kolorit heraus, in das der Dichter sie so säuberlich, so

Skizze von Wilhelm Busch

„gemalt" gebettet, daß man noch heut seine Freude dran haben kann. Sie sehen sich zwar alle einander ein bißchen sehr ähnlich, sie haben alle dieselben schöngeölten Augen und betonen alle etwas reichlich die bekannte innige seelische Verwandtschaft alles Unbedeutenden. Der Maler hatte sich aus Talent und Fleiß ein gewisses ganz passables Universalrezept zurechtgemacht, nach dem er wacker drauflos konterfeite. Was will man aber auch mehr verlangen von einem, den die verdammte Not des Lebens zwingt, aus seiner Liebhaberei ein Geschäft zu machen? Denn der Vater dieser ganzen Porträtgalerie war

Digitized by Google

die bekannte Powerteh, die dem Turnschullehrer von Treptow recht peinlich auf den Rockschößen saß.

Wo Reuter aus reiner Lust an der Sache zum Pinsel oder Stift greift (und er hatte in gewissen Zeiten seines Lebens ja reichlich Muße dazu, allerdings erst, nachdem ihm auf sein submissest Ersuchen Papier und Bleistift gnädiglich gewährt worden war) — da ist er freier, persönlicher, ausdrucksvoller, läßt Humor und Empfindung in seine Striche fließen, läßt Witz und parodistischen Übermut zum Tanz antreten. Diese Sachen sind das Beste von seiner Hand, sie zeigen uns eben den Reuter, den wir in seinen Dichtungen lieben; hier sprechen die Striche, zwar nicht ganz so sicher und eingeboren, auch so etwas wie Dialekt mit der ganzen gemütlichen Witzigkeit des Anekdotenerzählers. Er bleibt ganz gewiß immer Dilettant, aber es gelingt ihm doch, eine Situation in ihrer Komik so charakteristisch zu schildern, sie uns so nah zu bringen, daß wir von ihren innehausenden Humoren nachdrücklichst berührt werden. Zum Beispiel in unsrer „Landpartie", von der Adolf Menzel mal in einem Brief schrieb, sie sei „ganz angetan, in unsereinem den Wunsch zu erwecken, bei dieser Affäre mitgewesen zu sein. Was mag's da zu erleben gegeben haben!" So müssen wir solche Sachen ansehn, immer ein bißchen mehr auf den Inhalt, eben: was mag's da zu erleben gegeben haben! Leider will sein für das Genre, für die Anekdote zugeschnittenes Talent bisweilen auch tiefer ins Menschliche, ins Problematische des Lebens gehen, wo es dann allerdings gar zu leicht ins gartenlaubenmäßig Sentimentale gerät. Eine bescheidene Bemängelung, die ja nicht nur den Zeichner Reuter angehen dürfte. Erich Vogeler

Skizze von Wilhelm Busch

Vom Posener Kaiserschloß

Nüchternes nach dem Fest

Angewandte Kunst

Am 20. August fand in Posen die Einweihung des kaiserlichen Residenzschlosses statt. Es handelt sich hier um einen Bau von weniger praktischer als symbolisch-repräsentativer Bedeutung, wird doch zunächst in dieser Residenz niemand residieren. Neben dem eigentlichen Wohnbau, den sie trotzdem mit sämtlichem Apparat umschließt, ist es vor allem der für die Repräsentation nach außen, sowie für große Festlichkeiten bestimmte Teil, durch welchen dieser Bau charakterisiert wird: Ein gewaltiger Turmbau mit Kapelle, ein großer Festsaal von 600 Quadrat-

Digitized by Google

metern, ein Speisesaal und eine Anzahl kleinerer Säle, Galerien usw. Die Baukosten werden mit 5350000 Mark berechnet. Es handelte sich also um einen schon jetzt fast einzig dastehenden Repräsentationsbau, wie er auch nicht sobald wieder erstehen wird — für Posen dürfte er für alle Zeiten das hervorragendste Bauwerk bleiben. Dementsprechend wurde der Bauplatz an der wichtigsten Stelle der Stadt gewählt, wo das durch Schleifung der Festungswerke frei gewordene Gelände von der nach dem Hauptbahnhof führenden Straße gekreuzt wird. Von zahlreichen anderen öffentlichen Bauten waren es namentlich zwei Verwaltungsgebäude, die Oberpostdirektion und die Posener Landschaft, die, gegenüber der Hauptfront des Schlosses gelegen, mit diesem zusammen eine Baugruppe bilden sollten. Der Kaiser übertrug das alles dem Geheimen Baurat Schwechten.

Es ist unnötig, an dieser Stelle noch einmal über „Stilarchitektur" zu sprechen. Wenn man aber bei einem modernen Kaiserschloß ohne historische Anlehnungen nicht auskommen wollte, so hätte man die Überlieferungen nicht weit zu suchen brauchen: man hätte auf die Backsteinbauten des benachbarten Ordenslandes zurückgreifen können und somit wenigstens mit einem Material gearbeitet, das in diesem Lande heimisch ist. Bei der Marienburg ist eine reiche Erfahrung über die Technik und Wirkung dieses Materials gesammelt worden. Hier hatte man Anregungen und Anknüpfungspunkte, und es hätte sich vielleicht auch ein Künstler gefunden, der dabei doch ein modernes Werk geschaffen hätte. Vielleicht wäre Messel der richtige Mann gewesen, dessen Schöpfungen ja für eine vernünftige Verwendung historischer Stile vorbildlich sind.

Es ist schmerzlich, an diese Möglichkeit zu denken, wenn man Schwechtens Leistung vor Augen hat. Mitten im ostdeutschen Tiefland die Nachahmung einer Werksteinarchitektur, die in westdeutschen Bergländern entstanden ist; Architekturformen von romanischen Kirchen, Schlössern und Wehrbauten Deutschlands und sogar Italiens sind zusammengerafft und zu einem pompösen Attrappenstil verarbeitet worden. „Stilecht" ist alles, selbst der Marstall, der durch einen romanischen Kreuzgang mit dem Schlosse in Verbindung steht. „Stilecht" sind alle Ornamente und Skulpturen, die in reicher Fülle über den Bau ausgegossen sind, von den romanischen Portallöwen bis zum Braunschweiger Löwen, der in mehreren Exemplaren als Giebelkrönung auftaucht. Von Originalität und künstlerischem Schaffen — nichts. Man beachte zum Beispiel, wie unorganisch die zweigeschossige Galerie auf den großen Turm gesetzt ist. Im ersten Entwurf, nach dem ein Modell angefertigt wurde, sah der obere Teil anders aus. Über dem runden Teil erhob sich noch ein achteckiger Aufbau, oder richtiger, der untere Teil dieses Aufbaues war von den Galerien umgeben. Ist dem Herrn Geheimrat hier ein korrigierender Rotstift über seine Pläne gekommen? Bei solch sklavischer Abhängigkeit von gegebenen Architekturformen erscheint die Wahl des romanischen Stils besonders verhängnisvoll. Vergegenwärtigen wir uns die hier in Betracht kommenden Baudenkmäler der romanischen Profanarchitektur, die Überreste der Kaiserpfalzen und Pallasbauten von Burgen: In

Digitized by Google

die schweren Quadermauern sind die Fenster, gewöhnlich in Gruppen zusammengefaßt, hineingeschnitten; sonst keine Vertikalgliederung, als Horizontalen nur ganz bescheidene Gesimse. Dabei sind diese Bauten von verhältnismäßig geringen Abmessungen. Wird diese immerhin primitive Architekturbehandlung, die auf eine strenge, rhythmische Gliederung verzichtet, auf moderne Verhältnisse übertragen, wo es sich, wie beim Kaiserschloß und den gegenüberliegenden Verwaltungsgebäuden, die über einem Sockelgeschoß drei richtige Stockwerke haben, um ganz andre Dimensionen handelt, so kann die Wirkung ein geübtes Auge nicht befriedigen. Um einige Gliederung der Baumasse zu erzielen, arbeitet nun Schwechten mit einer Anzahl von Türmen, Türmchen und Giebeln, die doch nur als Verlegenheitsmittel wirken und den Gesamteindruck völlig verderben. Man betrachte die Hauptansicht, mit Blick von Südwest auf den großen Turm: Neben dem mächtigen Unterbau, der wenigstens eine große ungegliederte Fläche aufweist, zerkrümelt und verpufft die Wirkung der übrigen Baumasse. Die Silhouette löst jede Monumentalität in zappelige Unruhe auf. Überall werden die Dachhorizontalen durch Türme und Giebel unterbrochen. Die einzige ungebrochene Dachlinie über der Hauptfront zwischen dem Turm- und Saalbau kommt in dem einspringenden Winkel nicht zur Geltung. Man vergleiche damit zum Beispiel eine Ansicht des Hochschlosses der Marienburg: Welche Monumentalität, welche grandiose Umrißlinie der gewaltigen Dachflächen! Wie anders wirken hier die Giebel und ihre flankierenden Türmchen!

Einige Worte noch über die Baugruppe der Verwaltungsgebäude, die gegenüber dem Schlosse etwa eine ebenso große Fläche bedeckt wie jenes. Bauten von so verschiedenem Charakter wie Kaiserschloß und Bureaugebäude nach der gleichen Schablone behandelt! Schwechten glaubte wohl, durch weniger reiche Materialbehandlung einen genügenden Unterschied der Charakterisierung zu erzielen. So wurde der Sandstein gleichmäßig in allen drei Hauptgeschossen völlig glatt behandelt, wodurch eine unsäglich nüchterne Wirkung von „Steinbaukastenarchitektur“ erreicht wird. In wie geradezu nachlässiger Weise diese Entwürfe bearbeitet wurden, kann man auf der Rückseite dieser Gebäude beobachten, die auch von der Straße sichtbar sind. Da das kostspielige Werksteinmaterial nur auf den Vorderseiten angewendet wurde, so mußte das übrige in Putz ausgeführt werden. Hier wurde nicht einmal ein ernstlicher Versuch irgendwelcher architektonischen Behandlung gemacht. Wo hätte man aber auch die historischen Vorbilder für einen romanischen Putzbau dieser Art hernehmen sollen? Fehlen die, so sitzt unsre Hofarchitektur eben auf dem Trocknen.

Und wieviel Lob haben wir über diese Bauten lesen müssen! Teils mag die Feststimmung schuld daran gewesen sein, teils die bekannte Tatsache, daß gerade über Baukunst in den Zeitungen überhaupt am seltensten fachverständig geschrieben wird. Freilich, es ist auch heute noch schmerzlich, ein nationales Bauwerk, dessen Bestimmung es ist, hohe Ideale zu symbolisieren und vaterländische Begeisterung zu wecken, als künstlerisch wertlos hinstellen zu müssen. Eine ganze Industrie hat sich

Digitized by Google

entwickelt, um Ansichten des Schlosses in allen möglichen Reproduktionen und in allen möglichen Zusammenhängen mit Gebrauchs- und Schmuckgegenständen zu verbreiten. Wir müssen dem Begeisterungstreiben, das für diesen Bau teils entstanden, teils gemacht worden ist, entgegentreten. Oder wir Deutschen lassen uns wieder einmal Kulisse und Attrappe als nationale Kunsttat aufschwatzen und ertränken im Rausch das, worauf es auch in nationaler Beziehung in allererster Reihe ankommt: das offenäugige Prüfen unsrer Leistung und damit das Stärken unsrer urteilenden und schaffenden nationalen Kraft. L.

Zu Olbrichs Gedächtnis

wurde in der kgl. Akademie der Künste zu Berlin eine Olbrichausstellung eröffnet. Neben der gleichzeitigen Skarbinaausstellung hat sie insofern einen schweren Stand, als architektonische Darstellungen für das Publikum ein spröder Stoff sind und bleiben. Mit Rissen und Schnitten freilich wird der Besucher fast völlig verschont, dafür bleibt leider das Bild Olbrichs als Architekten unvollständig. Dagegen ist seine darstellerische sowie seine gewerbliche Kunst durch eine Auswahl interessanter Probestücke vertreten.

Olbrichs Schaffen zur Zeit der ersten Darmstädter Ausstellung von 1901 und in den folgenden Jahren ist genugsam bekannt, denn mit Recht galt er damals als ein Führer der Modernen. Machte er doch mit ihrer Forderung, keine ererbte Form zu übernehmen, sondern jede neu zu erfinden, vollen Ernst, und ging dabei bis zur Gewaltsamkeit und Absurdität, die man später den Darmstädter Stil nannte und als solche nachäffte. Entwürfe aus dieser Periode finden sich ausgestellt und zeigen uns, wie hoch Olbrich, selbst in diesen Absurditäten, seine Anhänger und Nachfolger überragte durch den Reichtum und die Lebhaftigkeit seiner Phantasie. Am freiesten und glücklichsten wirkte dieselbe sich aus in seinen dekorativen Entwürfen. Seine Teppiche zum Beispiel sind geistreich erfunden und haben den Reiz orientalischer Gewebe.

Übrigens ist es ganz erklärlich, daß die Moderne vom Ende des 19. Jahrhunderts im Kunstgewerbe und besonders in der Dekoration sich am wohlsten fühlte. Denn auf der Flucht vor der Vergangenheit forderte sie das Neue um jeden Preis; was neu war, galt schon dadurch als gut, die Willkür der Phantastik und des Symbolismus herrschte, für sie aber waren die Urgesetze der Architektur zu streng. Drum mußten alle Versuche, diese erklärte Willkür in die Baukunst einzuführen, zur Gewaltsamkeit oder Lächerlichkeit führen, denn das Grundgesetz der Architektur von Kraft und Last, von der Schwere und der Überwindung der Schwere wird nicht ungestraft verletzt. Wohl haben Zeiten, wie die Gotik oder das Rokoko, die Grenzen dieses Gesetzes mit genialer Kraft erweitert, leichtfüßig überspringen aber lassen diese Grenzen sich nicht.

Auch Olbrich hat versucht, kunstgewerblich zu bauen, hat seine Gebäude entworfen als seien es Fußteppiche, bei denen das Oben und das Unten keine statischen Beziehungen ausdrückt, hat seine Farben verteilt, als ob die Träger dieser Farben, nämlich die verschiedenen Baustoffe, nicht ihre eigenen Gesetze mitbrächten. Denn er lebte mit ganzem Herzen in seiner Zeit und gab ihrem Suchen Ausdruck. Aber mehr als das: er

Digitized by Google

vollendete das Suchen seiner Zeit, indem er es überwand. In den letzten Jahren seines Lebens, am deutlichsten seit der Darmstädter Ausstellung 1908, von Aufgabe zu Aufgabe fortschreitend, und mit wachsendem Umfange seiner Aufgaben immer entschiedener erfaßte er das Urgesetz der Baukunst und es erfaßte ihn, fügte er sich der Strenge der Baukunst und sie gab ihm dafür die Würde, ließ er ihr wieder die natürliche Herrschaft über die Künste und Gewerbe und sie schenkte ihm dafür die Ruhe.

Und diese Überwindung seiner Zeit im eignen Selbst ist es, was Olbrichs Gestalt bedeutsam macht in der Geschichte der modernen Baukunst.

Das Warenhaus Tietz stellte ihn vor eine große Aufgabe, und er zeigte sich ihr gewachsen. Sicherlich hätte er ein zweites Warenhaus noch geschlossener, im Innern weiträumiger und ruhiger gebildet, gleichwie Messel ohne seinen Wertheim an der Leipzigerstraße kaum seinen Wertheim am Leipziger Platz geschaffen hätte. Eine wunderbare Reife aber liegt in dem Hause Feinhals in Köln, das erst nach Olbrichs Tode vollendet wurde. Hier sind die Teile mit Vorsicht abgewogen, das Ganze ruht in sich und lebt in sich, dabei ist bemerkenswert genug, daß Olbrich, der Stürmer und Dränger, der Neuerer, den stärksten Akzent seines Gebäudes aus der Vergangenheit entnahm in Gestalt von sechs dorischen Säulen. Aber das von den Vätern Ererbte, er hatte es erworben durch Irren und Kämpfen, also besaß er es. Das Haus Feinhals ist modern und eine Schöpfung Olbrichs trotz und durch die sechs dorischen Säulen.

Jedenfalls ist es nur gerecht, die Lebensarbeit dieses Mannes nach dem Ende zu beurteilen, und nicht nach den Anfängen. Natürlich haften auch den letzten Werken noch Schlacken der Läuterung an; Freunde Olbrichs und seiner Kunst werden ihn daher nach dem einschätzen, was noch von seiner Hand erstanden wäre, wenn der allzufrühe Tod nicht die Entwicklung abgebrochen hätte. Und sie haben recht und mildern die Ungerechtigkeit des Todes.

Otto Bartning-Berlin

Tempelhof

Heimatpflege

Der große Wettbewerb um einen Generalbebauungsplan für Groß-Berlin und die Allgemeine Städtebauausstellung sind vorüber, nun gilt es, die dort zutage getretenen großen und fruchtbaren Ideen in die Wirklichkeit überzuführen. Vor den Toren Berlins, im Süden, liegt das bekannte Tempelhofer Feld, bisher der größte Exerzierplatz der Berliner Garnison in unmittelbarer Nähe, zugleich aber auch die weitaus größte und am günstigsten gelegene Fläche für die Entfaltung eines umfangreichen Spiel- und Sportbetriebes und für die freie Erholung vieler Hunderttausende aus dem Häusermeer der Weltstadt. Der Militärfiskus will nun die westliche Hälfte des Feldes aufgeben, um sie durch Verkauf als Bauland finanziell nutzbar zu machen. Ohne den allerschwersten Schaden für die Bevölkerung könnte das aber nur dann abgehen, wenn sich ein sehr finanzkräftiger Käufer fände, der im Interesse der Volkswohlfahrt einen großen Teil des Geländes als Freifläche bestehen ließe und das übrige baulich nur mäßig und unter Berücksichtigung aller modernen Anforderungen ausnutzte. Ein solcher Käufer — der einzige,

Digitized by Google

der hierzu in der Lage wäre — war da: Es war die Stadt Berlin, die aus mannigfaltigen Gründen ihrer allgemeinen Entwicklung das dringendste Interesse daran hatte, dieses große Gelände dicht an ihrer Grenze zu erlangen und es dann auch durch Eingemeindung mit sich zu verbinden. Zwar ist bekannt, daß sich die Stadt Berlin bisher gerade in der Boden- und Ansiedlungspolitik durchaus nicht mit Ruhm bedeckt hat, aber einmal gehen die Gedanken der Zeit doch auch an ihr nicht spurlos vorüber und zum andren hatte man gerade in diesem Falle besonders guten Grund zu der Annahme, daß Berlin in der Tat bereit sein würde, selbst unter großen Opfern hier etwas Vorzügliches zu schaffen. Dabei darf die außerordentliche Bedeutung einer derartigen Lösung der Frage für die große Aufgabe einer Neugestaltung Groß-Berlins überhaupt nicht übersehen werden. Nur so konnte an dieser Stelle dem ungeheuren Bedürfnis Groß-Berlins, die Spiel- und Parkflächen zu vermehren und eine bessere Bauweise durchzusetzen, wenigstens einigermaßen Rechnung getragen, und nur so konnte auch der Ausbau des Schnellbahnnetzes durch die geplante große Nord-Süd-Untergrundbahn vermittels Aufschließung des Tempelhofer Feldes wesentlich gefördert werden.

Aber was geschieht? Zunächst wird der Preis des Geländes vom Kriegsministerium durch Ausspielen der verschiedenen Bewerber gegeneinander auf die ungeheuerliche Höhe von 72 Millionen Mark hinaufgeschraubt und dabei im Laufe der Verhandlungen die Stadt Berlin in einer geradezu unwürdigen Weise behandelt. Und schließlich wird das Gelände, obwohl Berlin gleichfalls die geforderten 72 Millionen bot, der angrenzenden kleinen Gemeinde Tempelhof (mit 15 000 Einwohnern!) für diese 72 Millionen zugeschlagen. In Wahrheit allerdings dieser Gemeinde nur formell, tatsächlich aber der Deutschen Bank, der Tempelhof gleichzeitig im wesentlichen seine Rechte und Pflichten aus dem Erwerb durch einen besonderen Vertrag übertrug. Und die Deutsche Bank wiederum setzt zur Verwertung des Geländes den Kommerzienrat Haberland ein. Das heißt: einen Mann, der wegen unzulässiger Beeinflussung öffentlicher kommunaler Tätigkeit durch Terrainteressen bereits aus Schöneberg bei Berlin bekannt war und jetzt wegen dieser Tempelhofsache sein Berliner Stadtverordnetenmandat niederlegen mußte.

Geht es nach dem Kriegsministerium, so wird nach alledem einfach die großkapitalistische Bodenspekulation als Herrscherin auf dem Gelände eingesetzt.

Was dabei noch übrigbleiben würde an Berücksichtigung des Volkswohls, das liegt wohl klar: so viel, wie sich ohne jede Schädigung des Geschäftes eben berücksichtigen ließe — ein Mindestmaß also. Zugleich aber würden die Pläne für eine großzügige, einheitliche Neugestaltung Groß-Berlins wiederum in einem wichtigen Punkte zerstört. Drittens und wichtigstens: wie sollen die für diese Neugestaltung maßgebenden Kommunalverwaltungen überhaupt noch Lust und Mut zu dieser großen Sache behalten, wenn vom Staat schon die ersten Anfänge dazu in einer derartigen Weise entzweigeschlagen werden?

Und die Gründe für dieses ganze Verhalten? Die großkapita-

Digitized by Google

listischen Einflüsse sind schwer festzustellen. Klarer liegt ein andrer Grund: der Einfluß der maßgebenden Kreise Preußens inner- und außerhalb der Regierung. Die Stadt Berlin soll nicht an Gebiet und Macht wachsen, deshalb darf sie dieses Gelände nicht erhalten oder gar eingemeinden, während Berlin natürlich auf die Eingemeindung kaum verzichten könnte.

Glücklicherweise hat nun noch der Reichstag ein Wort mitzusprechen. Ohne seine Genehmigung wird das Geschäft praktisch hinfällig.* Er wird hoffentlich diese Genehmigung versagen und das Kriegsministerium auf den Verkauf an Berlin verweisen. Der Stadt Berlin aber muß man raten, schleunigst durch Veröffentlichung eines musterhaften Bebauungsplans und durch die amtliche und öffentliche Verpflichtung, in jeder Weise für das Volkswohl auf diesem Tempelhofer Gelände sorgen zu wollen, die öffentliche Meinung entscheidend für sich zu gewinnen. Das ist der stärkste Trumpf, den Berlin in der Hand hat! Davon, ob und wie schnell er ausgespielt wird, dürfte Sieg oder Niederlage in dieser ganzen Sache abhängen!

„Reservationen" in Niederdeutschland

Die Zeiten sind vorüber, da man sich eine landschaftliche Schönheit kaum „ohne Berg" denken konnte, Zeiten, von denen noch alle unsre „Schweizen" zeugen, die keine sind: die sächsische, fränkische, märkische, holsteinische — nur von irgendeiner Gastwirt- oder Bodenspekulantengruppe wird gelegentlich noch heute eine neue „Schweiz" „kreiert". Wir andern sind nachgerade dahintergekommen, daß jede unverderbte Landschaft ihre besondre Schönheit hat, so sehr sogar, daß wir's nicht richtig finden, nur „landschaftlich hervorragende" Gegenden gegen Verunstaltung zu schützen. Nun ist es gut, daß die noch unverderbten Landschaften wirtschaftlich die mindest wertvollen zu sein pflegen, die, bei denen das Kultivieren sich nicht gelohnt hätte. Vor allem: Heide, Moor, Düne. Waldstücke, wie der Vilm bei Rügen, sind wohl nur in sehr seltenen Fällen durch besonders verständige Besitzer so ziemlich in aller Herrlichkeit erhalten worden.

Welche Schönheit Heide, Moor und Düne entfalten können, das wissen jetzt von den Niederdeutschen zwar schon mehrere als ehedem, aber immerhin noch nicht viele. Die von der Minderzahl wissen die abgelegenen Stellen zu finden, der Reisende von Durchschnittsart weiß es noch nicht. Das ist gut so, denn wenn jene Erdenflecke erst in Mode kommen, so ist's mit ihrer Ursprünglichkeit vorbei. Aber es bleibt nicht so, denn sie werden in Mode kommen. Man spricht herum, wo was „Besondres" ist, außer den innerlich Genießenden läuft der Snob hin, der Extrasachen sucht, die Masse folgt ihm, und dann beginnt auch dort das Schönheitverwüsten, wie in allen unsern Sommerfrischen und Bädern. Naturschutz

Deshalb ist gerade jetzt der rechte Zeitpunkt zum Retten. Die besseren Köpfe sehen die Werte bereits, die hier liegen, und diese Werte sind doch noch nicht umworben; die Stücken „Ödland" sind noch „billig".

An einigen Stellen haben schon Naturfreunde mit großen persön-

* Das wird zwar von der Regierung vorläufig bestritten, aber das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Digitized by Google

lichen Opfern eingegriffen, um das Schönste zu sichern. An einer andern ist man eben dabei, ein wichtiges Erhaltungswerk zu tun, mit dessen Bekanntgabe die Öffentlichkeit hoffentlich binnen kurzem erfreut werden kann. Wenn sich's aber auch überall um billiges Land handelt, so handelt sich's doch um große Strecken, und so ist nicht zu verlangen, daß Privatleute der Allgemeinheit aus eigner Tasche die nötigen Summen schenken. Was tut diese Allgemeinheit, was tut der Staat dazu? Es ist hohe Zeit, daß in den preußischen Etat eine Summe für landschaftliche Reservationen, für Naturparke eingesetzt werde. Mit verhältnismäßig sehr geringen Mitteln ließen sich jetzt noch Landstrecken bergen, die zudem neben ihrem einzigartigen ästhetischen auch wissenschaftlichen Wert in mehr als einer Weise bedeuten würden. Strecken, die das norddeutsche Land noch zeigen würden, wie es vor aller Zivilisation war, und zwar von Jahr zu Jahr mehr, wenn man es fortan sich selbst überließe. Landschaften, „herrlich wie am ersten Tag". Sie ließen sich noch retten an zehn Stellen zugleich für eine Summe, wie sie ein paar höchst überflüssige Denkmäler oder ein einziger großstädtischer Repräsentationsbau kostet. Soll es denn wirklich sein, daß ein Staat wie Preußen diese Gelegenheit versäumt?

Welche Landstrecken?, fragt der Leser. Aber näher bezeichnen möchten wir sie nicht, um nicht der Spekulation und der Preistreiberei zu dienen. Die Männer, die Bescheid wissen, sind jedoch da, und können denen, die's wissen müssen und dürfen, Auskunft geben und raten. A

Stiftungen

Als beim Berliner Universitätsjubiläum der Kaiser von den Forschungsanstalten sprach, die selbständig, aber doch in Fühlung mit der Universität errichtet werden sollen, erwähnte er neun bis zehn Millionen, die ihm auf seine Anregung hin zur Verfügung gestellt worden seien. „Sehr ansehnliche Mittel", in der Tat, wenn auch für solche Aufgaben noch keine, die zureichen. Wären sie aber ohne das persönliche Eingreifen des Kaisers, und das heißt: wären sie ohne das Bewußtsein zugesagt worden, durch ihre Gewährung dem Monarchen entgegenzukommen und ihn damit für die Geber irgendwie günstig zu stimmen? Das ist der Jammer all unsres Stiftungswesens: wer Geld für solche Zwecke geben soll, will fast immer irgendein Geschäft daraus machen, er will, wenn nicht geradezu Geldvorteile, so doch Titel, Orden oder sonstigen Eitelkeitskram dafür. Stiftungen von der Art der Kunstwartstiftung, deren Geber nichts wünscht als sachdienliche Anwendung des gebotenen Geldes, gehören bei uns noch heute zu den größten Seltenheiten. Unsern Reichen fehlt das Gefühl des richesse oblige. Das ist aber ein zu bedenkliches Zeichen, als daß wir's mit einem Spott über die „deutsche Schäbigkeit" beiseitschieben sollten, denn es deutet auf den Mangel an sozialem Verpflichtungsgefühl, auf den Mangel an einem lebendig wirkenden Gewissen, das zu freiwilligen Gegenleistungen an diese Allgemeinheit drängt, deren Einrichtungen die Ansammlung der Vermögen in den Händen der Bevorzugten doch erst zuläßt und sichert.

Digitized by Google

Sachvereine und Fachvereine

Die zunehmende Vereinzelung der Menschen in Beruf und Anschauung fordert vom einzelnen, daß er auf jede Weise mit Andersbeschäftigten und Andersdenkenden Fühlung nehme, will er nicht allen Zusammenhang mit Gegenwart und Zukunft verlieren. Dieselbe Forderung tritt natürlich auch an die Vereinigungen der Menschen heran, und zwar sowohl an Fachvereine wie an Sachvereine, wenn auch an beide aus verschiedenen Gründen.

Was zunächst diese Einteilung betrifft, so ergibt sie sich leicht aus der Gegenüberstellung etwa eines Postbeamtenvereins, Arbeitervereins, Landwirtebundes, Richtervereins usw. auf der einen Seite mit Vereinen für Ausdruckspflege, Alkoholbekämpfung, Bodenreform, Heimatschutz usw. auf der andern. Die Sache, die ein Verein der ersten Art vertritt, ist gegeben durch die Hineingehörigkeit seiner Mitglieder in einen bestimmten Beruf, einen besonderen Stand, ein begrenztes Fach. Dies fehlt bei den Vereinen der zweiten Art, ihre Sache geht alle an.

Diesem äußerlichen Gegensatz entspricht ein Wesensunterschied. Einen Fachverein bilden Leute, die jeder innerhalb ihres Fachs denselben Druck verspüren, die der Meinung sind, gerade dieses ihr Fach enthalte ihnen etwas vor, was andern zuteil sei; politische Minderstellung quält sie, zu geringer Lohn, zu viele Arbeit und anderes; Mißmut darüber, unter der mittleren Lebenslinie zu stehen, vereinigt sie, ein Untergefühl.

Hingegen ist die Kraft, die Sachvereine bildet, ein Übergefühl. Ausdruckskultur, Bodenreform, Heimatschutz und anderes empfehlen und üben, ja diese Dinge überhaupt verstehen kann nur, wer über der mittleren Lebenslinie steht. Wenn Freunde dieser Dinge sich zu ihrer Verbreitung vereinigen — eigentlich haben sie's „doch gar nicht nötig" — so liegt der tiefste Grund dafür in dem Kräfteüberschuß, der den voraus Eilenden, voraus Nehmenden, Vornehmen eignet und der seiner Natur nach gar nicht anders kann, als jedes ihm zugängliche Mittel, und so auch die Vergenossenschaftung, benutzen, um immer weitere und höhere Ziele zu suchen und zu finden. So sind, um uns mit Nietzsche weiterzuhelfen, Sachvereine Aktionen der Schöpferlust, Fachvereine Reaktionen des Ressentiments, jene sind „Herrenattacken", diese „Sklavenaufstand", und so gesehen ist es jenen eigen, neue Werte zu schaffen, diesen, alte Wertsachen zu raffen.

Was hat nun aber, bei solchem Wesensgegensatz, der Sachverein mit Fachvereinen zu schaffen? Die Antwort mag aus der Anschauung eines bestimmten Falles wachsen. Vor einigen Jahren galt es für den Bund deutscher Bodenreformer, eine machtvolle Petition zu veranstalten. Mit Hilfe der ihm angeschlossenen Beamten-, Mieter- und Arbeitervereine gewann er binnen weniger Monate die stattliche Zahl von 94 000 Unterschriften; allein auf seine unmittelbaren Mitglieder und seine Zeitschrift angewiesen hätte er kaum ein Zehntel bekommen. Demselben Bunde liegt es daran, in Gemeinde-, Landes- und Reichsvertretung möglichst viel bodenreformerisch gesinnte Abgeordnete zu haben. Nun kann er zwar die Einsichtigen und Selbständigen unter ihnen mit seinen rein geistigen Mitteln gewinnen, aber der großen, von

Digitized by Google

allerhand „Interessenten“ abhängigen Mehrzahl gegenüber versagen sie. Diese zur Bodenreform zu lenken, bedarf es für den Bund wieder des Einflusses auf die großen Fachvereine und ihre Wahlprogramme.

In ähnlicher Lage befinden sich alle Sachvereine. Gewiß ist es zum Beispiel erfreulich, wenn wir uns innerhalb des Dürerbunds und der Kunstwartgemeinde darüber einig sind, daß der rüde persönliche Wahlkampflärm einem sachlichen Wahlkampfton weichen sollte. Aber erst dann wird sich diese Forderung in Erfüllung verwandeln, wenn der Dürerbund in den im Wahlkampf ausschlaggebenden Fachvereinen Macht gewinnt.

Aber auch der Fachverein bedarf der Fühlung mit Sachvereinen. Nehmen wir den Postbeamtenverein. Er will die Lage der mittleren und unteren Postbeamten heben. Deshalb kämpft er für Gehaltserhöhung. Aber gleichzeitig verlangt er Bodenreform. Warum? Weil seine Führer eingesehen haben, daß eine bloße Gehaltserhöhung nur dann die Lage seiner Mitglieder dauernd hebt, wenn unsre allgemeine Rechtsordnung dafür sorgt, daß nicht mehr jede Erhöhung des Einkommens der werktätigen Bevölkerung den wenigen Besitzern des städtischen Bodens in den Schoß gespielt wird, sondern denen erhalten bleibt, die sie verdienten.

Dieses eine Beispiel mag statt vieler genügen, um zu zeigen, wie sehr die Bestrebungen eines Fachvereins durch Anlehnung an einen Sachverein vertieft, dem Gebiete niedrignützlicher, mit Scheinerfolgen zufriedener Erwägungen entrückt und auf allgemeinnützliche Ziele abgestimmt werden können.

Noch wichtiger aber, besonders zur Erzielung eines gleichmäßigen Vorwärtsschreitens unsrer Kultur im Ganzen, scheint mir das Zusammengehen der verschiedenen Sachvereine.

Jetzt kann man alle Tage Mitglieder verschiedener Sachvereine dozieren hören: „Was hilft Bodenreform, das Wirtschaftliche? Auf das Geistige kommt's an: Ausdruckskultur!“ Oder: „Kinderfürsorge? Wenn immer wieder schwächlicher Nachwuchs kommt? An der Wurzel trefft das Übel: Alkoholbekämpfung!“ usw. Vereine, in denen ein derartig einseitiger Geist herrscht, haben vergessen, daß im Schöpfungsplan der Gegenwart und Zukunft die Beschränkung der Vereine auf Sonderaufgaben nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zu einem Zweck ist, nämlich dazu, im Interesse möglichst tiefer Wirkung die einzelne Aufgabe mit ganz besonderer Tatkraft zu erledigen.

Demgegenüber versuchen ja auch schon jetzt manche Sachvereine miteinander in Verbindung zu treten und statt ohne- und gegeneinander, auf gemeinsamem Gebiete miteinander zu arbeiten. Aber gerade hier mangelt es noch sehr am notwendigen gegenseitigen Bekanntsein.

Zum Fühlungnehmen der Vereine bietet unser Vereinsrecht zwei gute Mittel. Das eine besteht darin, daß ein Verein als solcher Mitglied eines andern Vereins wird. Da ein solcher Beitritt aber nur ein einzelnes Mitgliedschaftsrecht verschafft, verspricht er nur Erfolg, wenn bereits freundschaftliche Beziehungen bestehen. Zu deren Herstellung hilft das andre Mittel, nämlich Mitgliedergemeinschaft. Oder, um beispielsweise zu reden: Wer einem Bunde für Ausdruckspflege

Digitized by Google

angehört und sich bisher von einer Vereinigung, deren Zweck er guthieß, mit der Begründung ferngehalten hat, ihr Gebaren verletze sein ästhetisches Gefühl, der trete jener Vereinigung schleunig bei, er wird sehr bald Gelegenheit finden, daselbst allein oder in Gemeinschaft mit Gleichgestimmten sein verletztes ästhetisches Gefühl in eine befriedigende ästhetische Tat umzusetzen.

Ein weiteres Mittel zum Bekanntwerden der Vereine miteinander bietet die ja keinem größeren Fach- wie Sachverein fehlende Zeitschrift. In ihr sollte sich eine ständige Abteilung für das Verhältnis des eigenen Vereins zu befreundeten finden. In welchem Umfang aber und bis zu welcher Tiefe dies geschehen kann, das bedarf für die Leser dieser Blätter keiner weiteren Auseinandersetzung.

Karl Polenske

Die Werningschen vaterländischen Festspiele

Wir sind alle Bildungsfreunde, daß es eine Freude ist. Wir verachten, vom Kolportageroman nicht erst zu reden, die Nick Carter- und sonstige Schundliteratur, wie sich's gebührt, und „bekämpfen" sie auch mit Entrüstung, mindestens am Stammtisch. Aber wir öffnen dem fürchterlichsten Schund mit Gruß und Verbeugung die Tore, sofern er auf seiner Geschäftsreise eine patriotische Fahne trägt. Und bilden uns dann ein, er würde von seinem Besuch als Gastgeschenk nur die patriotischen Gefühle zurücklassen, nicht auch die Freude am Schund, nicht auch die Eitelkeit, die Narretei und das Billigste vom Billigen: die Selbstanräucherung in Schwärmen und Schwögen, die im faulen Sichausstrecken auf den eignen Lorbeeren endet. Arbeit fürs Ganze brauchen wir, die stellt Leistungen hin; eine „Vaterlandsliebe", die sich von Rauch und Dunst „nähren" läßt, ist selber nichts Besseres und wird durch bengalische Beleuchtung in allen gangbaren Feuerwerkfarben um kein Saatkorn fruchtbarer.

Seit vierzehn Jahren ziehen die sogenannten Werningschen Vaterländischen Festspiele durchs Land, sie haben nicht weniger als rund 500 Orte mit rund 5000 Vorstellungen beglückt. Das heißt: sie sind ein ganz wesentlicher Faktor unsrer „ästhetischen Erziehung" geworden. Das wären sie schon, wenn sich's nur um gewöhnliche 5000 Theatervorstellungen handelte, aber eine Vorstellung dieser Art bedeutet nicht bloß einen mit Zuschauern verbrachten Abend. Jede einzelne bedeutet, da sich's um Dilettantenaufführungen handelt, die intimste Beschäftigung mit der Sache für eine ganze Reihe von Leuten eine ganze Weile hindurch. Sie bedeutet, wenn hier Gutes geboten wird, eine Erziehung fürs Gute, wie sie z. B. gute Chorgesangvereine auf ihrem Gebiete leisten. Wenn aber Schund geboten wird, so bedeutet sie die Erziehung zum Schund. Und mit den Aufführenden ist in kleinen Orten das halbe Nest verschwägert oder angefreundet. Leute, die nicht „mitmachen", laufen also in einem anderswo unmöglichen Prozentsatz wenigstens hin. In Neumünster zum Beispiel (vorigen Herbst wurde Schleswig-Holstein mit diesen „Festspielen" abgeweidet) wurden bei rund 35 000 Einwohnern 20 000 Besucher gezählt.

Sehen wir uns diese „vaterländischen Festspiele" etwas aus der Nähe an.

Vorführen sollen sie die Zeit der Freiheitskriege und des letzten deutsch-französischen. Ungefähr 150

Digitized by Google

„Rollen“ braucht's dazu, zum Teil natürlich mit sehr hohen, teils irdischen Persönlichkeiten (Königin Luise, Napoleon I., Friedrich Wilhelm III., Wilhelm I., Bismarck, Moltke), teils überirdischen, wie Germania, Borussia, Gallia, Klio, Justitia. „So'n bißchen Lateinisch ist doch gar zu schön.“ Wer je Dilettanten gesehen hat, kann sich ungefähr vorstellen, was dabei herauskommt, wer nicht, der achte in den Schaufenstern der Photographen auf die Gruppenaufnahmen, bei denen Schuhmacher Schulze als Barbarossa, Einnehmers Liese als Germania und Kartoffelhändler Fritz als Hauptmann von Köpenick — nein, als Bismarck parabieren — und frage sich, wie sich an diese Erscheinungen *große* Gefühle festbinden sollen.

Immerhin: Ungeschicklichkeiten und unfreiwillige Komik sind nun einmal bei allen Dilettantenaufführungen dabei, schaden sie leider je mehr, je größer der Gegenstand, so mag man doch über sie hinwegsehen. Was die Leute zu *tun* und zu *sagen* haben, muß aber doch wenigstens vernünftig sein. Sehen wir uns den Text der Werningschen Festspiele ein bißchen an.

Sollen wir von historischer Wahrheit reden?

„Die Bande deutscher Kraft und deutscher Einheit,
Sie riß der Korse meuchlerisch entzwei.“ —

Nach dem Texte vor der Schlacht von Jena noch. Die deutsche Kaiserkrone hat „einst der freche Korse uns geraubt“. Na, vielleicht weiß es der Verfasser nicht besser. Hier handelt sich's ja auch um den bösen Napoleon. Aber wie ramponierend verfährt der Dichtersmann auch mit den Gestalten der deutschen Geschichte! Schlacht bei Leipzig, Hallesches Tor.

„Schnell schlugen Pioniere hinein ein großes Loch,
Und Blücher war der erste, der stürmend es durchflog.“

Der alte Blücher ist ja am Ende ein Kerl, der das vertragen kann. Aber, kehren sich einem nicht die Eingeweide um, wenn Bismarck, der ein treuer *deutscher* Diener seines Herrn sein wollte, vor Wilhelm I. mit entblößtem Haupt *knien* muß? Oder in einem lebenden Bild Bismarck neben seinem schwerverwundeten Sohn dargestellt wird und Klio deklamiert dazu:

„Da steht der Kanzler selbst von Blut und Eisen,
Zerdrückt der Vatertränen heiße Flut.
Schwer schlug den eignen Sohn bei Mars-la-Tour
Die Hand des Vaters, die den Krieg gewollt.
Fürst Bismarck denkt: behüt dich Gott, mein Sohn,
Und trifft die Kugel heute mich, es sei!
Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre.
Wir Deutschen fürchten Gott,
Sonst nichts in der Welt.
(Choral)“

Man sieht hier gleich, wie der Verfasser arbeitet. Er nimmt's, wo es zu haben ist. Ob es zusammengeht und was dabei herauskommt, ist ihm gleich. Für die Schilderung der Schlacht bei Sedan verwendet er Dahns Gedicht. Brocken daraus finden sich aber auch in der Schlacht von Gravelotte. In einer Erzählung vom Kaiser Barbarossa werden die bekannten Gedichte von Rückert und von Geibel folgendermaßen parodiert:

„In dem Kyffhäuser Berge
Ist's, wo der Kaiser Barbarossa ruht;
Nur Raben sind um ihn und Zwerge,
Er träumt von deutschem Heldenmut.

Digitized by Google

Jahrhunderte schon sind vergangen,
Die Raben fliegen ringsumher.
Und Barbarossa traumumfangen,
Trägt immer noch die Rüstung schwer.
Tiefernste Stille, nie gestörte,
Den Schläfer wie im Grab umfing;
Kaum, daß man es zuweilen hörte,
Wenn übern Berg ein Schäfer ging."

In einem Gebet der Germania heißt es:

„Nord und Süd sind feind einander
Von der Etsch bis an den Belt,
Statt daß einer mit dem andern brüderlich zusammenhält."

An anderer Stelle behauptet sie:

„Es gibt im Völkerleben Augenblicke,
Wo man dem Schicksal näher steht als sonst.
So hier!"

Es handelt sich für den Verfasser nur darum, möglichst viele großartig klingende Wörter zusammenzuhäufen, am liebsten natürlich solche, bei denen das angebliche patriotische Gefühl einzuschnappen pflegt. Friedrich Wilhelm III. sagt zur Königin Luise:

„Am Sarge Friedrichs schwor zu nächtger Stunde
Freundschaft der russische Bär dem Zollernaar."

Man stelle sich die beiden Wesen mal vor — am Sarge Friedrichs!

Neben solchem bis zum reinsten Blödsinn getriebenen Bombast stehen dann, wie's ja auch ganz natürlich ist, die entsetzlichsten Plattheiten. Ein Veteran erzählt seinem Enkel von den Freiheitskriegen. Nach einem lebenden Bild, das die Erstürmung des Halleschen Tores darstellt, bei der ja Blücher durchs Loch flog, setzt der Junge das Gespräch fort, indem er beginnt:

„Nun aber ist die deutsche Einigkeit
Bei weitem ja noch immer nicht vorhanden."

Der Alte tröstet ihn wegen des Bruderkrieges und fragt dann:

„Hast du von Barbarossa schon gehört?"

Und der Junge antwortet:

„Ich weiß nur, daß das Volk ihn stark verehrt."

In der nächsten Szene bittet Bismarck im Kyffhäuser den Kaiser Barbarossa, den deutschen Kaiserthron zu besteigen. Und Barbarossa, als wär er Geheimer Regierungsrat:

„Wie kann ich mich dazu verpflichten!"

Nebenbei lebt der Verfasser nicht nur mit den Franzosen, sondern auch mit der deutschen Grammatik auf Kriegsfuß. Die Spanier wollen als König „aus dem Zollernhause einen Prinz". Ein französischer Soldat steht auf Posten. Es ist zufällig in seiner Heimat, und er sieht vor sich sein Häuschen, in dem seine Frau und sein Kind wohnen. Er schaut hinüber, „wonnetrunken" versteht sich. Aber die Pflicht „bannt seine Schritte", und „die Gedanken nur entschwinden". Da kommt denn das Malheur: „Er merkt nicht, daß deutsche Posten seiner nahen sich von hinten."

Soll ich nach solchen Proben noch von Rhythmus und solchen „Finessen" reden? Den Proben entspricht das ganze Machwerk. Es ist Schund von vorne bis hinten, Schund, der diesen Stichproben entspricht auf jeder Seite, und ist Schund in jeder Beziehung.*

* Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß der Herr Verfasser hier nicht nur in seinem Namen spricht, sondern auch in dem meinen. Er hat mir dieses sogenannte „patriotische" Fabrikat im gedruckten Texte vorgelegt; ich entsinne mich kaum, Schlechteres je gelesen zu haben. A

Digitized by Google

Und nun stelle man sich vor, was schließlich im Gehirn der Leute erzieherisch angerichtet sein muß, wenn sie diesen elenden Kram in all den Proben und Vorstellungen — die Aufführungen dauern in der Regel an jedem Ort 10 bis 12 Tage — immer und immer wieder heruntergeredet haben. Dann hat man einen ungefähren Begriff davon, wie Herr Direktor Werning mit seinen Festspielen seit 14 Jahren in zirka 5000 Aufführungen an der Verblödung des Volkes gearbeitet hat.

Wie ist es möglich, daß noch keiner mit der Faust auf den Tisch geschlagen und dem Skandal ein Ende gemacht hat?

Unser Kulturbild ist noch nicht vollständig: wir haben uns noch viel mehr zu schämen. Wenn irgendwo die Werningschen Festspiele aufgeführt werden sollen, dann wird ein „Ehrenausschuß" gebildet. In Meldorf z. B. gehörten diesem Ehrenausschuß an: ein Landrat, zwei Direktoren von höheren Lehranstalten, ein Professor, zwei Amtsrichter, ein Medizinalrat, zwei Bürgermeister, ein Propst und zwei Pastoren, die alle drei gleichzeitig Kreisschulinspektoren sind, usw. Hinter den Vertretern der akademischen Bildung folgt dann noch eine Reihe von Amtsvorstehern, Vorsitzenden von Vereinen, Innungen usw. Und wie in Meldorf, so ist es überall. Überall geben die Leute, in denen wenigstens ein großer Teil des Volkes immer noch seine geistigen Führer sieht, ihren Namen dazu her, für die Werningschen Festspiele Reklame zu machen. In höheren Schulen ist der Besuch der Festspiele von den Leitern empfohlen worden, in Lehrerseminaren wurden Unterrichtsstunden ihretwegen ausgesetzt. Natürlich sind unter all diesen Gebildeten auch solche, die den Text dieser Festspiele für schön oder doch wenigstens für „ganz nett" halten. Bei den meisten muß man aber doch wohl zu ihrer Ehre annehmen, daß sie nicht gewußt haben, was sie taten, als sie ihren Namen unter den Aufruf setzten. Wenn sie später den Aufführungen beiwohnten, ist ihnen auch dann kein Licht aufgegangen? Ja, dann haben die, die's gemerkt haben, wahrscheinlich gedacht: lieber Gott, man sieht ja, „das Volk" will das haben.

Ich für meine Person glaube, daß es im „Volk" auch nicht weniger feine Menschen gibt, als unter den Gebildeten; denen sind die Werningschen Festspiele gerade so gut ein Spott wie denjenigen Gebildeten, die Poesie und Unsinn voneinander unterscheiden können. Aber wenn man sich dem Volk überlegen fühlt, wenn man es als unmündig ansieht, hat man dann nicht erst recht die Pflicht, darüber zu wachen, daß es zu gesunder geistiger Nahrung kommt? Was hat es für einen Sinn, die Schundliteratur zu bekämpfen, Ausschüsse zu bilden zur Auswahl guter Volks- und Jugendschriften und daneben ein Unternehmen zu fördern, durch das der größte Schund immer wieder massenweise ins Volk geworfen wird?

Wer nicht weiß und nicht fühlt, daß es sich auch bei ästhetischen Dingen um wirkliche Lebenswerte handelt, der wird nun freilich sagen: „Na ja, wenn's denn ästhetisch nichts taugt, wir pflegen doch den Patriotismus." Pflegt man ihn so? Volk und Staat und Vaterland umgibt uns von allen Seiten mit machtvoller Gegenwart. Und das Gefühl dafür, das jedem Manne natürlich ist, das will man „pflegen"? „Pflegt" auch ein Sohn

Digitized by Google

die Liebe zu seinem Vater, oder kommt sie ihm von selber, wenn der Vater einer ist, der Liebe gewahrt und dadurch weckt? Und pflegen will man den Patriotismus mit solchen Mitteln? Wenn die Herren nicht wissen, was man mit solchen Mitteln erreicht, können sie sich's von Goethe sagen lassen: „Bewunderung von Kindern und Affen, wenn euch darnach der Gaumen steht." Wirken kann doch nur, was etwas ist, diese Festspiele aber sind nichts, sie sind unwahr durch und durch, und darum kann man auch mit ihnen in Wahrheit nichts erreichen. Oder glaubt vielleicht jemand, daß irgendeiner von den Hunderttausenden, die die Werningschen Festspiele gesehen haben, unter der Wirkung dieser Festspiele bei seiner nächsten Steuererklärung gewissenhafter gewesen ist? Das wäre eine patriotische Wirkung. Aber ich fürchte, die Leute würden es sehr übelnehmen, wenn man sie in ihrer patriotischen, gehobenen oder gerührten Stimmung mit dem Gedanken an so „niedre" Dinge stören wollte.

Und wie ist's mit den Kindern, die von ihren Lehrern scharenweise zu diesen Vorstellungen geführt werden? Möglich, sogar wahrscheinlich, daß sie Freude haben an den bunten Bildern. Glaubt man, mit einer Wirkung, die dem realen Leben gegenüber standhält? Wenn nun ein solches Kind zu Hause von seinem Vater, der vielleicht Sozialdemokrat ist, harte Worte hört gegen eben diesen Staat, der in den Werningschen Festspielen angeblich verherrlicht wird, glaubt man, daß dann eine Werningsche Germania vor ihm auftaucht und Borussia oder Justitia warnend den Finger erhebt? Es ist ja zum Lachen.

Die Herren spielen den letzten Trumpf aus: „Es bringt doch Geld, das wird für gute Zwecke verwandt." Der Zweck heiligt zwar nicht diese Mittel, aber da hier vom Geld die Rede sein soll, wollen wir als Beispiel ein paar Zahlen aus Meldorf bringen. Dort gab es elf Aufführungen, sie brachten 3481,68 Mark. Davon konnten schließlich an die beteiligten Vereine (Städtischer Frauenverein, Vaterländischer Frauenverein, Freiwillige Feuerwehr, Kampfgenossenverein von 70/71, und Kriegerverein) verteilt werden 453,85 Mark. Bedenkt man nun, welche Kosten die Darsteller gehabt haben, dann: was die Besucher verzehrt haben, so wird man zugeben, daß das Ergebnis gegenüber dem Aufwand von Kosten, Zeit und Mühe geradezu kläglich ist. Wenn die 150 Darsteller in die Tasche gelangt hätten und hätte jeder einen Taler bar bezahlt, so wäre das Ergebnis dasselbe gewesen, die Darsteller selbst aber wären wahrscheinlich im Durchschnitt noch billiger davongekommen.

Wo sind die 3027,83 Mark geblieben, die nach Abzug des Reingewinns von der Gesamteinnahme noch übrigbleiben? 1539,28 Mark sind mit Unkosten draufgegangen, den Rest aber von 1488,55 Mark hat Herr Direktor Werning bekommen. Dafür hat er einige Proben und Aufführungen — keineswegs alle — geleitet und hat den Text, sowie die Kostüme und Requisiten geliefert, zwar: die Textbücher mußten noch mit 20 Pfennig das Stück extra bezahlt werden, und die Fracht für die Kostüme und Requisiten, die aus dem Berliner Magazin des Herrn Werning kamen, trugen ebenfalls die aufführenden Vereine. Selbst wenn man nun für Abnutzung der Kostüme und Requisiten, sowie für Reisekosten des Herrn Direktors

Digitized by Google

recht hohe Summen ansetzt, es bleibt immer ein glänzendes Geschäft, zumal der Herr Direktor außer einem Friseur kein Personal zu unterhalten hat. Ich will den Leser nicht mit einer Wahrscheinlichkeitsrechnung darüber langweilen, was Herr Direktor Werning in den 5000 Vorstellungen dieser 14 Jahre mit seinem Patriotismus verdient hat. Ich habe Respekt vor der Tüchtigkeit dieses Geschäftsmannes, der Tüchtigkeit eines Menschen, die immer und immer wieder erreicht, daß andere Leute freiwillig und ohne Entgelt sich soviel Mühe machen, damit er Geld verdient. Aber mir scheint, er könnte, wenn er sich noch nicht zur Ruhe setzen will, nunmehr vom Patriotismus zu einer andern Branche übergehen. Daß er's bis heute treiben konnte, ist zwar eigentlich ganz einfach. Unter den 1539,28 Mark Unkosten, die die Meldorfer Aufführungen verursacht haben, sind 509,15 Mark für Reklame, also, beiläufig gesagt, mehr als der ganze Reinertrag. Die Lokalzeitungen, in kleinen Orten mit Annoncen nicht sehr verwöhnt, machen also durch die Werningschen Festspiele ein willkommenes Geschäft. So tun sie gerne, was sie unter Vorantritt der Honoratioren im „Ehrenausschuß" ja auch guten Gewissens tun dürfen: sie streichen im redaktionellen Teil gebührend heraus. Mit jedem Ort wird das leichter, denn die „Stimmen der Presse" werden ja mit jeder neuen Zeitung zum imposanteren Chor, dem der einzelne gar nicht mehr zu widersprechen wagt. Dadurch wird man in den Nachbarorten aufmerksam. Ein Vorsitzender eines Krieger- oder eines andern Vereins, der sich verpflichtet fühlt, etwas aufzustellen, setzt sich mit dem Herrn Direktor, der sich bescheiden im Hintergrund hält, in Verbindung. Man schließt einen Kontrakt mit ihm, der Ehrenausschuß wird zusammengetrommelt, die Reklamezettel werden in den Wirtshäusern meilenweit im Umkreis aufgehängt, die Massensuggestion tritt ein, und schließlich muß die Bahn Extrazüge fahren lassen, wie in Itzehoe, damit nur die Besucher nach den Vorstellungen wieder nach Hause kommen können. So ging's weiter, von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr. In infinitum? Ich meine, fortan finden sich, wo Werningsche Festspiele drohen, Kunstwartleser, die den Leuten rechtzeitig den Star stechen.

Zum Schluß bitte ich, uns Hinterwäldler nicht zu sehr zu verachten, daß uns so etwas wie die Werningschen Festspiele passieren kann. Sie sind auch in Hoftheatern aufgeführt worden, sogar in Weimar. Dort hat ja wohl früher ein gewisser Goethe gelebt, und der hat gemeint, daß es doch wohl nach und nach in Deutschland auf eine poetische Kultur hinauskommen werde. Nach und nach geht's, da hat er recht gehabt, sehr nach und nach.

Heinrich Frese

Zu den Tagesereignissen

Moabit

Moabit? Ja läßt sich denn da etwas sagen, was nicht nach Partei aussieht? In den Tagesblättern stand allerdings kaum irgend etwas, was anders aussah und anders war, und es sah entweder revolutionär aus oder reaktionär, jenes, indem es die Schuld an dem Unheil dem Klassenstaat und dem „Rotkoller" der Polizei, dieses, indem es sie demagogischer Verhetzung und dem „Blaukoller" der Massen beimaß. Es läßt sich aber auch jenseits von reaktionär und revolutionär ein, sagen wir: aktionärer Stand-

Digitized by Google

punkt gewinnen. Das heißt: Reaktion will das Alte ohne das Neue, erhält, aber erwirbt nicht; Revolution erwirbt, ohne zu erhalten. will das Neue, aber nicht das Alte; Aktion erhält und erwirbt, ist das Alte, das zugleich das Neue will. Reaktion und Revolution schließen einander aus, und wo ihre Träger aufeinanderstoßen, müssen sie einander zu vernichten suchen. Aktion aber, wo sie solchen Kampf beobachtet, sucht im Vertrauen auf die menschheitsewige höhere Einheit der Kämpfenden nach den Ursachen ihrer augenblicklichen rohen Gegnerschaft, um sie durch Setzung zweckdienlicher Ursachen zu feinerer Gegnerschaft, womöglich zu Mitarbeiterschaft zu erhöhen. Wo steckt nun die Ursache für die Roheit, Hinterlist und Feigheit, mit der damals der Moabiter Janhagel Hab und Gut von Geschäftsleuten zerstörte, Bürger und Beamte angriff, Weiber und Kinder als Deckung vorschob? Diese Ursache in besagtem Rot- oder Blaukoller zu vermuten, wäre keine aktionäre Antwort; wir müssen tiefer greifen.

Ich bitte, mir in zwei Wohnungszählungen zu folgen. Die eine ist vom Jahre 1895. Damals waren in Berlin von je tausend Wohnungen mit einem heizbaren Zimmer 438, von ebensoviel Wohnungen mit je zwei heizbaren Zimmern 239 „überfüllt". Überfüllt aber nennt man eine Einzimmerwohnung ohne Nebenräume bei drei oder mehr ständigen Bewohnern, eine solche Wohnung mit Kammer oder Küche bei mindestens vier, eine mit Kammer und Küche bei mindestens fünf Bewohnern. Entsprechend sind bei Zweizimmerwohnungen die Mindestziffern vier, fünf und sechs.

Nun eine Erinnerung an die Art, wie man in solchen überfüllten Wohnungen „lebt". In einer schliefen „drei über vierzehn Jahre alte Mädchen mit den Eltern in einer Stube von 34 Kubikmetern Rauminhalt, in einer andern sogar drei Söhne von zehn bis vierundzwanzig Jahren und zwei Töchter von dreizehn bis neunzehn Jahren mit der Mutter in einem Zimmer von nur 25 Kubikmetern".

Und wie viele lebten so? Es gab 1895 in Berlin 88985 solcher Einzimmerwohnungen und 26132 solcher Zweizimmerwohnungen. Das aber bedeutet, bei niedrig bemessenem Durchschnitt, eine halbe Million! Oder: ein Viertel der Berliner Bevölkerung.

Aber es wird seither besser geworden sein? Fünf Jahre später gab's 27792 Wohnungen, die in höchstens einem heizbaren Raum sechs bis vierzehn Personen beherbergten, also anderthalb- bis zweihunderttausend Menschen!

Menschen? Wenn in dieser Weise Hunderttausenden die elementarsten Vorbedingungen für alles fehlen, was zu einem gesunden und sittlichen Einzel- und Familienleben gehört — so haben wir darin die dauerndste Ursache für die rohe und gemeine Kampfesweise der Moabiter, so wissen wir aber auch, welche Ursache wir setzen müssen, wenn wir für künftig eine edlere Kampfesweise schaffen wollen: Wohnungsreform — Bodenrechtsreform. Wenden wir das Elend, so enden wir den Umsturz! Karl Polenske

Koppius

Mit der Verurteilung der Brüder Koppius in Leipzig ist ein Fall „kriminalistisch erledigt" worden, der in mehr als einem

Digitized by Google

Betracht seit langer Zeit nicht seinesgleichen hat. Entschiede über das Aufsehen bei Prozessen nicht das Pikante, sondern das Interessante — wieviel mehr Teilnahme müßte er erweckt haben, als zum Beispiel der Allensteiner!

Eines seiner Merkmale war das Versagen der Polizei. Verbrechen folgte auf Verbrechen, und die Kriminalbeamten waren jahrelang in der bekannten „fieberhaften Tätigkeit". Entweder aber: Sie fanden das Richtige, und dann wußten sie nichts damit anzufangen, wie sie den Verbrecher selbst tatsächlich im Gewahrsam hatten und wieder laufen ließen. Oder sie fanden nichts, bis der Verbrecher selbst in Briefen sie höhnisch über dies und das aufklärte, was sich dann als richtig erwies. Nicht der ungeheure Aufwand an behördlicher Arbeit, sondern der Zufall lieferte den Schuldigen schließlich einem beteiligten Privatmann in die Hand. Wer aber jetzt über die Leipziger Polizei spottet, der sollte bedenken, daß ihr auch die besten Kräfte der Berliner zu Hilfe geschickt worden waren. Was soll hier überhaupt der Spott? Die berühmtesten Londoner Kollegen, wohl die gewandtesten der Welt, haben Jack den Ripper auch nicht gefaßt. Wir müssen uns einfach mit dem Gedanken vertraut machen, wenn wir's noch nicht sind: unsre Einrichtungen bieten keine Gewähr dafür, daß sie kühne und kluge Verbrecher bändigen.

Kühn und klug war besonders der führende dieser Menschen freilich in ganz ungewöhnlichem Grade. Er war noch mehr, er war noch etwas andres. Wer genaue Handlungsberichte las, der war angewidert von der Roheit, aber auch von der Verständnislosigkeit dieser Zuhörer, die bei Momenten von höchster psychologischer Merkwürdigkeit lachen konnten. Die Angeklagten lehrten uns Neues kennen: schwere Verbrecher, die einerseits ohne Zynismus, anderseits aber auch ohne Wehklagen oder Appell an Barmherzigkeit in Ruhe, fast müßte man sagen: in Würde der Aufklärung des Tatbestandes dienten. Menschen, welche die Sühne ihrer Taten als etwas Selbstverständliches erwarteten und Jahre schwerster Verbrechen sozusagen als „anständige Menschen" abschließen wollten. Dies und jenes Anormale, Pathologische mag mitgewirkt haben, aber von einem Verbrecher-Menschentier in Lombrosos Sinn kann auch, was das Ethische betrifft, bei den Koppius nicht gesprochen werden.

Klar liegt die Mitschuld der Gesellschaft daran, daß diese beiden so wurden. Da sind die Folgen eines kleinen Vergehens in der Knabenzeit, das nicht ausgelöscht, sondern immer wieder angeleuchtet wird, da ist die „Aufsicht", die eine Verfolgung bedeutet, da ist das Sportwetten, das überhaupt in unserm Volke bedenklich zunimmt. Aber was spielt hier nicht alles ineinander! Einzelne „Ursachen" bleiben sowenig lebendig für sich, wenn wir sie da herauslösen, wie einzelne Adern, die man aus dem durchbluteten Ganzen löst. Wie weit ist unsre Gesellschaft noch davon entfernt, in ihren Mitgliedern die schlechten Anlagen auszuschalten und die tüchtigen sich dienstbar zu machen!

Bildung und Schule

Die freie Hochschule*

Hans Herter hat an dieser Stelle einmal (Kw. XXIII, 4) die Unfreiheit und Lebensfremd-

* Dieser Aufsatz entstammt der Feder des den Kunstwartlesern be-

Digitized by Google

heit unsrer Universitäten gerügt und den Einwand erhoben, daß sie zwar Wissen, aber nicht Bildung erzeugen. „Wissen ist verstandene Wissenschaft, Bildung ist erlebte Wissenschaft.“ Sehr gut. Dürfen wir nun dieser Kritik gegenüber auf die freie Hochschule hinweisen?

Ich muß bemerken, daß ich mit meinen zum Teil weit vom „Fach“ abliegenden Studien nichts will als wissen, was die Menschen, meine Brüder, Geistiges geleistet haben, daß ich davon einen lebendigen Begriff, keineswegs ein umfassendes Wissen, daß ich „erlebte Wissenschaft“ suche, aber nicht danach strebe, mir meine Wissenschaftlichkeit vom Staate bescheinigen oder gar patentieren zu lassen zu „nutzbringender Tätigkeit“, um einmal mit dem Steuerformular zu sprechen.

Die freie Hochschule trägt ihre beste Eigenschaft, welche nach meiner Ansicht alle gegen den offiziellen Lehrbetrieb erhobenen Einwände praktisch entkräftet, in ihrem Namen: Es ist die Freiheit. Daß unsre Universitäten nicht frei sind, ist ja eine Binsenwahrheit; der Staat stellt natürlich nur den an, der ihm paßt; und einmal angestellt, ist der Dozent gesichert, sofern er sich in die allgemeinen Ordnungen fügt. Und sehr oft — selbstverständlich nicht immer! — verliert der angestellte und besoldete Dozent sein Interesse am Dozieren, lebt nur sich und seiner Wissenschaftlichkeit. Gut — solange die Wissenschaft nicht entsprechend mit materiellen Gütern entschädigt wird, ist oft eine Dozentur die einzige Möglichkeit, die reine Wissenschaft zu fördern — aber, er ist eben kein Dozent, kein Lehrer mehr. Charakteristisch ist ja der Eifer des, oft ergrauten, Privatdozenten gegenüber der Indolenz manches Professors — es lebe die Ausnahme! — Die Verkoppelung von wissenschaftlicher Privatarbeit und öffentlichem Lehrbetrieb trägt die Schuld. Dagegen ist die freie Hochschule keine Anstalt mit Anstellung und Gehältern. Sie besteht eigentlich nur aus Persönlichkeiten, den Persönlichkeiten der Lehrer und den Persönlichkeiten der Hörer, nicht aus dem Dozenten hier und der stummen, ehrfürchtigen Masse der Lernenden dort; sie ist ohne eine übergeordnete Behörde, ohne Vorlesungsplan und Examenziel. Der Lernende tritt in unmittelbare Berührung mit dem Lehrer, er fragt, wünscht, und der Lehrer ist darauf angewiesen, sich den Interessen des Lernenden anzupassen, die vorhandenen Interessen zu entwickeln. Eine Gefahr: Haschen nach Popularität. Gewiß, Popularität ist zu verwerfen, wenn es sich nur um die Lehre handelt; die Lehre kennt nur die eine Popularität: Wahrheit. Aber hier handelt sich's nicht um die Lehre, sondern um das Lehren. Der Lehrer ist nur da, eine Lehre, die er oder ein andrer gefunden hat, vorzutragen, auszubreiten, zu erklären. Die Erfinder waren immer schlechte Lehrer, denn das Erfinden interessiert sie mehr als das Erfundene. Das Dozieren ist eben ein eigenes Talent und

---

kannten Dichters Joseph Ponten. Ponten dürfte zur Beurteilung der Verhältnisse an den freien Hochschulen dadurch besonders geeignet sein, daß er die verschiedensten Bildungsanstalten des In- und des Auslandes gründlich kennen gelernt hat im Gegensatz zu den meisten Studierenden dieser Anstalten, welche in ihnen zum erstenmal mit wissenschaftlicher Tätigkeit bekannt werden.

Digitized by Google

eine besondere Aufgabe, und wir haben es hier nicht mit einer Art von heiligem Hain, einer edlen Sinekure der Denker zu tun, wo die Erfinder auf Kosten der Allgemeinheit leben und nichts anderes zu tun brauchen als zu erfinden, sondern mit einer Schule, welche Erfundenes ins Volk zu bringen hat. Das Erfundene leidet keinen Schaden, wenn es den Zuhörern angepaßt vorgetragen wird, denn es besteht für sich, und die Erfahreneren unter den Zuhörern, denen das reine Wissen, ungetrübt vom Geschmack und den Forderungen des Tages am Herzen liegt, haben sich besondere Wege zu suchen, die einsamen und schwierigeren Wege der Höherorganisierten. Es handelt sich ja in diesem Falle auch nicht um das Wissen „an sich", sondern um das erlebte Wissen, nicht um die bedenkende Erfassung, Umfassung, sondern um die wirkende Umsetzung des Wissens, nicht um das Wissen als Vielwissen, oder Alleswissen, das ist das Fachwissen, sondern um das Wissen als Kraft, als Standpunkt und Lebensinhalt, das heißt als Bildung. Insofern ist das Dozieren eine künstlerische Tätigkeit, und es gab nie eine künstlerische Tätigkeit ohne den persönlichen Einschlag. Darf ein Autor sich selbst zitieren? „Sie sagen: Wissen macht frei . . . Ich meine: Wissen macht lediglich voll. Bedrückt und beschwert. Darum sehen wir sie so schleppend und keuchend durchs Leben gehen, alle die Weisen und Magister, diese wissenschaftlichen Lastträger und Schauerleute. Die die geistige Einfuhr aus den im Hafen der Menschheit einlaufenden Schiffen der Erkenntnis nur auf ihrem Rücken tragen. Die andern aber, die Konsumenten des Binnenlandes, die das Korn und den Reis und den Kakao gegessen und verdaut haben, diese gehen frei und fröhlich umher mit gesunden Gliedern und Backen. Also meine ich, daß nur das Erleben, das Verdauen freimacht, die kluge, unter Umständen auch pietätlose Auswahl, denn jeder Magen verlangt *seine* Diät." („Augenlust", Stuttgart 1907.) Lebendige Bilder, fruchtbare Anschauungen, Anregungen und Hochgefühle zu vermitteln ist Aufgabe einer solchen Bildungsschule, nicht Fachwissen und exakte Wissenschaft. Auf eine Handvoll Irrtümer kommt es dabei gar nicht an. Eine Bildungsschule ist eine Samenhandlung, nicht ein Kornmagazin mit prallen Säcken. Unsre Universitäten sind Kornmagazine. Weil die Dozenten Bildner sind und selbst Persönlichkeiten, um die sich Persönlichkeiten scharen müssen, wird eine freie Hochschule, der der Zünftler den Namen Akademie vorenthält, erst wieder ein wahrer „akademos", ein Hain, in dem der Lehrer dozierend mit seinen Schülern wandelt, das ist in unser modernes Leben übersetzt: es gibt persönliche Unterweisungen, „colloquia". Ich habe nie so viel gelernt, als wenn ich bei dem trefflichen Berthold Knetsch abends beim Lampenschein mit einem Dutzend anderer in seiner Wohnung um seinen Flügel herumsaß, er physikalisch-mathematisch wie seelisch-künstlerisch in langen Stunden die Theorie der Musik entwickelte und jeder Frage Rede stand. Ist in diesem Zusammenhange nicht auch der zweite Vorwurf, den Herter unsern offiziellen Lehranstalten macht, praktisch entkräftet, der der Lebensfremdheit? Eine Einrichtung, die in so unmittelbarer Berührung mit dem Leben steht, kann nicht lebensfremd sein. Denn nicht eine vor-

Digitized by Google

gesetzte Behörde stellt den Lehrplan fest, sondern die zu gewinnenden Hörer tun's; wenn ein Dozent ein lebensfremdes Thema aufstellt, so wird er vor leeren Stühlen reden. Ein Auszug aus dem letzten Vorlesungsverzeichnis: Kulturprobleme der Gegenwart. Weltanschauung des Materialismus. Denker der Neuzeit. Ibsen, Tolstoi, Nietzsche als Künstler und Erzieher. Probleme der Frau in der Gegenwart. Dann Vorträge über bildende Kunst, Musik, Vortragskunst mit Führungen und praktischen Übungen. Französische, Englische, Italienische, Russische, Esperanto-Sprachkurse mit kaufmännischer Abteilung. Einführung in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Staatswissenschaften, Bank-, Geld- und Börsenwesen, Erfindungs- und Warenzeichenrecht, Biologie, Physik, Chemie, Geologie, Anthropologie, Elektrizität, Hygiene der Empfindungsnerven, des weiblichen Körpers u. a. Die Dozenten sind meist jüngere Leute, Schriftsteller, Assistenten und Privatdozenten mit ihrem berühmten Eifer, Ärzte, praktische Geologen, Ingenieure, Kapellmeister u. a. Und der Idealismus dieser Herren — niemand von ihnen wird von den kargen Einnahmen, vier Mark die Quartalsstunde, wovon noch die Kosten für Verwaltung, Heizung, Licht u. a. abzuziehen sind, fett, ja manche setzen noch für Lichtbilderbeschaffung u. a. zu — dieser Idealismus ist die lebendige Seele des Unternehmens, ihn faßte der greise Ostwald, der bekannte Naturphilosoph, einmal in die Worte: „Soviel einer Idealist ist, soviel ist er wert!"

Es mangelt an Geld. Die Stadt Berlin stellt die Lehrräume zur Verfügung und jährlich 1500 Mark. Wo sind die reichen Leute, die Stiftungen von Tausenden und Millionen für die wissenschaftlichen Anstalten des Staates machen, welche schon mit Tausenden und Millionen unterhalten werden, die auch einige Tausende für solch neuen praktischen Idealismus übrig haben? Wir sind selbst nicht so lebensfremd, zu verlangen, daß nicht der Staat für die Ausbildung für gewisse praktische und öffentliche Berufe sorgen solle und ein gewissenhaftes Studium garantieren müsse bei den Apothekern, Ärzten, Richtern u. a. Aber es gibt Tausende von Gebildeten, die kein Examen, keine Anstellung und Versorgung wollen. Warum ihnen gegenüber so vornehm und alexandrinisch? Und dann die große Masse des Volkes, das aus Mangel an Vorbildung und Geld nicht zu den Bildungsmitteln kommt, 80 v. H. der Volksmasse! Nicht, daß jeder Arbeiter und Handwerker lernen und sich bilden müsse, ich selbst habe früher eine große Abneigung gegen die freie Hochschule gehabt, weil ich sie im Verdacht der Bildungswut hatte. Aber daß ein jeder Volksgenosse lernen kann, wenn er will, das sollten wir fordern! Darum mache man es nicht zu leicht, nicht zu „populär", das erzeugt die unglückselige Halb- und Viertelbildung unsrer „gebildeten Stände", die schlimmer ist als die rohe Unkultur. Aber es gibt zwischen „populärer" Wissenschaft und dem dummstolzen, hohen Kothurn, auf dem fremdsprachig gestelzt so viele zu gehen belieben, einen großen Unterschied. Es gilt ja nicht Fachwissen, sondern Bildung zu vermitteln, und das, was man nicht anders als wissenschaftlich sagen kann, was unbedingt genaue Vorkenntnisse erfordert, ist einfach auszuscheiden. Die freie Hochschule Berlin scheint das Niveau im all-

Digitized by Google

gemeinen hochzuhalten, mit Recht; denn es soll sich niemand, wenn er einen Quartalkursus gehört hat, einbilden, den Gegenstand zu kennen, er soll nur orientiert sein über Mittel und Wege, sich privatim tiefer mit dem Gegenstande zu befassen, und allmählich, vielleicht in Jahren, in das Gebiet hineinzuwachsen. Was nur unterhalten sein, was nur „gebildet reden“ lernen will, gehört nicht hin.

Vielleicht trifft nicht jedes meiner Worte die „Freie Hochschule Berlin“, über die zu reden mir nur zusteht; und vielleicht sind aus beschreibenden hie und da fordernde Worte geworden. Sei's, die Freie Hochschule soll frei sein, auch frei werden und immer frei bleiben. Sie würde sonst Selbstmord begehen. Also kann sie sich ständig ändern und organisch mit dem Tage verwachsen. Auch das von der Staatshochschule annehmen, worin diese vorauf ist. Zum Beispiel die Möglichkeit geben, eine Vorlesung erst zu belegen, wenn man eine Stunde gehört hat, damit der Hörer den Dozenten, Gegenstand und Behandlungsart prüfen kann, ehe er sich entscheidet. Dann ist die Teilnehmerzahl zu beschränken in gewissen Kursen, welche vor bestimmten Gegenständen, zum Beispiel im Zoologischen Garten gehalten werden, wo die Masse sich drängt und der einzelne nichts sieht. Bei solchen Vorträgen im Freien ist eine strengere Kontrolle zu üben, damit nicht der Zuhörerkreis zu einer Lawine von Mitläufern anwächst und die ständigen Zuhörer Schaden leiden, ebenso wie eine gelindere dort, wo, wie zum Beispiel bei Reden, Musikvorträgen in großen Sälen, ein Dutzend Zuhörer mehr oder weniger nichts macht, und dort, wo ein fester kleiner Zuhörerstamm regelmäßig erscheint und ein Hörer vielleicht mal seine Karte vergessen hat. Bei dieser Anstalt der Persönlichkeiten müssen auch die Aufseher persönlich den augenblicklichen Verhältnissen angepaßt sein und sich anpassen. Man darf vertrauen, daß das lebendige Leben der Freien Hochschule diese und andere Mängel aus sich abstellt und verhütet.

Einige Daten: Die Freie Hochschule Berlin besteht seit 1902, zählte 1908/09 in 118 Vortragsreihen, die quartalsweise wechseln, 56 Dozenten und 9000 Hörer; davon waren 49 v. H. kaufmännische Angestellte, 13 v. H. Ingenieure und Architekten, 12 v. H. Handwerker und Arbeiter, 10 v. H. Lehrer und Lehrerinnen, 8 v. H. Beamte und Offiziere, 5 v. H. Künstler und Gelehrte, 3. v. H. Studenten und Schüler; 60 v. H. Männer, 40 v. H. Frauen.

In seiner Rede zur Wahlrechtsvorlage sagt der preußische Ministerpräsident, es gehe eine große Sorge um die Schule und unser Bildungswesen durch unser Volk. Wahrlich, eine sehr große Sorge! Hier sehen wir ernste Arbeit zur Hebung oder wenigstens zur Verminderung dieser Sorge.

Joseph Ponten

Unter uns

Druckfehlerberichtigung

In der Vorbemerkung zu „Helmut Harringa“ im letzten Heft ist in einem Teil der Auflage auf S. 108 durch ein Versehen der Druckerei die zweite Zeile von unten die erste von oben geworden. Der letzte Absatz auf der Seite beginnt also: „Und nun möge unser Volk darüber entscheiden, ob es dieses Bild seines Leidens und Strebens, seines Hoffens und seines Wollens hinnehmen mag...“

Digitized by Google

Arbeiten

Der Mensch soll arbeiten, aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigsten Erholung der erschöpfenden Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und Freudigkeit arbeiten und Zeit übrigbehalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist. Fichte

Unsre Bilder und Noten

Die farbige Reproduktion nach Wilhelm Busch gibt, scheint uns, eine recht gute Vorstellung von seiner Malerei. Vergessen wir nicht, daß dieses farbige Bild ebensowenig wie alle andern Buschs für die Öffentlichkeit bestimmt war, daß Busch zwar bis in seine späten Jahre malte und als Maler sich auch entwickelte, daß er aber all seine Beschäftigung mit der Malerei als eine reine Privatsache ansah, welche die Welt nichts anging. Warum wohl? Vielleicht doch auch deshalb, weil er von ihr nicht ganz befriedigt wurde: er konnte nicht völlig erreichen, was er als Maler „wollte". In dem größern Aufsatze ist schon darauf hingewiesen, daß Busch der Maler nicht etwa schlechthin ein Nachahmer des Frans Hals oder überhaupt ein Mitbewerber um die bekannten niederländischen Malideale war. Frans Hals mußte Buschs Ideal sein wegen seiner Art des malerischen Zeichnens, wegen dieses staunenerregend sichern Strichelns, Punktupfens und Fleckensetzens, das in der Malerei ganz genau dem entsprach, was Busch als Zeichner konnte. Aber Hals tat's mit Farben, die zugleich mit der scheinbaren Derbheit der Form einen höchsten Reichtum von Ton polyphonisch ausgossen. Es scheint nun: die Feinfühligkeit für den unerschöpflichen Schatz der Töne hat Buschs Auge gefehlt, und er war sich dessen bewußt. Es scheint aber auch: der Skeptiker gegen sich wie gegen die andern übersah ob dieser Erkenntnis, daß er vielleicht geringere, aber immerhin gute und zwar eigene Werte schuf, auch als Maler. Denn die nicht vielen Töne, die er sah, setzt er so sicher, daß seine Kompositionen oft gerade aus dem Gegeneinander von wenigen Farben besondere kräftige Reize gewinnen. Es wird uns freuen, gelegentlich weitere Beispiele davon zu bringen. Unser heutiges ist dem Hanfstänglschen Prachtwerk entlehnt.

Zu den zahlreichen Zeichnungen Buschs, die in dieses Heft eingeschaltet sind, wolle man die beiden Aufsätze über ihn vergleichen.

Das Reuter-Bildnis, das wir bringen, ist malerisch kein Meisterwerk, das ist aber leider keines der erhaltenen Reuter-Porträts. Das unsrige ist weniger bekannt, als die andern, und hat den Vorzug, Reuter zu zeigen, wie er in seinen besten Schriftstellerjahren aussah. Das Porträt ist nach einer Photogravüre vom Verlage Paul Sonntag reproduziert.

Zu den Reuterschen Zeichnungen sagt Vogeler einiges in der Rundschau. Wir möchten uns an dieser Stelle nur die Frage erlauben, ob der alte Hirt wirklich von Reuter stammt. Vergleicht man dieses Blatt mit den andern Zeichnungen unsres Dichters, so wird einem

Digitized by Google

schwer, das zu glauben. Es ist so frei und keck skizziert, daß man fast meinen kann, es hätte Busch zum Vater. A

Der Zweck unsrer Notenbeilage ist wieder einmal mit allem Nachdruck auf Hans Pfitzner als den bedeutendsten Meister des modernen Liedes hinzulenken, wie dies im Kunstwart schon mehrmals (XIV, 17 und 20, XXI, 4, XXIII, 19), jedesmal mit Notenproben geschehen ist. Wir kennen und lieben also längst seine herrlichen Gesänge nach Eichendorff, worin er sich so recht als romantischen Lyriker bekundet, während er im großen Publikum leider immer nur erst als Komponist des hübschen Kabarettliedes „Gretel" oder des reizenden Genrebildchens „Sonst" bekannt ist. Pfitzners bedeutende Schöpfungen auf dem Gebiete des Liedes werden leider viel zu wenig gesungen, oder vielmehr, man bringt sie nur so vereinzelt vor die Öffentlichkeit, daß das Publikum keine rechte Vorstellung von der Gesamtpersönlichkeit des Meisters empfängt. Wer diese recht würdigen will, muß den eigenen Ton, die neue Farbe, die er bringt, schon aus mehreren Schöpfungen erlauschen. Warum bürgert sich zum Beispiel in der Öde unsrer landläufigen Liederabende nicht die Sitte ein, neu erschienene Liederhefte unsrer Besten in der betreffenden Saison als geschlossene Abteilungen vorzuführen? Pfitzners Muse hat obendrein keine regelmäßig sich einstellenden Saisonkinder, das Erscheinen eines neuen Heftes von ihm bedeutet also gewissermaßen ein Ereignis. Vor kurzem hat er uns sein Opus 24 (erst vierundzwanzig!) geschenkt, und wieder überrascht darin die wunderbare Reife, die Tiefe, Kraft und Zartheit des Ausdrucks, mit denen er diesmal einem Walter von der Vogelweide, Petrarka usw. tönenden Ausdruck gibt. Wir geben in der Beilage mit besondrer Bewilligung des Verlags Max Brockhaus in Leipzig die vierte Nummer des Heftes, „Abendrot" wieder, in der ich die Krone bisheriger Pfitznerscher Lyrik erblicken möchte. Man wird bei ihm und im ganzen zeitgenössischen Liederwald ein Lied von dieser Weite der Stimmung, von so verklärtem „Abendglanz", von solchem gehaltenen Schwung der Empfindung kaum wiederfinden. Das Lied, in das man sich nach dem ersten Eindruck liebevoll versenken muß, soll mit innigstem Ausdruck gesungen und ebenso gespielt werden, Ober-, Mittelstimmen und Bässe — alles muß „sprechen". Aber dann sagt es auch etwas, sagt etwas, was uns kein anderer Tonkünstler unsrer Tage so sagen kann. Wer es gehört und erfaßt, wird mit Begierde nach den übrigen Gesängen greifen und mit uns den Veranstaltern von Liederabenden mit fetten Schriftzügen ins Merkbuch schreiben: Mehr Pfitzner! B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

Fritz Reuter

AUS DEM KUNSTWART

H. PAUL

Digitized by Google

Digitized by Google

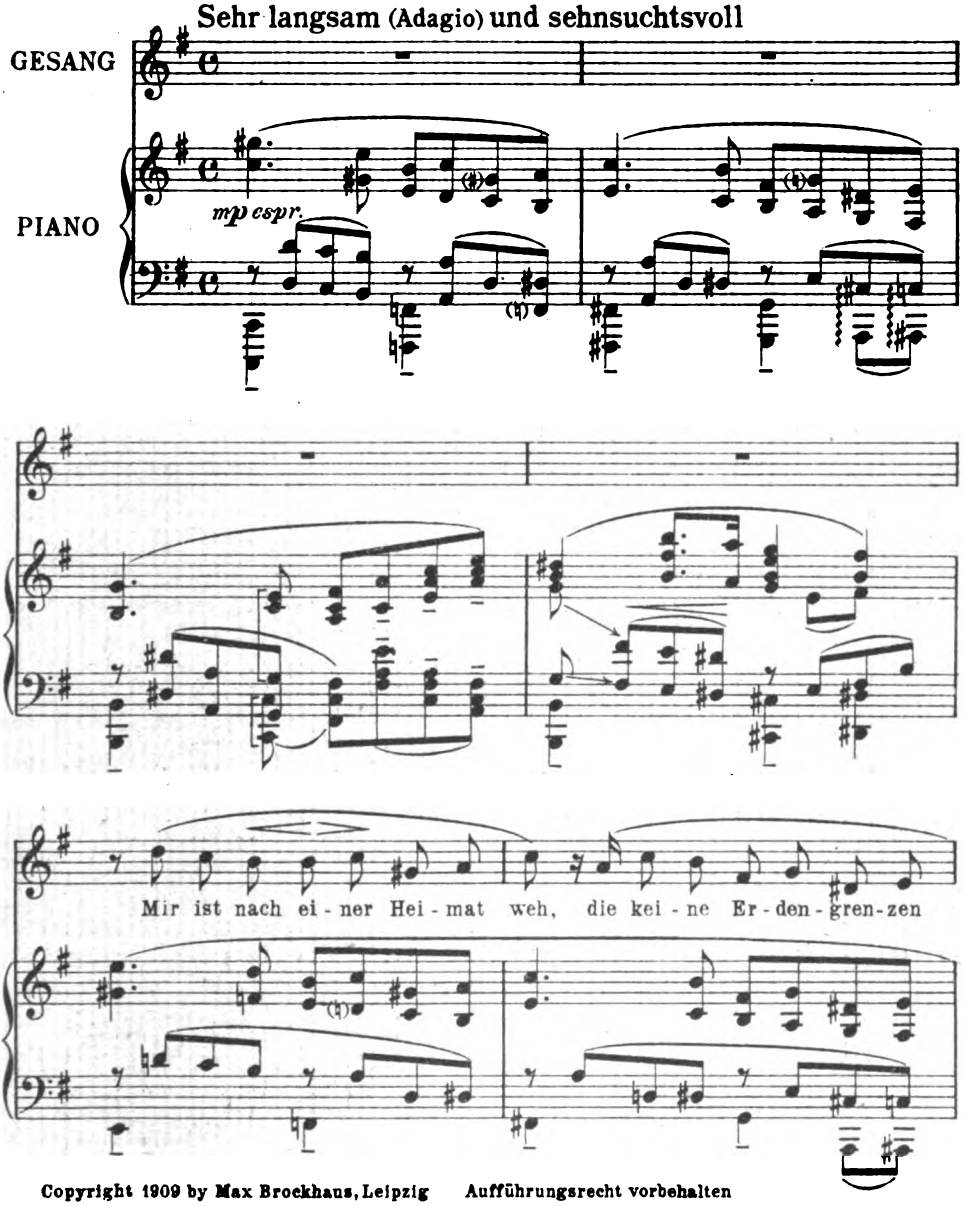
BEILAGE ZUM KUNSTWART

HANS PFITZNER

Op. 24 Nr. 4

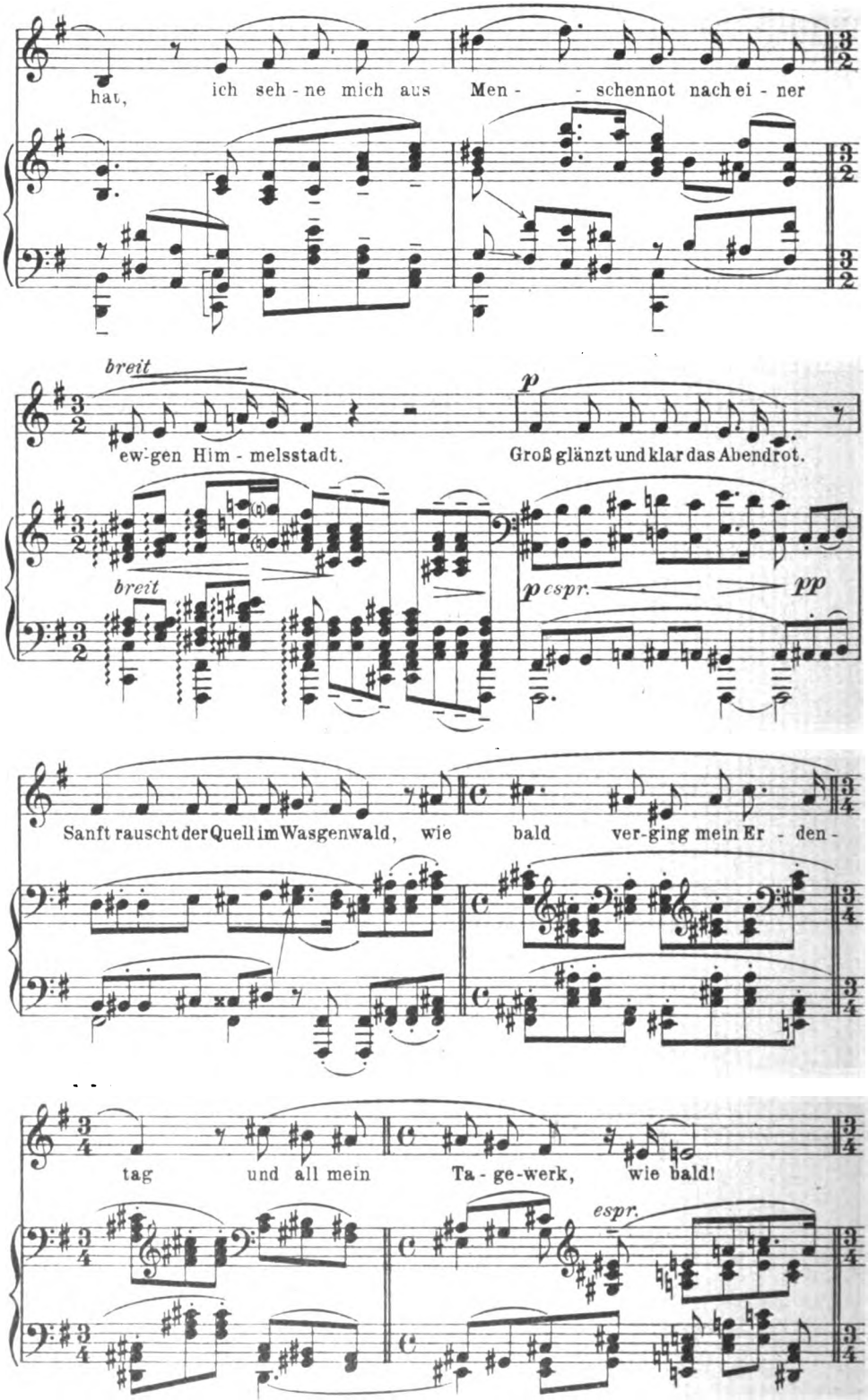
Fritz Lienhard:

ABENDROT

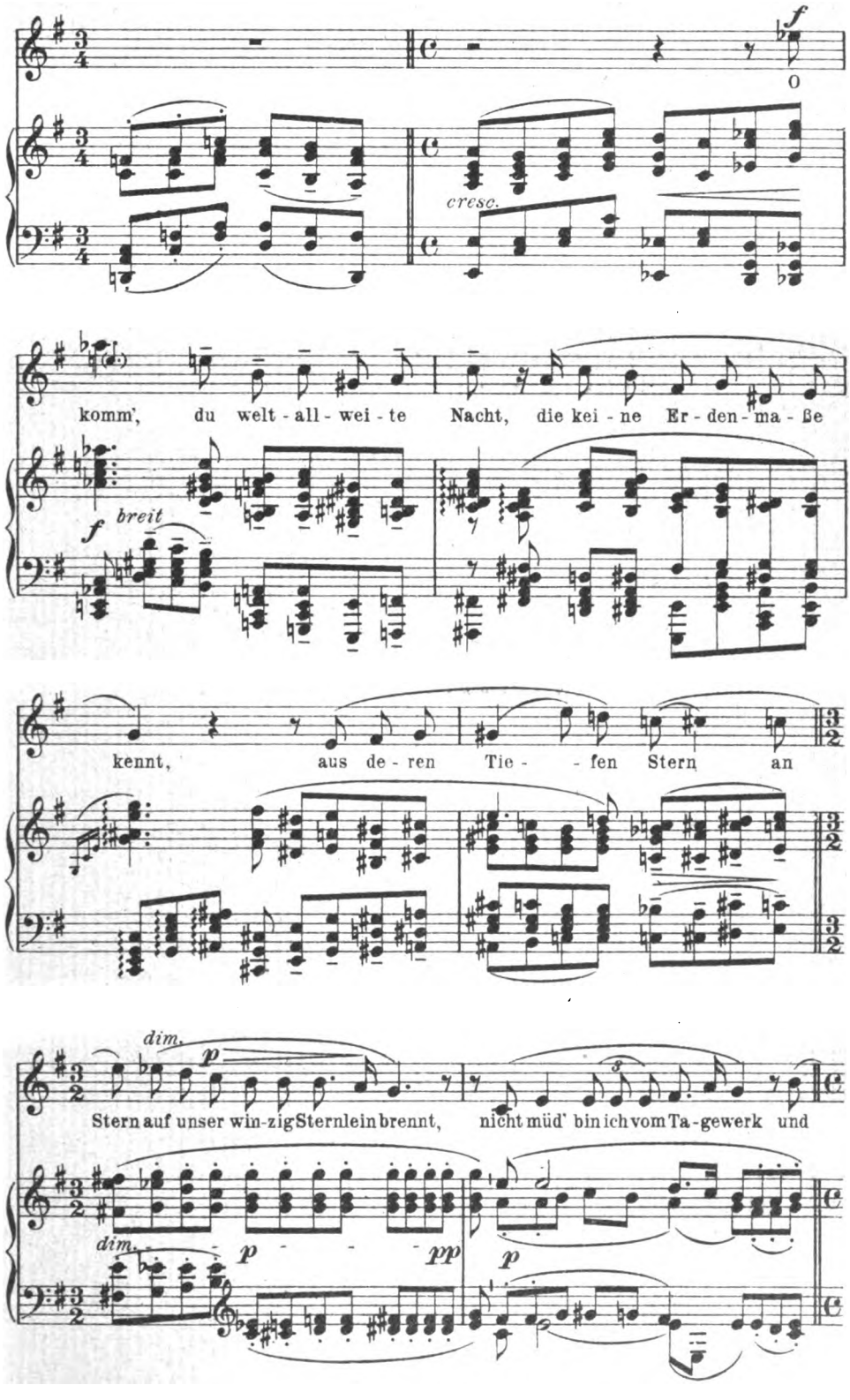


Copyright 1909 by Max Brockhaus, Leipzig Aufführungsrecht vorbehalten
Abgedruckt auf Grund besonderer Vereinbarung mit der Verlagsfirma Max Brockhaus in Leipzig

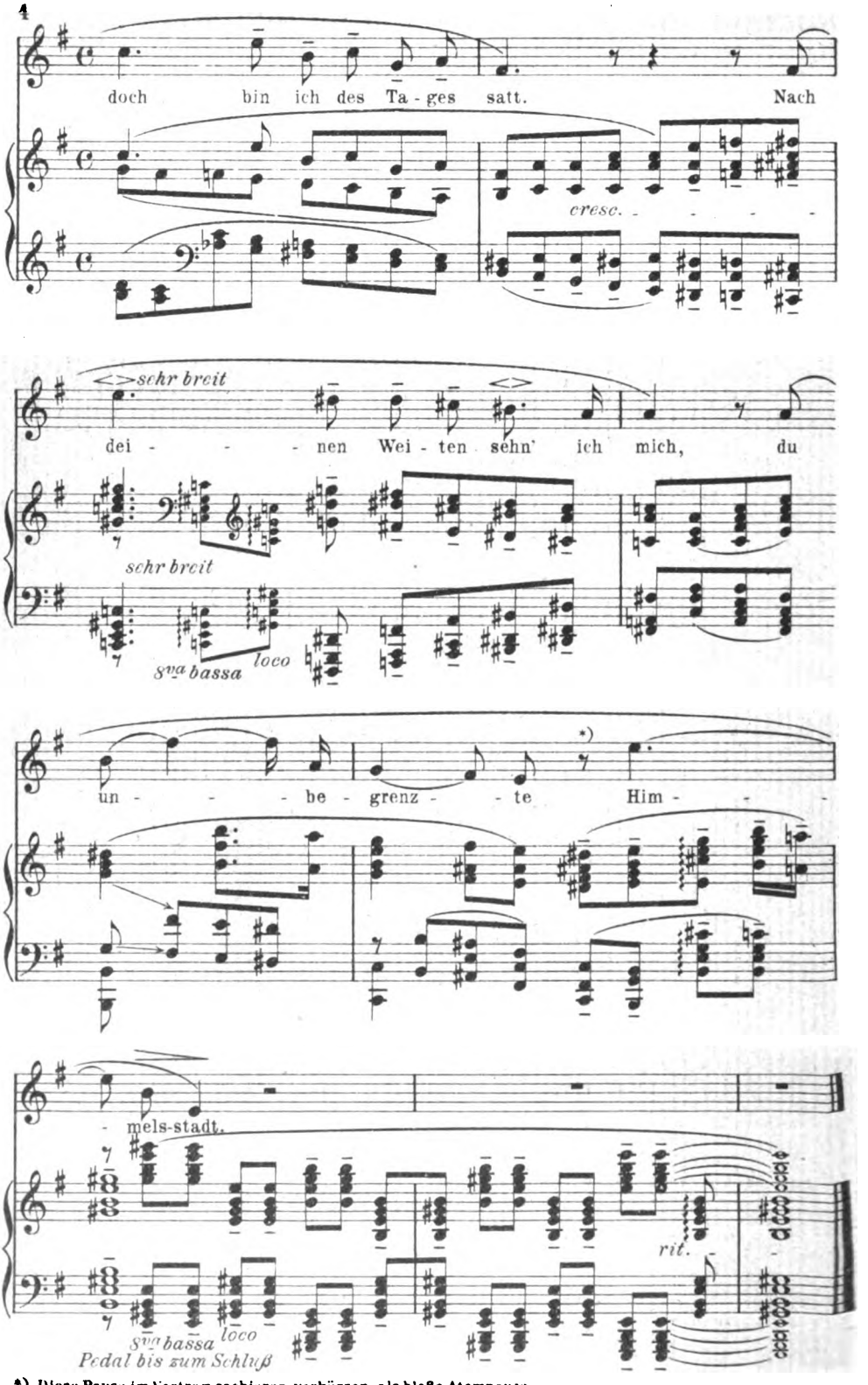
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



*) Diese Pause im Vortrag cachieren, verkürzen, als bloße Atempause

Stichu. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ALBERT WELTI

Digitized by Google

Schop...

... vielen scharfgeschn... ...
...lehrer d... alten Hell... ...
..., die Todesgrauen blickt ...
... n die Zeitgenossen den Pe...
... ben, fast nur der Name über...
... ganze Welt von Motiven be...
... en Seele wie in einer Geisterh...
... der Anwalt des Todes, so beri...
... zu Stadt und predigte so hinreis...
... Daseins, von dem Schmerz um al...
... Frieden des Todes, daß aus der ho...
... viele von seinen Worten bezaubert ...
... Welt der Liebe und des Leides ...
... Wer an eine Wiederkehr aller ...
in ... Schopenhauer die Wiederkehr des ...
in unsrer gewitterschwülen moralischen Atm...
wiedererkennen, die damals auf den Seelen ...

In diesem Herbst sind es fünfzig Jahre, ...
aus dieser Welt, die er für eine Welt des ...
hinübergegangen ist in jene andre, die nach ihm ...
Wesen betritt, das der Tod jedenfalls nicht ...
eigentliche Erdenwirksamkeit hat erst nach seinem ...
faltet und dann immer mehr sich ausgebreitet, bis ...
sophie Nietzsches ein wirksamer und ideell ebenbürtiger ...
um die Gunst des großen an der Philosophie teilnehmen...
erstanden ist. Durch Schopenhauer ist zuvörderst der ...
die Herrschaft über den Schluß des neunzehnten ...
halten worden, die ihr über den Anfang ...
Schelling, Hegel. Die Romantik gab ...
sophie die Schwingen — eine ...
rung gab ihr die Krallen ...
ein guter Teil des Schopenhauerschen ...
diese seltsame Vereinigung großer ge...
seiner Person hatte Schopenhauer gleich...
zu den Seelen der damaligen Menschheit ...
der Tat der Romantiker Schopenhauer ...
den sich alle die scharten, die entweder abseits ...
strebenden exakten Wissenschaft standen, oder die ...
armung fürchteten, mit der einseitige Auffassung ...
Daseinswerte bedrohte. Der Aufklärer ...
wurde der Philosoph des deutschen ...
historisch auch daran zeigt, daß Schopenhauer ... dem
... 1848 aufstieg, allwo der Freisinn der ... ...erung
... Welt entsagen mußte, und sich nun um so ... der Nach-
... ihrer theoretischen Werte befaßte. Der ...

ALBERT WE

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Novemberheft 1910 Heft 4

Schopenhauer

Unter den vielen scharfgeschnittenen Profilen der sophistischen Wanderlehrer des alten Hellas ist eines eine meduſenschöne Maske, die Todesgrauen blickt und strengen Adel. Uns ist von Hegesias, den die Zeitgenossen den Peisithanatos, den Todesanwalt, genannt haben, fast nur der Name überliefert, aber in diesem Namen liegt eine ganze Welt von Motiven beschlossen, die in jeder auf sie abgestimmten Seele wie in einer Geisterharfe wiederklingen werden. Hegesias, der Anwalt des Todes, so berichten die Zeitgenossen, zog von Stadt zu Stadt und predigte so hinreißend schön von der Nichtigkeit des Daseins, von dem Schmerz um alles Lebens und von dem kühlen Frieden des Todes, daß aus der hochstrebenden schwerblütigen Jugend viele, von seinen Worten bezaubert wie vom Sang der Sirenen, aus der Welt der Liebe und des Leides hinabstiegen ins ewige Vergessen. Wer an eine Wiederkehr aller Dinge glaubt, der mag in Artur Schopenhauer die Wiederkehr des Peisithanatos sehen und in unsrer gewitterschwülen moralischen Atmosphäre die Stimmung wiedererkennen, die damals auf den Seelen lag.

In diesem Herbst sind es fünfzig Jahre, daß Artur Schopenhauer aus dieser Welt, die er für eine Welt des Scheins gehalten hat, hinübergegangen ist in jene andre, die nach ihm nur unser wahres Wesen betritt, das der Tod jedenfalls nicht zerstören kann. Seine eigentliche Erdenwirksamkeit hat erst nach seinem Tode sich voll entfaltet und dann immer mehr sich ausgebreitet, bis ihr in der Philosophie Nietzsches ein wirksamer und ideell ebenbürtiger Nebenbuhler um die Gunst des großen, an der Philosophie teilnehmenden Publikums erstanden ist. Durch Schopenhauer ist zuvörderst der Romantik die Herrschaft über den Schluß des neunzehnten Jahrhunderts erhalten worden, die ihr über den Anfang erworben war durch Fichte, Schelling, Hegel. Die Romantik gab der Schopenhauerschen Philosophie die Schwingen — eine andre Geistesmacht, die Aufklärung gab ihr die Krallen, deren schonungsloser Anwendung ein guter Teil des Schopenhauerschen Erfolges zuzuschreiben ist. Durch diese seltsame Vereinigung großer geschichtlicher Gedankenmächte in seiner Person hatte Schopenhauer gleichsam einen Universalschlüssel zu den Seelen der damaligen Menschheit inne. So wurde denn in der Tat der Romantiker Schopenhauer der Bannerträger, um den sich alle die scharten, die entweder abseits der gewaltig aufstrebenden exakten Wissenschaft standen, oder die sich vor der Verarmung fürchteten, mit der einseitige Auffassung der Exaktheit unsre Daseinswerte bedrohte. Der Aufklärer Schopenhauer dagegen wurde der Philosoph des deutschen Freisinns, was sich historisch auch daran zeigt, daß Schopenhauers Ruhm nach dem Jahre 1848 aufstieg, allwo der Freisinn der praktischen Verbesserung der Welt entsagen mußte, und sich nun um so mehr mit der Nachprüfung ihrer theoretischen Werte befaßte. Der Romantiker und der

Digitized by Google

Aufklärer Schopenhauer ist es, der, als ein machtbegabter Gestalter des seelischen Ausdruckes uns hier interessiert. Den Kantianer Schopenhauer lassen wir der Geschichte der Philosophie und bemerken nur, daß Schopenhauer denkbar wäre, auch wenn Kant nie gelebt hätte. Dies soll nicht im mindesten Schopenhauer zu einem geschichtlich solitären Originale machen. Es soll nur sagen, daß er nur abhängt von einem subjektiv verstandenen Kant, von einem Kant, in den er seine sonstige Bildung hineingelesen hat.

Der Romantiker Schopenhauer begann zu Leuten zu reden, die Hegel und namentlich Schelling vergessen, oder nie gelesen hatten. Seine Hörer kamen von Moleschott, Büchner usw. her, und, als sie von Schopenhauer hörten, dies sei eine Philosophie für Apothekerlehrlinge und Barbiergesellen, da fanden sie dies auch. Sie fanden es um so eher, als der Materialismus („die einzige Metaphysik, die man widerlegen kann") ihnen keine Ergänzung, sondern nur eine Wiederholung und Formulierung der mechanischen Ordnung gab, die ihnen ohnedem jeder Tag geläufiger machte. Und diese entgötterte Natur füllte sich plötzlich überall da, wo sie die dämonische Feder des wunderbaren Mannes anrührte, mit vielgestaltigem Leben. Die Wasser, die unaufhaltsam zur Tiefe strömten, die Kraniche, die in abwechselndem Flug in den Süden drangen, das Stöhnen des Föhns in der Gewitternacht und des Liebeswehs in der Menschenseele — alles einte und löste ein Zauberwort: der Wille. Die Welt blieb streng gesetzmäßig, und dennoch wurde der Alltag zum Märchen, denn aus allem blickte uns ja nur unser eigenes innerstes Wesen an. Schopenhauers Metaphysik war in diesem Betracht eine Reaktion gegen die Übergriffe der mechanischen Weltanschauung und wirkte als solche. Aber Schopenhauer gab seinen Lesern nicht nur dies neue Verhältnis zur äußeren, sondern dazu noch ein weit bedeutsameres Verhältnis zur inneren Welt. Nämlich: der Wille, der da draußen die Planeten im Kreise um die Sonne drehte, fand in unserm Innern einen Brennpunkt, den Geschlechtstrieb. Damit war dieser weltbewegenden Macht, die man zur Sünde gestempelt hatte, um durch das Privileg der Vergebung solcher Sünde die Menschen zu beherrschen, eine gebührende und imposante Stellung im Schopenhauerschen System gesichert. Aber sie verlor ihren Sündencharakter nicht — sie bekam durch das Einsetzen eines andern Schopenhauerschen Motivs, des Pessimismus einen weit furchtbareren Charakter der Verdammung, als ihn irgendein auf Autorität gestützter Kirchenglaube ihr geben konnte. Der Wille zum Leben ist böse, denn sein Werk ist Schmerz und Vergänglichkeit, die Erlösung liegt in seiner Verneinung, und das heißt in erster Linie in der Abtötung seiner intensivsten aktuellen Bejahung: des Zeugungstriebes. Diesem Heil der Menschheit — für Schopenhauer aber ist Menschheit immer gleich: Mannheit — steht ein Luzifer entgegen, schön wie der Luzifer der christlichen Mythen: das Weib. Wie Frauenreiz für die Gattung die Sense des Todes zerbricht, so läßt er auch im Einzelnen den Willen zum Leben nicht sterben und ist schuld daran, daß nach dem Tode nur der Leib der Erde übergeben wird, nicht das Prinzip, das ihn baute. Dies vielmehr schafft sich ein neues Gewand — einen neuen Körper

Digitized by Google

— zu neuem Leben und neuer Qual. Damit hat Schopenhauer — wiederum ganz Romantiker — eine ungeheure, wenn schon negative metaphysische Bedeutsamkeit auf das Weib konzentriert. Diese Tat hat mehr gewirkt, als der weißglühende Hohn seines berühmten Aufsatzes „Über die Weiber" in den Parergen, denn, mochte er sie noch so klein und verächtlich machen: sie blieben auch für den herrlichsten Mann das fast unüberwindliche Hindernis seines Einganges ins Nirwana. Schopenhauer hat die Geschlechtsliebe mit metaphysischen Mitteln zu einer Sünde gemacht, die kein Priester vergeben kann. Eine dumpfe Hoffnungslosigkeit lastet auf dem Kampfe des Mannes um sein ewiges Heil. Und diese Hoffnungslosigkeit allein als gewaltiger metaphysischer Untergrund ist es gewesen, die Gestalten wie Senta, Elisabeth, Kundry, Salome bedeutungsvoll, und, in des Wortes altem und feierlichem Sinne, „dämonisch" erscheinen lassen konnte.

Der zweite große Zusammenhang von Überzeugungen, den wir im Denken Schopenhauers antreffen: die der Aufklärungszeit zuzuweisenden Entscheidungen über Daseinswerte hat keinerlei Fühlung mit der romantischen Philosophie Schopenhauers. Derlei findet sich oft, ja meistens, denn das Leben ist auch für die Denkgewohnten so kurz, daß man keineswegs alles, was die Umwelt und die Geschichte in einen hineinträgt, zu einem formgeeinten, stilreinen Ganzen zusammenschließen kann. Bei Schopenhauer ist diese Zwiespältigkeit eine Folge seiner Erziehung, ja seiner Herkunft. — Sein Vater, ein Danziger Großkaufmann, lebte ganz in den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und machte seinen Sohn zeitig mit der französischen und englischen Sprache bekannt; als womit Schopenhauer der Zutritt zu den Denkern gegeben wurde, die seine Meinungen über viele Dinge — über nahezu alle Dinge des praktischen Lebens — formen sollten, zu Hume, Voltaire, Chamfort usw. Schopenhauers Mutter war die — damals — bekannte Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, die in ihrem ganzen Denken tief in der mit Goethe Fühlung haltenden Romantik stand. Schopenhauers Philosophie ist somit gleichsam eine Hyperbel, die aus zwei, niemals sich schneidenden Ästen besteht. Der durch das Gebiet der Aufklärung hindurchführende Ast gipfelt in dem Moralprinzip Schopenhauers: dem Mitleid. Zwar haben alle großen Philosophen von Aristoteles bis Kant das Mitleid nicht unter die Tugenden gerechnet — Spinoza verdammt es sogar als einen passiven Affekt der Seele — doch ist nicht zu leugnen, daß man kaum ein Prinzip finden könnte, das auf den ersten Blick mehr anspricht, als dieses, den populärsten der ins Moralische schillernden Instinkte. In diesem Punkte hält Schopenhauers Lehre mit seinem Leben Schritt, denn ein abgrundtiefes Mitleid hat er all seine Tage gehabt — mit sich selbst. Seine Paränesen und Maximen in den Parergen beschreiben ein ganzes System oft sehr verwickelt ersonnener Anstalten, sich vor der Zugluft des Lebens zu schützen und besagtem Mitleid von vornherein die Veranlassung zu entziehen. Neben diese Gedanken, die schützen, treten andere, die heilen sollen. Jeder Kopf — und namentlich ein Kopf im Stile Schopenhauers — will wirken. Versagt ihm das Leben diese Möglichkeit, so trifft es ihn tief, durch die Eitelkeit hindurch, in etwas

Digitized by Google

Edleres. Diese Wunde lautlos zu tragen, wie Spinoza, Robert Mayer, Hermann Graßmann, war Schopenhauer nicht der Mann; er hat, ihren Schmerz zu übertäuben, ein Narkotikum gegoren, das für ihn und seine besonderen Zwecke gut sein mochte, das aber seinen kritiklosen und namentlich seinen jugendlichen Lesern einen wahren seelischen Knochenfraß eingeimpft hat: eine vollkommen beispiellose Menschenverachtung (Schopenhauer war merklich abhängig von den Menschen) und eine ebenso beispiellose Aufblähung des Selbstgefühls (Schopenhauer meinte, Helmholtz sei neben ihm „ein Maulwurfshügel gegen den Montblanc"). Es versteht sich, daß eine solche moralische Marschroute für einen jeden, der nicht Schopenhauer heißt, die sicherste Anweisung ist, ins Narrenhaus zu geraten und daselbst mit einer Maske herumzupromenieren, die Schopenhauer selbst die eines „begeisterten Schafes" genannt hat. — Dieser detaillierte Epikurismus kennt das nicht, was Vischer das „obere Stockwerk" genannt hat, die objektiven Mächte des Daseins, wie Familie, Stand, Vaterland. Mit großer Scheinbarkeit und dem ganzen historischen Unverständnis, das den Sohn der Aufklärung kennzeichnet, hat Schopenhauer über Staat, Religion, Patriotismus und Familie geschrieben. Er spricht hier mit großer intellektueller Leutseligkeit, daher denn diese Seiten hunderttausende von Lesern, von Anhängern gefunden haben, und was er über die Ehre gesagt hat, ist durch einen besondern Kanal, durch Sudermanns unsterblichen Grafen Trast (Den unsterblichen? Das Unsterblichste ist ja die Trivialität!) „Gemeingut aller Gebildeten" geworden. In all diesem bedeutet Schopenhauer die schärfste Reaktion gegen die Romantik, die, was im besondern den Staat angeht, in Hegels (an Novalis erinnerndem) Staatsideal einen durchaus das Objektive anstrebenden Abschluß gefunden hatte. — Diese Unfähigkeit, den Einzelnen in einen Zusammenhang einzuordnen, macht übrigens auch die Antwort Schopenhauers auf die letzten Fragen der Metaphysik, auf die nach unserm Woher? und Wohin?, tief unbefriedigend selbst für den, der gerne auf eine persönliche Fortdauer nach dem Tode verzichtet. Sein Aufsatz über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen zum Beispiel mußte durchaus mißglücken, denn Schopenhauer hatte keine Geschichtsphilosophie, und konnte darum den Einzelnen in kein Verhältnis zu einem übergreifenden Ganzen setzen, wodurch doch allein die Rede von Absichtlichkeit einen Sinn erhalten kann.

Schopenhauer hat indes die objektiven Werte nicht nur ignoriert, er hat sie mit furchtbarer Feder bekämpft, denn ihr Fall sollte Raum schaffen für den einen Wert: die Willensverneinung. Und man kann wohl sagen: die Kritik der transzendenten Werte durch Kant hat unser Dasein nicht verödet, wohl aber die Kritik der empirischen Werte durch Schopenhauer. Geben wir einem Künstler, Maupassant, das Wort zur Charakteristik Schopenhauers als des größten Traumvernichters, der über die Erde gegangen ist: „Und ich verglich unwillkürlich den kindlichen Sarkasmus, den religiösen Sarkasmus Voltaires mit der unwiderstehbaren Ironie des deutschen Philosophen, deren Wirksamkeit für immer untilgbar ist. Man kann sich dagegen wehren und sich darüber entrüsten; man mag sich erregen oder es

Digitized by Google

preisen, es bleibt dabei: Schopenhauer hat die Menschheit gezeichnet mit dem Siegel seiner Verachtung und seiner Verbitterung. Dieser genußverbrauchte Lebemann (Eine falsche Note! D. V.) hat Glauben, Hoffnung, Poesie und Schimäre gestürzt, hat hohes Sehnen zerstört, hat der Seele Vertrauen verwüstet, hat die Liebe erschlagen, den idealen Frauenkult niedergetreten, die Illusionen des Herzens zu Tode gejagt, kurz, er hat eine skeptische Aufräumungsarbeit getan, wie sie gigantischer nie getan ist. Sein Hohn hat alles durchbohrt und alles geleert. Und heutzutage tragen wohl sogar die, die ihn verdammen, in ihrem Denken Geist von seinem Geist." Dies ist stark übertrieben, bezeichnet aber wohl treffend die Wirkungsart Schopenhauers auf die Mehrheit seiner Leser.

In allem Organischen ist eine Tendenz zur Wiederherstellung des Gleichgewichts. Wie der Organismus den bazillären Giften durch ein Gegengift antwortet, so duldet auch das organische Ganze, das wir „Geschichte" nennen, nicht die fortdauernde Einwirkung von Fermenten, die die seelische Gesundheit auslaugen, sondern wehrt sich ähnlich wie ein wirklicher Organismus. Die Reaktion der Geschichte auf Schopenhauers Hospitalphilosophie war Nietzsches Herrenmoral. Beide Philosopheme sind Niederschläge aus der Zeitatmosphäre. Kriegselend und Reaktionsmisere rieten dem Willen zum Leben durch Schopenhauer, sich zu verneinen; Sieg und Aufschwung rieten ihm durch Nietzsche, sich zu bejahen. Schopenhauer schrieb die Nachtgedanken über die Zeit der Reaktion; Nietzsche — wenn auch wider seinen Willen — die philosophische Ilias der deutschen Einheitskriege und ihres Achill: des ersten Kanzlers. „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man sei" — dies Wort Fichtes kennzeichnet nicht nur die Entscheidung der Einzelnen, sondern auch die der Zeitalter. Das gegenwärtige hat für Nietzsche entschieden; ein Entscheid, über den mein persönlicher Wahlinstinkt sich freut, denn ich meine: der verstandene Nietzsche kann niemand gefährlich werden, wohl aber auch der verstandene Schopenhauer. Man mag über das Mitleid als Prinzip, sein Verhalten gegen Andere einzurichten, denken wie man will — daß es das Verkehrteste zur Regelung der eigenen inneren Ökonomie, der „Pflichten gegen sich selbst" ist, muß sogar vom Standpunkt des sein Ziel wohl verstehenden Egoismus zugegeben werden. Dagegen scheint mir die Predigt Nietzsches: zur Schlechtigkeit zu stolz zu sein, hart gegen sich selbst und die natürliche Erbärmlichkeit des Subjekts zu bleiben, das Leiden nicht zu beklagen, sondern seine charaktererhöhende Wirkung sich anzuerziehen, und das alles mit dem Vorsatz, aus sich selbst ein edleres Geschöpf zu machen — nicht nur künstlerisch schöner zu sein als Schopenhauers Lehre, sondern auch zu jeder unsrer Taten eine regulierende Beziehung zu haben, die man im Schopenhauerschen Prinzip vermißt. Ein Leben, das nur eine andauernde Vorfeier auf ein Nirwana sein soll, in das wir möglicherweise auch ohnedem eingehen, muß ja seinem Begriff nach so inhaltsarm wie nur möglich sein. Für ein Leben dagegen, das sich emporbauen will mit Pfeilern und Stufen ist nichts gleichgültig, denn alles steht mit dem Endzweck in einer fördernden oder abträglichen Be-

Digitized by Google

ziehung. Einem solchen Leben wird auch der Alltag ein Marmor, in dem das Bildnis einer Gottheit schläft. Friedrich Kuntze

Sprechsaal

Unter eigner Verantwortung der Einsender

Heimatschutz und Werkbund

Auf der dritten Tagung des deutschen Werkbundes in Berlin ist kürzlich nach dem Bericht der Frankfurter Zeitung vom 11. Juni d. J. manch bitteres Wort gegen die Heimatschutzbewegung gefallen. Dr. Schaefer, Bremen warf die Frage auf, inwieweit die Heimatschutzbewegung in künstlerische Dinge hineinreden dürfe. Für den Künstler müsse schrankenlose Freiheit gefordert werden. Mit den alten Formen, die der Heimatschutz zu erhalten bestrebt sei, könne man die Aufgaben der Zeit nicht restlos lösen. Die ganze Heimatschutzarchitektur sei nichts als ein „juste milieu“ für den Handwerker und den Alltag. Der schlechtbegabte und mittlere Architekt müsse machen können, was nicht unangenehm auffalle. Der schaffende Künstler dagegen dürfe volle Freiheit für sich beanspruchen. Also (?) müsse man die Vertreter des Heimatschutzes — etwas aufs Korn nehmen, damit ihnen der Kamm nicht zu sehr schwelle.

Geheimrat Dr. Muthesius trat dem Redner zwar nicht direkt entgegen, lenkte aber den Angriff auf ein Nebengebiet ab, indem er sich gegen die künstlerische Reglementierung und gewisse (vom Bund veranlaßte?) gesetzgeberische Auswüchse wendete. Zu einer völlig klärenden Aussprache über diese Frage kam es nicht. Die nächsten Jahre werden aber zweifellos, darauf wiesen mehrere Redner hin, eine große Auseinandersetzung zwischen Werkbund und Heimatschutzbund bringen.

Der Korrespondent der Frankfurter Zeitung, dessen Angaben ich diesen Bericht entnehme, hat schon ganz richtig darauf hingewiesen, daß die Charakteristik, die Dr. Schaefer von der Heimatschutzbewegung gibt, den Tatsachen in keiner Weise entspricht. Da es sich aber hier anscheinend um einen organisierten oder noch zu organisierenden Feldzug gegen unsre Bestrebungen handelt, wird es sich vielleicht empfehlen, den Gründen nachzuforschen, die den Anlaß zu diesem Angriff gegeben haben können.

Der Verein von Architekten, Industriellen, Technikern, Kunstgewerblern usw., der sich „Deutscher Werkbund“ nennt, besteht bekanntlich seit Herbst 1907. Er zählt gegenwärtig etwa 900 Mitglieder. Seine Absicht geht zwar dem Programm nach auf Förderung der „Qualitätsarbeit“. In Wirklichkeit kommt es ihm aber nicht so sehr auf die Unterstützung der höchsten individuellen Künstlerschaft, als vielmehr auf das einträchtige Zusammenarbeiten von Kunst, Industrie und Handwerk an. Besonders das große Problem, wie die Maschinenarbeit mit künstlerischem Geiste zu erfüllen sei — die Quadratur des Zirkels — scheint er sich zur Lösung gestellt zu haben. Soweit ich seinen Verhandlungen und Publikationen gefolgt bin, will es mir scheinen, daß seine Gründung eine Reaktion gegen das freie Phantasieschaffen der Künstler war, die die Reform unsrer kunstgewerblichen Bewegung zu Ende des 19. Jahrhunderts eingeleitet haben. Es ist ja jetzt kein Geheimnis mehr,

Digitized by Google

daß es dieser vorzugsweise von Malern und Bildhauern ausgegangenen Bewegung teilweise an der soliden handwerklichen Grundlage, jedenfalls an enger Fühlung mit der Industrie fehlte, daß sie sich durch allzu starke Betonung des individuell-künstlerischen Standpunkts den praktischen Bedürfnissen des gebildeten aber weniger wohlhabenden Mittelstandes hie und da entfremdet hatte.

Demgegenüber will nun der Werkbund, wie schon sein Name sagt, die handwerkliche Seite der angewandten Kunst wieder zu Ehren bringen. Es soll eine Versöhnung zwischen Kunst und Industrie, Phantasie und Handwerk, Einzelarbeit und Maschinenarbeit angebahnt werden. Deshalb werden als die Haupteigenschaften der Kunst: Zweckmäßigkeit, Konstruktionsrichtigkeit und Stoffechtheit bezeichnet, also Dinge, die ebensogut für das Handwerk wie für die Kunst charakteristisch sind.* Dementsprechend sind es auch vorwiegend praktische Fragen, wie die der Materialkenntnis, der Surrogatberechtigung, der Maschinenarbeit, der gewerblichen Organisation, der Geschmacksbildung des Kaufmanns usw., die auf den Kongressen und in den Schriften des Bundes verhandelt werden. Wo einmal künstlerische Prinzipienfragen auf der Tagesordnung stehen, geht durch die Erörterungen immer der Grundgedanke hindurch: Kunst ist die zweckmäßige und materialgerechte, außerdem noch „geschmackvolle" und „anständige" Herstellung nicht zu teurer Gebrauchsgegenstände.

Wenn man irgend etwas als juste milieu bezeichnen kann, so ist es ganz gewiß dieser Standpunkt. Damit soll über seine Berechtigung kein Urteil gefällt werden. Bei der durchschnittlichen Begabung der meisten Künstler und dem weitverbreiteten Protzentum der Besteller ist schon die „anständige" Gestaltung der Gebrauchsgegenstände ein Verdienst. Das war ja eben früher das Schlimme, daß künstlerisch unbegabte Architekten und Handwerker sich als Künstler aufspielten und mit ihren äußerlich zusammengestoppelten und überladenen Werken Stadt und Land, Kirche und Wohnhaus anfüllten. Und auch die Maler, die sich zu Ende des 19. Jahrhunderts der kunstgewerblichen Produktion annahmen, haben in bezug auf kapriziöse Erfindung und Verzierungslust zuweilen etwas zu viel getan. Ich habe deshalb die Gründung des deutschen Werkbundes immer als eine notwendige und gesunde Reaktion gegen diese beiden Richtungen angesehen, eine Reaktion, durch die dem korporativen Zusammenschluß der den Künstlern hie und da feindlichen Industrie in gewisser Weise die Spitze abgebrochen worden ist. Charakteristisch für diese ganze Bewegung ist eben nicht das reine Künstlertum, sondern der Kompromiß zwischen der Kunst und dem praktischen Bedürfnis. Deshalb wird der Werkbund auch stets diejenigen Industriellen zu Mitgliedern zählen, die ohne der Kunst allzuviel Rechte einzuräumen, doch klug genug sind, nicht ganz ohne sie auskommen zu wollen, und anderseits diejenigen Künstler, die, ohne die Industrie fortwährend mit neuen Mustern zu bedrängen, doch so viel Geschmack haben, daß sie bei ihren Erfindungen nicht gerade Dummheiten begehen. Nimmt man noch dazu, daß die rechnerisch-konstruktive, die ingenieurmäßige Seite der Kunst von dieser Stelle immer besonders stark betont worden ist, so darf man dem Bunde bei der gerade gegenwärtig herrschenden Zweckmäßigkeitsrichtung unsrer

* Vergl. K. Lange, Schön und Praktisch, eine Einführung in die Ästhetik der angewandten Künste (Eßlingen, Paul Neff Verlag, 1908).

Digitized by Google

Architektur eine gedeihliche Entwicklung voraussagen. Man kann nicht von jedem, der eine technische Hochschule oder eine Kunstgewerbeschule besucht hat, fordern, daß er genial sei. Für die Gesamtentwicklung sind die vom guten Durchschnitt oft wichtiger als die Auserwählten.

Wenn ich mit dieser Charakteristik das Richtige getroffen habe, so würde man sich eigentlich wundern müssen, daß gerade der Werkbund die Heimatschutzbewegung um ihres juste milieu-Charakters willen angegriffen hat. Sollte die Heimatschutzbewegung wirklich den Auswüchsen des künstlerischen Individualismus hie und da die Flügel beschneiden, so hätte sie, meine ich, eher eine Zustimmungsadresse des Werkbundes verdient. Jedenfalls dürfte dieser gerade in puncto juste milieu nicht befugt sein, sich zum Richter über andere aufzuwerfen.

Aber in Wirklichkeit fällt es dem Bunde Heimatschutz gar nicht ein, die schöpferische Tätigkeit unsrer Architekten irgendwie beeinflussen zu wollen. Der Heimatschutz hat von Anfang an zweierlei gewollt: erstens den Schutz des Schönen in Natur und Kunst, soweit sich dasselbe noch erhalten hat, und zweitens die Erzeugung von Gebrauchswerten, die sich organisch in das schon Bestehende eingliedern. Niemals ist es ihm eingefallen, die Industrie in ihrer Entwicklung hindern, und noch weniger, der modernen Architektur Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen. Das einzige, was er anstrebt, ist, daß *beide in verständiger Weise auf das Schöne, das schon vorhanden ist, Rücksicht nehmen.*

Daß dies möglich ist, ergibt sich schon daraus, daß eine ganze Menge Architekten und Industrielle dem Bunde Heimatschutz angehören. Das sind vor allem solche, die selbst schon Aufgaben im Sinne des Heimatschutzes gelöst haben, Anhänger einer einfachen und soliden Heimatkunst, die pietätvoll an das Bestehende anknüpft und nicht darnach strebt, die Nachbarschaft durch schreiende Formen und Farben totzuschlagen. Männer, die der Überzeugung sind, daß der Wiederaufbau einer mittelalterlichen Burgruine eine romantische Maskerade ist, daß der Ausbau gotischer Kirchtürme die Kosten nicht lohnt und daß das Kopieren alter Steinbrunnen eine Arbeit aus zweiter Hand ist, die uns in Zukunft niemand danken wird.

Ich frage: Welche Richtung der Baukunst wird durch diese Tendenzen beeinträchtigt? Doch nur die veraltete historisierende Richtung, die das Heil in der Nachahmung der mittelalterlichen und der Formen der Renaissance sieht, und da sie nicht die Kraft hat, etwas Neues zu schaffen, ihren Tätigkeitsdrang auf die alten Denkmale wirft, die sie durchaus restaurieren, kopieren und — fälschen muß. Ob es wohl ein so großes Verbrechen ist, dieser Art „Kunst" das Handwerk zu legen? Mir will es scheinen, als ob dadurch nur der Weg freigemacht würde für die wirklich produktive Baukunst, indem das Geld, das bei solchen historischen Maskeraden gespart wird, nunmehr auf wirklich produktive Arbeiten verwendet werden kann. Der Steinmetz, der einen alten gotischen Brunnen genau kopiert und sich dafür 15000 Mark bezahlen läßt, entzieht diese Summe einem modernen Bildhauer, der für wenig höhere Kosten ein selbständiges neues Kunstwerk an die Stelle des alten baufälligen gesetzt haben würde. Und wer den Vorschlag macht, das alte Stuttgarter Lusthaus, von dem nur noch ein kleiner Teil als Ruine übrig ist, durch eine Kopie zu ersetzen, der belegt dadurch nicht nur den Platz, auf dem ein modernes Ausstellungs-

Digitized by Google

gebäude stehen könnte, sondern er will auch einige Millionen für eine ganz unproduktive, rein technische Arbeit ausgeben, die besser für einen modernen und produktiven Zweck verwendet worden wären — und jetzt Gott sei Dank tatsächlich verwendet werden.

Ich weiß nicht, ob im deutschen Werkbund Architekten sitzen, die solche Arbeiten schon ausgeführt, solche Pläne schon ausgedacht haben. Sollte das der Fall sein, so würde ich ihre Angriffe auf den Heimatschutz sehr gut begreifen. Auch würde ich mich gar nicht darüber wundern, wenn unter den Industriellen, die einen großen Teil des Werkbundes, vielleicht sogar seine Majorität bilden, solche wären, die mit dem Heimatschutz üble Erfahrungen gemacht haben. Wie vielen industriellen Unternehmungen ist der Heimatschutz schon entgegengetreten! Wie vielen Surrogatindustrien hat er schon einen Denkzettel mitgegeben! Nur wäre es dann wohl richtiger, daß diese Herren offen sagten: Wir mögen euch nicht, da ihr uns am Geldverdienen hindert, da ihr uns das Verschandeln der Natur, das Ausbauen gotischer Kirchtürme, das Restaurieren mittelalterlicher Skulpturwerke unmöglich macht. Das wäre ein Kampf mit offenem Visier. Dann wüßte das deutsche Publikum, woran es wäre, und könnte selbst seine Entscheidung treffen.

Statt dessen wirft man uns vor, wir wollten die Architekten auf die historischen Formen beschränken, in denen die alten Bauwerke ausgeführt sind, weil wir glaubten, daß nur dadurch die von uns so sehr erstrebte Einheit der Stadtbilder garantiert werden könne! O sancta simplicitas! Weiß denn der diesen Vorwurf ausgesprochen hat, nicht, daß gerade wir uns von jeher gegen die sogenannte historische Baukunst ausgesprochen haben? Man vergleiche nur die Publikationen der verschiedenen Heimatschutzverbände, man lese die Berichte über die Kongresse für Heimatschutz und die Denkmalpflegetage, die wegen ihrer gleichen Tendenzen gleichzeitig und am selben Orte gehalten werden. Da wird man finden, daß gerade wir und die fortschrittliche Seite des Denkmalpflegetages es sind, die von jeher der modernen Architektur das Recht gewahrt haben, ihre eigene Formensprache zu reden, daß wir ihr sogar zugestanden haben, ein altes Bauwerk nicht im Stil seiner Entstehungszeit, sondern im Stil unsrer Zeit zu restaurieren. Wir wollen nur hoffen, daß alle Architekten des Werkbundes in dieser Beziehung ebenso fortschrittlich gesinnt sind wie wir. Jedenfalls wird der Vorwurf, den der Werkbund gegen uns richtet, wir wollten den Stil der Architektur in bestimmter Richtung festlegen, bei denen, die hinter die Kulissen schauen, nur einem vielsagenden und verständnisvollen Lächeln begegnen.

Und was die Industrie betrifft, so dürfte auch sie kaum befugt sein, uns eine besondere Rückständigkeit zum Vorwurf zu machen. Wir sind es nicht, die ein Interesse daran haben, daß die kunstgewerblichen Modelle für die Maschinenarbeit, die sich „einmal eingeführt haben“, solange wie möglich ausgenutzt werden. In solchen Dingen wird die Industrie, die schweres Geld für diese Modelle ausgegeben hat, immer konservativer sein als die schöpferischen Künstler, die Neues geben möchten, und die Kunstgelehrten, die das Ganze der Entwicklung im Auge haben. Im Munde eines Vereins, der mindestens zur Hälfte aus Industriellen besteht, nimmt sich der Vorwurf des Altmodischen, den man uns macht, wirklich seltsam aus. Man verspottet uns als Reaktionäre und Romanti-

Digitized by Google

ker. Aber ich frage: Wer ist der größere Romantiker, derjenige, der alte Burgruinen ausbaut und Millionen für „stilvolle“ Kirchenrestaurationen opfert, oder derjenige, der das Alte womöglich so erhalten will, wie es auf uns gekommen ist, dagegen unsre Baukunst auf moderne Aufgaben hinlenken möchte, Bahnhöfe und Warenhäuser, Markthallen und Theater, Ausstellungsgebäude und Luftschiffhallen? Ich glaube, die Antwort wird nicht zu Ungunsten des Heimatschutzes ausfallen.

Wenn ich mich frage, wodurch der Heimatschutz denn wohl Veranlassung zu den Angriffen des Werkbundes gegeben hat, so bleibt eigentlich nur eine einzige Möglichkeit. Das ist nämlich die Tatsache, daß an der Spitze der Heimatschutzorganisation auch Architekten stehen, die sich als Vertreter der Heimatkunst, zum Beispiel unsres alten Biedermeierstils, bekannt haben. Ich will einmal dahingestellt sein lassen, ob der Werkbund ein Recht hat, verächtlich auf diese Richtung herabzublicken, da doch gerade unter seinen geistigen Vätern diejenigen sitzen, die uns für den Wert der Heimatkunst zuerst wieder die Augen geöffnet haben. Ich will nur konstatieren, daß die Festlegung der Heimatschutzarchitektur auf bestimmte Stilformen, sei es Biedermeier oder was immer sonst, durchaus nicht zum Programm des Heimatschutzes gehört. Wohl aber gehört zu seinem Programm die Ausbildung einer *einfachen und anspruchslosen, aus den heimischen Traditionen heraus gewachsenen Baukunst*. Und gerade hierin konnte er annehmen, mit dem Werkbund völlig übereinzustimmen. Denn hier handelt es sich ja nicht um ein Austoben der individuellen Phantasie, sondern um eine Entwicklung der Formen aus dem Gebrauchszwecke und Material heraus. Schon die Tatsache, daß in bestimmten Ländern bestimmte Baustoffe leichter und billiger zu haben sind als andere, muß zu einer gewissen Anknüpfung an die alten nationalen Bauweisen führen. Und die klassische Stätte für diese Anknüpfung ist das platte Land und die Kleinstadt. Hier, wo das Landschaftsbild und das Stadtbild durch die von altersher vorhandene bäuerliche oder kleinbürgerliche Baukunst schon bis zu einem gewissen Grade bestimmt ist, verlangen wir allerdings eine Architektur, die sich in der Komposition der Baumassen und der Farbenzusammenstellung einigermaßen an das Vorhandene anschließt. Und das wird immer am besten die Heimatkunst können.

Wo dagegen wie in der Großstadt vielfach künstliche Fabrikationsstoffe als Materialien gebraucht werden, wie Kunststeine, Beton, Glas, Eisen, Zinkblech usw., da wird naturgemäß auch die Architektur einen freieren, selbständigeren Zug erhalten. Ja, es gibt sogar Aufgaben der großstädtischen Architektur, die einen ganz kosmopolitischen Charakter haben. Wenn in der Leipziger Straße in Berlin ein Warenhaus gebaut werden soll, so wird es dem Heimatschutz nicht einfallen, dreinzureden und Vorschriften über die zu verwendenden Materialien oder gar die zur Anwendung zu bringenden Stilformen zu machen. Das ist Sache des erfindenden Architekten, und wir sind wohl alle der Ansicht, daß das eigentlich Neue und künstlerisch Wertvolle, was unsre gegenwärtige Baukunst leistet, eben auf diesem Gebiete zu suchen ist. Handelt es sich dagegen um eine Stadterweiterung, bei der die Natur der nächsten Umgebung mit in Frage kommt, so wird es allerdings Sache des Heimatschutzes sein, mitzuwirken, daß zum Beispiel eine Großstadt nicht mit der Zeit jede

Digitized by Google

Verbindung mit der Natur einbüßt. Aber das hat mit dem Stil der hier zu errichtenden Bauten nichts zu tun. Niemals ist es dem Heimatschutz eingefallen, bei städtischen Bebauungsplänen, neuen Stadtanlagen, zum Beispiel Gartenstädten, in bezug auf den Baustil uniformieren zu wollen. Aber das hat er allerdings immer gefordert, daß auch bei solchen vollkommen neuen Anlagen eine gewisse Einheit des Gesamtbildes angestrebt wird. Das ist aber keine Forderung des Heimatschutzes, sondern vielmehr der künstlerischen Kultur überhaupt. Ein Architekt, der sich ihr widersetzen wollte, würde damit zeigen, daß er die Elemente des Städtebaues noch nicht verstanden hat.

Etwas ganz Ähnliches ist es, wenn der Heimatschutz der ländlichen Architektur gewisse Vorschriften über die zu verwendenden Baustoffe macht. Denn hier handelt es sich um den Zusammenhang mit der Natur und um die Einheit des Dorfbildes. Ob ein Neubau im Dorf aus gelben Verblendsteinen errichtet ist oder sich durch seinen Fachwerk- beziehungsweise Putzbau den vorhandenen Bauernhäusern anpaßt, ob das Dach aus imprägniertem Stroh oder roten Ziegeln oder aber aus großen bunten Zementplatten beziehungsweise aus Dachpappe hergestellt wird, das ist allerdings eine Frage, in die der Heimatschutz hineinzureden hat. Und er glaubt, daß dadurch kein schöpferischer Architekt in seiner Tätigkeit gestört, sondern höchstens ein Industrieller am Geldverdienen gehindert wird.

Architektonisch-künstlerische Fragen kommen dabei überhaupt niemals in Betracht. Denn alle diese Bauten sind ja keine Kunst- sondern einfache Bedürfnisbauten. In manchen Ländern, zum Beispiel bei uns in Württemberg, kann der Reisende zu beiden Seiten der Eisenbahn schon eine Menge einfacher und geschmackvoller Bauten sehen, die den Forderungen des Heimatschutzes entsprechen, Stationsgebäude, Bahnwärterhäuschen, Gasthöfe, Villen, ja selbst Fabriken. Hier macht sich der gesunde Einfluß unsrer Beratungsstelle für das Baugewerbe und unsrer Baugewerkschule geltend. Und es ist gewiß kein Zufall, daß der Vorstand dieser beiden Institute, Professor Paul Schmohl in Stuttgart, erster Vorsitzender des Württembergischen Bundes für Heimatschutz ist. Besonders erfreulich ist es, daß die Industrie neuerdings auf diese Richtung mit Verständnis eingeht.

Gewiß, diese Bauten sind alle keine hervorragenden Kunstwerke und es wäre gar nicht im Sinne ihrer Erbauer, wenn man sie als künstlerische Offenbarungen preisen wollte. Aber wie steht es denn überhaupt in dieser Beziehung mit unsrer heutigen Architektur? Ich behaupte, daß mindestens 99 Prozent aller unsrer Neubauten nichts andres sind als Werke der Nutzkunst, Bedürfnisbauten. 99 Prozent aller unsrer Architekten kommen überhaupt niemals in die Lage, etwas bauen zu müssen, was den Namen Kunst im höheren Sinne verdient. Wir können schon dankbar sein, wenn sie nicht ein Künstlertum affektieren, zu dem sie gar nicht verpflichtet sind. Und das ist der eigentliche gesunde Kern unsrer ganzen modernen Architekturbewegung. Er liegt gar nicht auf dem Felde der Kunst, sondern auf dem des höheren Handwerks. Es braucht ja nicht alles Kunst zu sein. Auch das gute und solide Handwerk hat seine Berechtigung. Die Baukunst als organisatorische Zusammenfassung aller Handwerke zu einem gemeinsamen verständigen und geschmackvollen

Digitized by Google

Zweck ist eine durchaus nicht zu verachtende Tätigkeit. Nicht jeder Privatmann und jede Gemeinde ist in der pekuniären Lage, sich den Anforderungen eines schöpferischen Künstlers zu fügen.

Ich habe bisher immer einen Hauptvorzug des Werkbundes darin gesehen, daß er ein Sammelpunkt dieser soliden und tüchtigen Durchschnittsbestrebungen sein will, und ich fühle mich mit den hervorragenden Architekten, die diesen Bund gegründet haben, einig in der Auffassung, daß Werkbund und Heimatschutz in dieser Beziehung keine Gegensätze sind, sondern zusammengehören. Wenn wirklich in den nächsten Jahren eine „große Auseinandersetzung zwischen Werkbund und Heimatschutz" erfolgen sollte, so ist zu hoffen, daß die Architekten beider Organisationen dieses Gemeinsame mehr in den Vordergrund stellen als das etwa vorhandene Gegensätzliche. Zum mindesten wäre zu wünschen, daß man sich, ehe man am Heimatschutz Kritik übt, etwas genauer über seine Tendenzen unterrichtet. Wir Deutschen sind doch ein sonderbares Volk. Wenn wir einmal eine große nationale Bewegung haben, hinter der eigentlich das ganze Volk wie ein Mann stehen sollte, dann kann man sicher sein, daß es Leute gibt, die sich einbilden, es viel besser zu wissen, die von Übertreibungen reden und der Sache Schwierigkeiten in den Weg legen. Wenn man dieser Kritik auf den Grund geht, wird man meistens finden, daß dabei nur persönliche, nicht sachliche Antipathien im Spiele sind.

Tübingen Konrad Lange

Lose Blätter

Aus E. G. Kolbenheyers „Meister Joachim Pansewang"

[Der Typus des Einsamen, des „Fremden" kennzeichnet, wie Ezard Nidden vor kurzem an dieser Stelle ausgeführt hat, nach einer Seite hin die Dichtung wie das Leben unsrer Zeit. Von der mehr äußerlichen „Großstadteinsamkeit", die wenig heutige Menschen nicht erlebt haben dürften, bis zur durchgebildeten geistigen Vereinsamung, die sich in die letzten und innersten Bereiche des Lebens erstreckt uud zur tragischen Unfruchtbarkeit, zur Lähmung des Willens führen kann, sind alle Grade dieses Zustandes da. Nun hat zwar lange schon ein starker, innerlicher Widerstand gegen diese Entwicklung eingesetzt, ein Streben nach geistiger Gemeinschaft, nach seelischem Zusammenschluß, aber in der Literatur hat diese Reaktion noch verhältnismäßig wenig Ausdruck gefunden. Erfüllt davon ist jedenfalls das Schaffen E. G. Kolbenheyers, vor allem sein bei Georg Müller in München erschienener Roman „Meister Joachim Pansewang".

Schon das vorhergegangene Buch Kolbenheyers, der Spinozaroman „Amor dei", hatte es unternommen, eine solche innerliche Gemeinschaftsbildung gestaltend zu schildern, die sich letzten Zieles ja immer im Religiösen vollendet. Das Werden einer Gemeinschaft, die nicht geworben, nicht mit Bewußtsein organisiert wird, sondern ein natürliches, inneres Einssein bedeutet. Der einsame Spinoza schafft an der Wende einer alten einheitlichen und im Beginn der neuen individualistischen Zeit eine neue (die letzte neue?) gottgläubige Vereinigung der Geister. Dieser Spinozaroman hatte mit der großen Schwierigkeit aller Dichtungen zu kämpfen, in deren Mittelpunkt ein im höchsten Sinne Schaffender

Digitized by Google

steht: der Held und sein Werk sind untrennbar verbunden, und da beides zusammen nicht in einer künstlerischen Form Raum findet, muß das eine oder das andre geopfert werden. Im „Joachim Pausewang“ hat Kolbenheyer nicht einen Schaffenden, einen Gemeinschaftbildenden zum Mittelpunkt gemacht; nur einen, der Gemeinschaft im höchsten Sinne empfindet, der von einem Hauch starker Schöpferkraft berührt worden ist und den Geist seines Jahrhunderts verspürt hat. Ein Schuster, der in seiner Jugend mit Jakob Böhme zusammen in einer Werkstatt gearbeitet, zeichnet sein Leben für seinen Sohn und seine Enkel auf, aus dem Drange heraus, in seiner Nachkommenschaft auch bewußt fortzuleben. Sein Leben verläuft in den typischen Formen der Zeit, er strebt fast bewußt und mit Willen dem Durchschnitt zu. In einem schmerzlichen und oft gefährlichen Gegensatz zu seinem Vater, dem freien Mann auf der Wolfshufen, dem ehemaligen Studenten, dem sein verfehltes Leben zu eng ist, der seine Habe mit Geringschätzung vertut und in fremden Kriegsdiensten Erfüllung und Ziel seiner Tatsehnsucht findet. Der Kampf um die Liebe des Vaters, der im Sohne vergeblich den Erben seiner äußern Kraft sucht und den besinnlichen Knaben schroff zurückstößt, füllt die Jugend Joachims aus. Das übrige ist Lehr-, Gesellen-, Wanderzeit, Liebe, Ehe und Alter eines Handwerkers, wie ihn eben das Bürgertum des 17. Jahrhunderts hervorbrachte und forderte. Darüber hinaus aber noch eines Menschen, der sein Durchschnittsdasein mit liebevollem Bewußtsein, wie eine Mission am Ende übersieht. Er fühlt sich als Mittler vom Vater zum Enkel; als Bewahrer und Pfleger jener heiligen Lebenskette, die die Geschlechter aneinanderreiht. In dem Gefühl dieser Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die sich vor seinem geistigen Auge in dämmernde Zeitenferne ausweitet, verankert sich sein tiefes religiöses Empfinden, sein gesamtes Lebensdenken, seine Persönlichkeit mit all ihren Bestrebungen. Mannigfach ist die Versuchung für den einzelnen, ein einzelner zu sein. Der Vater, Pätzke Pausewang, ist nahe daran, ihr zu erliegen, bis er, von der Liebe des Sohnes zur Einkehr gezwungen, der verwahrlosten Bauerngemeinde das Evangelium predigt. Der Jakob Böhme hat die Sendung, ein einzelner zu sein: er ist berufen, den großen Zusammenhang im Geistigen herzustellen. Der Vater Christoffel hat sich ohne Beruf jenem Zusammenhange entzogen und muß mit dem Verlust seines inneren Gleichgewichts dafür büßen. Der Meister Wutke strebt seinem phantastischen Ich nach und scheitert. Pausewang läßt die Berufenen ihren Weg ziehen und bleibt seiner Straße treu; die unberufenen Verirrten aber führt seine Selbstbescheidung und entsagende Arbeit auf den Weg zurück. Er ist einer von jenen Menschen, die sich für das Gleichgewicht der Welt ohne Pathos verantwortlich fühlen und auf deren Schultern es wohl auch ruht. Er ist ein Philister im hergebrachten Sinne. Aber nicht aus Trägheit des Herzens, in Lauheit und Halbheit; sondern aus tiefer, treuer und sorgender Hingabe an das Dauernde und ewig Gleiche. Seine betrachtsame Art bewahrt ihn davor, der Unrast des äußeren Daseins seine bescheidene Kraft zu opfern, und so kann er seinem Sohne und dessen Söhnen nicht nur die Stärke eines reinen und geschlossenen Lebens, auch die Schätze reifer und klarer Welt- und Gemütserfahrung überliefern. Seine chronikartige Erzählung unterbrechen Betrachtungen im Stile seines berühmten Jugendgenossen und der „Aurora“.

Digitized by Google

Damit sind die Schwierigkeiten berührt, die der Stoff der dichterischen Behandlung entgegensetzt. Auf der einen Seite erweist sich die Form einer Chronik aus dem 17. Jahrhundert, in einer prachtvoll gedrungenen, nicht äußerlich nachgeahmten, sondern aus dem Wesentlichen heraus antiquierten Prosa geschrieben, als äußerst glücklich, ja notwendig. Die dichterische Idee, die den Stoff beseelt, bedarf gerade jener Übergangszeit, um sich entfalten zu können: sie bedarf der Zustände und Lebensformen, die das alte Handwerk darbietet, wie auch der religiösen Strömungen, die gerade damals zum ersten Male ein neues Verhältnis zur Welt und zum Nebenmenschen forderten. Auf der andern Seite kann der reiche seelische Gehalt des Stoffes nicht völlig in der chronikalisch-anschaulichen Darstellung Raum finden. Es bleibt ein Rest, der eben in jene Betrachtungen einfließt. Immerhin, diese sind durchaus gestaltet; sie sind äußerlich motiviert durch das nahe Verhältnis zu Jakob Böhme, innerlich verbunden mit dem Wesen des Berichtenden. In ihnen quillt das fromme, dankende Allgefühl über, das den ganzen Bericht beseelt; das die Sprache bis ins einzelne durchdringt und den Stil des Buches vor allem geformt hat. Die unendlich liebevolle, an alte Handwerkerfreude erinnernde Ziselierarbeit in kleinen Einzelzügen, die oft strotzend gesättigte Anschaulichkeit der Schilderung, die intensive Beseelung der äußern Welt, letzten Endes auch das innerlich getreue Zeitkolorit: die ganze stilistische Eigenart des Buches fließt aus jener Quelle. „So reich ist das Weltleben! Hundertfältig ist seine Sprach. O, sehet die Fülle, so die Einheit spieglet! O, fühlet die Einheit, so auf dem Grunde der hundert Spiegeln ruht! Du lebendigs Glück!“ In der Durchdringung des Gegenständlichen mit einer gestaltenden, nicht nur erregenden Wärme liegt der schönste Wert der Kolbenheyerschen Art und ein Wert wohl auch für den, der sich seinen Ideen fernehält. Wir bringen drei Proben: wie Pätzke Pausewang seine Schuld, die Verschwendung seiner Habe, beichtet und nun den Bauern predigt; wie Joachim Pausewang mit Jakob Böhme den ersten Tag im Hause des alchimistischen Meisters Wutke verbringt und als letzte den Schluß des Romans. Hermann Ullmann]

Selbigen Jahrs zu Ostern war durch des durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten August Gnaden geboten worden, daß der Bauer am Sunntag nit müsse Ochs und Pferd neiden, so ihre Ruh hätten, also daß er frei seie von Sunntagsfron und -dienst. Was aber tuet der Bauer? Er lottert von Sunntagsfrüh in der Schenk. Auch morgendes Tags das Baurenvolk auf die Hufen kam, den ersten Trunk zu tun. Fand aber unsern Altknecht Kilian vor der Bauernstub und mein Vater hatt ihm einen Partisaner in die Hand geben, darob sich der Kilian fast geschamt. Dannoch wehret er den durstigen Bauren. Sie standen in einem merklichen Haufen und trieben ein Fatzwerk mit dem Altknecht. Der rief ihnen immer dasselb zu:

„Sunntag in der Früh gibts kein Trunk mehr auf der Wolfshufen!“

Mein Herr Vater war stattlich angetan, trug ein braun, zerhauen Wammes, daraus bei jedem Schlitz Charmasinseiden quoll, desgleichen an der Hosen, und seine Waden überspanneten blauseiden Strümpf. Er trug ein Kurtzschwert mit guldnem Knauf und einen Hut, davon es braun und blau in langen Wedeln wallet. Ich seh ihn noch, wie ihn

Digitized by Google

die Sunn liebkoſet. Er leget die Bibel in meinen Arm, gab mir ein brennend Licht zu tragen und wies hinaus.

Alſo gingen wir, ich voran, durch die Bauren. Die riſſen die Augen weit auf, ruckten an ihren Mutzen, da ſie meinen Herrn Vater noch niemalen in ſollichem Pomp geſehn.

Weit ſtand das Kirchentor. Als ich die Bibel auf den Altar gelegt, die beiden Kerzen angezündet, deutet mein Vater auf den Glockenſtrang und ich begann zu läuten. Erſt geriet's ſchlecht. Der guten Glock, die ſo viel Jahr ſtumm gehangen, ging oft für Staunen der Atem aus. Allein ſie fand ſich drein. Erlau mocht gelauſcht han! Mein Vater ſtund vorm Altar, den Hut hatt er zu Füßen liegen. Er ſahe ernſt durch das Kirchentor und reget ſich nit, als ſei er ein ſteinern Bild.

Durchs Tor drang bald ein Raunen und Gemürmel. Die Bauren ſtanden und lugten herein, wollt aber keiner den Anfang machen. Etlich hattens talab getragen und alsbald ſchwoll das Volk an und auch Weiber und Kindlein mengten ſich drein. Mein Vater verharret reglos vorm Altar.

Da arbeitet ſich der Hinko-Heß durch die Leut und ihm am Wammes hing ſein winzig Weiblein; ſteinalt die beiden, doch ihre Köpf drehten ſich munter auf den ſchmalen, krummen Schultern, ihre Augen ſpielten über die Torpfoſten und Stufen hin und die langen ſpitzen Naſen witterten den Weg aus, indem die Augen ſchon wenig Geſicht haben mochten. Als wie zween Mäuslein ſpührten ſie ſich in die Kirch, trippelten ganz vorne dar, beſchnupperten meinen Herrn Vater, der ſie mit einer würdigen Reverenz begrüßet, und ſie ſetzten ſich allſogleich in die fürderſt Bank.

Sodann ſtapfet der Bäcken-Kunz ein, der war kurtzbeinig, ein breiter Kerl mit eim Froſchmaul und ſtarren Froſchaugen. Er knicket inmitten der Kirch das recht Bein und ſchlug 's Kreuz. Setzet ſich auch ganz vorn. Ihm ſchlichen die andern nach. Etlich ſchlugen 's römiſch Kreuz, wie ſie's von den Eltern geſehn, andre wußten, daß ſo nit lutheriſcher Brauch ſeie. Das Kirchlein war mit eins ſummend voll, ich aber zog die Glock und mein Vater ſtand vorm Altar, ſahe in die Sunn hinaus.

Mir dupfet wohl eine leichte Hand an den Rucken und eine ſchmeichelnde Stimm fluſtert: „Joachim". Ich aber war ſo erfüllt von meinem großen und lauten Amt, daß ich tat, als merket ich's nit.

Niemand trat mehr ein. Mein Vater winket mir.

„Schlag auf: Matthäi das ſechſt Kapitul."

Da ichs getan, wies er mir die Stell.

„Wenn ich ſag, ſollſt laut leſen, daß es ein jeder hört."

Indem ich aufſchlug, wards ganz ſtill. Alle reckten ihre Häls nach mein Vater aus. Von draußen aber ſcholl der Jubel tauſendſtimmig herein und die Luft, ſo geſtern noch ſtickicht und ſchwer gehangen, war erfüllt von einem mattgulden Licht und dem Hauch des Heues. Das war unſer Heu, von der Wolfshufen, das ſeinen Weihrauch ſpendet.

Mein Herr Vater recket ſich auf und begann mit leiſer Stimm:

„Arm iſt der Heiland von Erlau, ärmer als die Erlauer Bauren, ſo unter mooſichten Schilfdächern ſchlafen, ärmer als der Erlauer Wolfswirt, der ſeine Hufen hat vertan. Der Heiland hat den grauen Bettelſammat tragen, viel Jahr, und ſelbigs Armutskleid, dick und dumpf, auf alle Bänk in ſeim verlaſſen Kirchl gebreitet. Sein Tiſch war ohn Platten. Durch

Digitized by Google

die Fenster wehet Wind und Regen ein. Arm ist der Heiland von Erlau gewest, so viel, viele Jahr.

Doch seiner Armut tiefste Not machet Moder und Staub nit und nit der Regenguß, der über die Wänd Schimmel und Schwamm gesäet. — Der fahrend Bettler findt in der Elendherberg ein' andern, mit dem er sein Herz teilt, und ist dann die wegmüde Brust des Leibes bar, das ihr die Landstraß angetan, so findt sich auch das tröstlich Wort. Der fronend Baur, kummt er gleich müd heim und ist sein Leib von Schweiß bedeckt und jeweils von Striemen, die Kindlein sperren ihm die hungrigen Mäuler entgegen und er stopft sie. Hat Weib und Nachbarn, ist seine Last auch schwer, müssen doch alle tragen. — So sehet nun den Heiland. Er ist allein gehangen. Hat eure Not gewußt, hat eure Last gefühlt, hat ein Herz voll Lieb und Trost getragen und durfts nit teilen. Die Tür war zu, das Schloß ersticket im Rost, stumm blieb die Glock, so nit ein Krähenflügel sie summen machet.

Kannst du dir ein ärmer Ding fürstellen, Erlauer Bauer, als ein Herz, vor Mitleiden und Tröstlichkeit springvoll, umringt von Mühsal und Tränen, und selbiges Herz muß stumm am Kreuze hangen Jahr um Jahr und darf von seinem Trost nit geben. Kannst du dir einen ärmeren Heiland fürstellen, als der Erlauer Heiland ist gewest?"

Mein Vater schwieg eine Weil. Und lauter drang die tausendstimmig Orgel herein. Reget sich kein Mensch, so voll die Kirch war. Sie saßen all mit weiten, verdutzten Augen.

„Wohl war und ist der Heiland auch anderorts der arm Mann. Ehedem hat der römisch Antichrist ein gulden Gewand um ihn gehangen und ihn dann beiseit gestellt als wie eine feierliche, stumme Docken; dann aber hat Wittenberg, als des Doktor Martin und Philipp Schwerter vor die Zeit gesunken warn, dem Heiland all sein Gewand entrissen. Dort steht er zu Wittenberg wie ehedem an der Prangersäul und sie steupen ihn mit hartknotigen Lehrsätzen und drucken ihm die Dorn ihrer spitzfindigen Disputationen in die duldsamen Schläfen. Der Heiland ist der arm Mann in Meißen und Dräsn, in Leipzig und Torgau. Er steht am untersten End der Tafel, da die Fürsten und Herrn hofiren. Sie winken ihm gelassen zu: »Laß gut sein! Du hast unsern Sack gefüllt, wir wölln schon für dich sorgen — heißt, insoweit es Staatsräson verträgt!«

Und auf dem Land? Da schweigen die Glocken. Was Wunder! Stehet nit geschrieben: »Im Anfang war der hurtig Griff!« Sack ein, du Herre und Patron, greif zu! Was ehedem römisch Pfaffengut und zum Kirchl gehört, ist frei. Das Wort ist all gen Wittenberg und in die Städt gefahrn, dort steht es feist wie Unkraut auf der Brache.

Und der hungrig Boden auf dem Land? Dünket er euch nit dreifach gepflügt von Baurenqual? Ist er nit wohlgedüngt mit Blutschweiß und vom Regen der Armutszähren satt? Schreit nit des Bauren Herz nach dem Korn der Ewigkeit, da ihm die zeitlich Frucht durch müde Finger in fremde Speicher rollt?" —

Ich spüret, wie sich ihre Herzen mit bitterm Brande füllten. Die Luft ward von ihrem Atem heiß und bebend. Ihre Händ ballten sich, als müßsie ein jed Wort bis auf den letzten Hauch auspressen. Dieweil mein Herr Vater zum andern Mal innehielt, schwoll der Drang so mächtig, daß mir fast die Sinne schwanden. Da fiel seine Stimm wie ein sausend Schwert:

Digitized by Google

„Nein! Des Bauren Herz schreit nit! Es ist zäh, verstockt, feige, giert nach einem Bettel, läßt sich mit Füßen treten und wälzt sich, so es für ein paar Schläg des Vogtes Aug nit fühlt, in viehischer Wolluſt!“

Wie das Gefild einen Blick lang tot liegt, wenns unterm Wetterstrahl aufgezuckt ist, so stocket alls Leben in dem Kirchl. Dann brüllts auf, Zornschrei und Wut. Sie brachen aus den Bänken und stürzten vor.

Mein Vater spreitzet die Händ dem Heiland entgegen und hielt die Bauren im Blick, wie eine tobende Hundskoppel am Riemen.

„Wollt ihr aufschreien, da euch ein Menschenwort ins Herz beißt! Seht ihn, sehet ihn an! Von Golgatha wärets nur drei Tag und er ist auferstanden in seiner Herrlichkeit — ihr aber habt ihn also verachtet in eurem tauben Gewissen, daß er Jahr um Jahr hangen mußt in tiefster Heilandsnot!

Ihr wollt mir drohen vor seinem milden Gesicht und wir haben all unsre evangelisch Freiheit von uns geworfen, als seie sie ein Haderlumpen! Doch Pätzke Pausewang hat bekannt. Dort an den Fenstern stehet die Beicht von eim unschuldigen Kind geschrieben. Bloß ist Pätzke Pausewang vor jedermanns Aug. Wer nur ein Krümlein Boden sein eigen nennt, kann auf ihn speien. Und da wollt ihr bellen!

Ist eur Elendskrug nit voll? Seid ihr nit beladen, daß euch die Knie knicken? Hat der Jammer nit Furchen in eure kurze Stirn gepflügt, daß sich ein Hund erbarmet? Ist eur Mark und Blut nit ausgesogen von Kindheit an, daß eure Augen so stumpf und tot wurden und selbsten die Wut nur ein düster Flammen weckt in ihnen?

Seht den Heiland! Seht ihn an! Nit Fürsten und Herrn, nit Pfaffen und Gelahrten hat er die Händ entgegen gebreitet, die müssen all erst Hermelin und Talar von den Schultern werfen, auf daß er ihnen winke. Aber auf euch, Bauren und Hirten, auf euch ist er zugeschritten: »Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, dann ich bin sanftmütig und vom Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.«

Sein Herz ist so weich wie die Milch der Mondnacht. Er wird euch schläfern, wenn eure Schwielen brennen und eure Stirn in Perlen steht. Er wird euch sänftigen, wenn der Zorn eure Kehlen würgt und euer Mund nach einem Fluche zittert. Er ist ein lieblicher Schlaf und allen Müden bereitet. Ihr werdet euch eines Worts entsinnen, so er an die qualvolle Brust gehaucht hat, auf daß sie sich im Seufzer löse, und um euch her wird des Tages Last versinken: dann ihr habt eine Zuflucht, darinn kein Vogt jagt und hetzt.“

Sie standen um ihn und wußten nit mehr, daß sie der jache Zorn angetrieben. Aus ihren durstigen Augen riefs mit Kinderblicken. Er hatt ihnen Sehnsucht geschenkt.

Und laß dir sagen, mein lieb, gelahrt Urenkelein: eim schlichten Herzen, das die Sorg um den Bissen erfüllt, Sehnsucht geben, ist mehr dann alle Weisheit der Welt. Ist des Gottes Offenbarungsblüte: aus ihr wächst der Same eines neuen Geschlechts, das noch des Urstandes Kraft birgt, und da liegt die Menschen-Zukunft innen. Die liegt aber niemalen in den Subtilen und Feinen; die sein der Beschluß und kein Werden. (Gleichen dem Sauleder, darein ein Druckwerk köstlich gebunden ist. Das mag voll

Digitized by Google

wunderbare Ranken gepreßt sein und mag blitzen vor Beschläg und Edelstein. Ist dannoch tot. Ein Ding, das ist gewest, schön zu schauen und köstlich zu bewahrn.) Das Leben wirket in den andern, so Sehnsucht tragen und noch des Urstands Kraft fühlen. —

Da mein Herr Vater ihre Blick sah, ging eine helle Freude von ihm wie ein Rausch und erfasset alle.

„Eures Heilands Herz ist ein Garten, so reich und weit als Himmel und Erd. Darinnen stehn die Blumen seiner Wort und jede trägt im Kelch des Trostes Tautropfen; darinnen stehn die Bäum seiner Werk und ihre Äst hangen tief vor süßer Frucht. Dort seid ihr Herren und frei, kein Zins und Gülten, kein Bed und Zehend, kein Totfall und Besthaupt. Ihr gehet ein zu jeder Stund und liegt euer Mut zu Staub gekrümmt als ein getreten Wurm, dort labt ihn ein Hauch des Friedens. Und zittert euer Leib vor Müdigkeit, wenn das Tageslicht verlöschen will, dort wachsen ihm Flügel. Seht, wie der Heiland am Kreuze hangt und ist doch reicher als Himmel und Erden, wie sollt er euch nit Freiheit geben, so ihr ihn erlöset aus seiner tiefsten Not und zu ihm kummt: »Herr, gib uns, wir sein hungrig und unsre Herzen brennen sehr!«"

Sie standen und sahen zu ihm auf, ließen seine Wort andächtig verhallen und waren alle gut.

Als aber das Schweigen, so über uns gehangen wie breite Engelsschwingen, seinen Fittich faltet, drang der alt Hinko-Heß zu mein Herrn Vater für und das Weiblein hing an seim Wammes. Sie stiegen die Altarstufen hinan und der Hinko-Heß dupfet meinem Herrn Vater an die Brust.

„Du hast unsern Sohn, den Jürg, verhauen, Pätzke. Ob er auch rauh war, wir habens dir übel nachtragen. Er kunnts nit mehr aushalten vor Schand, weil er ehedem so stark gewest und keiner sich wider ihn gestellt. Er ist davon, wir sein allein. — Pätzke, nun glauben wir aber, du hast recht tan; wenns auch unser Kind ist, der Jürg."

Mein Vater nahm die alte, zittrige Hand und das Hessen-Weiblein rief mit seiner pfeifenden Mausstimm, so laut es vermocht:

„Nun sollst du ihnen aber auch lehren, da du sie willig gemacht hast. Wir wölln nichts halbet an dir sehn, Pätzke!"

Er wandte sich zu den andern.

„Ich mein, etlich kunnten nit einmal 's Vaterunser beten."

Da rief eine Stimm aus der Mitten: „Ich kanns nit."

Und riefen die meisten: „Ich auch nit, lehr uns das Vaterunser."

Da gab er mir das Zeichen und ich las mit lauter Stimm; mußt es oft lesen, wie der Heiland am Berge denen von Galiläe beten gelehrt. Sie lauschten mit gefalteten Händen, sprachen mir nach und wurden nit müd, bis sie ihr Vaterunser kannten.

Dann saget mein Vater: „Nu ist die Kirch aus, geht heim."

Sie aber blieben und stellten eine Gaß, durch die er mußt zu förderst schreiten; indem zog einer die Glock zum Abschied.

Ich verlöschet die Lichter und schlug das Altarlinnen ein. Da kunnt ich sie hörn:

„Er hat den Jürg Heß verbläut. Er hat des Trobitzen Mühltor mit eim Holzscheit eingehaut. Seine Stimm hat sömlichs Mal den Trobitz zur Erd geworfen. Er ist nie im Wein besiegt. Er kann einen Bullen

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

beim Gehörn schmeißen. Er hat uns eine Predigt gehalten. Er hat uns das Vaterunser gelehrt."

Und etlich Alte kamen zu mir, ich sollt ihnen fürlesen, was auf den gemalten Briefen stund. Da ichs getan, verharreten sie in tiefem Besinnen.

„Seht den Pätzke Pausewang! Sein' Hufen hat er vertan und ist doch keine so stattlich in der Rund! Sehet, wie der Pätzke Buße tut, er schreibt die Schuld ans Kirchenfenster."

Der Bäcken-Kunz meinet: „Sollt wer auf Wittenberg, daß sie uns einen Installirten schicken. Die zu Wittenberg werdens nit ansehn, daß einer predigt, so den Stolpener Pfaffen schuldet."

Aber die andern wandten sich wider den Bäcken-Kunz und sagten zu ihm: „Halt's Maul."

Darüber ward der Bäcken-Kunz vor Zorn rot und rannt davon. Ich schloß die Kirchtür hinter den andern.

Auf der Straßenhöh standen wir atemlos uns zu verschnaufen. Wir sahen Breslen zum ersten Mal. War die gulden Kugel von Sant Dorotheen, die uns entgegenblinket. Eine ruhige braune Wolken stund über der Stadt. Und selbige braune Wolken war mir jeweils eine Freud, so oft ich einer Stadt nahe rucket. — Noch kannst die Häusergiebel nit unterscheiden, die Türm stechen gar stolz und fremd in' Himmel auf, aber die braun Wolken sagt dir: dort schaffen Menschen an hellen Feuerbränden mit Glühen und Schweißen, mit Sieden und Brauen, mit Dörren und Schmelzen, mit Reuchern, Dünsten, Brennen, Härten. Von hundert Werkfeuern, jeglichs auf eigne Weis genutzt, steigt's auf durch hundert Schornstein, aber oben wallt's in einand, ein ruhender Fittich, ein Zeichen, daß alle Kräft sich einen. Und die Wolken sagt, daß in selbiger Stadt ein Herd steht, der dir gen Mittag mit freundlichen Düften Gutes verheißen soll, der dich im künftigen Winter wärmen wird. — Am frühen Abend breitet er dann seinen milden Schein; in nächtiger Frühe soll dich sein Knistern und Fackeln arbeitslustig machen. Du braune behagliche Wolken, du Friedensfittich über der emsigen Stadt!

Bei ihrem Anblick leget sich der Sturm, so aus dem Junggesellen Jakob plötzlich herfürbrochen war und auch mich hinfortgerissen hatt. Eine frühreif Rührung machet sein trutziges Knabengesicht weich und auch in mir stieg die warme Freud auf. Wir vertraueten einand, kunnten nun schweigend und fröhlich weiterwandern, das Ziel vor Augen, eine junge Freundschaft im Herzen.

Und Breslau ließ mehr und mehr Turmspitzen aufblinken, leget des Feierabends milden Prunk um seine Giebeln und Mauern und hieß uns willkommen, wie eine gute, stattliche Bürgerfrau.

Das erst war das holländisch Lazarett. Und wir staunten ein Haus von so fürtrefflichem, weitläufigem Bau weit draußen vor den Schanzen zu finden. Hätten wir gewußt, daß die Siechen an giftiger Contagion darinnen lagen, wir hätten ehender dreimal ausgespieen, dann uns vergafft. — Dahinter schlug die groß Bastion eine ziemliche Wellen und wir sahen die Redut auf der Oberseiten ihre gespitzte Wallzungen und den pfahlgezähmten Graben gen den Tscheppin fürstrecken, wo zu derselbigen Zeit noch nit so viel Lustgärten zu sehen warn. — Eingangs

Digitized by Google

der Pfahlstadt verwunderten wir uns über die Hussitensäul, daran allen Heiligen die Köpf abgehauen sein, nur der Heiland am Kreuz ist verschont. Zogen demnach durchs Niklaustor.

„So uns nit schirmt des Herren Macht,
Ist umbsunst der Mauern Wacht."

Der Spruch überm Bogen. Er bedünket mich zwar frumm und wahrhaftig, jedannoch vor eine Fortification fast verläßlich.

Uns pochet das Herz, da wir nun die Niklausgassen durchschritten und aufn Ring kamen, indem wir noch niemalen einen so stattlichen Platz gesehn: der Turm der großen Wag, das Rathaus, die Tuchkammern, so noch ihre Laden offen hielten, die Leinwandbuden, darinnen die schweren Rollen hoch geschichtet lagen, die Eisenkräme, die Schuh- und Rotgerberbänk, die Kunstwerkstätten . . . uns gingen die Augen über.

Beim Rathaus stund etlichs Volk um den Pranger, das begaffet ein alts Weib, so man an die Staupsäulen gebunden; und etlich spieens an und schrien Wort hinauf, die ich dermalen noch nit verstund.

Es war kaum ein Fortkommen vor Staunen und Sehen, bis ich dannoch bei einer Schuhbank hielt und mich nach unsrer Herberg erkundiget.

„Im Flederwischgässel, beim grünen Polacken."

Also frugen wir uns dahin durch.

Als wir den Herrn Vater ziemend um Losament gebeten und ihm gelobet, frumme Söhn zu sein, ist uns das Geschenk in eim reichlichen Zinnbecher dargebracht worden. Er hieß uns in der Stuben auf den Zuschick-Geselln warten. Und derweil wir unsern ersten warmen Löffel in Breslau nahmen, kam auch der Orten-Gesell an, ein langer Hacht, er trug die Ohren voll Baumwoll. Ist noch im selbigen Jahr in der Oder beim Baden ersoffen. Machet nit viel Aufhebens mit der Beglückung einer ehrsamen Zunft zu Breslau durch unsern Zulauf. Wir hatten uns einer vertraulichen Anred versehn, er aber setzet sich zum Napf, heischet unsre Brief und las, derweil er in sich schlang.

„Ihr habet eine gute Nasen, da ihr zu uns kummt."

Da bericht' ich ihm von meines Herrn Vaters Weisung durch den Junker Strör von Gellwitz. Ich schmücket die weitläufig Red mit vielen ohnordentlichen lateinen Brocken. Taten gleichwohl ihre Schuldigkeit, dann der Orten-Gesell ließ jedesmal sein Löffel sinken und sahe mich verdutzt an, unterbrach mich aber nit. Machet mich auch mausig vor mein' Kompani, den Jakob Böhme, zu reden, indem ich ihn als einen Mann von tiefsinniger Betrachtung hinstellet. Der Böhme schien's wohl zufrieden, dann es machet ihn befangen, sich einem Fremden zu erklärn. Derweil hatt' der Zuschick-Gesell ausgelöfflet.

„Ihr scheint mir zween rechte Kauzen."

Er luget auf die Wandtafel, da alle Meisternamen verzeichnet stunden, und sein Gesicht verzog sich dermaßen, als ich niemalen eine ähnliche Grimaß gesehn; gluckset ein Vergnügen in sich hinein, daß mir der Unmut stieg, dann ich pochet noch ein wenig auf meine lateingespickte Red. Fraget ihn also nach Ursach seiner Erheiterung.

„Der Zwecken steckt just beim Schmier-Wutke. Der hat erst den Struppe; auch einer dem bei jeden Häscher Luft die heidnischen Wort im Maul aufquillen. Zween Gesellen hat der Wutke noch frei, dann die Gunst der gegenwärtigen Zeit läßt unsern ehrsamen Meistern drei Gesellen zu.

Digitized by Google

Er spannt just auf solliche Kauzen als ihr seid, da möchtet ihr euer Latein und sinnige Betrachtung wohl vertreten.

Und er gluckset wieder in sich, als hab er eine legende Henn verschluckt.

Da schoß mir das gähe Blut auf und ich meinet, daß es wohl mehr Kauzen gäb als uns zwei und daß ein wenig Erfahrenheit in denen freien Künsten des Lesens, Schreibens und also auch des hochedlen Lateins einem ehrsamen Handwerk nur zu statten käm.

Der Orten-Gesell sahe mich großmächtig an, schlug sich auf seine Knochen, daß es schallet.

„Potz Wunder und Geschrei! Sollt's einer glauben! Just allso geht des Schmierwutke ewige Litanei! Er hat's auch schon etlich Mal dem Altmeister und dem Beirat in langmächtigem Sermone fürgesungen: er schamet sich, indem manniche Meister nit einmal ihren Namen fertigen kunnten geschweige lesen; ist ihm aber vor übel genommen worn, sintemalen er sich durch sein Schmier-Priwileg ehe die Gunst der Meister verscherzet. Und ist durchdrungen, daß man ihm als Bescheid gegeben, er solle sich nur schamen, aber vor sich alleine, und es seie nit umsunst das Wort in aller Mund vom Schuster und seim Leisten. Zum Beschluß aber, lieber Bruder, will ich dich wohlgeneigt vermahnen, daß so ein Junggesell als du, deme erst der Flaum sprießet, sich nit vor eim Altgesellen mit großem Maule ohnziemlich aufspieln soll, es seie auf Latein oder in gemeiner Sprach."

Ich antwort' ihm: „Mit Gunst, lieber Bruder und Altgesell, die Kauzen schreien nit anderst, so du aber wohlgeneigt wärst uns anzuzeigen, was vor ein Bewandtnus es mit dem Schmier-Priwileg habe, so wölleten wir's danken."

Der Orten aber kehret uns den Rucken zu und brummet: „Das wird er euch schon selbsten verraten."

Die Meisterin rief ihr zu: „Christin, richt den Tisch!"

Da sprang der Struppe auf und der Tobias, als brennete ihnen die Sitzgelegenheit, sie zogen den Schragen unter den Kürbis, daß die Jungfer nur zu wischen brauchet, der Tobias schleppet sich einen Stuhl zum Herd und klettert hinauf, mit seinen ohnmenschlich langen Armen die Teller vom Sims zu holen, der Struppe aber half beim Aufsetzen. Und er tänzlet und scherwänzelt und flustert ihr halblaut zu, daß sie hell auflachet und mir das letzt Restlein Hunger verging.

Er saß auch neben ihr — ich aber ihr entgegen. Hütet mich wohl, mein schnelles Herz mit Blicken zu verraten, nur ihre putzigen Fingerlein begaffet ich heimlich. Der Struppe war ein munterer Kompani, wir mußten all über ihn lachen, ich auch. Und deine liebe Großmutter verstand ihre Kunst; wir sahen, daß wir nit übel gefahren seien.

Der Meister hielt mich auch hie im Aug. Ich saß gar bescheiden und führet Gabel und Messer, als wie sie ein Kavalier führen mocht, hoffet so in aller Still und Fürnehmheit eine Schanz bei ihr zu gewinnen, allein sie höret nur auf den Struppe.

Da fraget mich der Meister nach meiner Herkunft. Sie schwiegen und auch die Jungfer Christin richtet ihre zween hellen Stern auf mich, daß mir's Herz aufgumpet. Doch fasset ich mich und erzählet von der Wolfshufen und meinem Herrn Vater. Dabei kützlet mich die Hoffart nit

Digitized by Google

wenig, dann ich bedünket mich wahrlich keine Sau zu sein, geschweige der Esel, welchen mir der Meister Siegemund angetan. Ich stellet mich ihr als eines stolzen, freien Mannes Sohn für mit kurzen aber hohen Worten, also daß sie ein wenig spöttisch dreinsahe, die Meisterin aber immer verdrüßlicher ward; nur der Meister schien hinter meine Wort zu lugen.

Darnach hing ein frembes Schweigen im Gadem, kaum ein paar Augenblick lang, schlug aber dannoch all meine Hoffart nieder als wie ein Platzregen den Dunst. Ich sah: vor diesmal ist vertan; und mir ward übel, ich meinet jetz und jetz vom Stuhle zu fallen.

Der Struppe bog sich zur Meisterin.

„Ei sehet, Frau Meisterin, was vor einen heimlichen Prinzen Ihr da beherberget."

„Er scheint mir seines Vaters Sohn", murret die Meisterin abfällig.

Das wecket mein Herz und eine warme Wellen goß sich durch meinen Leib.

„Frau Meisterin, haltet zu Gunst, so ich ganz meines kühnen Vaters wert sein kunnt, nähm ich seine Härten und meine bitter einsame Kindheit gern zwiefach auf mich, davon ich Euch zwischen Teller und Mund kein' völlichen Bescheid kunnt geben. Er ist ein Mann, als ich keinen weiß, der ihm gliche. Und wir allesamt um diesen Tisch möchten ihm nit widerstehn."

Da schüttelt sie ohnwillig den Kopf, doch sahe sie nieder, stund auf und ging zum Herd, das Spühlwasser außm Kessel zu gießen.

Der Meister frug noch den Jakob Böhme und wir blieben sitzen, wiewohl allbereits gegessen war.

Der Jakob verfinstert seine Stirn; indem er sprach zerkrümelt er ein Brotränftel überm Teller.

„Meines Vaters Schloß steht in vier Tannenpfosten. Die Mauern sein windigs Kleibwerk. Inwendig gibts hungrige Mäuler und magere Bissen. Dannoch liegt ein Gärtel für dem Haus. Wir Kinder haben von Jahr zu Jahr gelauert, bis an den Sunnenblumen der gele Zungenkranz ist ausgefallen und die süßen Kern gar gewest sein. Ich hab mich bald auf Görlitz verzogen. Des waren Mutter und Vater wohl zufrieden. Dann den andern wuchs der Hunger je älter best mehr."

Er sahe mürrisch und verächtlich auf die Brotkrumen, so er zwischen den Fingern zerrieb. Auch nach ihm war's still, aber nit fremd. Die Meisterin war wieder zum Tisch treten und blicket in sein schmales, altklugs Gesicht.

„Ihr seid mir wahrlich zween Kauzen, als der Orten gesagt hat."

Der Meister Siegemund schwieg noch lang in Besinnlichkeit. Wir saßen allbereits am Werktisch und er strich aus eim Napf gelblichte Salben auf ein Reutterstiefel und tränket damit das Leder ein. Mannigsmal hielt er inne, durchmaß den Gadem und zog eine lange Spur im Sägemehl. Plötzlich stellet er sich vor uns auf.

„Euch, liebe Gesellen, fehlt fürderst noch das Fetten des Gemütes. Ich mein nit die aufgeschwemmte, wässerichte Feiste, so sich mannigsmal als wie eine Heiterkeit des Herzens gebärdet, ist aber nichts dann ein cholerisch und neidigs Fatzwerk, desgleichen nit eine phlegmatische Gebunsenheit, die sich etwan freudig erreget, so einer die Sauglocken läut' — sundern ich mein das sanfte oleum animae oder den Seelenbalsam,

Digitized by Google

so dem chimischen Oleum gleichet, welliches ist die Feinheit und Heiterkeit der Metalle. Und gleich wie sich das grobe Feuer der gemeinen Kohlen in den Metallen zum Lichtfeuer wandelt, also hat der Lebenslauf, so nichts als ein elementarisch Feuer vor den Menschen ist, auch eure Seelen erhützet in ihrem eignen Lichtbrande. Allein noch ist die Purgatio, das ist die reinliche Scheidung, nit geschehn. Das heitere Öl der Seelen kocht noch in den herben Salzen und Kalken, das sein die Schlacken oder faeces animarum in euch. Aber item, ich hab gesehn, daß ihr bereits im Brande stehet und manniche gelangen nit einmal dahin. Also, ihr lieben Gesellen, müsset zu Fetten kummen, dann eine magere Kreatur ist allezeit fast verdrüßlich . . . ."

Indem nun dein lieber Großvater sprach, auf und nieder schritt und wieder nachdenklich stille stund, erhob sich vom Herd her ein merklichs Gerassel und Gemürmel, je länger best mehr. Ich spüret bald, daß deiner lieben Großmutter auch ein Feuer aufstieg, war aber kein philosophisch Feuer, und so nit die Jungfer Christin ihr zuweilen zugeflustert, weiß nit, was geschehen wär. Allein ich spännet drauf, daß ein Topf in Scherben gehe.

Ich wußt damalen noch nit, was ich von des Meisters Tiefsinnigkeit sollt halten. Sahe mich verwundert um. Der Struppe verbiß ein Lachen und des öftern flackert's bei seinem Mund, als müsset ein Übermut herfürplatzen. Nur der Böhme saß mäuselstill und loset in sich hinein. Und daß er deines fürtrefflichen Großvaters wahre Sentenz und Meinung erfasset, davon ist seine „Aurora" Zeugnis, darinnen du im achten Kapitul vom Feuer, vom Fetten und Magern kannst lesen.

Der Meister hob sein Kopf und rief von des Gadems Mitten aus:

„Pausewang, du sollst deinem Namen Ehr machen, dann nomina seind omina."

Da wuschet die Meisterin auf, trücknet ihre Händ an der Schürzen, ging zum Tisch, erhob den Reutterstiefel.

„. . . und der Herr Mattheus Reußner will sein' Stiefel noch heint, dann er reit' am Freitag auf die Frankforter Meß!"

Dein Großvater winket ärgerlich, als wöllet er eine Mucken verscheuchen, allein er mocht den Faden verloren han, dann er schlich seufzend zum Stiefel.

„Ach, Adam, was vor unphilosophische Rippen hast in deiner urväterlichen Brust tragen!"

Alsbald glänzten des Herr Reußners Stiefel, als wie ich nie zuvor ein Stiefel glänzen sahe, das war aber an der chimischen Invention, der Schuhschmier, gelegen, so ihm den Namen Schmier-Wutke, desgleichen aber auch mannigs Stück Geld eintragen, wenn auch dieses alls durch den Rauchfang ist geflogen.

Seine Anred hatt' mich froh gemacht, dann ich sah, daß er mir meine Hoffart, desgleichen auch den Blutstropfen nit nachtrug. Seine Besinnlichkeit tauchet wohl durch Zufäll und Narrentänz hindurch. Und so fühlet ich mich gleichsam geborgen und stieg eine warm Neigung in mir auf und eine Wehmut, als müsset er ein gütiger Vater sein, der nit nach vigourös und couraschirt fraget.

Ich wußt noch nit, daß auf demselbigen Grunde der Besinnlichkeit auch die bittere Kält ruhet, die wohl ein allzuheißes Herz kann sänftigen — aber

Digitized by Google

ein frierend Herz bis zur Verzweiflung erstarret. Ein Glück, daß deine liebe Großmutter den Herd warm hielt.

Gen die Vesper bin ich auf der Bastei gewest. Nun liegt alls wieder unter der weißen Decken.

Vor etlichen Tägen, da ist ein warms Brausen über das Land gegangen — als wie Sehnsuchtsodem. Ist den Bäumen in die struppichten Kronen gefahrn und hat sie geschüttelt: „Wachet auf!“ Hat Schnee und Eis zerfressen und zerrieben, den Boden erweicht und durchquellet und alle Wurzeln mit lebendigen Wassern umschmeichlet: „Wachet auf!“ Die Oder ist geschwollen, war ein mächtigs Drängen und Ineinanderwogen, also daß leise huschend da und dort schäumige Wirbeln dahingeglitten sein, schnell, schnell, als kunnten's die dunkelen Ströme nit erwarten die frohe Botschaft in die Mark zu tragen: „Er ist nah! Wachet auf!“

Und war schon das wundersam Freudedrängen in mir aufgeglommen. Ach, des Lenzwunders bin ich erst recht bewußt, seit mein Leib nicht mehr teil hat an dem stürmenden, brausenden, alles erschütternden Gott. Du glaubst nit, was sunderlichs Glück der Lenz mir altem Mann bedeutet! Du wirst das einst noch verstehn ....

Doch heunt liegt wieder alls unter der weißen Decken. Er hat gerufen. Aber wieviel Leben aus dem verweheten Jahr hat ihn gehört? Wieviel ist im Herbest vor alle Zeit entschlafen? Und liegt: Schlummer bei Tod, Vergangnes und Erstorbnes beim Sämling und Zukunftsträger. Alls unterm stillen Hermelin.

Weißt nit, was der Schnee bedeckt.
Ist doch nur ein Kleid,
Wie ein Hermelin gestreckt
Voller Herrlichkeit.

Kummt im Lenz zu Blüt' und Stand,
Was der Herbst gestreut,
Oder birgt ein Totentand,
Was dein Herze scheut?

Weicher, leichter Flockentanz
Bettet Schlaf und Tod.
Blüht auf weißer Locken Glanz
Noch ein Morgenrot?

Kann dein Aug noch einmal glühn,
Da die Braue blaßt?
Wird dein Herz in Funken sprühn,
Trifft des Lenzes Hast?

Eisbart, wirst auch du erweckt,
Wann der Frühling freit?
— Weißt nit, was der Schnee bedeckt.
Ist ja nur ein Kleid.

Mir ist bang, als kunnt ich mich nimmer von dem Pulte trennen, als müsset ich mir noch eine Feder schneiden ... So ich bei mir denk: das

Digitized by Google

ist dein letzt Blatt — fasset's mich hart. Die chimisch Kuchel ist mein Heiligtum worden, die Truhen mein Schatzschrein.

Und dännoch: Der Lenz kummt, Joachim! Der gehört den Jungen. Die Jungen seind am Wort! Und immer nur die Jungen. Allso wills der wachsende, der freudig schaffende Gott.

Vor die Zeit hast genug geredt, Joachim Pausewang. Und liegst du endlich neben deiner Christin bei Sant Elisabeth am Kirchhof, dann sollst du eine neue Stimm führen. Sie werden die Blätter aufnehmen, so in diesen Winternächten von deinem Baum gefallen sein, und ihres Feierabends stille Stund wird von deinem Leben flustern.

Und du wirst bei ihnen sein. Ja, du wirst bei ihnen sein.

Rundschau

Heitere Grabreden?

Zum Totentage

Allgemeineres

Ist es wohl angemessen, daß bei einem Begräbnis der Geistliche seiner Gedächtnisrede einen nicht düstern, einen ernst-heiteren Grundton gibt? Eine Stimmung, die auf Trost und Überwinden auch schon im Irdischen hinweist?

Mir scheint, die Hauptsache ist: die wirkliches Leid tragenden sollen getröstet werden, damit sie sich nicht kraftlos dem Trübsinn hingeben.

Wie aber soll das geschehn, wenn der Redner in dieser ernsten Stunde noch einmal all die nun ja überwundenen Schmerzen, die der Verstorbene erduldet, durchwühlt, wenn er noch einmal die vielleicht sehr traurige Lebenslage der Hinterbliebenen in dunklen Farben schildert, wenn er noch einmal mit schweren, zitternden Worten den erlittenen Verlust zu fühlen gibt? Ich glaube, das alles wissen sie selbst am besten. Wohl die meisten Menschen sehen traurig genug in die Zukunft, vor allem in den ersten Tagen der Trauer: warum soll sie der Geistliche darin bestärken?

Das Gegenteil sollte er tun. Er soll von den freundlichen Stellen in des Toten Leben eine Brücke zu bauen suchen zu freundlichen Stellen im Leben der Lebenden! Eine Brücke, die eine freundliche Vergangenheit mit einer freundlichen Zukunft verbinden kann.

Anhaltspunkte wird ihm das Erdendasein eines jeden Menschen bieten, die der Geistliche als Bausteine zu diesem Werk benutzen kann, und das frei und tief empfundene Wort Gottes wird den Mörtel spenden. So male er das Charakterbild des Toten im Lichte der erlebten freundlichen Ereignisse seines Lebens, vor allem aber schildere er, was ihn hier auf Erden glücklich gemacht hat, was er erreicht, wodurch er sich befriedigt, gehoben gefühlt hat. Wenn auch düstere Ereignisse seine Lebensfreude getrübt haben, so können doch die Sterne, die ihm geleuchtet, auch in den Herzen der Zurückgelassenen zu ihrem eigenen Troste noch weiterstrahlen. Die Trauernden werden dadurch leichter mit dem Schmerzlichen versöhnt werden.

Und so ist es wohl richtig und angemessen, am Eingang der Rede des Ernstes dieses Todes zu gedenken, aber ihre Hauptstimmung, der Inhalt sei ein zukunftsfroher. Ich hab es bei meinen Trauerreden nie als eine Entweihung, immer als eine Segnung meiner

Digitized by Google

Worte empfunden, wenn mich von den Leidtragenden her strahlende Augen anblickten. Ich empfand: nun sind sie für diese Stunde wenigstens schon „drüben", schon dort, wo die Geister sich wieder ausgesöhnt haben mit dem allgemeinen Menschenlos. So gewiß Gott nicht peinigen will, so gewiß mag sein Diener nicht allein in die himmlische, sondern auch in eine freundlichere irdische Zukunft weisen, die doch auch Gottes ist.

Darf ich im Sinne dieser Aufgabe und des Erfolges der Grabrede einen Vorschlag machen? Der Geistliche spreche erst dann, wenn der Tote bereits der Erde übergeben worden ist. Nicht beim Anblick des Sarges, nicht an der geöffneten Gruft, sondern später in der Friedhofshalle oder in der Wohnung, wo wir nicht mehr im Banne des sichtbaren Toten gefangengehalten werden. Dann wird der Leidtragende leichteren Herzens von der ernsten Stätte scheiden, dann werden ihn die ihm noch im Geiste nachtönenden Worte des Geistlichen mit ungeschmälert ermutigender Kraft auf seinem Weiterwege begleiten und gestärkt wird er des Tages Arbeit wieder aufnehmen. . . Francescus

Literatur

Erich Schmidts „Volksgoethe"

Etwas gegen den Strom

Schmidts „Sechs-Mark-Goethe", mit vollem Titel: „Goethes Werke in sechs Bänden, im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt", ist vor nicht ganz einem Jahre im Insel-Verlage erschienen. Die sechs Bände sind in — leider wenig widerstandsfähigen — Pappband gebunden und kosten je eine Mark. Mit Opfern von seiten der Beteiligten hergestellt, zu billigem Preise zwecks weitester Verbreitung abgegeben, vom ersten Kenner des gesamten Materials auf der Höhe seines Lebens und aus der Fülle der beherrschten Massen ausgewählt, so ist diese Ausgabe denn das leuchtende Wahrzeichen des endlichen Sieges Goetheschen Geistes, ein Markstein der Volksbildung und erfülltes Sehnen Tausender von Gebildeten und Unbemittelten. Wenn man nämlich der Versicherungen einer eilfertigen Kritik Glauben schenken darf. Für den sachlichen Beurteiler wird alles darauf ankommen, ob der „erste Kenner" auch in tiefstem Verstande ein „Versteher", besser: ein „Nacherleber" ist, und wie er als der für das Ganze Verantwortliche seine Aufgabe verstanden und durchgeführt hat. Außer durch die Tat selbst hat er darüber in der Ausgabe soviel wir sehen keine Angaben gemacht. Man muß also versuchen, aus der Arbeitsleistung ihr Ziel zu erkennen.

Versuchen wir's! Greifen wir als zum nahezu Ausschlaggebenden, zum ersten Band, der außer „Faust" nebst dem „Urfaust" Gedichte und Sprüche enthält. 181 Gedichte und 140 Sprüche, das ist das Ergebnis der strengen Sichtung des unermeßnen Schatzes, den wir an Goethes Gedichten haben! Eine kühne Tat unsres Schatzmeisters, aber unsres Erachtens keine gerechtfertigte. Goethes Naturreichtum steckt in nichts so unmittelbar wie in den Gedichten; bei ihnen knausern heißt am Eindringlichsten knausern, was er überhaupt gibt. Wir bezweifeln nicht, daß die meisten Käufer der sechs Bände gern auf den „Urfaust" verzichtet hätten, der trotz aller anschaulichen Stärke doch erst für den tiefer Eingedrungenen ange-

Digitized by Google

messen ist, um dafür hundert Gedichte mehr zu erhalten. Man könnte ja sogar mit Fug im Verzicht auf den Urfaust durch seinen ersten Editor ein Zeichen größerer Pietät gegen den Dichter erblicken, denn jene erste Form der Tragödie war bekanntlich nach dem Willen ihres Schöpfers nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Goethes „Gedichte" ohne „Brautnacht", ohne „Novemberlied", ohne „Meeresstille" und „Glückliche Fahrt", mit nur dürftigen sechs Seiten aus den Römischen Elegien, den Episteln und Epigrammen zusammen, ohne Bakis Weissagungen, ohne Sonette, ohne die „Harzreise", „Wanderers Sturmlied", „Lilis Park", „Nachtgedanken", „Lida", „Philine", „Anakreons Grab" — Goethes Gedichte, so sagen wir, ohne alles dies und dabei nur mit dürftiger Auswahl aus dem Diwan: das sind nicht „Goethes Gedichte", sondern „gute Gedichte von Goethe". Hier nun sind sie leider sogar ausgewählt und angeordnet ohne ein lebhaftes und umfassendes Bild ihres Sängers vor Augen, ausgewählt nach dem Prinzip eines populären Durchschnittsgeschmackes etwas subjektiver Färbung. Wir meinen, daß der Herausgeber kein Gebiet finden konnte, wo es gerade für die Zwecke dieser Aufgabe übler angebracht gewesen wäre, so gewaltsam zu roden wie hier, wo es galt, das sechsbändige Optimum der Künstlerpersönlichkeit Goethes dem Suchenden so nahe wie möglich zu bringen.

Der zweite Band enthält außer Götz, Clavigo, Geschwistern, Egmont, Tasso und Iphigenie noch die „Künstler"dramen, Paläophron und aus dem „Maskenzug 1818" Abschnitte. Der dritte neben Werther, Wahlverwandtschaften und Hermann und Dorothea noch Ferdinand und Ottilie aus den „Unterhaltungen", dazu den Mann von fünfzig Jahren, die neue Melusine und die „Novelle". Im vierten findet man Wilhelm Meisters Lehrjahre. Im fünften Dichtung und Wahrheit. Endlich im sechsten weiteres Autobiographisches (Harzreise, Schweizerbriefe, Auswahl aus der italienischen Reise), Aufsätze und 145 Prosasprüche.

Was an dieser Auswahl auffällt, scheint mir zunächst, daß der gegenüber den Gedichten geübte strenge Auswahlgrundsatz im weiteren fallen gelassen ist. Die Streichungen in „Dichtung und Wahrheit" fallen nicht entsprechend ins Gewicht. Eigentliche Herausgeberarbeit birgt in diesem Sinn nur der Schlußband. Da scheint eine Art Charakterisierungstreben gewaltet zu haben, wenigstens ist dem Naturwissenschaftler Goethe beträchtlicher Raum gegönnt. Aber gerade unter diesem Gesichtspunkt erscheint die Arbeit matt und ohne innerlich durchgefühlten und durchgeführten Plan. Da fehlen — unentbehrlich zur Charakteristik! — Briefstellen, Tagebuch, Jahr- und Tageshefte, Gelegenheitsgedichte, Theaterfragen und Maximen. Sollte ausgewählt werden, so mußte das gesamte Material aufs Liebevollste und unter strenger Wahrung eines Zielstrebens berücksichtigt werden. Welch reizvolle Sammlung von kleinen Spiegeln und größeren Bildniszügen, wohlgeordnet in psychologisch scharf ersehene Blickfelder, welch feines Kunstwerk für sich hätte so entstehen können! Dabei war denn für den Herausgeber auch günstigste Gelegenheit, über die eigne Auffassung und Aufgabe sozusagen programma-

Digitized by Google

tisch und gleichzeitig als Führer von Mensch zu Mensch zu reden. Aber wo man auch hineingreift, — es zeigt sich bequeme Kompilation, kaum mit Ansätzen zu geistig formender Komposition. Im zweiten, dritten und vierten Band, die zumeist Ungekürztes enthalten, begegnet man ihr natürlich noch weniger. Zweierlei ist da bemerklich. Der klassizistische Goethe und Goethes Humor sind stiefmütterlich behandelt. Nichts aus den „Mitschuldigen", aus dem „Großkophta", „Bürgergeneral", „Jahrmarkt", aus „Götter, Helden und Wieland" ward für würdig befunden, nicht „Achilleis", „Reineke", „Epimenides", „Pandora", die „natürliche Tochter", keins der Jugendfragmente. Absicht oder Verlegenheit?, so fragt man und ist nur zu sehr versucht, auf Verlegenheit zu raten. Etwas Hilfloseres als diese „Auswahl" ist ja kaum vorstellbar. Zwischen dem „Ideal" einer geschmackvollen Durchschnittsblütenlese, dem zweiten einer am zugänglichsten Biographisch-Tatsächlichen klebenden, also überhaupt nicht gestaltenden „Charakteristik" und dem matt erstrebten und unerreichten dritten Ideal einer Allseitigkeit des Bildes, zwischen dem Künstler, dem Werk und dem Menschen als Leitgestirnen schwankt diese Auswahl hin und her, befriedigend in keinem Betracht. Das ist die stolze Tat, mit der die „Goethe-Gesellschaft" und Erich Schmidt im Jahrhundertanfang Goethe den Deutschen nahebringen wollten!

Man verzeihe das erregte Wort. Es gibt einige Umstände, die nicht nur Erregung, sondern sogar ein gewisses Maß von Empörung rechtfertigten. Worin war die Lobschreierei über diesen „Volksgoethe" begründet? Hatten die innerlich und äußerlich Bedürftigen nicht seit langer Zeit Reclam, Hesse, Cotta neben allerlei billigsten Einzelausgaben, die gute Dienste taten? War die Aufgabe überhaupt so schwer, daß ihre Lösung von der Etsch bis an den Belt belobhubelt werden mußte, selbst wenn sie glücklich gewesen wäre? Oder stand nicht vielmehr der Inhalt einer solchen Sammlung von vornherein fest, so daß er durch die Auswahl der Gedichte und die Einfügung von Dichtung und Wahrheit nur umgestoßen werden konnte?

Nun zu den Einleitungen, Anhängen und Anmerkungen, neben der Auswahl dem wichtigsten Betätigungsfeld des Herausgebers. Hier müßte sich der erfahrene Kenner, dem alles Gegenständliche nur leichtbeherrschter Stoff ist, als den erforderlichen Meister der Darstellung erweisen mit dem besonderen Ziel, volkstümlich, anschaulich, aber darum doch in keinem Punkt oberflächlich zu schreiben. Dies ist nun aber ein Gebiet, auf dem Erich Schmidt, soviel er als gestrenger Philologe leisten mochte, von vornherein nicht zu Hause war. Es scheint vielmehr, daß die scharfsichtige Textkritik, als Lebensarbeit geübt, zu anmutiger, frei gestaltender Textbildung keineswegs prädisponiere. Wir waren zwar darauf gefaßt, von dem Herausgeber des Urfaust und der stumpfen Jubiläumsfaustausgabe, von dem schwerfälligen Verfasser der „Charakteristiken" wieder verhältnismäßig Unpersönliches und gewaltsam ins Scheinmonumentale Stilisiertes zu lesen. Aber vor dem Stoffe Goetheschen Lebens und Goetheschen Werkes hat die alte Vertrautheit dem Stil Schmidts auch den letzten Rest von Frische und Ursprünglichkeit genommen.

Digitized by Google

Was wir in dieser Biographie, diesen kurzen angehängten Würdigungen finden, das sind matte Aufzählungen, öde Wiederholungen, normale oder gequälte Analysen. Meist Ergebnisse sorgsamen Kennenlernens. Wer einen „Nacherleber", einen Anlocker einen Begeisterer, wer eine Künstlerpersönlichkeit, — die ja doch auch sachlich im besten Sinn, sogar monumental gestalten könnte — wer dies alles sucht, wird enttäuscht. Wir müssen nach genauer Prüfung versichern, daß in den Anmerkungen (und den übrigens dankenswerten wenngleich nicht völlig einwandfreien Fremdwörtertabellen) der gleiche unfruchtbare Geist herrscht. Da werden, von simplen nur oft recht schwerfälligen Erklärungen abgesehen, in für den Volksgoethe durchaus überflüssiger, ja irreleitender Weise Textfassungen gerechtfertigt und kritisiert, Parallelen und Hinweise gegeben, Vergleiche angestellt und Forscher zitiert, Ausgaben aufgeführt — Leben, Anschauung, Einstellung, auch nur einen Funken von frisch eindringender Genußfreude, auch nur eine Spur von Hinleitung zu den Quellen und Tiefen dichterischer Welterfassung vermißt man in diesem Ödland.

Nun bedenke man, daß auf die Beschäftigung unsrer Gebildeten mit Goethe, ja mit unsrer Dichtung überhaupt kaum ein Zweiter soviel Einfluß hat, wie der Lehrer und Lehrerbildner an der Universität Berlin, wie Erich Schmidt. Und frage sich dann, ob die hier schon oft wiederholte Behauptung recht hat: daß die Erziehung zu keiner Art von Genußfähigkeit noch so im argen, noch so jenseits der Erkenntnis auch nur ihrer Aufgaben liegt, wie die Erziehung zur Genußfähigkeit an dichterischen Werken. Ezard Nidden

Ein Winkel-Philosoph

Ein merkwürdiges Buch. Mit einem scharfen Vorurteil geht der Nörgler von Beruf an die Lesung. Wie soll man das nun rubrizieren: „Philosophische Kuckuckseier"? Richtige Philosophie ist's nicht; dazu sind die Abschnitte zu kurz und die Worte, wie man schon im ersten Blättern sieht, viel zu volksmäßig. Und Erzählung ist's auch nicht, obwohl fortwährend, scheint's, etwas erzählt wird. Soll man Dichtung sagen? Sicherer, allgemeiner läßt sich das krause Zeug halt nicht fassen. Schreiben wir denn: Dichtung. Allein, dafür ist doch wieder das — sozusagen — Philosophieren zu sehr Hauptsache. Gut denn: Winkelphilosophie; dabei soll es bleiben.

Aber da muß sich einer doch wirklich fuchsen. Liest man da zuerst „Johann Jakob Schäufeles Philosophische Kuckuckseier", und dann findet man unversehens den Namen Wilhelm Schussen auf dem Titelblatt. Darüber steht freilich „Herausgegeben und bevorwortet von"; aber das kennt man schon, das ist eine ruchlose Mystifikation, und wahrhaftig keine neue, Herr Schussen! Wozu diese Umschweife?

Wir entsinnen uns sehr wohl: Sie sind einer von den neuen sieben Schwaben und offenbar noch sehr jung. Sie haben vor ein paar Jahren mit einem Schelmenroman angefangen — netter Anfang das! Aber wenn man einmal mit sowas auftritt und bekommt von der lammfrommen Kritik sogar unverantwortlich viel Lob und Aufmunterung und erreicht mit diesem Schelmenroman, der noch dazu „Vinzenz Faulhaber" heißt, gleich

Digitized by Google

die zweite Auflage und hat alsdann das Glück, daß einem mit einer zweiten Geschichte („Meine Steinauer" heißt sie) dasselbe widerfährt, warum in aller Welt bleibt man dann denn nicht bei seinem Leisten und schreibt ordentlich seinen Jahresroman? Nun war der neue Mann als Schelmenromanzier gebucht, dann in die große Abteilung Erzähler überschrieben — wohin jetzt mit ihm? „Philosophische Kuckuckseier": ein Zeug, das dem ordnenden Schreibergeist die größten Schwierigkeiten bereitet — das bedeutet einen rechten eigenwilligen Schwabenkopf, Herr Wilhelm Schussen! Man wird sich den Namen merken!

Was diese kurzen Sachen selbst anbelangt (verlegt hat sie die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart und sonstwo), so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es dem Verfasser mit nichten gelang, ein neues philosophisches Systemgebäude zu errichten. Sieht man von diesem — schulphilosophisch betrachtet! — entscheidenden Gebrechen ab, so darf man dem Winkelphilosophen zum Troste wohl zugestehen, daß ihm die populäre Gemütsphilosophie, die er da zum besten gibt und die wohl gar den eigentlichen Zweck seines Büchleins bedeuten soll, auf seine Art gewiß ganz vortrefflich gelang.

Haben wir uns erst einmal mit dem hinfälligen Advokatenschreiber „Johann Jakob Schäufele aus der Teilgemeinde Kleinwinenden, Oberamts Waldsee", in seine Dachwohnung begeben, wo er mit Frau und sieben Kindern nebst Schwieger haust, so sehen wir uns bald gezwungen, mit seinen Augen zu schauen. Der Mann ist ein Humorist, von der gutmütigen Abart derer, die alles Leben immer aufs neue als ein gnadenreiches Wunder anstaunen. Zugleich also ein Optimist und außerdem unverkennbar einer, der den Beruf zum Lehrenden in sich fühlt. Die Absicht, die Menschen zu bessern und zu bekehren, wird allerdings nirgends ganz unverblümt ausgesprochen. Das ist eben Winkelphilosophie, sich nicht in reinlich abgezogener Weise unmittelbar an die absolute Vernunft zu wenden, sondern mit Geschichtchen, kleinen Nachdenklichkeiten, schalkhaften Einfällen, lehrreichen Beispielen aus dem gemeinen Leben gleichzeitig das sozusagen ästhetische Wohlbehagen und eine vernünftige Sittlichkeit im Leser zu fördern. Dabei tritt in einer nicht gerade demagogischen, immerhin aber auffälligen Weise das Bestreben zutage, die wirtschaftlich Schwachen auf Kosten der Starken zu rühmen, wie denn überhaupt durchgängig mit einer nicht unergiebigen Beobachtung versucht wird, allem Kleinen, ja Kleinsten in der bürgerlichen Gesellschaft und in der Natur Bedeutung abzugewinnen. Zum Glück ist die Gesinnung durchaus versöhnlich. Das Ziel ist sichtlich, zähe die Unlustgefühle zu unterdrücken und die Lustgefühle zu mehren. So dürfte wohl kaum zu verhindern sein, daß oberflächenhafte Winkelphilosophie mit Hilfe gewisser dichterischer Lockmittel wieder einmal größeren Kreisen zur Freude gereichen können und werden werde.

Der Rezensent: gez. Rath

Ausführende Arbeit des Lyrikers

Freilich ist diese Arbeit eine ganz andere als die weit größere des Epikers, über die Karl Spitteler aus eigenster Erfahrung im zweiten Oktoberhefte 1908 schrieb. Sein Schlußsatz ist natürlich nicht gegen die Lyrik gewandt. Aber für andre

Digitized by Google

mag es doch ausgesprochen sein, daß auch Lyrik nicht nur ein Selbst erheischt, sondern auch zugleich ein oft nicht geringes Maß von Selbstüberwindung. Solche liegt schon im Emporbilden der persönlichen Empfindung zur allgemeinen, wofür Goethe manches Beispiel bietet. Und wenn auch Gottfried Keller einmal ungefähr gesagt hat, es sei erstaunlich, welche Mengen von Viktualien einer aufgenommen und verarbeitet haben müsse, bis seinem Gehirn wieder ein gutes lyrisches Gedicht entsprieße, so singt doch Eduard Mörike:

„Hat der Dichter im Geist ein köstliches Liedchen empfangen,
Ruhet und rastet er nicht, bis es vollendet ihn grüßt."

Wolrad Eigenbrodt

Borngräbers „Giordano Bruno". Bataille, Lilienfein

Berliner Theater

Setz dich mit Zahnschmerzen und einem geschwollenen Backen an den Wegrand, jeder Vorübergehende wird dir zum Arzt werden und dir ein unfehlbares Mittel gegen dein Leiden empfehlen — nur schade, jeder ein anderes, und alle kannst du Armster doch unmöglich durchprobieren. Schreibe als Kritiker über das Drama der Gegenwart und vermisse dies oder jenes dran: Fülle und Höhe der Ideen, Stil, Gegenwartsgeist, innere Form, und flugs schneien dir Briefe über Briefe ins Haus, die dich belehren, das alles, was du da vermißt hast, sei reichlich und überreichlich da, Poeten, die das leisteten, wüchsen dutzendweise im Lande, unsre Bühnenleiter seien nur zu blind, sie zu entdecken, und dann werden Namen genannt, manchmal aus deiner nächsten Nachbarschaft, und immer wenn du einen solchen Brief empfangen hast, kommst du dir von neuem unsäglich dumm und unerfahren vor. Doch eines Tages naht die Erlösung. Da sendet dir ein Verleger ein Buchdrama zu, oder ein junges von Idealen geschwelltes Theater weiht die neue Kunststätte mit dem Werke eines „bisher unverdientermaßen völlig unbekannt Gebliebenen" ein, oder ein literarischer Verein, der seine Aufgabe darin sucht, die ungerechten Zufälle der Öffentlichkeit zu korrigieren, veranstaltet vor seinen Mitgliedern und der schlecht unterrichteten Kritik die Aufführung eines „seit zehn Jahren vergebens um die gebührende Anerkennung ringenden Dramas" — du erkennst die alten Bekannten wieder, die dir in jenen Informationsbriefen schon begegnet sind, und einigermaßen wieder hergestellt in dem Gleichgewicht deines Selbstvertrauens gehst du von Lektüre oder Vorstellung zurück an deine Arbeit.

So ungefähr sahen die Umstände aus, unter denen ich vor einigen Jahren zuerst mit dem Dramatiker Otto Borngräber bekannt wurde; so sehen sie auch heute noch aus, da ich zum zweiten Male gezwungen werde, mich mit seiner Dramatik zu beschäftigen. Damals war es sein jüngstes Werk, das religiös-erotische Mysterium „Die ersten Menschen", das im Neuen Theater unter einem neuen reformatorisch gesinnten Regisseur gegeben wurde; diesmal war es sein früheste Drama, der „Giordano Bruno" von 1900 (Buchausgabe bei Eugen Diederichs, Jena), mit dem die Richard Wagner-Gesellschaft für Kunst und Kultur im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater noch einmal an das Gewissen der Zeit appellierte. Das äußere Bild der Aufführung war dort und hier das gleiche: es

Digitized by Google

gab Leute im Zuschauerraum, deren Beifall sich so stürmisch gebärdete, als gelte es, einem neuen Messias die Wege zu bereiten — die andern sahen sich kopfschüttelnd und achselzuckend an, genau so enttäuscht und verwundert wie damals, als Adahm und Chawa, Kajin und Chabel in einer vorgeblichen Tragödie, die vielmehr eine didaktische Lektion der monistischen Naturphilosophie war, zu erklären suchten, wie das Übel und die Sünde in die Welt gekommen. Und wirklich, ob der italienische Religionsstürmer und Wahrheitssucher des 16. Jahrhunderts oder die Urmenschen der Urzeit — das Chaos ist dasselbe. Eine Weile glaubt man, es müsse doch hinter all den großen Worten etwas stecken: eine schöpferische Idee, eine große Anschauung, ein starkes Gefühl, eine kühne Architektonik. Aber Worte, nichts als Worte! Bilder, die auf ellenhohen Stelzen einhergehen; Klänge, die die Lüfte erschüttern, von denen aber nicht ein einziger in unser Herz bringt oder zu unsrer Seele spricht. Nirgends ernsthafte Ansätze zu einer innern Entwicklung der Konflikte, überall nur die kalten, lärmenden Abrechnungen. Es gab in der letzten Berliner Aufführung einen kleinen unglücklichen Zwischenfall, einen von denen, die überall vorkommen können und über die man kein Wort verlieren soll, wenn sie nichts mehr zu sagen haben als eben eine tückische Widerspenstigkeit des Objekts. Aber diesmal hatte er mehr zu sagen. Die Darstellerin der Gräfin Virginie stürzt dem Giordano um ein paar Sekunden zu früh in die Arme, und der, unvorbereitet wie er ist, läßt sie um ein Haar zu Boden fallen — man lacht und wird sich erst nachträglich bewußt, welche treffende Kritik des Grundfehlers im Drama dieser dumme Zufall darstellt. So wie dieser Fehlschritt da auf der Bühne, läßt das Drama selbst überall die Vorbereitungen, die Motivierungen, die Übergänge und Zwischenglieder aus, es tut den zweiten Schritt, bevor es den ersten getan, und daher kollert alles durcheinander. Diese chaotische Gedankenwirrnis herrscht in den „Ersten Menschen“ genau so wie im „Giordano Bruno“. Die Tatsache, daß zwischen diesen beiden Dramen zehn Jahre liegen, beweist uns zur Genüge, daß die Entwicklungslosigkeit seiner Dramen die eigne persönliche Entwicklungslosigkeit des Dichters ist und daß sich aus dem Urbrei, den seine dramatische Produktion noch heute darstellt, nie und nimmer die aufbauende Energie jenes idealistischen Stildramas gebären kann, das gutgläubige Freunde und Anhänger noch immer von ihm erwarten.

War schon hier das „Theater“ im üblen Sinne des Wortes der eigentliche Freudtragende, so riß bei zwei andern Neuheiten der mittleren Oktoberwochen der Kulissenteufel vollends alle Trophäen an sich. Um Henri Bataille tät's einem weiter nicht groß leid: er war von jeher nichts andres als ein Halbdichter, in dem der Träumer und Grübler, der Phantast und Symboliker nur einen müden Kampf mit dem skrupellosen Boulevarddramatiker kämpfte; schon seine Dramatisierung der Tolstoischen „Auferstehung“, noch mehr seine Ehestücke „Maman Colibri“, „Der Skandal“ und „Die Maske“, sowie sein Maskenstück „Der Clown“ bewiesen das. Wenn sich jetzt sein vom Berliner Theater aufgeführtes Schauspiel „Die törichte Jungfrau“, das Drama der selbstgesühnten Verführung eines

Digitized by Google

Herzogskindes, mit Haut und Haaren den Knalleffekten verschreibt, so sieht man hier nur, wenn auch bedauernd, eine ursprünglich zur Schlichtheit strebende, aber längst selbst an ihrem bessern Teil verzweifelnde Begabung dahin sinken, wohin es sie lange schon zog. Frischer, überraschender und schmerzlicher ist der Kummer, wenn wir einen einheimischen Dichter wie Heinrich Lilienfein, auf den wir nach dem „Herrgottswarter“, aber auch noch nach dem „Schwarzen Kavalier“ Hoffnungen gründen durften, (gerade wir, die wir uns für das Drama das Beste von einer im neuen Geiste vollzogenen Vereinigung von Innerlichkeit und entschlossenem Theatersinn erwarten), wenn wir den in seinem neuen Schauspiel „Der Stier von Olivera“ (Neues Theater) ganz ähnliche Wege wandeln sehen wie den Pariser Effektjäger. Lilienfein hat sich in diesem farbenreichen und handlungssatten Gemälde aus dem spanischen Aufstande von 1808 von den stark theatralischen Außenseiten des spanischen Nationalcharakters, wie er sich namentlich in der dämonisch geschminkten Heldin verkörpert, so hinreißen lassen, daß ihm nicht viel Atem übrigbleibt zu all den feineren psychologischen Obliegenheiten eines Dramas, das doch neben seiner Sorge um wirksame Steigerung und verblüffende Aktschlüsse immerhin noch den Ehrgeiz erkennen läßt, Charaktere zu zeichnen und Leidenschaften sich entfalten und auswirken zu lassen. Er braucht nur seine eignen Jugenddramen vor sich zu erwecken, und er wird sich bewußt werden, wovon die Kuh so fett ist, die er jetzt melkt.

Friedrich Düsel

Ernst Didring

Münchner Theater

Vor einigen Jahren brachte das Münchner Hofschauspiel von dem jungen Schweden Ernst Didring ein Drama „Hohes Spiel“ zur Aufführung, das zwar durch einen befremdlich zerfahrenen Abschluß verstimmte, im ganzen aber durch eigenartige Beherrschung der Bühnenwirkung doch lebhafte Teilnahme gewann. Diese Teilnahme hat nun die Intendanz bewogen, auch die deutsche Erstaufführung eines neuen Stückes desselben Verfassers, des dreiaktigen Spiels „Valuta“ im Residenztheater zu bieten. Man erlebte aber eine Enttäuschung. Die Eigenart, die jenes frühere Werk auszeichnete, scheint sich doch mehr zufällig als aus wirklichen individuellen Eigentümlichkeiten des Autors ergeben zu haben, denn das neue „Spiel“ Didrings verharrt teils in sehr altmodisch-konventioneller Theatralik, teils frönt es einer oberflächlichen, arg vergröbernden Ibsenimitation. Am allerschlimmsten berührt daran, daß man bis zum Schlußakte durchaus nicht weiß, für welche Person des Stückes man sich eigentlich vorzugsweise interessieren soll: für einen im Sinne kindlicher Romantik typischen Geizhals, der aber gelegentlich auch John Gabriel Borkman phrasenhaft zu kopieren sucht, oder für seine charaktervoll-modernistische Tochter, die den Vater verachtet, oder endlich für einen entgleisten Kassierer, den diese Tochter einst still geliebt hat, ohne daß das Schicksal die entscheidende Annäherung begünstigte, und der nach vergeblichem Appell an das menschliche Erbarmen des Geizhalses durch Selbstmord sich den Folgen seiner Defraudation entzieht. Zuletzt wird

Digitized by Google

nach Verschwinden sämtlicher übrigen Figuren verblüffend klar, daß der Autor für den öden Geizhals und seine letzten deklamierenden Paroxysmen die Hauptteilnahme beansprucht: was man sich am allerwenigsten hatte denken können. Wenn Didring nicht mit einer neuen Arbeit die Wirkungen seines „Hohen Spiels" noch weit überbietet, dürfte er nach dieser von Publikum und Kritik bestätigten Niederlage in Deutschland nicht viel Aufmerksamkeit mehr finden.

Hanns von Gumppenberg

Musik

Theaterelend

Gustav Rickelt vom Berliner Lessingtheater hat zusammengestellt, was in kleineren und mittlern Theatern eine Choristin auf eigne Kosten an Kostüm zu beschaffen hat. Für unentbehrlich gelten: 1. Zwei bis drei verschiedene Bauernröcke mit den dazu passenden Miedern, Hemden, Tüchern und dergleichen, 2. ein italienisches Kostüm, 3. ein kurzes spanisches Kostüm, 4. ein altdeutsches Kostüm, 5. ein kurzes Rokokokostüm, 6. ein langes Kostüm, 7. ein türkisches Kostüm mit Kopfputz und Schmuck, 8. ein schottisches Kostüm, 9. ein Zigeunerkostüm, 10. ein Empirekostüm, 11. ein griechisches Kostüm, 12. ein Maskenkostüm, 13. ein spanisches Hofdamenkostüm, 14. ein altdeutsches Hofdamenkostüm, 15. ein schwarzes Samtkostüm mit Schleppe, 16. ein weißes Büßergewand, 17. eine moderne Balltoilette, 18. ein modernes Straßenkostüm, 19. ein modernes Winterkostüm, 20. ein modernes Sommerkostüm. Um das zu bestreiten, außerdem aber auch noch Unterhalt, Wohnung und Bekleidung, kurz alles in allem, hat eine Choristin monatlich 60 bis 125 Mark! Daß sie dies Rechenexempel nicht lösen kann, versteht sich, auf welchen Weg sie durch diese Not gewiesen wird, das versteht sich auch.

Einige sonstige Daten zum Theaterelend. Unter hundert Darstellern auf der Bühne verdienen dort 25 mehr als 3000, weitere 25 wenigstens mehr als 1000, 50 aber weniger als 1000 Mark jährlich, während ungefähr jeder zehnte überhaupt keine Stellung findet. Erläuternde Worte braucht es auch zu diesen Zahlen nicht.

Die Wiener Hofopernkrise

Habemus papam! Weingartner geht und Gregor kommt. Das ist die Lösung der Krise, die eigentlich mit Mahlers Abgang begonnen hat. Wir haben's damals an dieser Stelle den Wienern, die allzu optimistisch ihr „Le roi est mort, vive le roi" riefen, gesagt, was sie an Mahler verloren, nicht nur an Mahler, dem genialen Dirigenten, sondern vor allem an Mahler, der künstlerischen Persönlichkeit, dessen eiserner Wille den in Kunstdingen zur Laxheit und Oberflächlichkeit neigenden Donauphäaken seinen fanatischen Idealismus aufzwang. In seinem Abschiedsschreiben hatte dieser betont, daß er dem kunstwidrigen Geiste der Repertoirebühne einige reine Abende habe abringen wollen, aber nun den aussichtslosen Kampf aufgebe. Weingartner aber hatte dem Theater schon einmal unbefriedigt den Rücken gekehrt, unterlag aber nun doch der wieder an ihn herantretenden Versuchung. Er war gewissermaßen als Beschwichtigungsdirektor berufen worden, um das durch Mahlers dämonisches Naturell, sein schroffes Wesen und seine rücksichtslose ideale Forderung vor den Kopf gestoßene Personal und Publikum zu versöhnen. Aber

Digitized by Google

CITY OF CALIFORNIA

diese Absicht schlug fehl. Gerade der glatte, weltläufige, verbindliche, liebenswürdige Mann hat bald einen beständigen Kriegszustand heraufbeschworen. Er wollte es vielen recht machen, und hatte schließlich beinahe alles gegen sich. Statt scharfsichtig die von der Ära seines Vorgängers vernachlässigten Aufgaben zu finden und zu erfüllen, begann er damit, anerkannte Errungenschaften Mahlers mutwillig zu beseitigen. Mit seinen als Konzession an die Banausen gemeinten Wagnerstrichen, die dann plötzlich wieder zurückgenommen wurden, verstimmte er die große Zahl der Wagnerverehrer. Und er redete sich schließlich in einen solchen Antagonismus gegen den Bayreuther Meister hinein, daß man's an den Aufführungen spürte und die Zugkraft der Wagnerabende, dieser sonst sichersten Säulen der Bilanz, zu sinken begann. Infolge seiner Vernachlässigung Mozarts, die in seltsamem Widerspruch stand zu seinen Zeitungsartikeln mit der Parole „Zurück zu Mozart" verscherzte er sich die Sympathie der Klassizisten, und statt die Amerikaflucht der virtuosen Gesangstars durch eine Virtuosität des Ensembles zu paralysieren, versuchte er immer wieder neue Stars aufzubringen, oft mit großen Kosten, selten mit Glück. Bei dem geringen Sinn für das dramatische Ensemble konnten die an sich dankenswerten Bemühungen um die Belebung älterer Spielopern zu keinen rechten Erfolgen führen und die Aufführungen italienischer oder französischer Opern mit deutschen Sängern in der Originalsprache erwiesen sich als fragwürdige Experimente. Natürlich gab es auch allerhand Verdienstliches, natürlich kamen manche vorzügliche Vorstellungen zustande. Aber die Durchschnittsebene der Leistungen ist gegen früher doch merklich gesunken.

Kein Zweifel, daß Weingartner die besten Absichten beseelten. Aber dem frischen Enthusiasmus, der ihn zuweilen entflammte, haftete oft etwas so jünglinghaft Naives und Unbesonnenes an, daß er die Früchte seines lebhaften Eifers nur selten in schöner Reife pflücken konnte. Dem von selbstschöpferischen Plänen Beschäftigten fehlte wohl auch der Berufsfanatismus, der zähe Fleiß, um der Erzieher seiner Künstler zur Vertiefung in die letzten Schattierungen des Kunstwerkes zu sein. So sauber er den Orchesterpart ausarbeitete, so mitreißend sein etwas trockener Rhythmus wirkte, so war doch alles ein Musizieren am Drama vorbei statt aus dem Drama heraus, und das Unglück wollte, daß er sich als Spielleiter einen Beistand ausersehen hatte, der die Mängel seines Wesens nicht ausglich, sondern duplizierte. Und ganz abgesehen von seiner örtlichen Bedeutung wird der Fall Weingartner in Wien somit ein Schulbeispiel bleiben für die Tatsache, daß ein großes Operninstitut nicht einseitig vom Isolierschemel des absoluten Musikers geleitet werden kann, und so würde die Berufung Gregors von der Berliner „Komischen Oper" ein Korrektiv durch den Umschlag ins entgegengesetzte Prinzip ergeben.

Richard Batka

Vom Vater Haydn

Vom „Vater" Haydn oder gar vom „Papa" Haydn haben wir als Kinder viel gehört, das heißt nicht vielerlei Werke, aber dafür immer wieder die Sage vom „Papa". Filzpantoffel und Schlafrock, Käppchen und lange Pfeife wurden Sym-

Digitized by Google

bole seiner Musik, der „gute alte“ ward das Epitheton ornans. Und nun müssen wir umlernen! Das heißt, wer Pohls Haydnbiographie kannte und mehr als ein Dutzend Werke von oben her, der wußte schon, daß die üblichen Haydnschlagworte nicht stimmten; aber es mußte ein äußerer Anlaß dazukommen, um die Aufräumungsarbeiten ernstlich in Angriff zu nehmen. Den gab die Haydnfeier des Jahres 1909. Man muß es den Musikhistorikern danken, daß sie dabei keinen Rummel getrieben, sondern etwas geleistet haben. Es ist ordentlich gerodet worden, und man hat begonnen, sich ernstlich mit Haydn zu beschäftigen. Die neuen Bände seiner Jugend-Symphonien, mit denen die Gesamtausgabe der Werke eröffnet worden ist, haben sogar schon in der Praxis Beachtung gefunden, und die Aufführungen Haydnscher Messen bei der Wiener Haydnfeier haben in den weitesten Kreisen die Aufmerksamkeit auf den bisher so verlästerten Kirchenmusiker Haydn gelenkt. Frucht der von jenen Aufführungen ausgehenden Anregungen ist auch eine Neuausgabe von Haydns Harmonie-Messe (B-dur) für den praktischen Gebrauch, die ich für den Leipziger Riedelverein gemacht habe und die soeben im Verlage von Rieter-Biedermann in Leipzig erscheint. Diese Messe ist wie kaum eine andere geeignet, um darzutun, daß Haydn kein gemütlicher Papa war, sondern ein phantasievoller Feuerkopf, der noch mit 70 Jahren die höchsten Probleme des Lebens mit einer Unmittelbarkeit künstlerisch gestaltete, die staunenswert ist, dem die Erfindung noch überreich floß und der in der Behandlung des Orchesters Wege ging, auf denen ihm dann Beethoven folgen konnte. Die Messe hat den Vorzug prächtigster Sanglichkeit und herrlichen Chorsatzes, melodienreichster Sologesänge und einer natürlichen, heiteren Gottesverehrung ohne Skrupel und Zweifel. Es ist eine wahrhaft beglückende Musik, die alle deutschen Chorvereine (die Messe ist nicht schwer auszuführen) zu neuem Leben in den deutschen Städten erwecken sollten. Diese Art Kunst ist neben der Händels für die breiten Schichten des Volkes, das nach guter und doch nicht schwerer Musik lechzt, die rechte Kost! Georg Göhler

Zur „Eindämmung“ der „Konzertsintflut“

Das „Musikalische Wochenblatt“ hat im Januar die Rundfrage veranstaltet: Was kann geschehen, um die immer mehr anwachsende Konzertsintflut einzudämmen? Viele Antworten von berühmten, gescheiten und auch andern Leuten sind eingegangen und in mehreren Heften der Zeitschrift veröffentlicht worden. Man hat sich gar viel den Kopf zerbrochen, was man gegen die „drohende Konzertseuche“ unternehmen müsse. Man dachte daran, „im Interesse der Würde unsrer Kunst“ eine hohe Behörde einzusetzen, vor der jeder Konzertlustige einen Nachweis seiner Reife ablegen sollte. Auf ein paar Prüfungen mehr oder weniger kommt es uns Deutschen ja nicht an. Andere geben allen Ernstes der Hoffnung Ausdruck, die verehrlichen Herren Konzertagenten sollten „in Zukunft vorsichtiger sein in der Wahl ihrer Solisten“. Die Mehrzahl aller Einsender halten die Kritik für berufen, dem „Konzertunwesen“ zu steuern. Ganz wenige nur packen das Übel an der Wurzel.

Wem schadet eigentlich die „Konzertsintflut“ so gar sehr? Dem

Digitized by Google

Konzertagenten, dem Lokalvermieter usw. bis zum Türschließer und Zettelankleber, denen schadet sie nichts. Der musikliebenden Jugend gibt sie eine Gelegenheit, durch Freikarten billig Literatur kennen zu lernen. Jammern können eigentlich nur die Berufskritiker und vornehmlich die konzertierenden Künstler selbst, die sich opfern und aufreiben. Das Publikum aber? Das besucht ja nur Konzerte, wenn klingende Namen locken, wenn man „da“ gewesen sein muß. Verirrt es sich einmal zu Neulingen, so steht es fast immer einem Künstler, der ihm Großes gibt, hilflos gegenüber, und beklatscht klirrende Technik.

Der Musikverständige wird sich durch weise Auslese vor dem Zuviel retten können. Für ihn ist es das Schlimmste, Erstaufführungen freudig-entgegenharrend durch gestaltlos-hohle, mühsam-gequälte Produkte enttäuscht zu werden.

Der Kritiker schließlich wird bald einen Ausweg finden. Wenn sich eine Dame — vielleicht um neue Schüler zu erwerben — verpflichtet fühlt, Jahr für Jahr ein viertel Dutzend Klavierabende zu geben, so wird er — nachdem er ein- oder zweimal ihr freundlich seine Ansicht geäußert hat, späterhin höflich davon absehen. Die Künstler selbst leiden am schwersten unter der erdrückenden Zahl ihrer Mitgenossen, und an dem einzelnen rächt es sich sehr bitter, wenn ihn sein Lehrer zu früh der grausamen Öffentlichkeit übergibt.

Und hier kommen wir — glaube ich — wirklich auf das Übel, auf die Krankheit, an der unser Musikleben leidet: den Musikunterricht! Was können wir tun, um unsre Musikbildungsanstalten zu heben? Wie erreichen wir es, daß aus unsern Musikschulen nicht armselige Musikanten oder großprahlerische Virtuosen hervorgehen, sondern ernste, denkende Menschen, die sich und ihre Kunst in Beziehung bringen mit dem Leben unsrer Zeit, die allen großen Fragen der Kultur nachgehen können und wollen? Ist die Frage gelöst, so löst sich die der „Eindämmung“ der „Konzertsintflut“ ganz von selber. H. N.

Ännchen von Tharau in elf Röcken

Zur „Neubelebung“ des Volkslieds

Vor kurzem hörten wir in einer norddeutschen Universitätsstadt ein Konzert der Stadtkapelle, und darin auch „Annchen von Tharau im neuen Gewande“ von Schultze. „1. Introduktion. 2. Thema. 3. Variation. 4. Lumby: Traumbilder. 5. Gavotte Louis XIII. 6. Silberfischchen, Kletterer. 7. Pester Walzer, Lanner. 8. Meermädchenlied aus Oberon. 9. Faust, Polonäse. 10. Trauermarsch. 11. Reveil du Lion, Coutzky.“

Schön zu lesen, herrlich, wenn man's hört! „Annchen von Tharau“ in Form einer Gavotte Louis XIII., „Annchen von Tharau“ mit dem Meermädchenlied aus dem Oberon vermengt, „Annchen“ mit den „Silberfischchen“ Kletterers zusammen, und das Allerschönste: Annchen von Tharau als Trauermarsch. Die Aussicht: daß noch andere Lieder von einem gewandten Musikschneider auf solche Art neu „bekleidet“ und in unsern Volkskonzerten zur Hebung des öffentlichen Geschmacks wohl noch gar beliebt werden könnten — verspricht etwas. W. D.

Bildende Kunst

Die schwedische Sezession

Während in Frankreich die Woge neuer malerischer Gedanken, nachdem sie zuletzt noch

Digitized by Google

einmal in ein paar starken wunderlichen Persönlichkeiten sich etwas gewaltsam aufgereckt, nun mehr und mehr erschöpft zurücksinkt und ziemlich unfruchtbar in einem klassizistischen Neuakademismus zu versanden scheint, sehen wir rings die Länder, auf die diese Frühlingsflut hinübergegriffen, immer reicher und farbiger aus den belebenden Wassern steigen. Sie haben die erste fremde verwirrende Erregung der Sinne überwunden und finden sich nun im Keimen der Frucht wieder natürlich zu sich selbst zurück. Es ist in dieser Zeit so oft, von so vielen Seiten darüber Klage geführt worden, daß es heute kein Land mehr gibt, das nicht in seiner modernen Malerei die entscheidenden Einflüsse der Franzosen aufwiese, und man hat über diese Tatsache geklagt, als über eine Entnationalisierung der Kunst. Mich dünkt, es reift jetzt nach und nach die Zeit heran, zu untersuchen, wieviel dieser belebende Einfluß der Franzosen dazu beigetragen, die matt gewordene Kunst der einzelnen Länder über den Aufruhr hinweg wieder auf ihre lebendige nationale Eigenart und Tradition zurückzuführen, durch Bereicherung und Entwicklung ihrer äußeren Organe sie auch gerade in den Wurzeln ihrer charakteristischen Empfindung zu stärken. Das gäbe sozusagen den zweiten Abschnitt der „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst". (Meine sämtlichen Kritiken hier suchen in ihrem inneren Zusammenhange ja gewissermaßen als Prolegomena zu dieser weitergeführten Entwicklungsgeschichte zu dienen.) —

Wer wird bei der modernen schwedischen Malerei, die wir jetzt in der Ausstellung der „Schwedischen Sezession" („Konstnärsförbundet"), in den Räumen der Berliner Sezession, zum erstenmal als Gesamterscheinung hier zu betrachten Gelegenheit haben, wer wird bei diesen modernen Schweden die französischen Einflüsse übersehen wollen? Sie treten durchgängig und mit ausgesprochener Deutlichkeit hervor. Aber ist es dieses Französische, was den Künstlern hier das starke, schöne Gepräge gibt? Hinter der französischen Schule steht mächtiger und lockender die schwedische Heimat, diese köstliche schwedische Natur, die ihre entlaufenen Künstler mit doppelter Liebe in ihre frischen wundervollen Arme nimmt und sie genesen läßt von aller Fremdheit in der heimlichen Wärme ihres Blutes. Ich kenne die Werke der älteren Schweden zu wenig, um beurteilen zu können, ob ihr Verhältnis zur Heimat ein gleich inniges war, ob sie ebenso schwedisch, ebenso bodenständig waren, wie die modernen Franzosenschüler. Fast möchte man es bezweifeln. Und mag das Verhältnis auch treuer gewesen sein, so war es gewiß auch dumpfer, nicht von der eindringlichen Tiefe, Zartheit und Leidenschaft, die wir an den modernen mit so viel Freude genießen. Es ist wirklich kein Kunststück, diesen jungen Schweden im einzelnen ihre französischen Lehrer und Anreger vorzurechnen, aber es ist auch sehr überflüssig, dem Besten, dem innersten Wesen dieser Kunst bringt uns diese Ableitung nicht näher. Mögen einige auch hier die Mittel, eben das, was die Franzosen zu bieten hatten, überschätzt haben, für das Wesentliche der Kunst haben sie sie wohl nie gehalten. Sie ordneten die angenommenen Mittel immer ihrem eignen Erleben unter, nicht umgekehrt. Sie glaubten nie, daß sie sich als Schüler mit ihrem

Digitized by Google

Erleben nun auch in das fremde, besondere Erleben ihrer Lehrer hineinquälen müßten. Und selbst aus der Schule eines so gefährlichen Meisters wie Cezannes gehen sie darum unverbogen hervor. Der beste Schutz vorm Verfallen in Manier, eigne wie fremde, ist die unausgesetzte innige Vertrautheit mit der Natur. Gerade die im letzten Grunde bestehende Naturfremdheit der Franzosen ist es, die ihre stärksten Talente so leicht in Manier geraten läßt.

Wer in so feiner, ewig neuer Vertrautheit mit der Natur lebt, wie Bruno Liljefors, der große Jagdtiermaler Schwedens, der kann bei aller Einseitigkeit im Sujet und bei aller Subjektivität niemals in Manier verfallen. Wir kennen diesen Meister seit Jahren, und von den ausgestellten Bildern sind die meisten alte Bekannte, aber vor jedem steht man wieder mit der gleichen Überraschung. Wie hier eine Fülle intimsten Lebens in die feinste Beobachtung eingefangen und in eine bezwingende künstlerische Form niedergelegt ist, das ist schlechthin unvergleichlich. Die Japaner? Allerdings, aber Liljefors wirkt stärker, unmittelbarer, trotzdem sich sein Pinsel zugleich zu einer Delikatesse an dekorativer Wirkung erhebt, hinter der selbst die Japaner zurückbleiben. Da sind ein paar Schwäne, die so ruhig schaukelnd hinziehen durch die grünen bewegten Wellen mit den tanzenden leichten Lichtflocken; welch eine Wahrheit und Feinheit in dem Rhythmus dieses Bildes! Dann ein Strich Enten auf dem Paß, man glaubt das leise Pfeifen der Flügel zu hören: der Adler, der einen Hasen schlägt, im charakteristischen Moment, geladen voll von Bewegung und doch mit der einfachsten Kunst wie eingefangen im Genuß des Sehens. Wildenten im Schilfwasser; der nächtige Winterwald mit dem schnürenden Fuchs; alles das ist nicht bloß gesehen mit den feinen Augen eines Künstlers, das ist zugleich mit der ganzen Erregtheit des Weidmanns gewittert. Man denkt mit einem Seufzer an unsre landläufigen Jagdbilder, die mit Kunst so ganz, ganz selten was zu tun haben, und haben sie's, dann wird ganz gewiß wieder der Jäger dabei zum Narren gehalten.

Schade, daß Josephsohn so wenig charakteristisch vertreten ist, aber diese Vorführung noch schwankender unpersönlicher Jugendwerke und der Zeichnungen, in denen der schon geistig Umnachtete seine noch in der Verwirrung nach Schönheit tastenden Phantasien aussprach, sollten wohl nur Ergänzungen sein zu dem Charakterbild des Künstlers, das uns die Berliner Sezession früher vorgeführt. Vorzüglich dagegen ist der ausgezeichnete Tier- und Landschaftsmaler Niels Kreuger vertreten. Der Ernst und die Melancholie seiner früheren Bilder wird später durch ein stärkeres freudigeres Licht verdrängt, aber die innere Größe der Anschauung, die in dieser nordischen Landschaft so echt wirkt, ist ihnen geblieben. Auch Hermann Norrmann hat eine wunderbar herbe, sehnsüchtig ernste Stimmung in seinen Heidelandschaften mit dem schwindenden Licht. Karl Nordström, der eine ganze Anzahl großer, farbig heller Landschaften, Meer und Gebirge, zeigt, wirkt aber echter, überzeugender, intimer in seinen Zeichnungen, in denen er allen Stimmungen der Natur mit dem Stift nachfühlt. Das Meer mit

Digitized by Google

den starken schönen bewegten Farben, das besingt R. Lindström. Es ist wirklich ein Singen, stolz und freudig. E. Janssson malt das nächtliche Stockholm, ein Lichtstreifen am Horizont, der mit tausend Reflexen im Wasser ausläuft. Ein anderes Notturno, die stille tiefe Straße, die unten so dunkel ist und oben an den Fenstern hin nur scheu vom Mondlicht gestreift wird, schwebt ganz in der Stimmung der Sommernacht. Aber das Schönste ist diese Winterlandschaft mit dem grauen Himmel und den einsamen schmalen Wegen, die über das weißgrüne Eis zur Stadt hinlaufen. Daß Richard Bergh ein Porträtist von außerordentlichen Werten ist, der für jeden Charakter, den er malt, sich immer einen ganz neuen Stil schafft, der diesem Charakter angepaßt ist, daß er in dem Gruppenbild der Maler eine malerische Kultur von seltener Höhe offenbart, gebe ich gern zu; aber um so entschiedener muß ich die süßliche Romantik mancher Bilder, wie des Ritters mit der Jungfrau, ablehnen. Es tut gut, nach diesen so wenig schwedischen Bildern (der Kitsch ist halt in aller Welt der gleiche) die klare, frische Seeluft zu atmen, die um die Bilder Karl Wilhelmsons weht. Das ist einer der besten unter den Jüngeren und einer der schwedischsten. Er malt am liebsten das Volk, die Fischer bei der Arbeit, oder wenn sie Sonntags zur Kirche gehn oder im Kahn dahinfahren, die Männer ernst, die Frauen festlich bunt. Er malt sie mit einer Freude, einer Freude an den starken seeluftreinen Farben, die sie umatmen, und mit einer Freude an diesem Menschenschlag, an ihrem Fühlen und Treiben. Man weiß, wieviel er von den Franzosen, zumal von einem hat, aber man denkt daran gar nicht; und wenn man sich schon durchaus eines Fremden dabei erinnern soll, so kommt einem eher der Gedanke an unsern Leibl. Von diesem Schlage ist er.

Unter den Bildhauern ragt besonders Erikson hervor. Er hat einen Entwurf für ein Denkmal der Befreiung Schwedens von den Dänen da, einen großen wurzelhaften Bauern, der vorwärts gekrümmt die Armbrust mit dem Fuße spannt. Ein Werk, realistisch, leidenschaftlich bewegt, und zugleich von plastischer Strenge und monumentaler Wirkung. Auch sein Schlittschuhläufer zeigt den starken Schwung der Bewegung in eine sichre, feine Linie gebannt. Daneben sehen wir noch die reizende kleine Holzfigur eines tanzenden Mädchens.

Erich Vogeler

Zur Frage der Kunstkritik

„Seitdem mit dem neunzehnten Jahrhundert die »unselige« Laien- und Dilettantenkritik alle Zeitungen und Zeitschriften durchzieht, »ist die Kunstgeschichte voll von dem Schaden, den gerade die schöpferische Kunst dadurch erlitten hat, von dem bitteren Unrecht, das gerade den Trägern der lebendigen Entwicklung zugefügt wurde«. Diese Schädlichkeit der Laienkritik gerade für die schöpferischen Kräfte und gerade für die Gegenwartskunst, besonders die bildende, ist nicht verwunderlich, denn der Laie kennt eben »die wirklichen Kriterien für die Wertunterschiede« nicht, und nur die Kunstwissenschaft »ist im Besitz einer objektiven Methode der Wertung«. Vor allem weiß der Laie mit der richtigen Terminologie nicht Bescheid, findet sich zwischen den verschiedenen Ismussen nicht zu-

Digitized by Google

recht — der (meines Wissens Schopenhauersche) Witz von den Ismussen gehört seit einigen Jahrzehnten selbst zum eisernen Bestand der wissenschaftlichen Terminologie! — und wie sollte er: »die richtige Anwendung einer wissenschaftlichen Terminologie und (!) die Fähigkeit methodischen Urteilens in Kunstdingen fliegen einem auch bei der größten Kunstliebe nicht an«. Es ist eine »kunstwissenschaftliche Erkenntnistatsache«, daß es für den Wert eines Kunstwerkes vollkommen gleichgültig ist, welchem Ismus es angehört. Am schlimmsten aber ist der die Laienkritik beherrschende Akademismus."

Dies ungefähr sind die Prinzipien, mit denen jüngst eine fachmännische Antikritik in der „Christlichen Welt" sich unterbaute.

Da ist nun aufs höchste zu begrüßen, daß hier ein wirklicher und richtiger kunstgelehrter Fachmann, und zwar nicht privatim, sondern mit größter Feierlichkeit im Namen der Kunstwissenschaft als solcher für schöpferische und moderne Kunst Partei nimmt. Die, welche den schöpferischen Kräften durchgeholfen hatten, gehörten zu sehr großem Teil der „unseligen" Laienkritik an. Und noch vor wenigen Jahren schrieb umgekehrt ein berühmter Kunstwissenschaftler einen langen Aufsatz über Klingers Beethovendenkmal, worin er dessen Wert wissenschaftlich widerlegte.

Ist es nicht auch wunderbar, daß der vom Fachmann angegebene Anfangszeitpunkt des Schreckens die ersten Regungen frischer Kräfte bringt, während vor der „unseligen" Laienkritik der unbeschränkte Akademismus herrscht, dessen Entstehung und Blüte auch der Fachmann unter die Schöpfungen einer von Laienkritik noch unbehelligten Zeit rechnen muß? Dann setzte die Laien-Kunstkritik Goethes und der Romantiker ein. Die ersten Blitze gegen den Klassizismus leuchten aus Worten Herders, Klopstocks, Heinses, der Frau von Stael auf; Wissenschaftler sind nicht dabei. Aus dem Milieu der romantischen Laien-Kunstkritik treten Schwind, Böcklin, Feuerbach hervor, — unter den Beratern des Grafen Schack ist kein Wissenschaftler bekannt geworden. Ruskin mag allenfalls als einer gelten, man weiß aber, daß er seinen Kampf gegen die Wissenschaft seiner Zeit zu führen hatte, wie denn auch die heutige Wissenschaft ihn am liebsten als Dilettanten einrechnet. Morris war Laie. Zolas Eintreten für den Impressionismus und Avenarius' Arbeiten für Klingers und Böcklins Anerkennung gingen ebenfalls nicht von Wissenschaftlern aus. Es gab allerdings auch solche unter den Heraufführern der neuen Bewegung. Ihre Namen sollen bei uns um so gewisser in Ehren gehalten werden — als sie in wirklich „streng" wissenschaftlichen Kreisen zunächst als Ketzernamen galten.

Mit dem Tatbeweis für die Schädlichkeit der „Laien"-Kritik gegenüber der wissenschaftlichen steht es also trübe.

Freilich haben nun manche dieser Nichtzünftigen „die richtige Anwendung einer wissenschaftlichen Terminologie" nicht beherrscht. Indessen vielleicht entschließt sich die Wissenschaft dazu, auch das unter ihre „festgestellten Erkenntnistatsachen" aufzunehmen, daß es für den Wert eines Kunsturteils gleichgültig ist, in welcher Terminologie es sich bewegt.

Nachdem so viele Schlachten der letztvergangenen Kunstentwicklung gegen die Verdammungsurteile sehr zahlreicher Kunstgelehrter ausgefochten worden sind, spricht es jetzt

Digitized by Google

von den Kathedern mit der Naivität Unfehlbarer: „Nachdem wir Sie nun, meine Herren Künstler, bis hierher geführt haben, erübrigt Ihnen nur noch, die verdächtigen Gestalten von sich abzuweisen, mit denen Sie sich bisher kompromittiert haben. Denn jene Verworfenen haben die neuschöpferischen Kräfte in Ihnen nur aus rein gestimmter Empfänglichkeit, also aus einem unwissenschaftlichen Instinkt heraus, also unzulässig und kunstschädlich weniger erkannt als erfühlt und in einer verworrenen Terminologie ausgedrückt. Wir aber werden Ihnen wissenschaftlich an den wirklichen Kriterien und mit objektiver Methode beweisen, daß Sie (damals) neue Werte schufen, und weshalb. Ja mehr, wir werden Sie mit diesen neuen objektiven Maßstäben versehen, an denen Sie jederzeit die Höhe Ihrer schöpferischen Kraft wie an einem Thermometer werden ablesen können. So werden wir Sie allmählich lehren, auf streng wissenschaftlicher Basis und mit wissenschaftlicher Genauigkeit neuschöpferische Werte zu produzieren. Wir werden Sie, wenn Sie sich uns anvertrauen, zugleich aus der mißfarbenen Rolle von Bohémiens erlösen und zu der hohen Stellung emporziehen, auf der wir selbst stehen: zur Würde des Wissenschaftlers. Aus der unseligen Zeit jener Kritik und Kunst, die auf rein instinktiven, subjektiven, wissenschaftlich unmeßbaren Gefühlskräften beruhte, in die stets prompte wissenschaftliche Seligkeit."

Vor mehr als anderthalb Jahrzehnten schrieb Adolf Hildebrand sein berühmtes Buch über das Problem der Form. Er richtete das Buch ausdrücklich gegen die wissenschaftliche Stimmung seiner Zeit und verwahrte sich ebenso ausdrücklich dagegen, mit seinen mehr elementaren und auf die Form allein gerichteten Feststellungen irgend etwas besagen zu wollen, was die künstlerische Individualität beschränken könnte. Indessen war Hildebrand selbst zu sehr Kind eben desselben wissenschaftlichen Zeitalters, das er angriff, um dies Programm einhalten zu können. So kam es, daß er, was eine reiche künstlerische Erfahrung und ein kräftiger künstlerischer Instinkt ihm an wertvollen Beobachtungen eingebracht hatte, in einer Form vortrug, als handle es sich um rein logische Folgerungen aus den elementaren Bedingungen des Sehens, das auf jeden Fall das Aufnahmeorgan der bildenden Kunst ist.

Es konnte nicht ausbleiben, daß, wenn eine solche Darstellung in die Hände eines richtigen Wissenschaftlers gelangte, auch die glühendste Verwahrung gegen die wissenschaftliche Stimmung nichts nutzen konnte: sie mußte mit in die Darre. Der Münchner Professor Hans Cornelius beschloß, sich der Angelegenheit methodisch, systematisch und überhaupt mit der nötigen Wissenschaft anzunehmen. Aus dem Hildebrandschen: D u r c h das Auge wird bei ihm ein: F ü r das Auge und gar: A l l e i n für das Auge. Und aus der gewiß wichtigen Hildebrandschen Forderung einer Klärung der Form als Vorbedingung wird hier fast der Zweck der Kunst. Doch mag auch dies noch erträglich bleiben; aber nun kommen die Schüler und Schülersschüler und erzählen uns, daß die Kunst überhaupt bisher mißverstanden sei. Sie sei durchaus nichts anderes als eine Wissenschaft. Wie die (bisher allein sogenannte) Wissenschaft im engeren Sinn die Ordnung und Klärung der Verstandesvorstellungen zum Zweck habe, so die Kunst nichts andres als die Ordnung und

Digitized by Google

Klärung der verschiedenen Sinnesvorstellungen. Dies sei ihr Zweck und ihr alleiniger Inhalt, alles andre, was man nennen möge, Instinkt, Begabung (soweit nicht nur normales logisches Vermögen gemeint ist), Gefühl, Ausdruck, Genie seien faule Sentimentalitäten, von denen die Kunst zu entlasten eben das erlösende Amt der Kunstwissenschaft sei. Mit der nötigen Fähigkeit zu logischem Denken und mit normaler Sinnesausrüstung könne ein jeder wie immer sonst gerichtete Mensch in einem halben Jahre eine Kunst, zum Beispiel die Malerei, bis zur Herstellung eines ausstellungsfähigen Werkes erlernen. Nicht einmal diese letztere These ist ein schlechter Witz, sie ist wirklich gezogene Konsequenz.

Daß man nun von bestimmten Voraussetzungen aus selbst bis zu dieser Karikatur einer Kunstbetrachtung ohne merklichen logischen Sprung kommen kann, ist möglich. Aber sicherer noch ist, daß man damit von etwas anderem spricht, als wir übrigen, denen die Kunst mehr ist, als das corpus vile, um eine unfehlbare Theorie an ihr zu exerzieren und zu genießen. Und gewiß ist auch, daß hier ein neuer Akademismus aufbricht, dürrer als der alte. Akademismus allerdings nicht im Sinne der auf Regeln gebrachten Nachahmung einer bestimmten vorhandenen Kunst, aber doch eines sogenannt „künstlerischen" Arbeitens nach „objektiven" Maßstäben oder wissenschaftlichen Prinzipien, statt aus lebendigen künstlerischen Instinkten.

Aber die Kunst, die *wir* meinen, und auf die allein das Beiwort einer *schöpferischen* Kunst angewandt werden kann, ist beschlossen zwischen den aus wirkendem innerem Trieb heraus schaffenden Künstlern und der reinen Empfänglichkeit von Menschen, die an keinerlei wissenschaftlichen Hemmungen leiden, also (wissenschaftlich betrachtet) Laien sind. Der Wissenschaftler mag alles mögliche vor dem Laien voraus haben, und eine Kunstgeschichte oder -theorie wird er gewiß mit mehr Kenntnis, Umsicht und Geschick und ganz gewiß auch mit einer „richtigeren Anwendung der wissenschaftlichen Terminologie" schreiben: nur gerade für die praktische Kunstkritik gegenwärtiger und zumal schöpferischer Kunst unterscheidet ihn vom kunstliebenden und -empfänglichen Laien nichts als die *größere Schwierigkeit, zur Unbefangenheit* zu kommen, also gerade: *neuen Werten* Einfluß auf sich zu erlauben.

Da der Spruch des kunstliebenden Laien bewußt und unbewußt stets auf der Voraussetzung subjektiven Urteils steht, also nie die Prätension erhebt, objektiv bindend zu sein, so kann schon deshalb auch eine unverständige Laienkritik an wirklicher Schädlichkeit sich nie mit einer wissenschaftlichen messen, die objektiver Methode berühmt wird. Gerade das, was ihm der Wissenschaftler als Hauptmangel anrechnet, macht den Laien überlegen. Denn diese vorausgesetzte Subjektivität des Urteils läßt das Grunddatum alles Kunstschaffens wie -urteilens unberührt und zu Recht: das, was, wie gesagt, die Laienkritik voraussetzt, aber auch die ihrer Grenzen sich bewußte wissenschaftliche Theorie anerkennt: die „Autonomie der ästhetischen Werte". Der Kunstwissenschaftler Broder Christiansen hat es unter dieser Überschrift in seinem schwer abstrakten und von oben her konstruierenden, aber dennoch tief ins Wesentliche eingreifenden Buch über „Philosophie der Kunst" als erstes Kapitel allem

Digitized by Google

übrigen mit Recht vorausgeschickt.

Das Leben, da, wo es aus den tiefsten Quellen schöpft und schöpferisch wird, in Kunst, Religion und Sittlichkeit also, ist selbständig, sich selbst Gesetz, autonom. Daß es so in seiner vollen Kraft nur selten durch die wissenschaftlich feststellbare Konvention hindurchbricht, ist kein ausreichender Grund dafür, ihm auch diese selten sich verwirklichende Möglichkeit mit sogenannten objektiven Maßstäben und Methoden zu verbauen. Zumal da dieses autonome Kunstgefühl, so selten es zu voller Stärke anschwellen mag, doch in abgeschwächten Regungen und Zuckungen überall durchschlägt, wo bewußt subjektiv geurteilt und geschaffen wird.

„Subjektiv" und „objektiv" sind überhaupt nicht Gegensätze, wie die Oberflächlichen und damit leider sehr viele Wissenschaftler wähnen. In Sachen der eigentlichen Lebensmächte, überall da also, wo es sich um schöpferisches Leben handelt, ist es eine einfache Kraftfrage, ob man bis in die Tiefe der gesetzgebenden Objektivität durchdringt. Nur eine sehr starke Subjektivität dringt bis dahin vor, daß sie die Kraft der Objektivität erreicht. Wer aber zu dieser befehlenden Objektivität, die überstark gewordene Subjektivität ist, dadurch kommen will, daß er objektiv anfängt, der erschleicht das Ziel und hat eben damit bewiesen, daß sein Urteil für die Frage der schöpferischen Neuwerte nicht in Betracht kommt.

Die Objektivität der Wissenschaft lassen wir der Konvention, dem Leben zweiter Hand, das allein durch sie erfaßt wird.

Laien- und Dilettantenkritik ist nicht ein und dasselbe, wie der Marburger Fachmann annimmt. In der eigentlichen praktischen Kritik sind die Kunstgelehrten — von Wissenschafts wegen — Dilettanten, und Künstler und Kunstliebhaber allein sind die Berufenen.

Artur Bonus

„Hochherrschaftlich"

So steht es zu lesen, auf Riesenplakaten, die die ganze Front bedecken, an den Neubauten der Mietkasernen zumal draußen an der westlichen Peripherie der Stadt: Hochherrschaftliche Wohnungen von zwei und drei Zimmern mit allem Komfort der Neuzeit, Hof vier Treppen. Verzeihung, so heißt es natürlich nicht — hochherrschaftlich und Hofgebäude, wie reimte sich das zusammen! Also, es heißt nicht — im Hofgebäude, es heißt: im Gartenhaus. Hat man doch den Hof, der im übrigen zwar einem phantastischen Gemüt die Erinnerung an alte, graulich tiefe, dunkle Burgverließe wachrufen kann, durch eine Linde in einen üppigen Garten umgewandelt; durch eine einzige arme, dünne, bleichsüchtige Linde, die mit kranker, hysterischer Sehnsucht nach dem Streifchen Licht da ganz, ganz oben hinauflangt und an dieser unerfüllbaren Sehnsucht bald auch sterben wird. Aber so liest man es wahrhaftig: hochherrschaftliche Wohnungen von 2, zwei Zimmern im Gartenhaus. Der naive Verstand fragt mit einiger Verwunderung, wo in dieser hochherrschaftlichen Zweizimmerwohnung („mit allem Komfort der Neuzeit") sich die Räume der Dienerschaft befinden, die eine unschuldige Logik doch als notwendiges Korrelat zu einer Herrschaft setzt. Aber, was hätte die menschliche Eitelkeit je mit dem naiven Verstande zu tun gehabt. Und bitte, seien wir gerecht, die Logik ist doch nicht so ganz ausgeschaltet: Soll etwa

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Frau Magistrats-Supernumerariatsanwärter Schulze, die doch, wenn sie im Buttergeschäft einkauft, und auch beim Schlächter, und auch bei der Gemüsekrämerin, als „gnädige Frau" honoriert wird, ich frage, soll die „gnädige Frau" Magistrats-Supernumerariatsanwärter in einer ganz simplen Kleinbürgerwohnung hausen?! Soll man sich vor sich selbst den schönen Nimbus zerstören, den fleißige Käsehändlerinnenrhetorik gewoben? Man hat auch seine Verpflichtungen; schon seiner Bildung gegenüber: Wenn's auch bloß Wurststulle ist, aber man „soupiert".

Der geneigte Leser wird nun vielleicht denken: Macht mir mein Autor keinen Wind vor, so tut's der Palastherr der Mietkaserne seinen Kunden; das „Hochherrschaftlich" ist natürlich purer Schwindel, hinter dem blendenden Wort versteckt sich die simple Wurststulle einer ganz gewöhnlichen prunklosen Kleinbürgerwohnung. Wenn's nur so wäre, man hätte seinen Humor davon. Aber leider, leider: es ist Wahrheit. Und das ist ein trauriger Humor. Denn diese Wahrheit, das ist ja in einem viel tieferen Sinne die Lüge. Diese Zweizimmerwohnung ist hochherrschaftlich, und ganz und gar, auch die Küche, auch das Wasserklosett: Stuck an den Wänden und den posaunenden Engel an der Decke . . . Nein, da habe ich nun doch geschwindelt. Einen posaunierenden Engel an der Decke, wie kann man, man ist doch modern, und zumal in Berlin W. Natürlich ist diese Dekoration von Peter Behrens. Wahrhaftig von Peter Behrens! Nun, nicht so ganz direkt. Es haben sich viele Hände dazwischengesteckt; und wie das so zu sein pflegt hinter der Kunst her, es waren nicht immer die reinsten. Ja, als dieser dekorative Gedanke aus Peter Behrens Kopf stieg, da war er streng und jungfräulich, eine Minerva. Aber nun mußte das Mädchen in die Fabrik gehen. Und da geriet sie natürlich in schlechte Gesellschaft. Und wie es dann so geht, nachdem sie erst durch ein paar Hände gegangen, da war das richtige liederliche Frauensmensch fertig. Aber was an inneren Qualitäten dabei draufgegangen, das wurde dreifach wieder wettgemacht durch das Aufknallen äußerer Effekte. So steht sie nun da, geschminkt, unecht und aufgeputzt. „Ach, wie modern!" ruft mit einem leisen Schauer des Entzückens Frau Magistrats-Supernumerariatsanwärter Schulze, und der Mietsherr hebt mit Bedeutung den Finger und spricht weihevoll: „Professor Behrens". Und Frau p. p. Schulze mietet begeistert die Wohnung, die so vornehm, im hochherrschaftlichen Stile ausgestattet ist, frei nach dem berühmten Peter Behrens.

Doch ein Schmerz bedrückt sie, noch bei aller Wonne über ihre Erhebung zur gnädigsten Herrschaft. Da hat das Haus zwei Eingänge, oder vielmehr Portale. Und nur am Portal I, das zum Vorderhause gehört, findet sich die so nötige und geschmackvolle Aufschrift: „Nur für Herrschaften". Am andern, das doch zu den hochherrschaftlichen Wohnungen führt, nicht ein Sterbenswort! Ja, es ist traurig, Berlin ist eben immer noch die Parvenüstadt, die stets auf dem halben Wege zur Kultur steckenbleibt. Darum, meine geschätzten Herren Zinshausbesitzer, in Ihre Hände ist das Heil gegeben, führen Sie die Menschheit auch noch den letzten Schritt zum Gipfel der Kultur und lin-

Digitized by Google

dern Sie Frau Schulzes Weh! Es ist ja so billig, ein kleines Schild an Portal II, der Welt verkündend: „Nur für die hohen Herrschaften“. Erich Vogeler

Heimatpflege

„Geweihte Stätten“

Auch etwas zum Totenfest

Neulich sah ich eine Anzahl von Zimmern abgebildet, in denen berühmte Leute gewohnt hatten — Zimmer, die so etwas wie Wallfahrtstätten für die Verehrer ihrer einstigen Bewohner geworden sind: ein Goethe-, ein Schiller-, ein Lessing-, ein Mozart-, ein Haydn-Zimmer, ein Hofer-, ein Königin Luise-Zimmer und andre mehr. Zweierlei war ihnen allen gemeinsam: man hatte sich bemüht, die Ausstattung nach Möglichkeit so zu erhalten oder wieder herzustellen, wie sie zur Zeit der Benutzung gewesen war, und: man hatte den gewollten Eindruck durch pietätvoll gemeinte Zutat wieder zerstört. Beispielsweis: Lessings Berliner Arbeitszimmer mit dem alten Arbeitstisch, daneben aber Lessing-Statuetten und „Reliquien“ und darüber an der Wand allerhand Rahmen mit Bildern, die sich auf Lessing bezogen. Oder: Haydns Wiener Zimmer mit dem alten Klavier, darauf aber seine Büste usw. Das sind keine Ausnahmen, man macht es fast immer so. Man tut das mögliche, um uns in die Illusion zu versetzen, wir weilten wirklich in dem Raum, den der Gefeierte eben verlassen hat. Sein Bett, sein Stuhl, sein Tisch, sein Tintenzeug. Schon hören wir ihn in der Phantasie mit leisen Tritten kommen. Jetzt schreitet er an seinen Platz, da sieht er auf seinem Arbeitstisch — sich selbst in dreierlei verkleinerter Monumentalgestalt mit und ohne Lorbeerkränzen. Das war doch früher hier nicht so — ich wette, nun empfiehlt er sich.

Will man die Lebensräume uns werter Toten erhalten oder wiederherstellen, so entferne man aus ihnen auch alles, was zu ihren Lebzeiten darin weder war noch sein konnte. Ihre Bildnisse in Linie und Farbe oder von Denkmälern her in Erz und Stein, „Dokumente“ über sie, Lorbeerkränze als Zeugnisse der dankbaren Nachwelt usw. — all das gehört in einen Vor-, jedenfalls in einen Nebenraum der Wohnung, den man zum Pietättempel ausbilden mag. Im „Allerheiligsten“ dieser Wohnungen aber zerstört es, was man schaffen will.

Auch ohne daß man's treibt, wie der Eigentümer des „Luisenzimmers“ im Voßhause zu Eutin, welches wir der staunenden Mitwelt mit dem diesem Heft angehängten Blatte vorführen. A

Vom Zerstören in Wien

muß einmal geredet werden, nachdem vom Erhalten und Erbauen in Wien mit gutem Grunde viel Rühmliches gesprochen ist. Denn auch das Zerstören war und ist am Werk. Was in den letzten Jahrzehnten von Baumeistern und Unternehmern an der Wien gesündigt wurde, ist schlimm genug. Noch schlimmer aber ist: daß man aus den jahrzehntelangen ungehinderten Demolierungen mit einer abenteuerlichen Logik das Recht zu weiterer Zerstörung ableiten will.

Einem der schönen geschlossenen Plätze Wiens, „Am Hof“, sind zwei Seiten durch geschmacklose Neubauten schon arg verdorben worden; auf der dritten stehen nebeneinander ein paar entzückende Altwiener Häuser, eine schöne Kirche und das alte Kriegsministerium.

Digitized by Google

Längs der vierten Seite flutet der Verkehr zur inneren Stadt. Die früher ganz schmale Bognergasse neben dem Kriegsministerium ist diesem Verkehr zuliebe schon einmal verbreitert worden; aber der Eindruck des geschlossenen Platzes blieb immerhin erhalten, weil die Gasse gekrümmt und überdies sehr kurz ist, so daß ihr Abschluß durch eine breite Hauswand wie eine Fortsetzung der Kulisse wirkt. Doch eines Tages hat die Heeresverwaltung in dem alten Gebäude nicht mehr genug Raum, sie baut sich ein neues Palais und verkauft das alte. Der Staat, der für eine ganze Reihe von Amtern teure Mietwohnungen erhalten und immer wieder neue Häuser bauen muß, denkt gar nicht daran, das historische Gebäude zu übernehmen, um es andern Zwecken als bisher dienstbar zu machen. Die Bognergasse sei noch immer zu eng und müsse verbreitert werden, heißt es. Das Haus gehört nun einer Gesellschaft von Bauunternehmern; die will es demolieren, den Grund möglichst ausnützen und nach den Vorschriften der Baupolizei die krumme Straßenseite gerade biegen. Wie zum Hohn will man die Fassade des Kriegsministeriums in verkleinertem Maßstab beim Neubau „Am Hof" kopieren — damit, da die alte Kunst respektlos behandelt wird, auch die moderne nicht zu ihrem Rechte komme. Die kleine Partei von Verteidigern Altwiens rührt sich. Vielleicht siegt sie diesmal: es heißt, daß die Staatsverwaltung das Gebäude zurückkaufen will, um die Postdirektion darin unterzubringen.

Gefährlicher steht es mit folgendem: Schon längst empfindet man das Bedürfnis, für die innere Stadt ein Verkehrsmittel für Massenbeförderung zu schaffen. Die „Elektrische" verkehrt nur bis zur Ringstraße und bringt nur an wenigen Stellen in die innere Stadt ein, deren Gassen fast alle zu eng sind und neben dem Wagenverkehr eine Straßenbahn kaum aufnehmen könnten. Dort bleibt man noch immer auf die unbequemen, unpraktischen Pferdeomnibusse angewiesen. Eine Änderung täte wohl not. In Paris fahren Automobilomnibusse durch ganz schmale Gassen, ohne Unheil anzurichten — in Wien „geht das nicht". Anderswo baut man Untergrundbahnen — in Wien „geht das nicht". Justament „die Elektrische" muß es sein, und ihretwegen soll ein Straßenzug durch die innere Stadt geführt werden, der eine ganze Reihe von Bauten umwerfen, eine Anzahl historischer Stadtveduten zerstören muß. Man schreckt auch nicht davor zurück, ein altes Palais, das mitten in der Straßenflucht steht, beim Durchbruch zum Eckhaus umzugestalten: Fischer von Erlach hat einst das prachtvolle Haus für den Prinzen Eugen als Winterpalais erbaut. Jetzt gehört es dem Finanzministerium, und das wird die Gelegenheit benützen, durch einen Anbau seine Amtsräume zu erweitern; nicht vielleicht in der Art, daß ein selbständiger, in diskreten, einfachen Formen als modern gekennzeichneter Trakt angegliedert würde, nein, man will die Architektur Fischers um die Ecke biegen und den Prachtbau durch neobarocke Talmikunst verschandeln.

Schließlich ist nun die Verneuerungslust soweit gediehen, daß selbst die Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmäler obdachlos werden soll, weil irgendein Beamter in seinen Mußestunden ausgerechnet hat, man könnte das

Digitized by Google

Palais, in dem sie ihre Räume hat, durch Parzellierung des Baugrunds und des dazugehörigen Parkes nutzbringend verwerten. Ein Satiriker, der die österreichische Kunstpflege verhöhnen wollte, hätte kein wirksameres Beispiel ersinnen können. Die Zentralkommission ist so gut wie machtlos. Sie legt ihr Veto ein — und dann muß sie zusehen, ob man es beachten wird oder eben nicht. Wir haben noch immer kein Denkmalschutzgesetz, und so bleibt einstweilen die einzige Hoffnung in jedem besondern Fall: ein Machtwort des neuen Protektors der Zentralkommission, des Erzherzogs Franz Ferdinand. Schon einige Male hat der Thronfolger energisch eingegriffen, er hat die bedrohte Pfarrkirche zu Heiligenblut in Kärnten gerettet, hat jüngst — wie verlautet — auch den Plan vereitelt, der das vornehm-einfache äußere Burgtor des Peter von Nobile einem neuen Denkmal opfern wollte. Vielleicht wird sein Wille uns auch vor der Verwirklichung des neuen Demolierungsprojekts bewahren. Vorläufig kann man in den Zeitungen Notizen lesen, die den Abbruch des Monumentalbaues rechtfertigen sollen: die Zentralkommission hat nämlich nur einen kleinen Teil des Gebäudes inne. Hausherr und Hauptbewohner ist die Theresianische Akademie, die vornehmste Erziehungsanstalt des österreichischen Adels. Ottavio Burnacini, der Schöpfer des Leopoldinischen Traktes der Hofburg, hat das schöne Bauwerk an Stelle der 1683 von den Türken zerstörten „Favorita“ für Kaiser Leopold erbaut. Historisch berühmte Hoffeste und wichtige Staatsakte sind in den Räumen des Schlosses gefeiert und beschlossen worden. Die pragmatische Sanktion ist in ihrer Urform dort verkündet, Karl VI. zum König von Spanien erklärt worden; heute noch wird sein Sterbezimmer in Ehren gehalten und sein Todestag durch eine feierliche Seelenmesse begangen. Maria Theresia hat das Palais durch Umbauten für die von ihr gestiftete Ritterakademie erweitert, die von Kaiser Joseph aufgehoben, von Franz I. neuerlich in dem alten Schloß untergebracht wurde; aber heute sind — wie man in den Zeitungen lesen kann — die Einkünfte der Theresianischen Akademie stark gesunken, und vielleicht reizt auch das Beispiel der außerhalb Wiens (in Kalksberg) florierenden Akademie der Jesuiten zur Nachahmung. Kurz: die Schule der Theresianischen soll auch „aufs Land“ hinaus, und den Palast mit seinem wundervollen, weitausgedehnten Park will man den Händen von Bauspekulanten überantworten. Die Zentralkommission, die von Amts wegen berufen wäre, derlei Vandalismen zu verhüten, darf sich dann selbst nach einem neuen Obdach umsehn.

Das sind wohl heute die am meisten umstrittenen Punkte im Kampf um Wien. Vielleicht sind morgen schon ein paar neue dazugekommen. Viktor Fleischer

Die hallische Dampfburg

Wir lesen:

„Ein gleichzeitig in ästhetischer und in technischer Beziehung sehr interessantes, seiner Art nach auf dem Erdball einziges Bauwerk wird demnächst in Halle a. S. entstehen. Man wird dort alsbald auf dem Gelände des Städtischen Elektrizitätswerkes eine Burg mit gewaltigem achteckigen Turm (Bergfried), Wachthäusern, Zinnen, Graben usw. erblicken. Zuzeiten wird

Digitized by Google

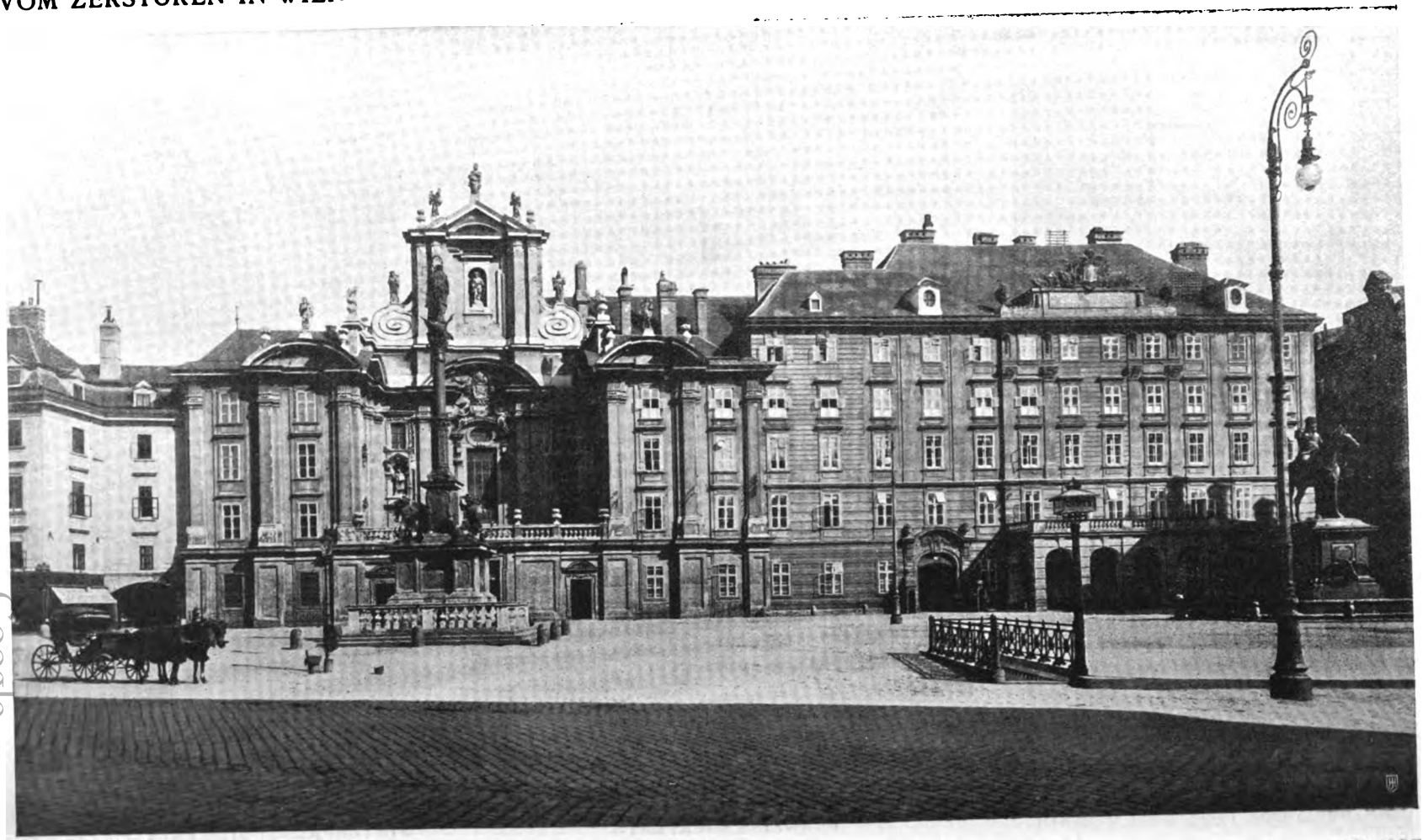
VOM ZERSTÖREN IN WIEN

BOGNERGASSE (VOR DEM UMBAU)

FRANZISKANERPLATZ

WINTERPALAST DES PRINZEN EUGEN

Digitized by Google



AM HOF

Digitized by Google

man Dampfwolken hoch oben aus dem Turm aufsteigen sehen, als wenn die Bewohner ein ausgebrochenes Feuer löschten. Ziemlich heiß wird es in der Tat recht oft in dem Turm und überhaupt in der ganzen Burg sein, denn das Gebäude ist ein nach einem Gedanken des Herrn Direktor Jung des Hallescher Elektrizitätswerkes genial maskierter Kaminkühler ... Überall sind Zinnen, Auskragungen und sonstige bauliche Ornamente, wie man sie von altersher bei Burgen kennt. Das Ganze, von einem unsrer ersten Architekten und überdies Sachverständigen für Burgenbaukunde entworfen, wird einen hochimposanten Eindruck machen und der Stadt im allgemeinen sowie dem Elektrizitätswerk im besonderen zur größten Zierde gereichen."

Das lesen wir in einem ernsthaften Industrieblatt, das keine humoristische Ecke hat. Ist jetzt wirklich Schöppenstedt in Halle eingemeindet?

Audiatur et altera pars

In Sachen des Adels

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat in seiner Osterbetrachtung unter Hinweis auf die militärischen Ranglisten und die deutschen Staatshandbücher die „Bevorzugung des Adels" für bewiesen erachtet. Er möge einem Angehörigen des ältesten deutschen Adels dynastischer Herkunft folgende Aufklärung gestatten. Bereits der selbst erst geadelte Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, der nunmehrige Frhr. v. Schoen, hat anerkannt, daß 50 v. H. der sogenannten adligen Diplomaten dem Bürgertum, hauptsächlich den Kreisen von Handel und Industrie entstammen. Diese sind entweder selbst noch bürgerlich Geborene oder gehören dem recht frischen Neuadel an. Ich glaube kaum, daß man die Herren v. Schwabach, v. Karo, v. Friedländer, Veit v. Speyer für preußische Junker hält, jedoch mit Recht für Börsengewaltige. Zwei Mitglieder dieses Börsenkreises, die Herren Frhr. v. Oppenheim und Frhr. v. Goldschmidt-Rothschild erscheinen auch als adlige Diplomaten. Letzterer mußte auf letztwillige Bestimmung seines Großvaters, des letzten Frankfurter Rothschild, dem Glauben seiner Väter treu bleiben. Dasselbe Verhältnis besteht im Heer und in der Verwaltung. Schon Stabsoffiziere werden auf Wunsch geadelt, Generale entgehen nur mit Mühe der Adelung. Sind diese trefflichen bisher bürgerlichen Offiziere preußische Junker? Das ländliche Junkertum setzt sich zur größeren Hälfte aus bürgerlichen Gutsbesitzern zusammen, die den Stolz der Landwirtschaft bilden. Der so verlästerte Bund der Landwirte als angeblicher Träger schlimmster Reaktion weist leider bloß 1200 Gutsbesitzer, größtenteils bürgerlicher Abstammung, gegenüber mehr als 300 000 Bauern als Mitglieder auf.

Als Sproß eines alten dynastischen Geschlechtes der Karolinger Zeit erkenne ich, der ich auch zugleich höherer Verwaltungsbeamter, Offizier und Agrarier ohne Ar und Halm bin, alle diese Standes- und Gesinnungsgenossen, wie jeder Uradlige, als vollberechtigt an, wende ich mich aber gegen den Neuadel, den ich beleidigen würde, wenn ich seine gleichberechtigte bürgerliche Herkunft vergäße. Er besteht aus geadelten Bürgern. Ich selbst würde als Bürgerlicher den Adel von Fürstengnaden ablehnen, verstehe es aber, wenn bürgerliche Beamte und Offiziere aus Eitelkeit

Gesellschaft

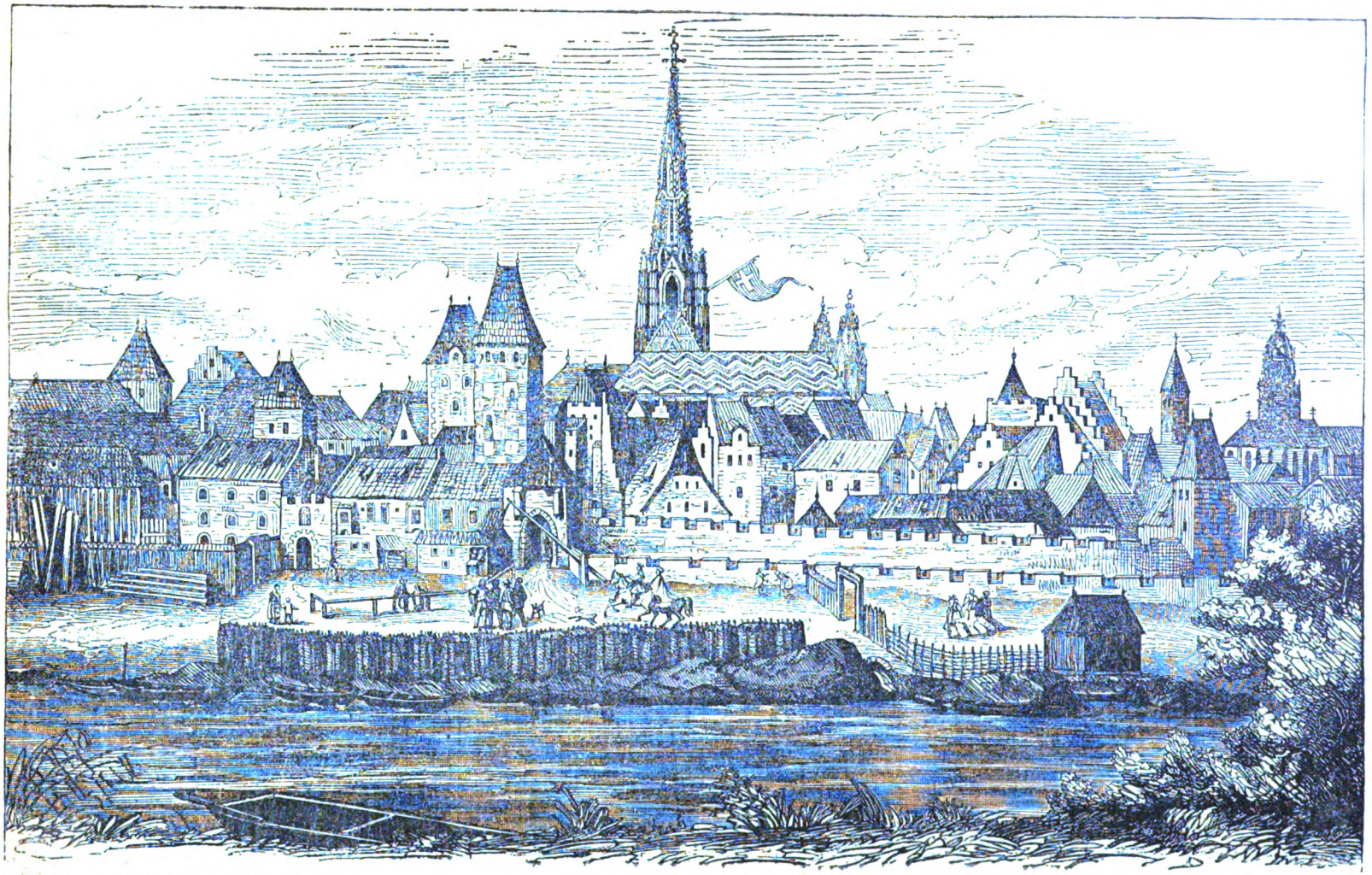
Digitized by Google

oder mit Rücksicht auf die Zukunft ihrer Kinder den angebotenen Adel annehmen oder ihn ausdrücklich erbitten. Jährlich wird allein in Preußen von tausend Leuten keineswegs nur konservativer Gesinnung der Adel erfleht. Die Krone ist zum Schaden der beabsichtigten Ehrung allzu freigebig, trotzdem aber sparsam angesichts dieses Massensturmes, der wenig Bürgerstolz verrät, zumal gerade bisherige Demokraten besonders gern den Adel erwerben. Der Börsenbaron ist schon lange Trumpf und wird nachher fast „wilder" Agrarier. Es gibt genug Beispiele, besonders bei dem Gastvolk, das auch jüngst hervorragend adelslüstern ist, wie es auch in Frankreich die Hauptzahl päpstlicher Grafen nicht französischer Abkunft stellt.

Jeder gesetzliche Vorzug des Adels ist aufgehoben. Sicherlich ist damit die Vetternschaft nicht beseitigt, die z. B. bei den Puttkamers sehr ausgebildet war. Jedoch nicht der Adel dieser Familie, sondern ihre gesellschaftliche Stellung in der Verwaltung und auf dem Lande waren der unerwünschte Grund, der auch jeden Edelmann aus altem Hause verstimmen muß. Ist es in der sozialen Republik jenseits der Vogesen anders? Der Freisinn verhindert jedes Eindringen Andersdenkender in die Gemeindeverwaltung; die Börse behält ihrem Klüngel die fetten Aufsichtsratsstellen vor. Das deutsche Kapital wird von nicht viel mehr als 100 dieser Herren geleitet, ohne daß sie den Beweis ihrer Befähigung gegeben haben — sie sind aber alle untereinander verwandt oder befreundet. Man klagt selbst auf der Börse über den Rückgang des geistigen Niveaus der Bankdirektoren. Ein tüchtiger Durchschnittsmann, wie Dernburg, erregte schon Aufsehen und galt der Verwaltung als Retter. Seine verständigen Maßnahmen hätte jeder Beamte anregen können, aber durchzusetzen vermochte sie bloß ein Angehöriger der Börse, weil er sonst keinen Glauben fand. Die Stärke Preußens und Deutschlands beruht in seinem unantastbaren, pflichtgetreuen Beamtentum, das größtenteils bürgerlich oder frisch geadelt ist. Ich habe nie einen Unterschied zwischen bürgerlichen oder adligen Beamten gefunden. Nur in den liberalen Kleinstaaten wurde der adlige Beamte geradezu nachgesetzt und mißtrauisch behandelt. Ich spreche aus eigener Erfahrung.

Als Stand hat der Adel in Deutschland seinen Tod erlitten, als er Beamten- und Hofadel wurde. Als Dienstadel hat er dem Staate mehr genützt, als irgendein anderer Stand, da er sich für den Staat ruinierte. Ihm folgt dann die bürgerliche Beamtenschaft, die sonst kein Reich der Welt besitzt. In England herrscht das Ehrenamt vor. Es ist auch unrichtig, daß der Adel, soweit man von ihm noch als Stand sprechen kann, konservativ und daher ein vermeintlicher Gegner des doch sicherlich gleichberechtigten Liberalismus ist. Es ist kein Zufall, daß die Führer des nationalen Liberalismus gerade Edelleute waren. Der hohe Adel ist viel mehr liberal als konservativ, die schlesischen Magnaten sind sogar sehr börsenfreundlich. Da der Adel in Gemeinschaft mit seinem bürgerlichen Genossen im Großgrundbesitz allein noch eine Macht darstellt, die zurzeit wesentlich konservativ ist, so sieht das Städtertum in ihm den anmaßenden Widersacher. Aber national ist die hohe städtische Kultur trotz aller wirtschaftlichen Blüte ohne Blutserneuerung vom Lande ein totge-

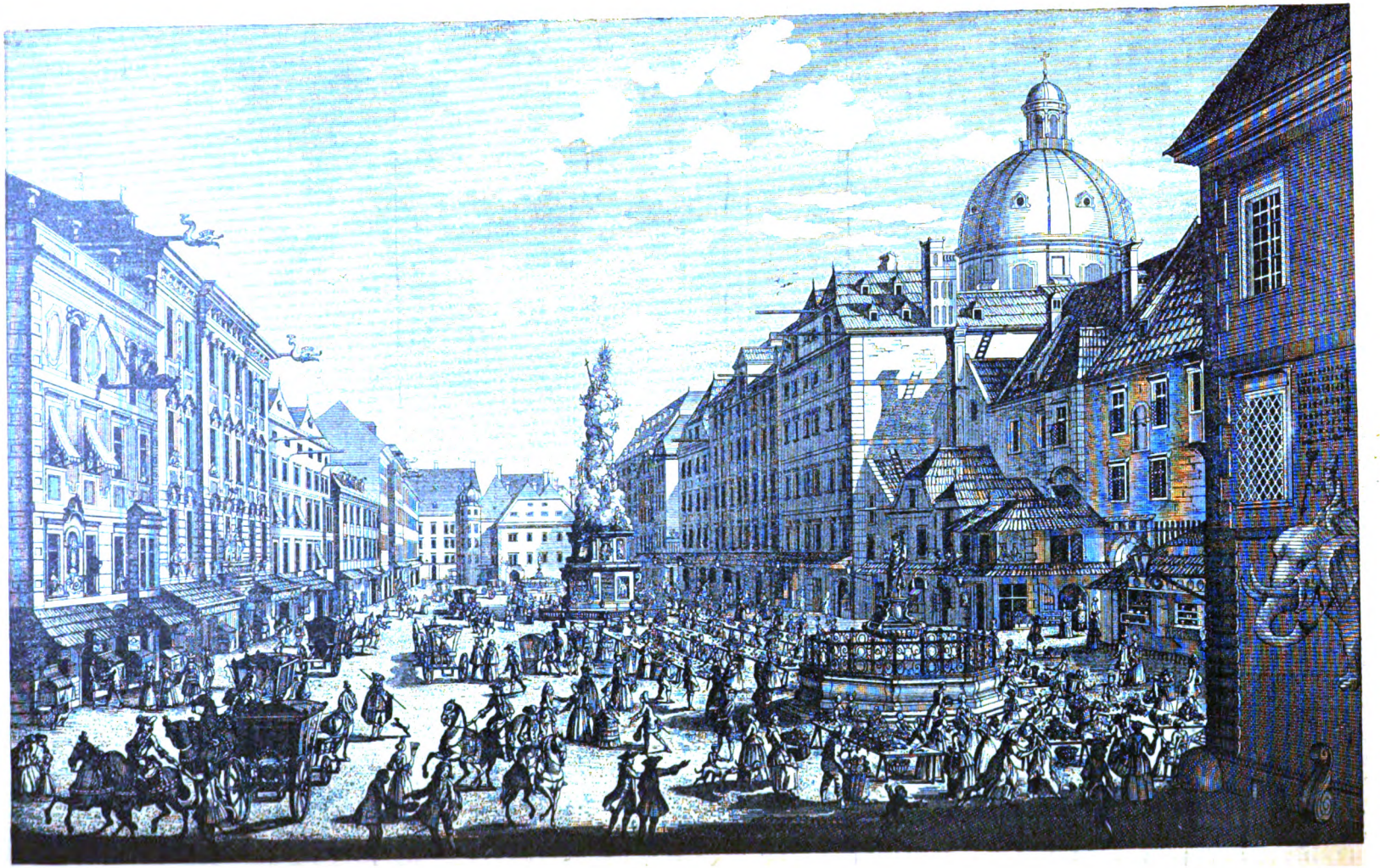
Digitized by Google



Aus dem „Altwiener Bilderbuch“
(Verlag von M. Gottlieb's Buchhdlg. in Wien)

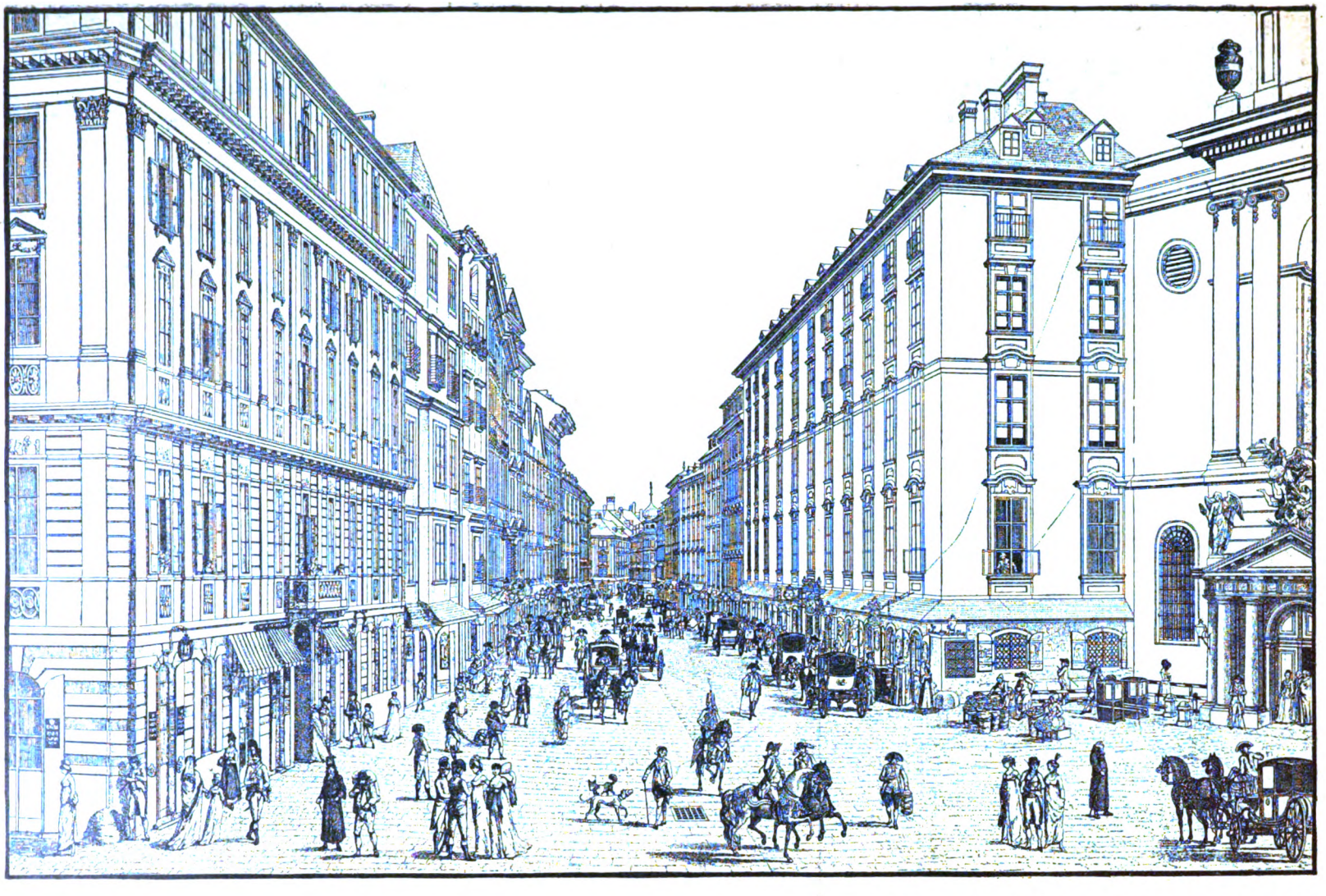
Wien im Jahre 1483

Digitized by Google



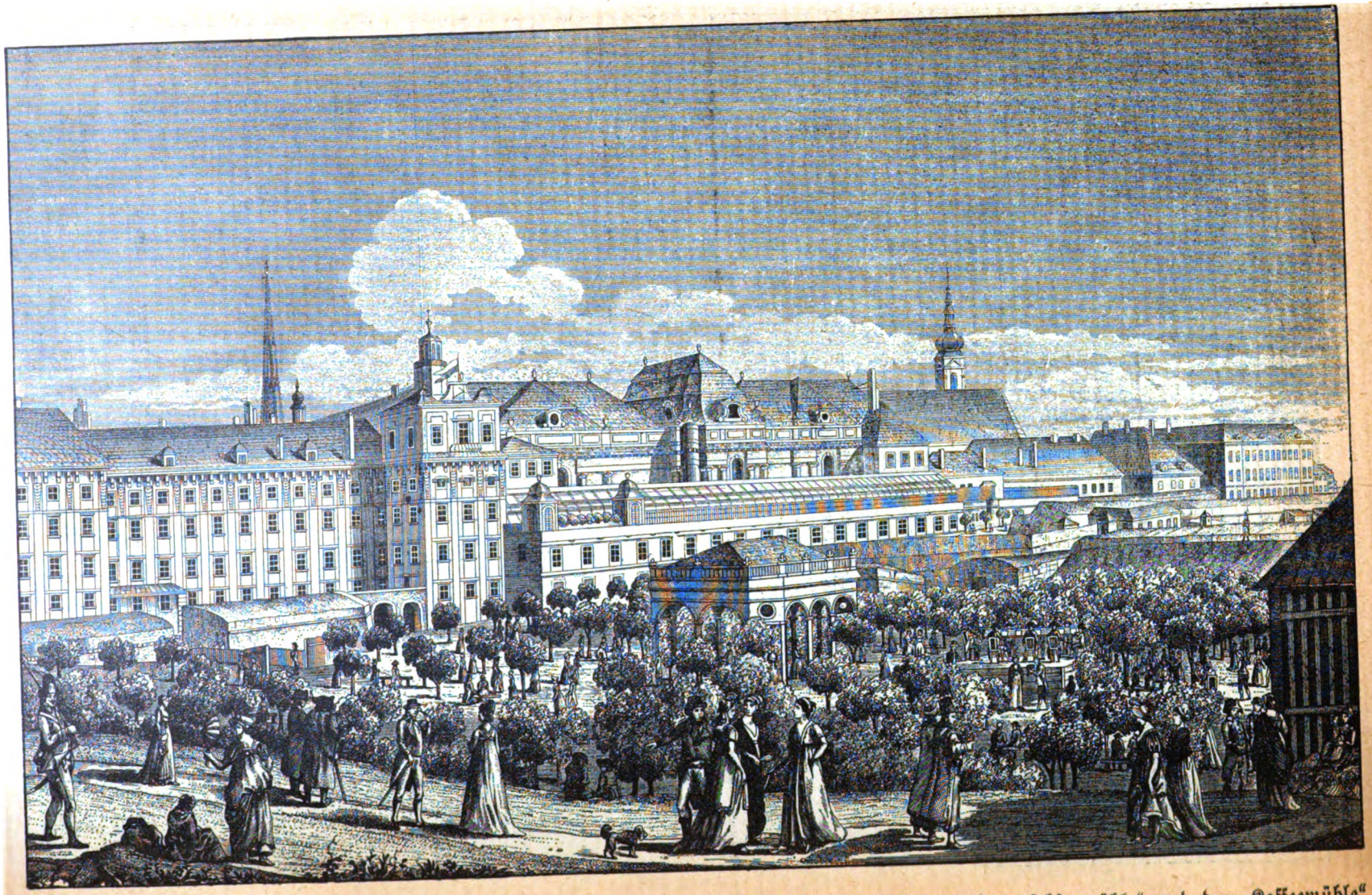
Der Graben im Jahre 1719

Digitized by Google



Der Kohlmarkt am Ende des 18. Jahrhunderts

Digitized by Google



Die Promenade auf der Burgbastei mit der „Ochsenmühle“ und der „Kaffeemühle“

Digitized by Google

machtes Gebilde, das ohne Zusammenhang mit der ländlichen Jugendfrische zum Untergang des Staates führt, wie die antike Welt, Venedig und Holland beweisen.

In dem gerechten Ausgleich beruht das Gedeihen eines Volkes auch in geistiger Hinsicht. Kann man dem alten Adel einen Stein, Hardenberg, Bismarck und Moltke vorwerfen, was immer noch für die innere Güte dieses bloß noch gesellschaftlichen Standes spricht? Ist Leipzig nicht stolz auf den Peter Hohmann, obwohl seine Nachkommen als Grafen v. Hohenthal als böse Junker sicherlich mit Unrecht verschrien werden? Der Adel mit dem ältesten Stammbaum muß sich vielmehr beschweren, daß er durch seine selbstlose Staatstreue seinen Besitz eingebüßt hat und andre ehemals bloß selbstsüchtigen Elementen Platz machen mußten. Das Geschlecht des Verfassers hat in den schlesischen Kriegen dem preußischen Staat seinen großen Besitz im Land Lebus und der übrigen Mark banklos geopfert, während das märkische Bürgertum weder als Offiziere auf dem Schlachtfelde verblutete noch seinen Besitz darangab, sondern den Grund zum gegenwärtigen Wohlstande legte.

Kurd v. Strantz

Kongreßhygiene

Im Anschluß an den Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke wurde in der „Frankfurter Zeitung“ wieder einmal auf die mehr und mehr einreißende Unsitte der Bankette und Empfänge hingewiesen. In der Tat: der Überschwang festlicher Tafelgefühle hat mit den Zwecken eines Kongresses wenig genug zu tun; wahrhaftig wichtiger als der Austausch schmeichelhafter Toaste wäre für die Sache ein zwangloses und persönliches gegenseitiges Sichkennenlernen. Das kann oft verbunden werden mit ruhigen Spaziergängen und dergleichen, die auch dem Kennenlernen der Kongreßstadt und ihrer Umgebung dienten. Unsre Kongresse leiden aber auch an ihren eigentlichen, an ihren wichtigsten Aufgaben durch die viele Festfeierei. Selbst sehr widerstandsfähige Naturen sind den „Vergnügungs“anstrengungen einfach körperlich nicht gewachsen, sie werden dadurch für die eigentliche wissenschaftliche Arbeit faul und schlaff.

Regierungsvertreter

Auf dem Hamburger Genossenschaftskongreß hat Ferdinand Tönnies kürzlich darauf aufmerksam gemacht, daß jede offizielle Vertretung aus Deutschland fehlte, während die englische Regierung einen Beamten gesandt hatte; und dieser hatte ausdrücklich betont: auch wenn die britische Regierung nicht wie zurzeit liberal, sondern konservativ wäre, hätte sie Wert darauf gelegt, über eine wichtige Bewegung unseres wirtschaftlichen Lebens an der Quelle unterrichtet zu werden. Ein sehr beachtlicher Hinweis auf die Unterschiede in der deutschen und in der englischen Entwicklung.

Die Bagatelle

Vom Recht

Das muß man zunächst wissen, wenn man bei dem Folgenden kurz verweilen will (was lohnen mag, da es sich um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handelt): In allen Sachen mit einem Streitwert über 600 Mark entscheidet das Landgericht; gegen seine Entscheidung schreitet die Berufung an das Oberlandesgericht

Digitized by Google

und gegen dessen Entscheidung geht der Rechtszug an das Reichsgericht, das zu Leipzig sitzt. Hier ist eine Einschränkung zu machen. An das Reichsgericht kann man nicht mit Bagatellen gehen. Es muß sich bei dem Streit um einen Gegenstand von 1500 Mark handeln, sonst darf man die höchsten Richter nicht bemühen, was nicht unbillig ist.

Aber seit einigen Wochen haben wir ein neues Gesetz über die Revision. Aus ihm interessiert nur eines, und das eine ist eine Zahl. Aber an Zahlen kann man zugrunde gehen, und an dieser Zahl werden viele sich zugrunde richten.

Das Reichsjustizamt hatte zur Beschwörung der unzweifelhaft vorhandenen Überlastung des Reichsgerichts dem Reichstage vorgeschlagen, die Revision abzuschneiden, wenn das Landgericht und das Oberlandesgericht übereinstimmend entschieden hätten. Ob die Gründe des Erkenntnisses die gleichen wären, sollte ohne Bedeutung sein. Denn der Partei käme es nur darauf an, hieß es, ob sie gewänne oder verlöre; warum es geschähe, sei ihr auf ganz besondere Art und Weise gleichgültig.

Man hätte nicht nur gleichgültig sagen, sondern eine deutlichere vom Volksmund benutzte Metapher anwenden dürfen, und hätte mit ihr recht behalten. Aber ein andres ist es, ob die Gründe gleichgültig sind, und ein andres, was aus einer Gleichgültigkeit gegen die Begründung zu schließen ist. Wenn man die Revision abschnitt, sobald mit verschiedenen Gründen in zwei Instanzen dasselbe Ergebnis zustande kam, konnte man auf ein gewaltiges Anwachsen übereinstimmender Entscheidungen mit solcher Bestimmtheit rechnen, wie man mit ihr sonst Dinge vorauszusagen sich ernstlich hüten sollte. Denn hier trat ein psychisches Gesetz in Kraft, dessen tatsächliche Geltung nicht weiter erst zu erweisen ist. Aus welchen Gründen wird Berufung gegen das Urteil eines Landgerichts eingelegt? Weil der Prozeßstoff schwierig und dem Urteil ungeachtet so ungeklärt ist, daß man mehr Richter und, wie man glaubt, tüchtigere Richter anruft. Man tut es nicht allein, was das Gesetz auch verböte, sondern ein Anwalt wird damit betraut, und er wieder täte es nicht, wenn die Sache nicht auch ihm zweifelhaft erschiene. Ist sie das aber, so wird man auch glauben, daß den Oberlandesgerichtsräten Beklemmungen und Beängstigungen kommen, ob sie wie das erste Urteil entscheiden sollen oder dagegen. Es ist im Reichstag von verschiedenen Rednern mit Scharfsinn, aber auch mit der nötigen Delikatesse dargelegt worden, wie bei allem Pflichtgefühl hier die Neigung vorwalten würde, das frühere Urteil zu bestätigen, weil wegen der Übereinstimmung der Entscheidungen dann die Möglichkeit der Revision und damit der Aufhebung des oberlandesgerichtlichen Urteils beseitigt würde. Wir sind alle Menschen, sagten die Redner im Reichstag, und wir wollen allesamt nicht, daß die Leute, die höher sitzen, uns unsre Arbeit zerstücken und zerpflücken. Wer daran glaubt (wie ich es mit Leidenschaft tu und bekenne), daß bei dem Richter sich nicht zuerst die Urteilsgründe, sondern zunächst die Urteilsformel einstellt, zu der er später die Begründung sucht, der wird zu glauben auch geneigt sein, daß bei dem unenthüllten psychischen Vorgang der Urteilsbildung sehr wohl die Fühlungnahme mit dem Ergebnis mitspielen kann, zu dem die Richter

Digitized by Google

der ersten Instanz gerieten. Diese Dinge bedürfen keines Beweises, wenn man beobachtet hat, wie bei einem Landgericht die Sachen behandelt werden, die dort zuerst entschieden werden und dann der Berufung und Revision unterliegen, und jene Sachen, die bei dem Amtsgericht in erster Instanz entschieden sind und über die nun in zweiter und letzter Instanz von dem Landgericht zu entscheiden ist. Hier besteht ein Unterschied.

Der Reichstag hat die Vorlage abgelehnt, und wir wären die Glücklichen, die sich zu freuen hätten. Aber aus dem Reichstag kam, die unzweifelhafte Überlastung des Reichsgerichts zu beschwören, ein andrer Vorschlag, von dem der Staatssekretär des Reichsjustizamts selber sagte, daß er ihn dem hohen Hause zu unterbreiten nicht gewagt hätte, ein Vorschlag, der inzwischen trotzdem ein Gesetz geworden ist.

Von der Schöpfung der Reichsjustizgesetze im Jahre 1879 bis zum Jahre 1905 waren Sachen unter 1500 Mark dem Reichsgericht nicht zugänglich. Das ist noch so in aller Gedächtnis, man hat sich noch so wenig an jene Änderung gewöhnt, daß das Reichsgericht seit 1905 erst bei Sachen von 2500 Mark angerufen werden darf, daß bei Beginn dieser Auseinandersetzung noch von 1500 Mark gesprochen werden konnte. Aber man hat sich kaum berichtigt, man hat kaum zugestanden, daß es nicht 1500 Mark, sondern 2500 sein müssen, als man sich erneut berichtigen muß: Von dem 1. Juli 1910 an kann man das Reichsgericht auch bei 2500 Mark nicht mehr angehn, es müssen schon 4000 Mark sein. 4000 Mark kostet ein Automobil, und wer um ein Automobil kämpft, wird den Segen des Reichsgerichts erfahren. Denn er wird auch die 2000 Mark flüssig haben, die er für gerichtliche Kosten und für Anwaltsgebühren aufwenden oder doch für einige Jahre vorstrecken muß. Die andern aber, die nicht um Automobile oder Dinge von gleichem Wert kämpfen, haben nur noch zwei Instanzen. Es handelt sich ja nur um „Bagatellen“!

Nun ist es richtig, die Bagatelle bedarf nicht der drei Instanzen oder der fünfzehn Richter. Ihr ist mit zwei Instanzen oder acht Richtern schon zuviel der Ehre geschehen. Denn wir führen heute nicht mehr, so wie in früheren Zeiten, den ideellen Kampf um das Recht, sondern haben von der beherrschenden Macht der Realitäten gelernt und kämpfen aus wirtschaftlichen Gründen um wirtschaftliche Zwecke. Man kann zugeben, daß in einem Vierteljahrhundert sich in Deutschland die wirtschaftlichen Werte verschoben haben, und daß daher eine Erhöhung von 1500 Mark auf 2500 Mark keine Aufgabe eines Prinzips, sondern eine Anpassung an veränderte Wirtschaftsverhältnisse war. Indessen: bei dem in vier Jahren vollführten Aufstieg von 2500 Mark auf 4000 Mark kann man von solcher Veränderung wirtschaftlicher Verhältnisse nicht mehr reden, hat man auch von ihr zu reden nicht gewagt. Es bleibt die Entschuldigung, daß man das Reichsgericht entlasten wollte. Aber es fehlt der Nachweis, daß es keine andre Möglichkeit hierzu gab, obwohl die verschiedensten von den verschiedensten Seiten vorgeschlagen wurden. Und so bleibt ein Unrecht, das auch der beklagen muß, dem nicht „ein brennendes Recht durch das Herz fließt“.

Man hat übrigens zugleich be-

Digitized by Google

schlossen, die Gebühren für Sachen, die an das Reichsgericht gehen, zu erhöhen. Als man im Reichstag dagegen Bedenken stürmisch kundtat, erklärte ein Regierungsvertreter, es sei unlogisch, immerfort zu klagen, jetzt wo die Revisionssumme erhöht sei, könnten nur reiche Leute an das Reichsgericht gehen, und sich dann gegen die Erhöhung der Gebühren zu wehren; reiche Leute könnten doch für diesen Vorzug sehr wohl die höheren Gebühren zahlen. Diese Antwort war logisch, aber es ist der tiefsinnige Irrtum der Juristen, daß man recht habe, wenn man logisch sei. Dieses ganze Gesetz mag logisch sein, zu fragen bleibt, ob es sehr viel mehr ist. Nur das Mehr über die Logik hinaus aber hat Bedeutung, Gegenwart und Zukunft.

Martin Berndt

Zu den Tagesereignissen

Vom Geschwindtempo im Gesetzgeben

spricht jetzt einer, dem man das Sachverständnis wohl kaum bestreiten wird, der bayrische Staatsrat und Ministerialdirektor im Justizministerium Dr. von Henle:

„Der Entwurf eines neuen Enteignungsgesetzes ist zwar von den Staatsministerien in Angriff genommen, war jedoch im Jahre 1910 noch nicht soweit fortgeschritten, um dem Landtag vorgelegt zu werden, obwohl man unter dem Einflusse der Schnellarbeit im Reiche auch in den Bundesstaaten allmählich begonnen hat, an die Reife eines Gesetzentwurfes nicht mehr die früheren Anforderungen zu stellen."

So in der zweiten Auflage von Henles Ausgabe des bayrischen Zwangsenteignungsgesetzes auf S. 39. Wir denken, lesen wir's, an die neuen Finanzreformgesetze, an das neue Urheberrecht, ja an das neue Bürgerliche Gesetzbuch. Und wünschen: mög es beim neuen Strafgesetz etwas langsamer gehn. Freilich, alle gemächliche Vorbereitung hilft auch nichts, wenn man als Sachverständige nur materiell Interessierte heranzieht und wenn schließlich die Entscheidung im Reichstag unter Parteipolitik und unter dem Dreinwirken von Tagesfragen oder politischen Erwägungen geschieht, die mit Tagesfragen zusammenhängen.

Dr. med. Hans Thoma

Bei den Berliner Ehrenpromotionen sind hohe Beamte und sonst Männer von imponierlicher gesellschaftlicher Stellung in einer Weise bevorzugt worden, die das Wort vom Zusammengehen von Macht, Bildung und Besitz vielleicht nicht in jeder Hinsicht günstig beleuchtet. Es scheint uns richtig, wenn jetzt angesichts dieser Promotionen eines Großfürsten, der ein gutes Buch geschrieben, einiger Minister, die ihre Sache ein paar Jahre lang pflichtgemäß gut gemacht haben, und ähnlicher Persönlichkeiten gesagt wird: für derlei tun's doch eigentlich Orden auch. Außerdem aber gab's auch eine Neuheit: Thoma, Reger und Raabe, also Künstler als Medizindoktoren. Was daran erfreut, ist, was wir alleweil brauchen können: der gute Humor, denn der hat die Fakultät doch wohl geleitet, als sie diese Promotionen mit der heilenden und gesund erhaltenden Tätigkeit der Frau Kunst in Verbindung brachte. Doch gibt's auch ein Aber dabei. Der Ehrendoktor ist nun einmal die höchste Auszeichnung, welche die deutsche Bildung als solche zu vergeben hat, und damit für viele Männer eine Auszeichnung, die sie höher als

Digitized by Google

alle Orden und als alle andern Titel bewerten, „als welche“, um Schopenhauerisch zu reden, zu oft den Charakter der Erkenntlichkeit für Dienste tragen, die der verleihenden Instanz geleistet sind, und damit den einer Art von Bezahlung, von „Honorar“. Deshalb sollte dem Ehrendoktor bleiben: daß ihn Sachverständige verleihen. Nun kann man den Begriff gewiß sehr weitherzig fassen. Wenn die Theologen einen Maler zum Ehrendoktor machen, weil sie den tiefen religiösen Gehalt seiner Bilder besonders eindringlich empfinden, oder die Juristen einen Kulturhistoriker, weil sie in seinen Schriften Anregungen zu neuer Belebung des Rechtes finden, oder die Techniker einen Schriftsteller zum Ehren-Doktoringenieur, weil sie seiner Arbeit für die Belebung technischer Fortschritte danken, so ist es doch hier überall der Dank Sachverständiger, der spricht. In der (früheren) Ehrung Klingers durch eine medizinische Fakultät lag die bewundernde Anerkennung seiner plastischen Darstellung der Anatomie Selbst für Raabes Ehrung durch die Mediziner können wir wohl noch Gründe finden. Aber über das Lebenswerk des Musikers Reger, des Malers Thoma kann eine medizinische Fakultät doch wohl in keiner Weise anders, denn mit einem Laienurteile sprechen. Und eben das, scheint uns, sollte vermieden werden, wenn man den Ehren-Promotionen ihr hohes Ansehen bewahren will.

Ein Japaner über uns

Wollen wir vorwärts, sollen wir alle wichtigen fremden Urteile über uns wie mit Marconidrähten aus der Luft auffangen, ob sie preisen oder schelten, gleichviel. Kennen lernen wollen wir uns, und dazu taugen nun einmal nicht bloß selbstgehaltene Spiegel, — kennen lernen, um zu erfahren, was uns fehlt, um an uns arbeiten, um uns stärken zu können. Je mehr wir die Fremden über uns und neben- und auch gegeneinander sprechen hören, je schneller werden wir auch dahinterkommen, wo allein Freund- oder Feindschaft oder Politik und wo außer diesen Dingen noch Verstand und Urteil spricht. Denn freilich wären wir ja große Toren, falls wir die ausländischen Meinungen nun schleunigst als bessere Meinungen ansähen, weil sie „von weit her“ sind.

Dieses zur Begründung dafür, daß auch wir einen Aufsatz wiedergeben, den ein Japaner im ersten Heft der neuen „Zeitschrift“ (im Verlage von Janssen in Hamburg) veröffentlicht hat.

Von den schweren Kontrasten, die sich im deutschen Volks- und Gesellschaftsleben vorfinden, wissen wir in Japan nichts. Nicht die tiefe Kluft zwischen arm und reich, Volk und Gebildeten gibt es bei uns; denn das japanische Volk ist infolge seiner alten Erziehungstraditionen den Gebildeten seelisch ebenso nahe wie die Gleichgestellten. Selbst der Kuli setzt seinen Stolz darein, bei Dienstleistungen, Empfang der Trinkgelder usw. höfliche, gute Formen aufzuweisen, was wir an deutschen Dienstmännern so vermissen. Der in Japan scheinbar streng gepflegte Klassenunterschied bleibt rein äußerlicher Natur und wirft keinerlei Schatten in die innerlich brüderlichen Beziehungen zwischen hoch und niedrig. Das Verhältnis zum Beispiel des Dienstmädchens zu ihrer Herrschaft kommt demjenigen der Tochter zu den Eltern gleich. Im Gegensatz zu uns bemühen sich die deutschen Gebildeten gewöhnlich,

Digitized by Google

äußerlich eine liebenswürdige Herablassung im Umgange mit dem Volke zu markieren, auch wo sie innerlich eine Abneigung fühlen. Bei uns aber wird stets ein formaler Abstand gewahrt, obwohl wir im Herzen nahe und wohlwollend zueinander halten. Kein japanisches Dienstmädchen, das etwas auf sich gibt, darf Stellung in einer europäischen Familie nehmen trotz des höheren Lohnes; nur Mädchen, die sich aus irgendwelchen Gründen die Verachtung der Japaner zugezogen haben, pflegen zu Dienstmädchen von Europäern zu degradieren.

Das Bestreben jedes Japaners, auch des Kulis, eine gewisse Form und Bildung in seinem Auftreten zu verraten, hängt aufs engste mit der traditionellen Lehre zusammen, die sich an Sage und Geschichte knüpft. Nach ihr stammen sämtliche Japaner vom Kaiser oder dessen Vasallen ab, so daß auch der Kuli adliges Blut in seinen Adern rinnen fühlt und sich durch sein Betragen der einstigen Vorfahren würdig zu erweisen sucht. Anderseits wieder stammen viele Adlige von Bürgern ab und wissen daher, daß auch ihre Vorfahren einst zur niederen Kaste gehörten. Da die Verehrung der Vorfahren nach dem religiösen Kult mit dem Alter steigt, so würden die Adligen durch die Geringschätzung des Volkes ihre eigenen Ahnen zu beleidigen glauben. Obwohl nun der deutsche Adel seine Herkunft aus dem Volke meist dokumentarisch nachweisen kann, verhindert ihn das nicht, sein Volk im Grunde zu mißachten. Es fehlt ihm eben die Lehre, die uns vor falscher Überhebung bewahrt. Eigentlich fühlen wir alle Japaner uns als eine große Familie, deren Vater der Kaiser ist. Dies Gefühl kindlicher Liebe zum Kaiserhause schließt gleichzeitig eine hohe Verehrung in sich. Was der Kaiser sagt, gilt als heilig, er darf kein gegebenes Wort zurücknehmen oder abändern. Daher seine außerordentlich strenge Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben sowie seine Vorsicht im Aufbau feierlicher Ansprachen. In Deutschland scheint sich dies Gefühl vertrauender Liebe mit hoher Verehrung schwer vereinbaren zu können. Der Anblick einer Persönlichkeit in hoher Stellung ist dort immer mit einem gewissen Gruseln und Verlegenheit verbunden, schon im Beamtenleben zeigt sich dies seltsame Verhältnis: es fehlt darin der Grundton menschlicher Verwandtschaft.

Wie durch den Shintoistischen Vorfahrenkult der Aberhebung des einen über den anderen vorgebeugt ist, so vermag auch das Geld bei uns dieses Verhältnis nicht zu stören, denn das Geld gehört hier niemals einem, sondern stets der Familie. In Deutschland fällt es uns äußerst kraß in die Augen, welch ein erhöhtes Selbstbewußtsein das Geld sogar innerhalb desselben Standes zu erzeugen vermag, und in welchem Maße ihm allseitig Rechnung getragen wird.

An den einzelnen Menschen in Deutschland stört uns in erster Linie ihr aggressives Wesen. Es ist, als wollten sie sich stets gegeneinander ausspielen oder übertrumpfen. Auch wer in sich selbst wenig Stolz besitzt, sucht sich nach außen hin einen wichtigen Anstrich zu geben. Wo Deutsche zusammenkommen, will zunächst jeder, sei es durch Geld, Geist oder Bildung, die erste Rolle spielen, sobald man ihn aber darin überbietet, wird er ganz kleinlaut und unterwürfig. Das alles wirkt unnatürlich. Während in Deutschland selbst der Bescheidenste anspruchsvoll auftritt, ist es in Japan gerade umgekehrt: alle Japaner sind inner-

Digitized by Google

lich stolz, geben sich indessen nach außen scheinbar bescheiden und zurückhaltend. Unser Lehrer führte uns ein charakteristisches Beispiel zu unserem Verhalten im Verkehr mit Europäern an: die japanischen Straßen sind beiderseitig mit zugedeckten, schmutzigen Abflußgräben begrenzt. Geht nun der Japaner in der Mitte, so wird der Europäer sogleich von dem einen Graben zu ihm heranspringen. Alsdann soll der Japaner ruhig zurückweichen und sich bis zum anderen Graben drängen lassen. Erst hier wird er stehenbleiben und seine volle Kraft dem Europäer entgegenstellen.

Wie im japanischen Leben so auch in unserer Kunst macht sich die Vorliebe für Einfachheit geltend. Unsere Musik ist klar und durchsichtig wie eine Tuschzeichnung. Wir lieben es nicht, die Töne auf die Spitze zu treiben wie die Deutschen. Wo man eigentlich noch eine Steigerung erwartet, lassen wir die Töne bereits abfallen. Vollends die europäische Orchestermusik ist nach unserem Geschmack viel zu anspruchsvoll und ohrenbetäubend. Hingegen machen Solokonzerte zum Beispiel mit Geige oder Kammermusik einen tiefgehenden Eindruck auf den Japaner. Ähnlich stehen wir der europäischen Malerei gegenüber. Es langweilt uns, so viele Einzelheiten genau mit Öl auf die Leinwand gebracht zu sehen, es ist uns schon zuviel, einen ganzen Baum in den Vordergrund eines Bildes zu zwängen, unsere Maler lassen einfach die Spitze der Krone oder ein Stück von unten fort. Zu viele Einzelheiten stören unser Auge in der Empfindung und Auffassung großer, die Natur durchströmender Linienbewegungen. Deshalb stehen wir der modernen europäischen Malerei näher als der alten. Hier vermissen wir besonders die Fähigkeit, fliegende Fische oder fliegende Vögel zu malen, worin die japanischen Künstler eine so große Begabung und Übung aufweisen. Als völlig geschmacklos aber empfinden wir die Stillebenmalerei von Eßwaren oder gar toter Tiere, und nie würde man sich bei uns zum Beispiel einen Snyders ins Eßzimmer hängen. Eine untergeordnete Rolle spielt beim vornehmen Japaner die Schauspielkunst. Die Schauspieler genießen einen schlechten Ruf und nehmen eine untergeordnete soziale Stellung ein. Übrigens sind die Drehbühnen, die München neuerdings zur Vermeidung des Ausstattungswechsels hinterm Vorhang in Deutschland eingeführt hat, seit alters her in Japan gebräuchlich gewesen. Eine sehr zweckmäßige Einrichtung besitzen wir noch in dem Hanamichi (Blumenweg). Dies ist ein Weg, der von der Bühne aus seitlich rechts an den Zuschauerplätzen verläuft. Auf ihm gibt uns zum Beispiel das scheidende Mädchen über ihre Empfindungen auf dem Rückweg Rechenschaft, während der Liebhaber noch trauernd auf der Bühne sitzt. Das bietet oft drollige Kontraste, wenn zum Beispiel der eine Partner sich grämt, der andere sich heimlich der Freude überläßt usw.

Was uns in Deutschland besonders imponiert, ist das Militär, seine Haltung, Übungen und Disziplin. Komisch berührt uns zum Beispiel der Paradeschritt, seines unnatürlichen Pathos wegen. Überaus lächerlich erscheint uns ferner der Anblick von Soldaten mit ihren Liebchen am Arm. In Japan würde solch ein unkriegerisches Auftreten in Soldatenuniform Anstoß erregen und wer es versuchte, käme nicht ohne Tracht Prügel davon. Auch müssen unsere Mädchen stolzer auf sich halten. Liebespärchen, wie sie

Digitized by Google

in Deutschland allerorts zwanglos verkehren, trifft man in Japan nicht.

Im allgemeinen fällt uns an den deutschen Zuständen auf, daß sie sich zu scharf in den äußersten Kontrasten zwischen sehr gut und sehr schlecht bewegen. Die Lichtseiten des deutschen Lebens erscheinen uns heller als in Japan, seine Schattenseiten indessen viel, viel schwärzer. Aber so sehr wir auch die Ordnung des öffentlichen und privaten Lebens in Deutschland bewundern, entbehren wir doch überall stark das Gefühl von Freiheit und Ungebundenheit, dessen sich in Japan jeder Bürger erfreut.

Kuruschima Tamori

Mann und Weib

Elternabende

Zur Berufswahl der Mädchen

In Deutschland sind $9^1/_2$ Millionen Frauen erwerbstätig und in den meisten Berufen ist der Gehalt der Frau viel niedriger als der des Mannes. Die Kenntnis von diesen Tatsachen dringt in immer weitere Kreise und dennoch zieht man noch keineswegs überall die praktischen Folgerungen daraus. Man weiß zwar, daß heute nicht mehr mit der Ehe als der sicheren Versorgung für die Töchter zu rechnen ist; aber immer noch hindert die standhaft gehegte Aussicht auf eine gute Heirat soundso viele Eltern, ihren Töchtern eine gleich gediegene Ausbildung zu geben, wie sie bei den Söhnen feste Gewohnheit ist. Erst wenn die aufnahmefähigen Jugendjahre vorbei sind: dann erst wollen die Töchter „etwas ergreifen“ und auch dann sich meist nicht gründlich mehr ausbilden. So gelangen sie erst auf zeit- und kräfteraubenden Umwegen dahin, wohin sie eine vernünftige Anleitung von seiten der Eltern in viel kürzerer Zeit und mit viel besserem Erfolge hätte führen können. Was allein diesem Übelstande steuern kann, ist eine gründliche und möglichst umfangreiche Aufklärungsarbeit, die sich von den Großstädten aus auch bis in die Kleinstadt und auf das Land ausbreiten müßte. Die stehende Einrichtung von regelrechten Elternabenden könnte allein dieser Aufgabe gerecht werden, im Vorwinter wären solche Versammlungen besonders eifrig und sorgfältig zu pflegen. An Stoff für solche Elternzusammenkünfte, in denen die Berufswahl der Töchter den Gegenstand der Besprechung bilden soll, würde es wohl nicht fehlen. Zuerst müßte jenes Vorurteil bekämpft werden, das seine Herrschaft aller besseren Einsicht und aller täglichen Erfahrungen zum Trotz noch immer behauptet: daß nämlich ein Mädchen, das nicht geradezu in schlechten Vermögensverhältnissen lebt, es nicht „nötig“ hat, sich gründlich und gediegen zu bilden mit dem ausgesprochenen Endzweck, in irgendeiner seinen Fähigkeiten entsprechenden Stellung der Gesellschaft zu dienen. In Verbindung damit müßte man gegen jene Vorurteile auftreten, die manchen Beruf noch im besondern belasten. Unermüdlich müßte man darauf hinweisen, daß es in jedem Berufe Möglichkeiten gibt, durch gediegene und sachliche Arbeit eine angesehene Stellung zu erringen, und daß umgekehrt die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Berufe den einzelnen, wenn er persönlich untüchtig ist, nicht vor der Verachtung seiner Mitmenschen schützt. Unter dem üblen Einfluß jener (oft mütterlichen) Vorurteile verschließen sich unzählige Mädchen jetzt noch die Möglichkeit, durch eigene Leistungen einmal zu einer unab-

Digitized by Google

hängigen Stellung in der äußeren Welt und damit zu innerlicher Befriedigung zu gelangen.

Nachdem diese Standes- und Berufsvorurteile hinweggeräumt sind, gilt es, den Mädchen und deren Eltern klarzumachen, daß solche Tüchtigkeit, die jeden Beruf zu adeln und innere wie äußere Befriedigung zu verleihen vermag, nicht denkbar ist ohne gründliche und nicht allzukurz bemessene Ausbildung. Es muß gewarnt werden vor all den Schnellpressen und kaufmännischen Schulen, die nach vierwöchentlichem Besuch Anstellung versprechen und in denen die Schülerinnen ihr Geld, ihre Zeit und daneben noch vor allem die Lust zu gründlicher Berufsvorbereitung verlieren. Es müßten die besten und zweckmäßigsten Schulen, die am Ort vorhanden sind, von sachkundigen Personen nachgewiesen und empfohlen werden und die Eltern müßten in den Besprechungen einen möglichst gründlichen Überblick über alle Bildungsgelegenheiten bekommen, die ihren Töchtern zur Verfügung stehen. Sie müssen Gelegenheit haben, die Vorbedingungen und Zukunftsaussichten der einzelnen Berufe genau kennen zu lernen, und so nach genauester Einsicht und je nach den Fähigkeiten ihrer Kinder die Wahl zu treffen. Dem Wunsche, recht früh Geld zu verdienen, der so oft nicht nur die Eltern, sondern auch die Töchter selbst irreleitet, müßten alle die Vorteile, die eine längere Ausbildung für das spätere Leben bietet, recht wirksam und nachdrücklich entgegengesetzt werden. Man müßte zeigen, daß nicht nur Berufstüchtigkeit und Gehalt, sondern auch Berufsfreude und innere Befriedigung von der Art der Ausbildung abhängen; daß ohne die sichere Grundlage einer solchen Ausbildung jede Arbeit zum entwürdigenden Frondienst und der Arbeiter selbst zur Maschine herabsinkt.

Ist die Überzeugung von der Notwendigkeit einer unbefangenen und einsichtsvollen Berufswahl und einer sachgemäßen vollwertigen Ausbildung genügend wirksam und lebendig geworden, so gilt es auch, die Mädchen von vornherein zu einer höheren Schätzung ihrer eigenen Arbeit zu erziehen; auch zu einer höheren Einschätzung nach dem Geldeswert, der ihnen dafür gewährt wird. Daraus, daß die Tochter noch vielfach im Hause lebt, der Unterhalt sie nichts oder wenig kostet und sie deshalb mit einem Taschengeld sich begnügen kann, ergibt sich die falsche Rechnung, daß sie auch weniger als der Mann und oft weitaus noch nicht das Existenzminimum für ihre Arbeit zu bekommen habe. Diese übel angebrachte Bescheidenheit (dort übel angebracht, wo die weibliche Arbeit der männlichen vollkommen gleichwertig ist) rächt sich doppelt: einmal dadurch, daß die Arbeitende selbst ihre Arbeit nur als Notbehelf ansieht, von dem sie die noch immer gehoffte Ehe erlösen soll, und niemals zum rechten Berufsernst und damit auch nicht zur Berufsfreude gelangt. Dann aber vor allem, und diese Folge ist noch verhängnisvoller, drückt eine solche gering entlohnte berufstätige Frau, „die's nicht nötig hat", den Lohn aller jener, die's bitter nötig haben. Ein Millionärsohn, der als Kaufmann, Rechtsanwalt, Arzt, kurzum in irgendeinem der gewöhnlichen, in den wirtschaftlichen Organismus eingefügten Berufe, etwa mit geringerem Gehalt vorlieb nehmen wollte, würde von seinen Berufsgenossen nicht aner-

Digitized by Google

kannt. Die Frauen dagegen sind noch recht fern von jenem Gefühl einer Zusammengehörigkeit, die weitere Pflichten als die gegen die Familie und die Nächsten auferlegt. Das oft leichtfertige Unterbieten, dessen sich erwerbstätige Frauen in allen Berufen schuldig machen, erschwert aber nicht bloß ihren weniger glücklichen Mitschwestern den Lebenskampf, es beginnt bereits noch weiteres Unheil zu wirken: auch der Einfluß auf die Gehälter der Männer ist nicht ausgeblieben, die ohnehin bedeutend herabgeminderten Heiratmöglichkeiten werden dadurch noch mehr verringert, neue Frauen werden in die Berufe gedrängt, und der Kreis der unheilvollen Wirkungen schließt sich. Um jene Solidarität, deren Fehlen so viel Unheil hervorruft, auch unter den arbeitenden Frauen herzustellen, sollten in jenen Elternabenden schon die Mädchen auf den Wert der Berufsorganisationen aufmerksam gemacht werden. Leider fehlt den Eltern noch vielfach das Verständnis für die Arbeit der Organisationen, für ihre Wirkung auf das Standesbewußtsein des einzelnen, auf seine persönliche Erziehung, auf die Entwicklung seines Verantwortlichkeitsgefühls; sie halten törichterweise noch immer häufig die Töchter ab, beizutreten.

Im Rahmen dieser großen Aufgaben, die unsere Elternabende zu erfüllen hätten, wäre wohl Raum für eine segensreiche, praktische Einzelarbeit. Die Besprechungen wären am besten für die einzelnen Schulgattungen gesondert vorzunehmen, damit die einzelnen Bedürfnisse je nach der wirtschaftlichen Lage oder sozialen Stellung berücksichtigt werden können. Die Einladungen zu den Versammlungen könnten ausgehen von den Schuldirektionen und den Lehrerinnen, die diese letzte Fürsorge für ihre Schülerinnen gern leisten und bei den Elternabenden mitwirken werden.

Nur durch eine intensive Aufklärungsarbeit, wie sie hier in großen Zügen angedeutet worden ist, kann eine bessere Berufsstellung aller jener Mädchen erzielt werden, die nun einmal durch die gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse zur Erwerbstätigkeit gezwungen sind. Die Fähigkeit, sich an diese anzupassen und einen Beruf voll auszufüllen, wird, je vollkommener jene Aufklärungsarbeit durch die neuen Erfahrungen sich gestaltet, um so weniger die Mädchen ihrem natürlichen Berufe entfremden. Finden ja schon jetzt sehr viele Frauen ohne Mühe den Weg aus der Erwerbstätigkeit in die Ehe und zur Mutterschaft, und sie alle haben die Jahre, die sie im Berufe zugebracht haben — eine vollwertige und wohlvorbereitete Berufstätigkeit vorausgesetzt — nicht zu bereuen. Jedes Wissen und Können, auf welchem Gebiete es auch immer erworben sein mag, wird ja auch der Hausfrau und Mutter zugute kommen. Sie wird gegen alle die Wechselfälle des modernen wirtschaftlichen Lebens gerüstet sein, sie wird leichter ihre Unabhängigkeit bewahren und sich auf sich selbst verlassen können. Sie wird nicht nur in ihrem äußeren Schicksale, sondern auch in ihrem inneren Menschentum gewonnen haben. J. W.

Körperpflege

Sporterziehung

Das allgemeine Erwachen der Körperkultur um die Jahrhundertwende entwickelte in den verschiedensten Schichten unsrer Bevölkerung einen ungemein energischen

Digitized by Google

Betätigungsdrang, zu dessen ausreichender Befriedigung nur verhältnismäßig geringe Mittel da waren.

Den schnell aufgetauchten, mit tönenden Worten propagierenden Gesundheitsaposteln begegnete demgemäß eine bedingungslose Zustimmung. Aber ihre Prinzipien konnten infolge ihrer mangelhaften Präzisierung nicht in erzieherisch wertvoller Weise ausgenutzt werden.

Die unvermeidliche Reaktion, die dem so gut wie erfolglosen Aufbegehren gegen den unerträglichen Druck einer mangelnden oder verkehrten Leibespflege folgte, wurde indessen durch das Erscheinen der Müllerschen Schrift „Mein System" bald überwunden. Mit der allgemeinen Verbreitung dieser Broschüre war der Grund zu einer harmonischen Erziehung in hygienischen und sportlichen Dingen gelegt.

Während die hygienische Richtung zielbewußt einen unaufhaltsam zur Höhe führenden Weg einschlug, haben wir auf der sportlichen Seite noch heute ein beträchtliches Minus zu verzeichnen. Was ein Schritthalten mit der Entwicklung der Hygiene verhindert hat und noch verhindert, ist einfach der Mangel an Erziehung *für* den Sport, der durch die Modeströmung und die Interessenwirtschaft besonders empfindlich gemacht wird.

Zur Erziehung für den Sport fehlen uns vor allem geeignete und ausreichende Mittel.

Gewiß wird unsrer Schuljugend Gelegenheit zum Betrieb von Turnspielen gegeben, aber das Sportliche tritt dabei doch mehr oder minder in den Hintergrund. Gerade diese Turnspiele *könnten* jedoch ein hervorragendes Erziehungsmittel für den Sport werden, wenn sie die *Erkenntnis des Wertes und die Achtung vor der sportlichen Tätigkeit*, der Grundbedingungen für eine rationelle Sporterziehung anregten.

Die beliebte Geringschätzung der Sportübungen und ihre Herabsetzung zu Spielerei und Tagedieb-handwerk auf der einen Seite, das sinnlose Bestreben, gleichgültige Sporte der Allgemeinheit um jeden Preis aufzudrängen auf der andern, das sind die Hauptübel, mit denen eine natürliche Entwicklung des Sports bei uns noch immer zu kämpfen hat.

Die Fälle, in denen berücksichtigt wird, daß der Sportbegriff überhaupt für unsre Veranlagung eine durchaus neue, fremde Sache ist, sind in der Minderzahl.

Die nach dem Vorbild der angloamerikanischen Colleges bei uns entstandenen Landerziehungsheime und hygienischen Schulen, in denen sportliche und geistige Erziehung gleich berücksichtigt werden, sind mit die wertvollsten Faktoren, die für die Sporterziehung in Betracht kommen.

Sportvereinigungen, die eigentlichen Pflegestätten der Erziehung, entbehren fast durchweg jeglichen derartigen Willens. Sie glauben mit der technischen Ausbildung ihrer Mitglieder das Ihrige getan zu haben und sehen ihre einzige Aufgabe in dem Betrieb des Sportes und im Fernhalten des Berufsmenschentums.

Viel ehrlicher Wille geht ungenutzt in dem Vereinsleben verloren, dessen gesellschaftlicher Teil in den meisten Fällen eine ebenso wichtige Rolle spielt, wie der sportliche.

⊡

Ein überaus charakteristisches Zeichen für den Mangel an Erziehung ist gerade das bei uns

Digitized by Google

übliche, fast sklavische Befolgen der jeweils herrschenden Moderichtung. Wenn die Mode heut irgendeinen Sportzweig besonders favorisiert, so wird ihr darin unbedingt Folge geleistet. Daher die Geringschätzung, ja Verachtung, die Anhänger verschiedener durchaus gleichwertiger Sporte nicht selten gegeneinander hegen. Der Tennisspieler hält den Fußballer für einen minderwertigen Menschen, falls er nicht gerade selber auch dem Fußball huldigt, und der Segler denkt meistens vom Ruderer nicht viel besser. In England, das uns einstweilen noch mit vollem Recht in sportlichen Angelegenheiten ein unverrückbares Vorbild ist, kommen derartige Kleinlichkeiten nicht auf.

Die wenig achtbare Auffassung der sportlichen Tätigkeit bei uns kommt weiterhin beim Erwerb eines Sportgerätes zum Vorschein. Das unselbständige Sichbedienenlassen mag als Vertrauen zum Händler aufgefaßt werden. Daß aber die Mehrzahl unsrer Sportsleute stets das Billigste fordert, stellt kaum ihren wirtschaftlichen Eigenschaften ein gutes Zeugnis aus.

Daß endlich die persönlichen Interessen in unserm Sport heute eine ebenso bedeutende, wie unleidliche Rolle spielen, ist genugsam bekannt. Um sich dieser oder jener maßgebenden, einflußreichen oder Vorteile versprechenden Person anschließen zu können, betreibt man den von ihr beliebten Sport.

Wir müssen, um dieser moralischen Verelendung des Sportes Abbruch zu tun, immer und immer wieder die Erziehung für den Sport fordern. Dann werden die Ergebnisse, die durch den Sport erzielt werden, auch eine ethische Wertung erfahren. H. R.

Die deutsche Unterrichtsausstellung in Brüssel

Wir haben im Kunstwart bereits betont, wie geradezu organisch notwendig im Ganzen der Deutschen Ausstellung die Abteilung war, die unser Schul- und Erziehungswesen veranschaulichte. War doch die gesamte deutsche Ausstellung in einem ganz bestimmten Sinn eine Unterrichtsausstellung, war sie doch auf Lehrhaftigkeit, Erziehungsabsichten und Zukunftsbestrebungen gestimmt. Ein gesunder und reger Kreislauf der nationalen Kräfte beginnt bei einer neuen, anders erzogenen und gebildeten Jugend. Daß nun Behörden das Schul- und Erziehungswesen und seine modernen Tendenzen hier vertreten haben, bekundet amtlich ihre Übereinstimmung mit diesen, soweit sie praktisch reif geworden sind. Es waren hier die Seiten hervorgehoben, „auf welche Nation und Regierung zurzeit einen besonderen Wert legen“.

Wie weit diese Übereinstimmung durchgeführt ist, kann ja wohl fraglich sein. Ohne Zweifel bleiben auch in einem Schulwesen, wie es hier noch zum Teil programmatisch dargestellt ist, manche Wünsche vorläufig unerfüllt. Naturgemäß konnte aber nur der abgewogenen Praxis Raum gegönnt werden, und so ist kräftig genug die körperliche Erziehung, die „Kunsterziehung“ (Professor Lehmann setzt das Wort im amtlichen Katalog ebenso in Anführungszeichen, wie das der Kunstwart zu tun pflegt) und der Handfertigkeitsunterricht betont; ferner die besonders starke Entwicklung der Erdkunde, vor allem der Heimatkunde, des naturwissenschaftlichen Unterrichts, der Biologie, der Physik. Von 23 Räu-

Digitized by Google

men nahmen je einen eigenen das Heimatkundliche Schulmuseum in Dresden, Erdkunde, Zeichenunterricht, Physikalische Schülerübungen und Unterrichtsapparate, Knabenhandarbeit, Mädchenhandarbeit, Haushaltungsunterricht (Schulküche), Turnen, Spiel und Sport und Schulhygiene ein. Die übrigen Fächer, namentlich die sprachlichen, die allerdings einer Veranschaulichung die größten Schwierigkeiten entgegensetzen, traten dagegen zurück. Die Schülerbibliothek für höhere Schulen, zusammengestellt von Professor Johannesson zeigte alle Reformen der Jugendlektüre auf die höheren Lehranstalten angewandt. Und die in der Einleitung von Lehmann gekennzeichnete Richtung: „eine höhere Schätzung der unmittelbaren gegenüber der mittelbaren Erkenntnis, der Anschauung gegenüber der Abstraktion, der Gegenwart und jüngeren Vergangenheit gegenüber der einseitigen Wertung der klassischen Epochen“ ist nach dieser Ausstellung kein theoretisches Programm mehr, sondern schon ein praktisches.

Noch steht ja freilich die allgemeine Praxis hinter der Vorzugsarbeit, die hier gezeigt wird, weit zurück. Der Wille der Behörden (auch die Mittel, die sie gewähren kann) wird in Deutschland nicht überall und nicht immer auf derselben Höhe sein können, auf der man ihn hier sieht. Aber es ist doch einmal ein Vorbild gezeigt worden, und die Berufung darauf kann jeder neuen berechtigten Schulforderung, die die Lehrer, Eltern, Behörden an sich selbst oder an die andern gegenseitig stellen, Nachdruck verleihen. Ein so gesunder Wille zur Fortentwicklung, wie er hier von den Behörden und Lehrern gemeinsam bekannt worden ist, kann nicht ohne Wirkung auch auf andre minder begünstigte Teile Deutschlands und seines Unterrichtswesens bleiben. Er wird auch auf Gebiete übergreifen, die nur an die Schule grenzen, die in dem Brüsseler amtlichen Bilde noch fehlten, kaum angedeutet durch die Anstalten für anormale Kinder: auf die soziale Kinderarbeit und die Jugendfürsorge im weitesten Sinne. Er wird ferner auch noch nach oben, auf die Universitäten zu wirken haben, die (vor allem der räumlichen Beschränkung wegen) hier gar nicht zu Worte gekommen sind, und innerhalb der höheren und niederen Schulen selbst noch tausend Möglichkeiten und Notwendigkeiten zu seiner Betätigung finden. Aber was die Hauptsache ist: jener Wille ist da, er hat sich kräftig und bewußt verkörpert und vor der breiten internationalen Öffentlichkeit wie vor allem vor den Deutschen selbst ausgesprochen.

Das kann nicht eindringlich und nicht weithin genug bekannt gemacht werden. Der Dürerbund möchte mithelfen, die in Brüssel geleistete Arbeit fruchtbar zu machen, er gibt deshalb binnen kurzem zwei Flugschriften über die Unterrichtsausstellung heraus, von denen die eine eine ausführliche Besprechung von P. Schumann enthalten wird.

Es besteht übrigens erfreulicherweise die Absicht, die Ausstellung als Schulmuseum zu erhalten. H. U.

Die Zeitung als Erzieher

Der Politiker ist sich des großen erzieherischen Wertes der Presse durchaus bewußt; ihm ist die Zeitung nicht nur Nachrichtenvermittler, sondern in erster Reihe — Agitationsmittel. Denn „Agita-

Digitized by Google

tion“ heißt das Wort „Erziehung“ in der Sprache der Parteien.

Aber der Pädagoge schüttelt den Kopf und weist den neuen Kollegen entrüstet von sich. Ihm ist die Zeitung der große Feind, das Symbol der Halbbildung, die Quelle der Oberflächlichkeit, ein sehr schlimmes Übel und ein notwendiges, unausrottbares dazu.

Die Tatsache bleibt bestehen: der (sozusagen) Reife, das heißt der Schulentlassene betreibt keine andre Lektüre so eifrig wie die der Zeitung. In sehr vielen Fällen ist die Zeitung aber die einzige Lektüre erwachsener Menschen. Die große Menge der Kleinbürger, vor allem der kleine Provinzbürger liest sehr wenig Bücher und noch weniger Zeitschriften; am allerwenigsten aber liest er gute Bücher und gute Zeitschriften. Denn man darf nicht vergessen, daß die Zahl der Gebildeten (selbst wenn man die mit Gänsefüßchen dazunimmt) eine Minderzahl ist, daß die Mehrzahl kein Bildungsbedürfnis hat, keine Erzieher sucht und deshalb von ihnen aufgesucht werden muß. Das tut nun also die Zeitung schon aus parteipolitischen Gründen, und deshalb kann man sagen, daß in ihrer Hand ganz überwiegend die Erziehung der Schulentlassenen liegt oder doch: daß sie hier die größten Erziehungsmöglichkeiten hat. Denn sogar der Bildungsbedürftige kommt nicht leicht weit über die Zeitung hinaus. Dem großen Durchschnitt ist nun einmal die Zeitung, wie sie auch sei, der große heimliche Erzieher, und man unterzieht sich dieser Macht ähnlich wie der Schule mit mehr oder weniger Bewußtsein: gedankenlos als ein friedfertiger Bürger, oder mit lautem Gekläff als ein Aufgeweckter, — der sich aber einem notwendigen Übel gerne fügt.

„Mag sein“, sagt der Pädagoge. Aber die Zeitung soll ihr Publikum erziehen, so gut sie kann; ihn geht das gottlob nichts an. Er tut das Seinige. Sagt er...

Doch nicht alle sagen mehr so: es gibt heute schon Pädagogen, die anders denken, die von der Macht dieser jüngsten Großmacht so sehr bezwungen sind, daß sie ihr dienen. Schulmänner gibt es, die für Zeitungen schreiben, die die Zeitung als ein Katheder benutzen, um zur großen Menge zu sprechen, ja es gibt Lehrer, die die Zeitung selbst schon als Schulmittel verwenden und in den Unterricht einführen wollen.

Im „Tag“ schrieb vor längerer Zeit ein Pädagoge, zum Teil aus eigener Erfahrung über „die Verwendung der Zeitung in den höheren Schulen“. Er schlägt vor, „gelegentlich ... durch Verlesen beachtenswerter, ins Fach schlagender Zeitungsabschnitte den jeweiligen Unterrichtsstoff interessanter zu gestalten“. Dabei denkt er „an die deutschen und neusprachlichen Unterrichtsstunden, in denen Besprechungen neuer Dramen und Romane zeitgenössischer großer Schriftsteller mitgeteilt werden können, mit denen der Schüler mangels Zeit sonst kaum bekannt gemacht wird, ferner auf das Leben, den Wohnsitz und den Tod von literarischen Größen, auf ausländische Gastspieltruppen und dergleichen hingewiesen werden kann“. Und er erblickt eben darin „den Nutzen der Verwendung von Zeitungen in der Schule, daß sie oft die einzige Gelegenheit bietet, den abstrakten Wissensstoff durch konkrete Beispiele nachdrücklichst den Schülern einzupflanzen“.

Die Art, wie sich dieser Lehrer

Digitized by Google

die Zeitung im Unterricht verwendet denkt, hat mit den pädagogischen Möglichkeiten, die etwa in der Zeitung liegen, gar nichts zu tun. Bestenfalls ist ihm die Zeitung ein neues Hilfsmittel im Sinne des Anschauungsunterrichts, wie etwa da, wo er vom Verlesen von Markt- und Kursberichten spricht oder über feuilletonistische Reisebriefe und Darstellungen von großen Naturereignissen des Tages. (Ganz folgerichtig verlangt er da, man solle womöglich zu solchen Verlesungen noch Bilder bringen, wie die des „Tag".) Aber ich frage: was hat all dies mit der Zeitung zu tun? Wo ist das Neue dieser Methode? Man darf doch wohl nicht meinen, auf solche Art das Problem „Zeitung und Schule" gelöst zu haben. Man wird auch keine außergewöhnlichen häuslichen Erziehungskünste voraussetzen müssen, um annehmen zu dürfen, daß den schönsten Teil dieses Feuilletonunterrichts meist Vater und Mutter vorwegnehmen werden oder daß ihn die Kinder sich irgend selbst zu verschaffen wissen.

Jenes Verlesen von Markt- und Kursberichten gibt indes einen Fingerzeig zu einer zweckmäßigeren Methode der Verwendung von Zeitungen im Unterricht. Gerade dieser Teil der Zeitung wird nämlich dem Schüler am wenigsten bildhaft erscheinen, er wird am schlechtesten dazu geeignet sein, Abstraktes konkret darzustellen; nicht aber weil diesem Gegenstand *an sich* solche Eigenschaft fehlte, sondern weil es keineswegs leicht ist, solche Berichte zu lesen. Denn man sehe nur einmal von jungen Schülern ab, und frage, wieviel vom Hundert der erwachsenen „modernen Staatsbürger" für diesen Teil ihrer Zeitung Interesse und Verständnis haben! — Und wie mit diesem Teil den einen, geht es anderen mit anderen Teilen.

Das heißt: da die Presse tatsächlich einen hervorragenden Anteil an der Erziehung besonders der Erwachsenen hat, ist es überaus nötig und wünschenswert, daß diese es auch verstehen, ihre Zeitung zu lesen. Die Sprache ihres zukünftigen Lehrers müßten die Schüler beizeiten erlernen können; die Schule müßte auch gelegentlich eine Vorschule für diese Schule der Schulentlassenen sein! Im Falle der Markt- und Kursberichte käme es also weniger darauf an, irgendeine abstrakte Rechnung zu illustrieren, um dadurch den Mathematikunterricht gefälliger zu machen, — wie der Pädagoge vom „Tag" meint, sondern eine Klasse müßte eben einfach in die Bedeutung und in die Geheimnisse dieses Teiles der Zeitung eingeweiht werden. Mit andern Worten: das Verlesen der Zeitung ist Selbstzweck und nicht Mittel zum Zweck.

Noch eine Anregung zu dieser Methode: Man darf wohl sagen, in unsern Zeitungen wird das beste — und das schlechteste Deutsch geschrieben. Wenn nun etwa ein Lehrer gelegentlich so ein Blatt hernähme, um damit Grammatik und Stilübungen zu treiben? Dadurch würde besonders der Provinzler ein gut Teil seiner unerschütterlichen Hochachtung vor dem, „was im Blättle drinsteht" verlieren, und dieser große, schlecht schreibende Teil der Presse, der zu den gefährlichen Sprachverderbern gehört, wäre nur noch halb so schädlich. Zugleich wäre aber diese äußerliche, rein formale Kritik eine Anregung, auch dem Inhalt gegenüber freier und skeptischer zu werden, und damit vielleicht ein Weg gefunden, mit harmlosen Mitteln

Digitized by Google

den Stumpfsinn des Zeitungslesers aufzureizen. Denn wenn ein junger Mensch sieht, daß der Stil, das „Wie“ der Zeitung fragwürdig ist, wird ihm etwa auch ihr „Was“ zum mindesten diskutabel erscheinen.

Ernst Guggenheim

Unter uns

Der neue „Gesundbrunnen“ ist da!

Der Volkskalender „Gesundbrunnen“, den der Dürerbund herausgibt, ist nun schon so eingebürgert im deutschen Land, daß wir sagen dürfen: unser Volk *hat* ihn. Trotzdem muß er noch sehr viele Leser *mehr* gewinnen, als er schon hat. Dem zu dienen, ohne im mindesten oberflächlich zu werden, und so für eine reine Kultur im Dürerbundsinne in immer noch weiteren Kreisen *säen* zu helfen, war uns als Aufgabe gestellt. Deshalb strebten wir danach, den Kalender so zu gestalten, daß sich auch im Familienkreis ein jedes Glied seiner freuen könnte, nicht nur der Vater, auch die Mutter und wie die Tochter so der Sohn. Es ist, hoffen wir, noch mehr Frohsinn und Humor, noch mehr zur Erholung und doch nicht weniger zur Anregung und zur Wegweisung darin, während das Ganze an Einheitlichkeit eher gewonnen als eingebüßt hat. Der Bilderschmuck ist, scheint uns, zugleich mehr als Schmuck, ist zugleich innerlich*e* Gabe, und ist dabei sehr reichlich bemessen worden — die Kunstwart-Unternehmungen unterstützten uns hier, auch die „Spielmann“-Bilder standen uns zur Verfügung. Aber auch ganz Neues wird mitgegeben, wie das liebenswürdige farbige Bildchen nach Bernhard Jäger, das in großer Ausführung die Kunstwartleser später auf dem Kunstwart-Wandkalender für 1911 erfreuen wird. Sangeslustige haben zwei Lieder mit Noten als kleines Sondergeschenk. „Geleits-Poet“, von dem Gedichte und Prosaworte das Büchlein durchranken, war diesmal Gottfried Keller, doch hat auch Peter Rosegger durch seine kleine Gaben den Kalender auf das Gütigste unterstützt. Alle konfessionelle oder politische Parteifärbung ist den Grundsätzen des Dürerbundes gemäß aufs Strengste vermieden, da wir aus allen Parteien Männer vereinigen, die vorwärts wollen zur Kultur und heim zur gesunden Natürlichkeit. Uns scheint: gerade der „Gesundbrunnen“ beweist, wie *viel* es noch im deutschen Volke gemeinsam zu erstreben gibt von allen, die denken. Und wenn der „Gesundbrunnen“, o Wunder, von Zentrumsleuten und Liberalen, von Konservativen wie Sozialdemokraten gleich eifrig gefördert wird, so beweist das seinerseits, wie diese Gemeinsamkeit großer Kulturinteressen sehr vielen heute auch schon *bewußt* ist. So bitten wir unsre Leser denn, das Ihrige recht nach Kräften zu tun, damit der „Gesundbrunnen“ (er kostet mit rund 200 Seiten nur 60 Pfennige, in Partien bestellt noch weniger) überall eingeführt werde, wo er noch fehlt. Ist er fürs „Volk“ in erster Reihe gedacht und recht für Massenverbreitung bestimmt, so gehört er doch gleich seinen berühmten Ahnen in der Kalenderfamilie zu denen, die auch der „Gebildete“ gern zur Hand nehmen und aus denen auch er Anregung gewinnen wird.

Lebende Worte

Vorsicht im Loben

Ich liebe unser Vaterland ebenso wie Sie, aber eben darum hüte ich mich, es zu loben, bevor es ein Lob verdient. *Friedrich der Große*

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Unsre farbige Wiedergabe nach dem wundersamen kleinen Werk von Albert Welti kommt gut zurecht in einem Hefte, das in der Zeit der kirchlichen Toten-Gedenktage erscheint. „In treuem Gedenken". Nicht: in zerrissenem Weh. In dem Geiste, aus dem heraus der kleine Aufsatz über eine freundliche Stimmung der Leichenreden am Anfang unsrer heutigen Rundschau geschrieben ist, im Geiste der rege Lebendigen, die der Toten in Liebe treu gedenken, nicht aber fassungslos trauernd im Wehklagen aufgehn. Zu der inneren Ruhe, die aus dem Bilde spricht, trotzdem starke Farben fast ungebrochen darin wirken, trägt außer dem zusammenhaltenden Goldton und der vollendeten Komposition der Gruppe auch die eigentümliche Stilisierung des Stofflichen bei. Sie ist bei Welti nicht Nachahmung volkstümlicher Art, sondern ein ihm durchaus natürliches Schaffen in volkstümlicher Art, das nun freilich die höchsten Wirkungsmöglichkeiten der volkstümlichen Naivität zu Höhen entwickelt, von denen ein schlichter Bauernmaler sich schwerlich etwas träumen ließe. So haben wir hier in der Tat in all seiner Bescheidenheit ein kleines Meisterwerk vor uns.

Da wir am Totenfeste sind — was uns Franz Heinrich schildert, ist ein Stück sterbender Stadt. Steht's noch, so fällt es doch sicher nächstens, dieses Haus am Krögel, dessen Dach sich hier so plastisch über dem alten Hofe wellt. Man braucht deshalb nicht sentimental zu werden, wenn nur gestaltendes Leben, nicht grimassierende Hohlheit aus den Ruinen blühen wird! Aber man sollte rechtzeitig dafür sorgen, daß das Restchen Alt-Berlin (zu dem ganz in der Nähe auch Wilhelm Raabes „Sperlingsgasse", nämlich die „Spreestraße" gehört), wenigstens in guten Bildern aufbewahrt bleibe. Heinrichs Bild gehört zu diesen Stücken. Das „Märkische Museum" sollte sich das Original sichern, ebenso wie die kürzlich in Berlin ausgestellten Aquarelle aus diesen Straßen, Gassen und Winkeln von Bruno Bielefeld.

Zeigt unsre Illustrationsbeilage „Vom Zerstören in Wien", wie Schönheiten sterben, weil man sie tötet, so zeigen die vier Bilder aus dem alten Wien zwar schon längst gestorbene Stadtschönheiten, zugleich aber zeigen sie auch, wie eine Stadtschönheit sich entwickelt. Diese Bilder sind dem recht lehrreichen „Altwiener Bilderbuch" entnommen, das, in M. Gottliebs Verlag zu Wien erschienen, 72 Ansichten nach alten Stichen mit einer Einleitung von Dr. Christine Touaillon zusammenfaßt.

Von den sehr erfreulichen Fortschritten unsrer Grabdenkmalskunst zeuge als eines von vielen das Mal von Rud. Schwarz, das auf dem Moosbacher Friedhof errichtet ist. Schon jetzt können wir an mehr als einer Stelle in Deutschland sehn, wie ganze wirklich edle Totenhaine im Bunde mit der neuen Friedhofskunst heraufwachsen.

Das Bild vom Voßzimmer in Eutin gehört zu dem kleinen Rundschauaufsatz „Geweihte Stätten".

Der ernsten Novemberstimmung entsprechend geben wir diesem Heft als Notenbeilage Martin Greifs „Herbstgefühl" in der Komposition

Digitized by Google

von Friedrich Mayer, der im „Kunstwart“ bisher nur mit Gesängen heiteren Charakters vertreten war. Man wird daraus ersehen, wie glücklich dieses große Liedertalent auch den Ton des Ernstes anzuschlagen weiß. Die Einstellung darauf bereitet keine Schwierigkeiten. Indem der Tondichter dem Eingang des Gedichtes („Wie ferne Tritte hörst du's schallen“) das schreitende Motiv abnimmt, das die ganze Komposition beherrscht und es mit ausdrucksvoller Deklamation und überzeugender Steigerung durchführt, verstärkt er wirklich den Ausdruck des Poeten, ohne dessen Feinheiten irgendwie zu decken. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

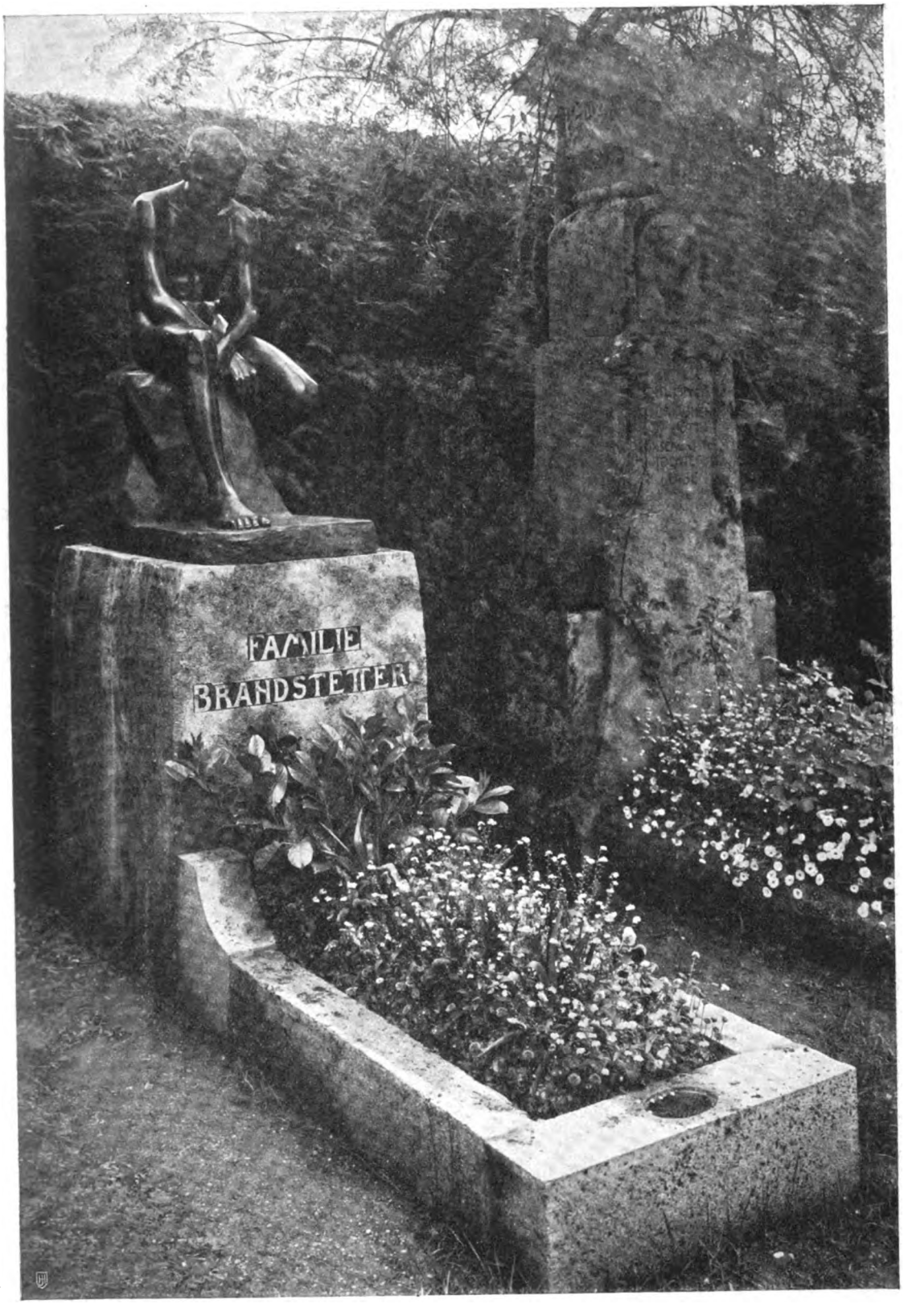
FRANZ HEINRICH

KW

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

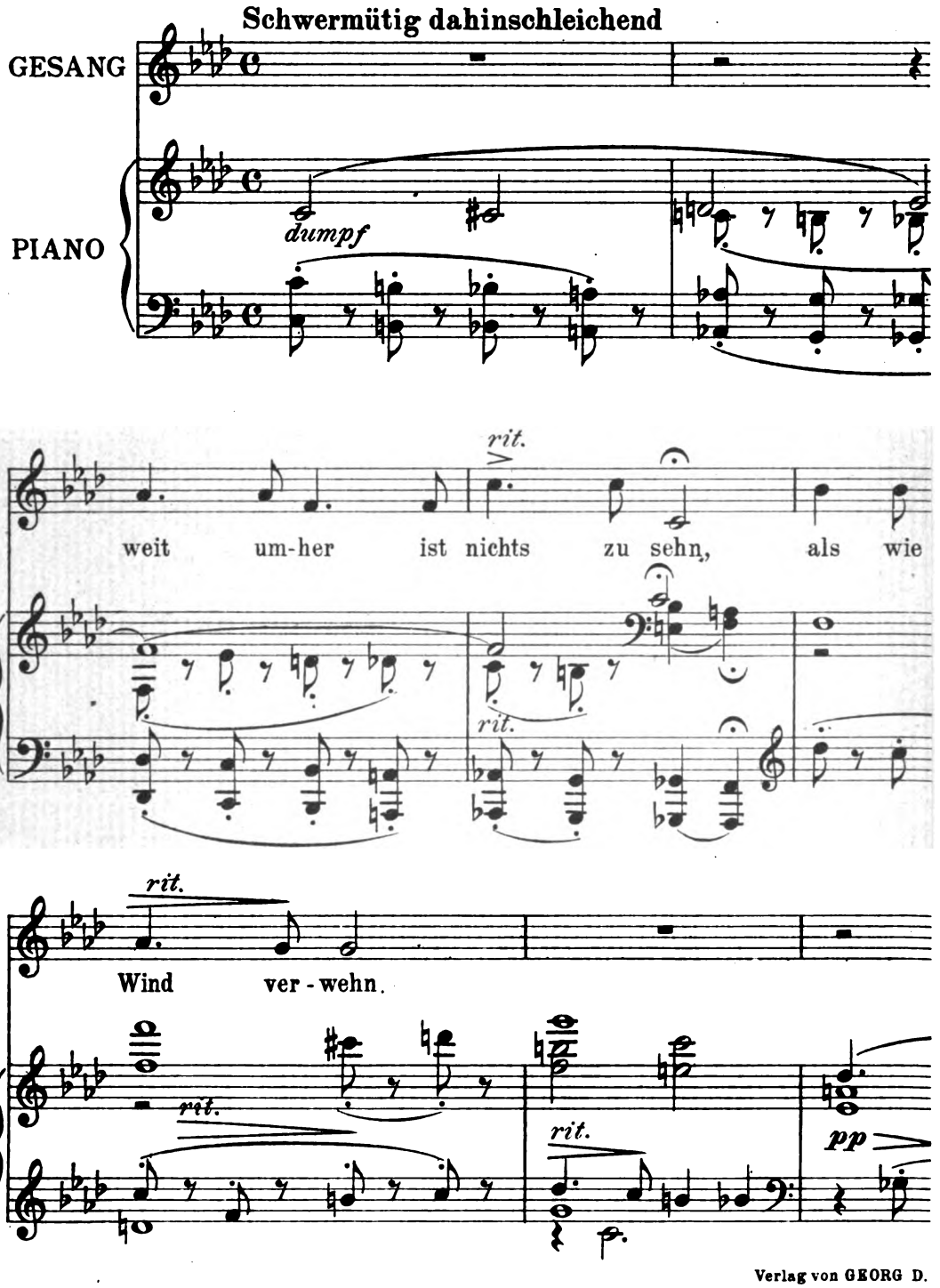
RUDOLF SCHWARZ

Digitized by Google

PHOT. A. GIESLER

LUISENZIMMER IM VOSSHAUSE ZU EUTIN

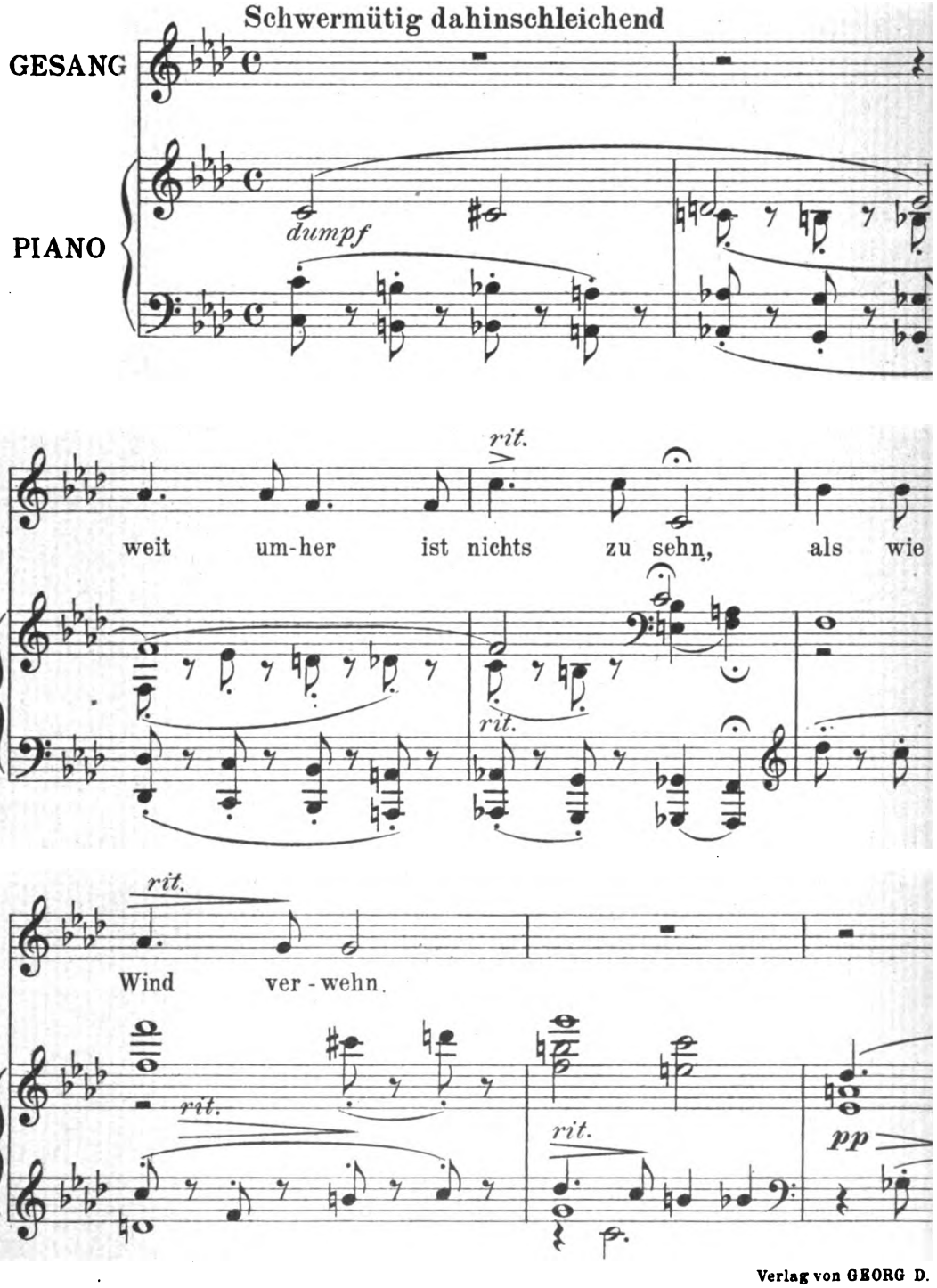
Digitized by Google



Verlag von GEORG D.
Alle Rechte

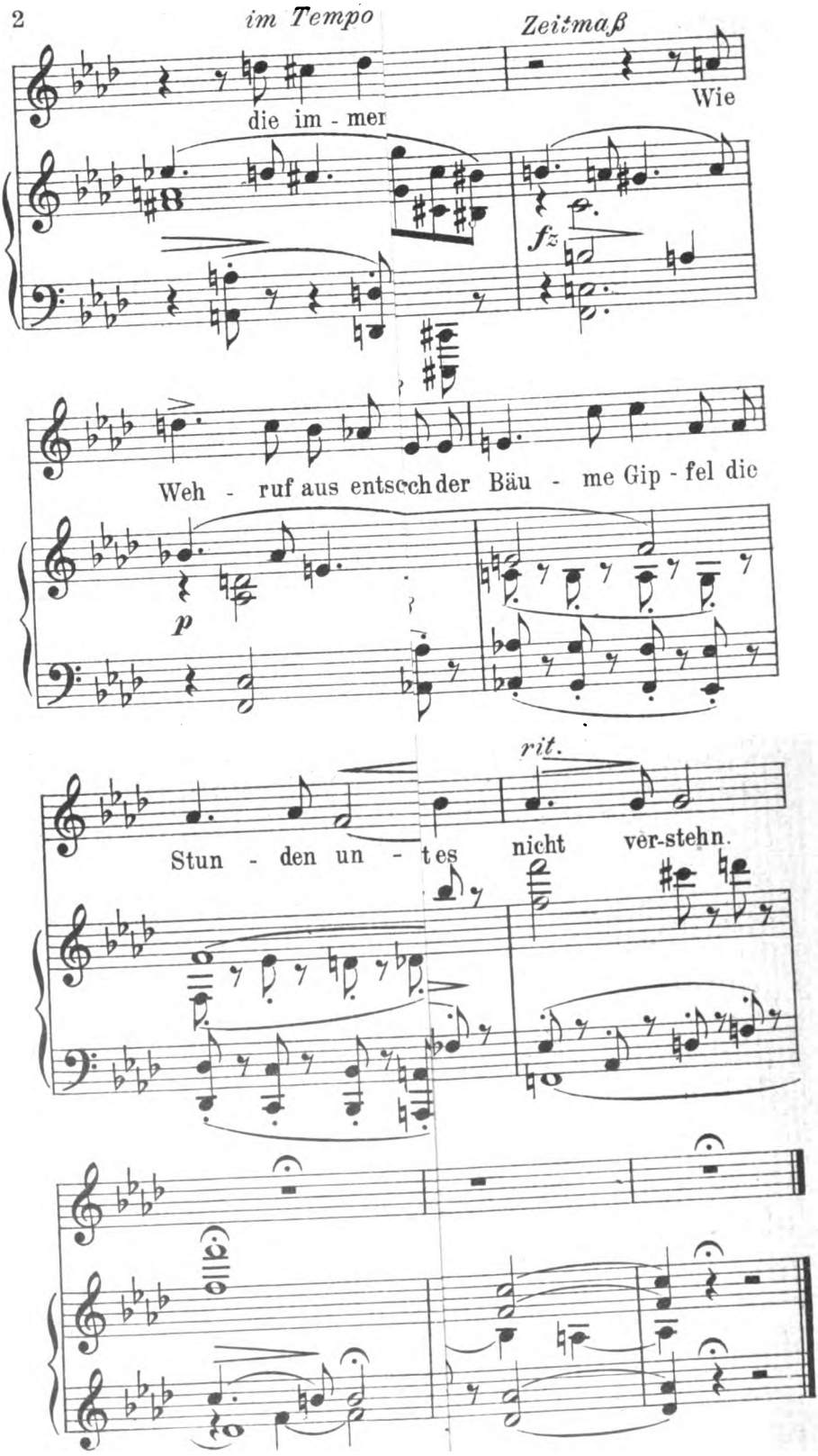
Digitized by Google

Digitized by Google



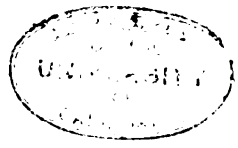
Verlag von GEORG D.
Alle Rechte

Digitized by Google

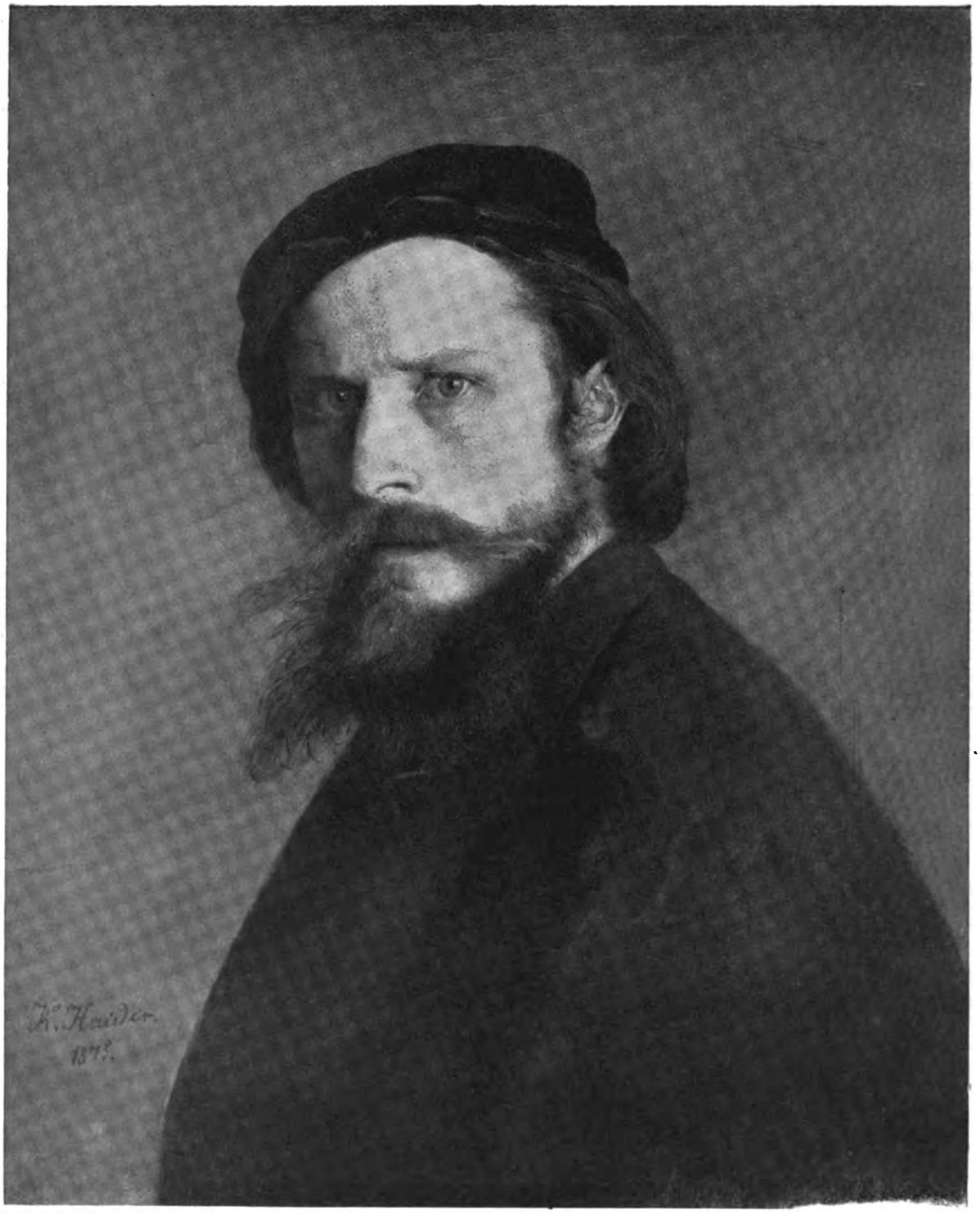


W. CALLWE
vorbehalter

Digitized by Google



Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Karl Haider

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Dezemberheft 1910 Heft 5

Der Alkohol und wir

Was geht euch der Alkohol an? Euch von der Ausdruckskultur, der ästhetischen Kultur, euch vom Dürerbund und Kunstwart? Was hat die Bewegung gegen den Alkohol mit der Kunst zu tun?" Das sind Fragen, die wir tagtäglich hören. Und immer steigt mir die Gegenfrage auf: „Was geht uns denn mehr an?" Aber ich unterdrücke sie in Erinnerung des berühmten Schillerschen Ausrufs über die Herren vom kurzen Gedärm. Denn obgleich ich schon vor zwanzig Jahren als eigentlichen „Kaviar fürs Volk" an Stelle des Alkohols Kunst empfohlen habe — ich hätte doch vor zehn Jahren noch selbst nicht viel anders gefragt. Alkohol und Kunstkultur — jawohl, einige Beziehungen sah man ja immer, aber Zusammenhänge von tiefer, elementarer Bedeutung? Seitdem ... „Ja so, Sie sind Abstinent geworden?" Das bin ich nicht. Daß man nicht an persönliche Gründe glaube: ich trinke zwar oft monatelang keinen Alkohol, weil ich aus der Erfahrung weiß, daß er mir die Gedanken zunächst zappelig und dann faul, jedenfalls aber fahrig und faselig macht — aber ich bin persönlich wenigstens nicht verpflichtet, nicht etwa gelegentlich auch einmal Wein zu trinken. Wär ich ein junger Mann, mag sein, so schlöß ich mich einer Organisation der Abstinenten an, weil ich dann vielleicht im Kampf gegen den Alkohol meine Lebensaufgabe finden könnte und weil das öffentliche Wirken für eine Sache Unterordnung unter diejenigen Vorschriften verlangt, die für die Massen (auch die Massen der Gebildeten) erforderlich sind. Ich brauchte damit meine Neigungen zu feinerer Lebenskultur nicht zu beengen. Jetzt, nach drei Jahrzehnten des Miterlebens weiß ich, so paradox es noch manchem klingt: eine der wichtigsten Fragen für unsre Kunstkultur ist die Alkoholfrage.

Lebten wir noch in „alter Zeit", so wäre der nächste Einwurf der Verwunderten: leugnest du denn die Wirkung des Weins als Führers zu hohen Gesichten und Gestalten, also ganz eigentlich als Anregers der Kunst? Heutzutage kommt damit kein Eingeweihter mehr. Wir wissen jetzt, wie sich das „Apollinische" aus dem „Dionysischen" schon im Altertum erhob, wie die Hochschätzung der „produktiven Anregung" durch Bacchus größtenteils einfach auf das Ausschalten der Kritik durch den Alkohol zurückgeht, wie, um Zahlen anzuführen, auf eine Rundfrage zur Überraschung der Frager von 115 namhaften Schriftstellern 108 erklärten, daß sie bei der Arbeit den Alkohol meiden. Mit den Leistungen im „angesäuselten" Zustande verhält sich's wie mit den Versen, die man im Traume macht: sehr ergriffen davon, solange man träumt oder berauscht ist, sieht man leider nachher: es war nichts. Wo ist in der gesamten Kunst ein Meisterwerk, ein einziges nur, das den Bacchus zum Vater hat? „Trinken wir, sind wir begeistert", aber die „Begeisterung" bleibt leider auf uns beschränkt. Wollten wir die Einwirkung des Alkohols auf die Kunst besprechen, so erinnerte uns dagegen gerade der letzte große Dichter-

Digitized by Google

gedenktag an ein Beispiel unter leider vielen, die von allem andern eher zeugen als von Segnungen. Was nur bei Apollo zu bekommen ist, das hat Dionysos noch keinem gegeben.

Aber er hat ja andres zu verschenken, der „Sorgenbrecher", der „Erheiterer", — prosaischer gesagt: der Lähmer der Vollbewußtheit. Denn bis der Katzenjammer kommt, ist er ja zugleich der Exaltierer der Lustgefühle. Schließlich wird's der einzelne mit sich abzumachen haben, wie oft und wie teuer er solchen Spaß bezahlen will, vorausgesetzt, daß er nur für sich selber zu sorgen hat. Daß es pathologische Zustände gibt, in denen der Alkohol einmal über Hemmungen zu Entladungen hinüberhelfen kann, soll auch nicht bestritten werden. Noch, daß es Ausnahmemenschen geben mag, die mit dem Tribut an ihn wirkliche Leistungen bezahlen. Was besagen die Ausnahmen gegen die Regel!

Wie groß die Schädigungen sind, die der Alkohol im Volke anrichtet, davon haben seine Verehrer wie seine Gegner bis in die letzten Jahrzehnte hinein noch keine richtige Vorstellung gehabt. In ganz weiten Kreisen auch der Gebildeten hat man sie noch nicht; der, geistig genommen, kleine Mann kommt sich freisinnig vor, wenn er in so was „tolerant" ist, und mächtige Interessentengruppen tun mit lautern und unlautern Mitteln das Mögliche, um die Ausbreitung dieser Erkenntnisse aufzuhalten. Auch einem Teil der Alkoholgegner selbst schwebte bis vor kurzem ihr Erzfeind fast immer in der Gestalt der akuten Alkoholvergiftung mit dem Rausch vor, als „Suff". Das Zerstören der Erwerbsverhältnisse, das Zerrütten des Familienlebens, das Verführen zum Verbrechen, das waren Erscheinungen, die auch der schlichte Mann immer einmal wieder beobachten, wenn nicht miterleben konnte. Der Abstinent war für die meisten der „bekehrte Säufer". Brav, wenn er bekehrt war, brav, wenn er in seinen Kreisen Genossen gegen sein früheres Laster warb — wir andern, die wir uns sicher fühlten, nickten ihm trotz einigen Lächelns über seinen Eifer wohlwollend zu, meinten aber, uns ginge das nicht viel an. Immerhin war die Zeit der systematischen Untersuchungen über die Alkoholwirkungen gekommen. In allen Kulturländern hat man sie vorgenommen. Und nun, da von ihren Ergebnissen eine Fülle vorliegt, ergibt sich ein neues Bild. Die Schädigungen des eigentlichen „Suffs" sind viel größer noch, als wir ahnten, aber die Schädigungen des „mäßigen" Trinkens zeigen sich nun so, daß wir trotzdem die versteckten Einwirkungen des Alkohols fast für umfänglicher halten müssen, als die offenen.

In keinem Bier- oder Schnaps-, sondern der Hauptsache nach in einem Wein-Lande, und zwar in einem, das zugleich ein Land mit starker Mäßigkeitsbewegung ist, in der Schweiz, werden nicht von der trinkenden, sondern von der Gesamtbevölkerung allein 6 v. H. mehr schwachsinnige Kinder unter der Einwirkung der Trinkzeiten geboren. Von andern Anlagen zur Krankheit also abgesehn. Auf welche keimverderbende Kraft läßt das schließen! Von Tieren sind alle Jungen Totgeburten oder minderwertig, wenn man auch nur einen Teil vor der Paarung berauscht. Anderseits: in Ländern mit starker Abstinenzbewegung hat sich jetzt schon die Zahl der Mill-

Digitized by Google

tärtauglichen wieder gehoben. Die Sterblichkeit ist nach der Statistik englischer Krankenkassen bei den Abstinenten viel geringer als bei Mäßigen, die Zahl der Krankentage bei jenen um so viel niedriger, daß sich das Verhältnis für alle Lebensalter wie 1:3½ stellt, mit andern Worten: die nichtabstinenten Kassen könnten drei Vierteile ihrer Ausgaben sparen, wenn der Alkohol nicht wäre. Und nun das Erstaunlichste: während es sich fürs gemeine Bewußtsein ganz von selber versteht, daß mit dem Altern die Krankheiten zunehmen, zeugten hierfür in England wohl die Krankenkassen der Nichtabstinenten, die der Enthaltsamen aber wiesen mit dem Alterwerden überhaupt keine Zunahme der Erkrankungen auf. Die Abstinenten schließen daraus: nicht das Altern, sondern der Alkohol schwächt die Widerstandsfähigkeit der Körper so früh. Ich kann den Schluß nicht widerlegen, trotzdem: nehmen wir einmal an, er sei voreilig und falsch. Nehmen wir überhaupt an, daß die Ergebnisse all der Statistiken, die vorliegen, durch die „Brille der Abstinenten" gefärbt seien. Nehmen wir an, drei Vierteile seien „aufgeschnitten". Gäbe es, selbst wenn von allen diesen Tatsachen nur eine beweiskräftig bliebe, irgendeinen Volksschädiger, der sich mit dem Alkohol messen könnte? Nur nach Daten wie diesen, von denen zum mindesten der Richtung nach kein wissenschaftlich Denkender bestreiten kann, daß sie zutreffen? Auch dann noch, wenn wir sie mit den offenkundigen Schädigungen durch Zerstörung des Erwerbs- und Familienlebens, durch Vermehrung der Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen usw. zusammenfassen?

Nur aus gesundem Volksleben kann eine gesunde Kultur wachsen — haben wir die Bedeutung solcher Ausblicke begriffen, so will der Rückblick auf unser engeres Arbeitsgebiet zunächst fast kleinlich erscheinen. Und doch nur, bis sich das Bewußtsein von Tatsachen in uns klärt, die ebenfalls den meisten von uns überraschend sind und die sich doch mit all unsern alten bewußten und halbbewußten Erfahrungen decken. Unter akuter wie unter chronischer Alkoholeinwirkung, wenngleich noch so mäßiger, ja minimaler, sinkt nach den Versuchen in den Schulen und anderswo die Fähigkeit zum Lernen, während sich der Wahn, man lernte gut, im „leise angeheiterten" Zustande verstärkt. Die Gefahr des Alkohols liegt hier wie überall großenteils darin, daß er betrügt. Von Schülern, die Alkohol genossen, minderten sich die Leistungen in dem Maße, wie sie das taten. Ganz besonders wichtig sind jedoch die Untersuchungen über den Einfluß des Alkohols auf die Art der Assoziationen bei Erwachsenen. Schon die kleine Menge von nur 40—80 Gramm am Tage, bei der also von einem eigentlichen „Rausch" gar keine Rede sein kann, drängt die Zahl der inneren Assoziationen auf weniger als die Hälfte zurück, während die der äußeren und der bloßen Klangassoziationen entsprechend aufschnellen — mit andern Worten: die innern Beziehungen zwischen der erregenden und der hervorgerufenen Vorstellung weichen dem Einfluß von Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten: das feinere, das höhere Geistesleben, „der Mensch im Menschen" erlahmt. Was mag allein durch die Trinksitten auf unsern Hochschulen verderbt und gebrochen sein! Kraftnaturen halten's aus, sagt man — vielleicht, obgleich wir nicht wissen,

Digitized by Google

wie und wo auch bei ihnen der Schaden steckt. Aber den Kraftnaturen gegenüber steht die Menge derer vom Durchschnitt, die Menge der früh Sterbenden, früh Erkrankenden, der irgendwie Entgleisten und vor allem: der früh „Verkalkten", der Philister. Wem also darum zu tun ist, an Stelle platten, äußerlichen, befangenen und schwächlichen Geisteslebens in immer weiteren Schichten seines Volkes ein innerliches und frisches Erleben zu wissen, wer an Stelle der „Vergnügungen" die Freude, an Stelle der „Zerstreuungen" die Sammlung, an Stelle bloßer Zivilisation die Kultur und an Stelle der Zeitvertreibungen Kunst will, der weiß, ob er im „deutschen Männertrunk" einen Freund oder Feind unsrer Nation zu sehn hat.

Wollten wir unsern heutigen Gegenstand auch nur halbwegs umzeichnen, wir müßten noch zehn Seiten lang weitersprechen. Es genüge statt dessen, noch auf ein paar Zahlen zu weisen, aber auf solche, die, wenn irgendwelche, Wörter, „lebende Worte" sind. Wieviel wird bei uns über die Kosten der Arbeiterversicherung und gar über die von Heer und Flotte geklagt, die häufiger Behauptung nach „unsre Kultur auffressen". Wohl: die Kosten der gesamten Arbeiterversicherung betrugen 1903 rund 488, und die für Landheer und Marine rund 858 Millionen Mark. Für alkoholische Getränke dagegen hat unser Volk im gleichen Zeitraum rund 2826 Millionen Mark ausgegeben. Das ist die niedrige Berechnung, nach einer andern sogar nahezu vier Milliarden. Jedenfalls: weit mehr als die Hälfte der ganzen französischen Kriegsentschädigung, die als eine unerhörte Bereicherung der Nation erschien, spendieren wir uns in einem einzigen Jahre für Wein, Bier und Schnaps. Ungefähr so viel wie die gesamten Reichsschulden betragen. Und über hundert Millionen mehr als die Kosten für Heer und Flotte, Arbeiterversicherung und auch noch das gesamte öffentliche Volksschulwesen zusammen! Unvorstellbar große Summen, die außer jedem Verhältnis zu all unsern sonstigen Ausgaben stehn, geben wir nicht nur für ein Nichts an Gewinn, sondern geben wir für unsre Schädigung aus.

Wir wollen einen Augenblick annehmen, man gäbe sie nicht zur Schädigung aus. Wir wollen den Verteidigern des Alkohols soweit entgegenkommen, wie sie's kaum selber verlangen, so weit, daß wir sagen: schön, weder Wein noch Bier noch Schnaps bis zum schauerlichsten Fusel hinunter bringen irgendeinem Menschen auf der Welt das allergeringste Übelchen. Ihr sollt recht haben mit all dem, aber eine Frage beantwortet uns: wenn ihr abwägt, was unser Volk mit fast drei Milliarden jährlich alles tun könnte — scheint euch dann wirklich die beste Verwendung, daß es sie vertrinkt?

Was unser Volk mit drei bis vier Milliarden jährlich tun könnte! Mit drei- bis viertausend Millionen Mark jährlich! ....

Ich denke, die Leser verstehen jetzt, weshalb der Dürerbund mit Poperts „Harringa" ein Buch herausgegeben hat, das reine Dichtung weder ist noch sein will, das als Kunstwerk seine Mängel hat, das uns aber ganz vorzugsweise geeignet schien, in weitesten Kreisen unsres Volkes die Alkoholgefahr in ihren Zusammenhängen mit andern Lebensfragen der Nation zu zeigen, ein Buch zum Wachrufen, ein

Digitized by Google

Buch zum Erregen für einen notwendigen Kampf. Wir Deutschen sind kein so junges Volk mehr, daß wir auf unsre Gesundheit weiter wüsten könnten, und die Gegenwart stellt schon ob des gesteigerten internationalen Wettbewerbs die Forderung, unsre und unsrer Kinder Kraft zum Höchstmaß der Leistungsfähigkeit zu steigern. Wer echte Kultur ohne Volkskraft verlangt, der verlangt, nach dem sehr banal klingenden aber sehr treffenden Vergleich eines bekannten Politikers, Leuchtgas in den Straßen ohne Gasanstalt. Die Kultur, der wir im besondern unsre Arbeit gewidmet haben, ist der Ausdruck, die Vermittlung, die Anregung und die Pflege der höchsten Werte, es ist die Kultur der „inneren Assoziationen". Aber nicht nur, weil er diese lähmt, ist der Alkohol auch unser und gerade unser besonderer Feind. Wo immer wir ihm begegnen, er ist es überall und ist es stets, als Verblöder wie als Entsittlicher, als Krankmacher und Töter wie als Wegfresser der Mittel zum Aufstieg. Er ist, um altvorderlich zu sprechen, nicht der einzige „Teufel" im Land, aber einer der schlimmsten und zudem der treue Verbündete und wackere Förderer all seiner verehrlichen Kollegen. A

Karl Haider

Ganz langsam, wie der Eichbaum wächst (er, dessen Holz sich hält) ist die Liebe zur Haiderschen Kunst in unserm Volke heraufgewachsen. Zu den „Neusten", die selber oder deren Ausrufer sich „erdreusten", hat er nie gehört, auch nie zu denen, die durch ihr unbewußtes Wesen Mode oder auch wirklich Epoche machen, auch nie zu den Kämpfern im Vordergrund, immer zu den Stillen abseits. Seit langer Zeit geehrt hat ihn eine kleine Zahl von Künstlern (freilich, es waren große darunter) und von Kunstfreunden mit Sonntags-Kinderaugen. Den andern wäre der Sinn für ihn vielleicht immer noch nicht erschlossen worden, wenn nicht Böcklin, Feuerbach, Leibl und Thoma allmählich berühmt geworden wären, Meister, die, wie verschieden untereinander, doch der einen oder der andern Seite auch der Haiderschen Kunst wenigstens das Befremdliche nahmen und so Haiders Verständnis förderten. Sein „Verständnis" förderten . . . wer Haider den Maler und den Menschen in sich nacherlebt, wie sonderbar klingt dem dieses Wort! Er begreift nicht, was viel zu „verstehen" sei bei einem, der zu ihm so unmittelbar spricht, wie ein blühender Mai- oder ein leuchtender Oktobertag im Gebirg, den man doch auch nicht erst zu „verstehen" braucht, um ihn zu genießen.

Um mitzuteilen, was sein fühlend Auge schaut, malt der Maler. Zum mindesten: der Maler von Haiders Art. Es ist heiße Arbeit des Erwerbens in seiner Kunst, wir sprechen später noch kurz davon. Ist aber der Leser noch nicht im Innersten bei ihm, so bitten wir ihn, all das zunächst beiseitezulassen. Beiseit alles Vergleichen und Zerlegen und Verstehenwollen, alles Denken an alte und neue Kunstgeschichte, alles Denken an alte und neue Kunst überhaupt. Als gälte es, reine Natur zu genießen. Nur, wer aus unsrer Zivilisation hinaus und ganz unbefangen vor Haiders Bilder treten kann, mit keinem andern Gedanken als dem: sprecht zu mir, ich warte — nur dem werden sie ihr Letztes sagen.

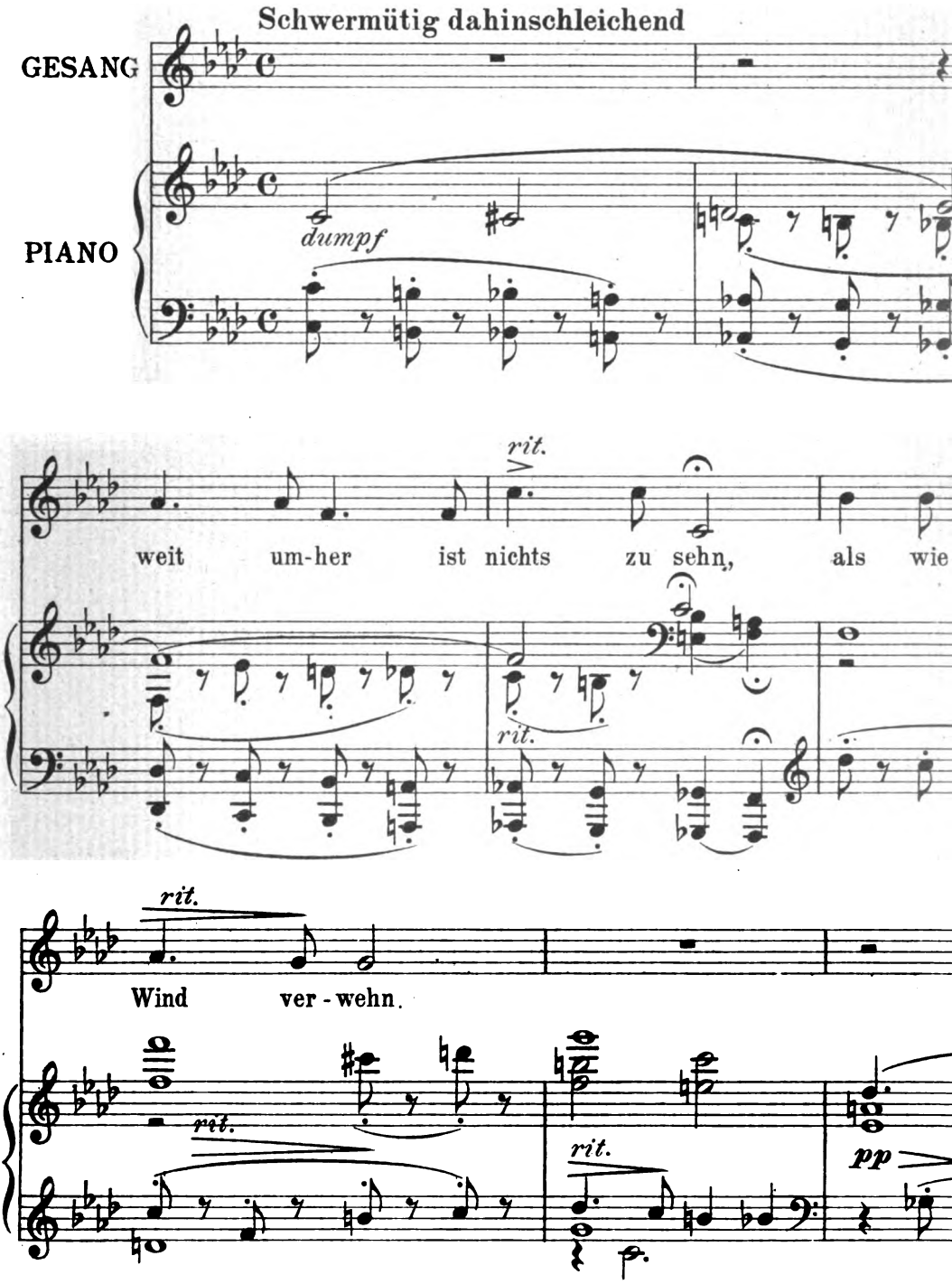
Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

PHOT. A. GIESLER

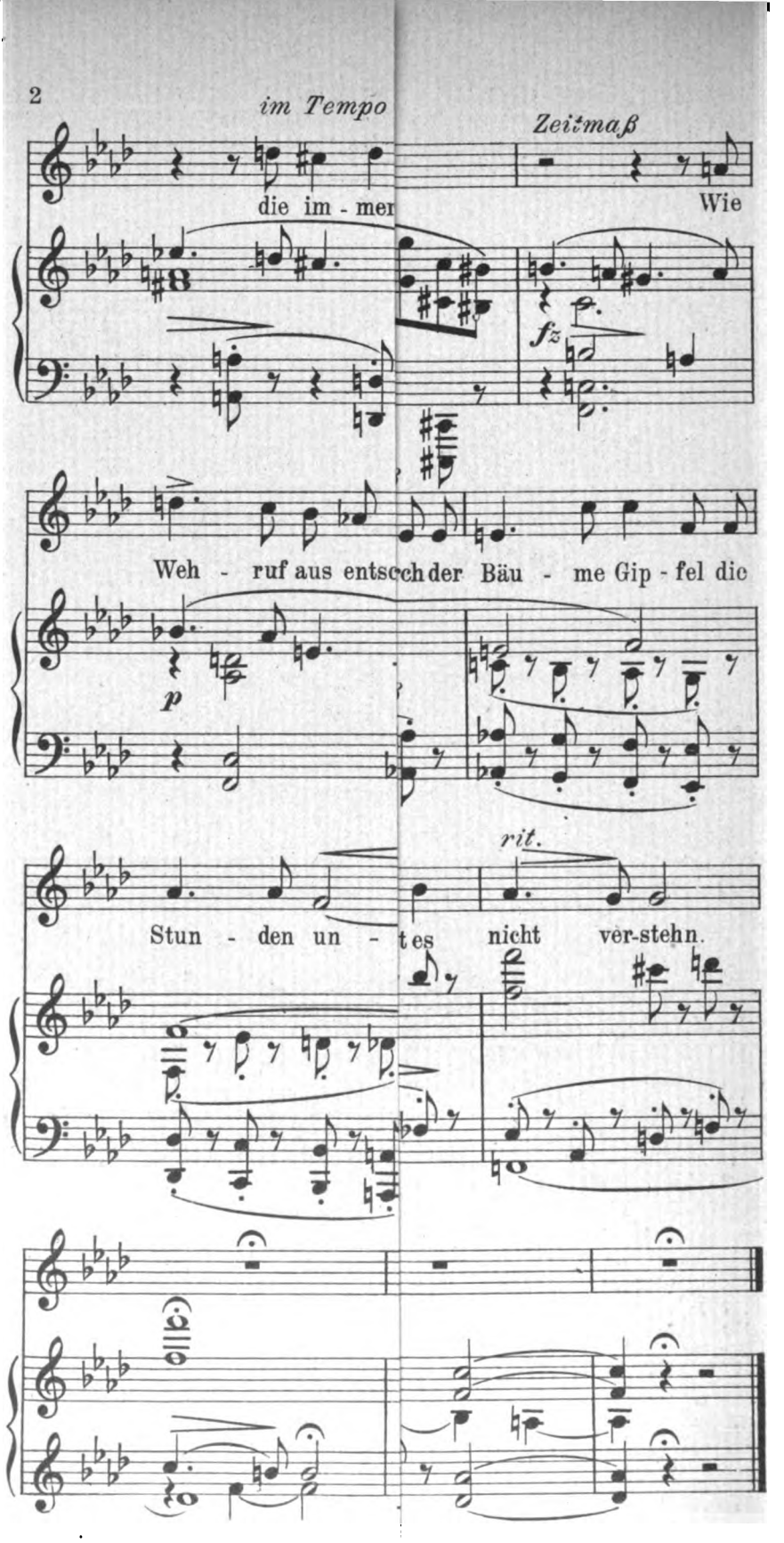
LUISENZIMMER IM VOSSHAUSE ZU EUTIN

Digitized by Google

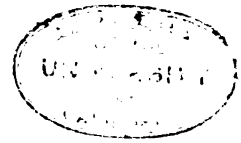


Verlag von GEORG D.
Alle Rechte

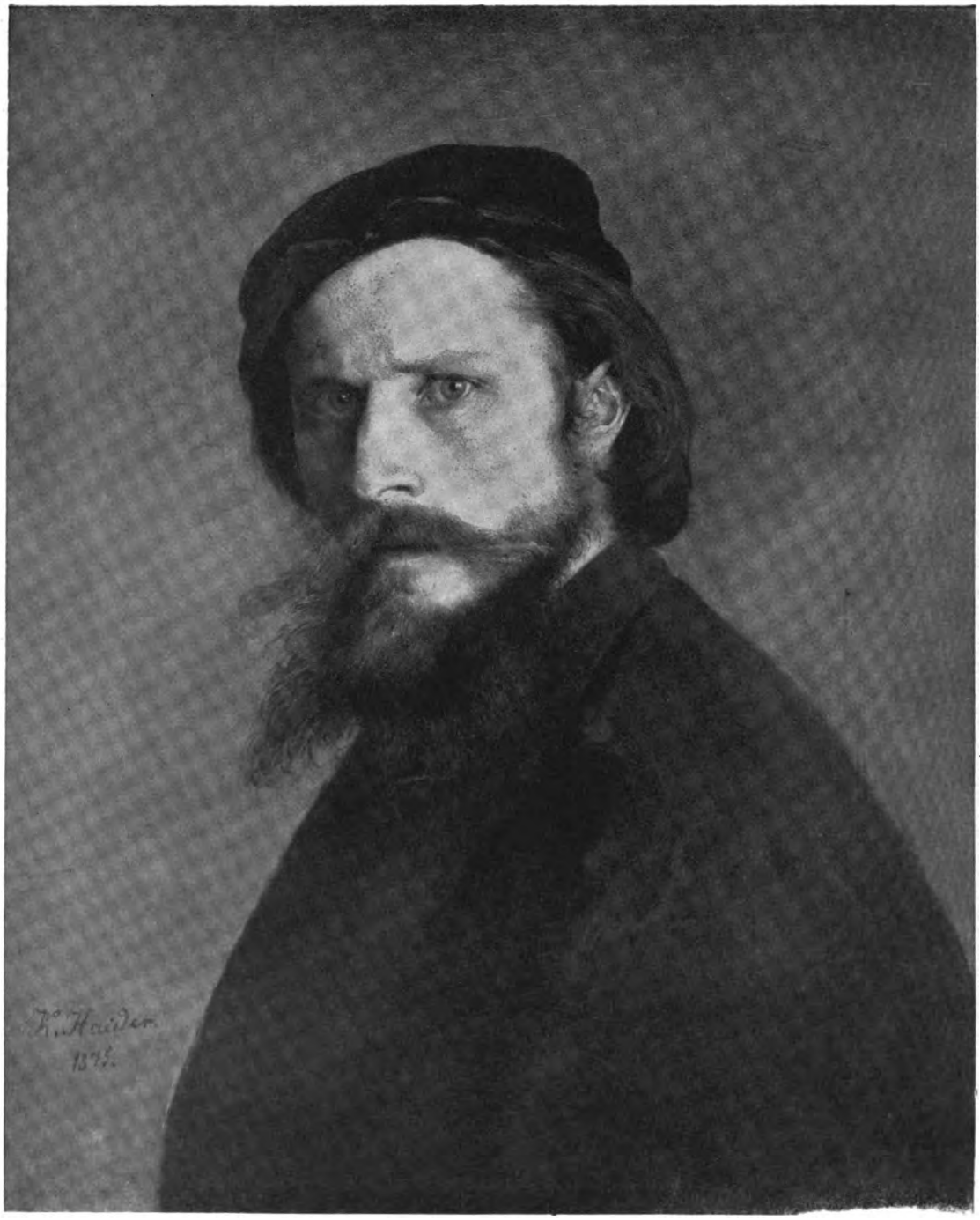
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Karl Haider

Digitized by Google

Jahrg. 24 Erstes Dezemberheft 1910 Heft 5

Der Alkohol und wir

Was geht euch der Alkohol an? Euch von der Ausdruckskultur, der ästhetischen Kultur, euch vom Dürerbund und Kunstwart? Was hat die Bewegung gegen den Alkohol mit der Kunst zu tun?" Das sind Fragen, die wir tagtäglich hören. Und immer steigt mir die Gegenfrage auf: „Was geht uns denn mehr an?" Aber ich unterdrücke sie in Erinnerung des berühmten Schillerschen Ausrufs über die Herren vom kurzen Gedärm. Denn obgleich ich schon vor zwanzig Jahren als eigentlichen „Kaviar fürs Volk" an Stelle des Alkohols Kunst empfohlen habe — ich hätte doch vor zehn Jahren noch selbst nicht viel anders gefragt. Alkohol und Kunstkultur — jawohl, einige Beziehungen sah man ja immer, aber Zusammenhänge von tiefer, elementarer Bedeutung? Seitdem ... „Ja so, Sie sind Abstinent geworden?" Das bin ich nicht. Daß man nicht an persönliche Gründe glaube: ich trinke zwar oft monatelang keinen Alkohol, weil ich aus der Erfahrung weiß, daß er mir die Gedanken zunächst zappelig und dann faul, jedenfalls aber fahrig und faselig macht — aber ich bin persönlich wenigstens nicht verpflichtet, nicht etwa gelegentlich auch einmal Wein zu trinken. Wär ich ein junger Mann, mag sein, so schlöß ich mich einer Organisation der Abstinenten an, weil ich dann vielleicht im Kampf gegen den Alkohol meine Lebensaufgabe finden könnte und weil das öffentliche Wirken für eine Sache Unterordnung unter diejenigen Vorschriften verlangt, die für die Massen (auch die Massen der Gebildeten) erforderlich sind. Ich brauchte damit meine Neigungen zu feinerer Lebenskultur nicht zu beengen. Jetzt, nach drei Jahrzehnten des Miterlebens weiß ich, so paradox es noch manchem klingt: eine der wichtigsten Fragen für unsre Kunstkultur ist die Alkoholfrage.

Lebten wir noch in „alter Zeit", so wäre der nächste Einwurf der Verwunderten: leugnest du denn die Wirkung des Weins als Führers zu hohen Gesichten und Gestalten, also ganz eigentlich als Anregers der Kunst? Heutzutage kommt damit kein Eingeweihter mehr. Wir wissen jetzt, wie sich das „Apollinische" aus dem „Dionysischen" schon im Altertum erhob, wie die Hochschätzung der „produktiven Anregung" durch Bacchus größtenteils einfach auf das Ausschalten der Kritik durch den Alkohol zurückgeht, wie, um Zahlen anzuführen, auf eine Rundfrage zur Überraschung der Frager von 115 namhaften Schriftstellern 108 erklärten, daß sie bei der Arbeit den Alkohol mieden. Mit den Leistungen im „angesäuselten" Zustande verhält sich's wie mit den Versen, die man im Traume macht: sehr ergriffen davon, solange man träumt oder berauscht ist, sieht man leider nachher: es war nichts. Wo ist in der gesamten Kunst ein Meisterwerk, ein einziges nur, das den Bacchus zum Vater hat? „Trinken wir, sind wir begeistert", aber die „Begeisterung" bleibt leider auf uns beschränkt. Wollten wir die Einwirkung des Alkohols auf die Kunst besprechen, so erinnerte uns dagegen gerade der letzte große Dichter-

Digitized by Google

gedenktag an ein Beispiel unter leider vielen, die von allem andern eher zeugen als von Segnungen. Was nur bei Apollo zu bekommen ist, das hat Dionysos noch keinem gegeben.

Aber er hat ja andres zu verschenken, der „Sorgenbrecher", der „Erheiterer", — prosaischer gesagt: der Lähmer der Vollbewußtheit. Denn bis der Katzenjammer kommt, ist er ja zugleich der Exaltierer der Lustgefühle. Schließlich wird's der einzelne mit sich abzumachen haben, wie oft und wie teuer er solchen Spaß bezahlen will, vorausgesetzt, daß er nur für sich selber zu sorgen hat. Daß es pathologische Zustände gibt, in denen der Alkohol einmal über Hemmungen zu Entladungen hinüberhelfen kann, soll auch nicht bestritten werden. Noch, daß es Ausnahmemenschen geben mag, die mit dem Tribut an ihn wirkliche Leistungen bezahlen. Was besagen die Ausnahmen gegen die Regel!

Wie groß die Schädigungen sind, die der Alkohol im Volke anrichtet, davon haben seine Verehrer wie seine Gegner bis in die letzten Jahrzehnte hinein noch keine richtige Vorstellung gehabt. In ganz weiten Kreisen auch der Gebildeten hat man sie noch nicht; der, geistig genommen, kleine Mann kommt sich freisinnig vor, wenn er in so was „tolerant" ist, und mächtige Interessentengruppen tun mit lautern und unlautern Mitteln das Mögliche, um die Ausbreitung dieser Erkenntnisse aufzuhalten. Auch einem Teil der Alkoholgegner selbst schwebte bis vor kurzem ihr Erzfeind fast immer in der Gestalt der akuten Alkoholvergiftung mit dem Rausch vor, als „Suff". Das Zerstören der Erwerbsverhältnisse, das Zerrütten des Familienlebens, das Verführen zum Verbrechen, das waren Erscheinungen, die auch der schlichte Mann immer einmal wieder beobachten, wenn nicht miterleben konnte. Der Abstinent war für die meisten der „bekehrte Säufer". Brav, wenn er bekehrt war, brav, wenn er in seinen Kreisen Genossen gegen sein früheres Laster warb — wir andern, die wir uns sicher fühlten, nickten ihm trotz einigen Lächelns über seinen Eifer wohlwollend zu, meinten aber, uns ginge das nicht viel an. Immerhin war die Zeit der systematischen Untersuchungen über die Alkoholwirkungen gekommen. In allen Kulturländern hat man sie vorgenommen. Und nun, da von ihren Ergebnissen eine Fülle vorliegt, ergibt sich ein neues Bild. Die Schädigungen des eigentlichen „Suffs" sind viel größer noch, als wir ahnten, aber die Schädigungen des „mäßigen" Trinkens zeigen sich nun so, daß wir trotzdem die versteckten Einwirkungen des Alkohols fast für umfänglicher halten müssen, als die offenen.

In keinem Bier- oder Schnaps-, sondern der Hauptsache nach in einem Wein-Lande, und zwar in einem, das zugleich ein Land mit starker Mäßigkeitsbewegung ist, in der Schweiz, werden nicht von der trinkenden, sondern von der Gesamtbevölkerung allein 6 v. H. mehr schwachsinnige Kinder unter der Einwirkung der Trinkzeiten geboren. Von andern Anlagen zur Krankheit also abgesehn. Auf welche keimverderbende Kraft läßt das schließen! Von Tieren sind alle Jungen Totgeburten oder minderwertig, wenn man auch nur einen Teil vor der Paarung berauscht. Anderseits: in Ländern mit starker Abstinenzbewegung hat sich jetzt schon die Zahl der Mili-

Digitized by Google

tärtauglichen wieder gehoben. Die Sterblichkeit ist nach der Statistik englischer Krankenkassen bei den Abstinenten viel geringer als bei Mäßigen, die Zahl der Krankentage bei jenen um so viel niedriger, daß sich das Verhältnis für alle Lebensalter wie 1:3½ stellt, mit andern Worten: die nichtabstinenten Kassen könnten drei Vierteile ihrer Ausgaben sparen, wenn der Alkohol nicht wäre. Und nun das Erstaunlichste: während es sich fürs gemeine Bewußtsein ganz von selber versteht, daß mit dem Altern die Krankheiten zunehmen, zeugten hierfür in England wohl die Krankenkassen der Nichtabstinenten, die der Enthaltsamen aber wiesen mit dem Alterwerden überhaupt keine Zunahme der Erkrankungen auf. Die Abstinenten schließen daraus: nicht das Altern, sondern der Alkohol schwächt die Widerstandsfähigkeit der Körper so früh. Ich kann den Schluß nicht widerlegen, trotzdem: nehmen wir einmal an, er sei voreilig und falsch. Nehmen wir überhaupt an, daß die Ergebnisse all der Statistiken, die vorliegen, durch die „Brille der Abstinenten" gefärbt seien. Nehmen wir an, drei Vierteile seien „aufgeschnitten". Gäbe es, selbst wenn von allen diesen Tatsachen nur eine beweiskräftig bliebe, irgendeinen Volksschädiger, der sich mit dem Alkohol messen könnte? Nur nach Daten wie diesen, von denen zum mindesten der Richtung nach kein wissenschaftlich Denkender bestreiten kann, daß sie zutreffen? Auch dann noch, wenn wir sie mit den offenkundigen Schädigungen durch Zerstörung des Erwerbs- und Familienlebens, durch Vermehrung der Roheits- und Sittlichkeitsverbrechen usw. zusammenfassen?

Nur aus gesundem Volksleben kann eine gesunde Kultur wachsen — haben wir die Bedeutung solcher Ausblicke begriffen, so will der Rückblick auf unser engeres Arbeitsgebiet zunächst fast kleinlich erscheinen. Und doch nur, bis sich das Bewußtsein von Tatsachen in uns klärt, die ebenfalls den meisten von uns überraschend sind und die sich doch mit all unsern alten bewußten und halbbewußten Erfahrungen decken. Unter akuter wie unter chronischer Alkoholeinwirkung, wenngleich noch so mäßiger, ja minimaler, sinkt nach den Versuchen in den Schulen und anderswo die Fähigkeit zum Lernen, während sich der Wahn, man lernte gut, im „leise angeheiterten" Zustande verstärkt. Die Gefahr des Alkohols liegt hier wie überall großenteils darin, daß er betrügt. Von Schülern, die Alkohol genossen, minderten sich die Leistungen in dem Maße, wie sie das taten. Ganz besonders wichtig sind jedoch die Untersuchungen über den Einfluß des Alkohols auf die Art der Assoziationen bei Erwachsenen. Schon die kleine Menge von nur 40—80 Gramm am Tage, bei der also von einem eigentlichen „Rausch" gar keine Rede sein kann, drängt die Zahl der inneren Assoziationen auf weniger als die Hälfte zurück, während die der äußeren und der bloßen Klangassoziationen entsprechend aufschnellen — mit andern Worten: die innern Beziehungen zwischen der erregenden und der hervorgerufenen Vorstellung weichen dem Einfluß von Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten: das feinere, das höhere Geistesleben, „der Mensch im Menschen" erlahmt. Was mag allein durch die Trinksitten auf unsern Hochschulen verderbt und gebrochen sein! Kraftnaturen halten's aus, sagt man — vielleicht, obgleich wir nicht wissen,

Digitized by Google

wie und wo auch bei ihnen der Schaden steckt. Aber den Kraftnaturen gegenüber steht die Menge derer vom Durchschnitt, die Menge der früh Sterbenden, früh Erkrankenden, der irgendwie Entgleisten und vor allem: der früh „Verkalkten", der Philister. Wem also darum zu tun ist, an Stelle platten, äußerlichen, befangenen und schwächlichen Geisteslebens in immer weiteren Schichten seines Volkes ein innerliches und frisches Erleben zu wissen, wer an Stelle der „Vergnügungen" die Freude, an Stelle der „Zerstreuungen" die Sammlung, an Stelle bloßer Zivilisation die Kultur und an Stelle der Zeitvertreibungen Kunst will, der weiß, ob er im „deutschen Männertrunk" einen Freund oder Feind unsrer Nation zu sehn hat.

Wollten wir unsern heutigen Gegenstand auch nur halbwegs umzeichnen, wir müßten noch zehn Seiten lang weitersprechen. Es genüge statt dessen, noch auf ein paar Zahlen zu weisen, aber auf solche, die, wenn irgendwelche, Wörter, „lebende Worte" sind. Wieviel wird bei uns über die Kosten der Arbeiterversicherung und gar über die von Heer und Flotte geklagt, die häufiger Behauptung nach „unsre Kultur auffressen". Wohl: die Kosten der gesamten Arbeiterversicherung betrugen 1903 rund 488, und die für Landheer und Marine rund 858 Millionen Mark. Für alkoholische Getränke dagegen hat unser Volk im gleichen Zeitraum rund 2826 Millionen Mark ausgegeben. Das ist die niedrige Berechnung, nach einer andern sogar nahezu vier Milliarden. Jedenfalls: weit mehr als die Hälfte der ganzen französischen Kriegsentschädigung, die als eine unerhörte Bereicherung der Nation erschien, spendieren wir uns in einem einzigen Jahre für Wein, Bier und Schnaps. Ungefähr so viel wie die gesamten Reichsschulden betragen. Und über hundert Millionen mehr als die Kosten für Heer und Flotte, Arbeiterversicherung und auch noch das gesamte öffentliche Volksschulwesen zusammen! Unvorstellbar große Summen, die außer jedem Verhältnis zu all unsern sonstigen Ausgaben stehn, geben wir nicht nur für ein Nichts an Gewinn, sondern geben wir für unsre Schädigung aus.

Wir wollen einen Augenblick annehmen, man gäbe sie nicht zur Schädigung aus. Wir wollen den Verteidigern des Alkohols soweit entgegenkommen, wie sie's kaum selber verlangen, so weit, daß wir sagen: schön, weder Wein noch Bier noch Schnaps bis zum schauerlichsten Fusel hinunter bringen irgendeinem Menschen auf der Welt das allergeringste Abelchen. Ihr sollt recht haben mit all dem, aber eine Frage beantwortet uns: wenn ihr abwägt, was unser Volk mit fast drei Milliarden jährlich alles tun könnte — scheint euch dann wirklich die beste Verwendung, daß es sie vertrinkt?

Was unser Volk mit drei bis vier Milliarden jährlich tun könnte! Mit drei- bis viertausend Millionen Mark jährlich! ....

Ich denke, die Leser verstehen jetzt, weshalb der Dürerbund mit Poperts „Harringa" ein Buch herausgegeben hat, das reine Dichtung weder ist noch sein will, das als Kunstwerk seine Mängel hat, das uns aber ganz vorzugsweise geeignet schien, in weitesten Kreisen unsres Volkes die Alkoholgefahr in ihren Zusammenhängen mit andern Lebensfragen der Nation zu zeigen, ein Buch zum Wachrufen, ein

Digitized by Google

Buch zum Erregen für einen notwendigen Kampf. Wir Deutschen sind kein so junges Volk mehr, daß wir auf unsre Gesundheit weiter wüsten könnten, und die Gegenwart stellt schon ob des gesteigerten internationalen Wettbewerbs die Forderung, unsre und unsrer Kinder Kraft zum Höchstmaß der Leistungsfähigkeit zu steigern. Wer echte Kultur ohne Volkskraft verlangt, der verlangt, nach dem sehr banal klingenden aber sehr treffenden Vergleich eines bekannten Politikers, Leuchtgas in den Straßen ohne Gasanstalt. Die Kultur, der wir im besondern unsre Arbeit gewidmet haben, ist der Ausdruck, die Vermittlung, die Anregung und die Pflege der höchsten Werte, es ist die Kultur der „inneren Assoziationen". Aber nicht nur, weil er diese lähmt, ist der Alkohol auch unser und gerade unser besonderer Feind. Wo immer wir ihm begegnen, er ist es überall und ist es stets, als Verblöder wie als Entsittlicher, als Krankmacher und Töter wie als Wegfresser der Mittel zum Aufstieg. Er ist, um altvorderlich zu sprechen, nicht der einzige „Teufel" im Land, aber einer der schlimmsten und zudem der treue Verbündete und wackere Förderer all seiner verehrlichen Kollegen. A

Karl Haider

Ganz langsam, wie der Eichbaum wächst (er, dessen Holz sich hält) ist die Liebe zur Haiderschen Kunst in unserm Volke heraufgewachsen. Zu den „Neusten", die selber oder deren Ausrufer sich „erdreusten", hat er nie gehört, auch nie zu denen, die durch ihr unbewußtes Wesen Mode oder auch wirklich Epoche machen, auch nie zu den Kämpfern im Vordergrund, immer zu den Stillen abseits. Seit langer Zeit geehrt hat ihn eine kleine Zahl von Künstlern (freilich, es waren große darunter) und von Kunstfreunden mit Sonntags-Kinderaugen. Den andern wäre der Sinn für ihn vielleicht immer noch nicht erschlossen worden, wenn nicht Böcklin, Feuerbach, Leibl und Thoma allmählich berühmt geworden wären, Meister, die, wie verschieden untereinander, doch der einen oder der andern Seite auch der Haiderschen Kunst wenigstens das Befremdliche nahmen und so Haiders Verständnis förderten. Sein „Verständnis" förderten ... wer Haider den Maler und den Menschen in sich nacherlebt, wie sonderbar klingt dem dieses Wort! Er begreift nicht, was viel zu „verstehen" sei bei einem, der zu ihm so unmittelbar spricht, wie ein blühender Mai- oder ein leuchtender Oktobertag im Gebirg, den man doch auch nicht erst zu „verstehen" braucht, um ihn zu genießen.

Um mitzuteilen, was sein fühlend Auge schaut, malt der Maler. Zum mindesten: der Maler von Haiders Art. Es ist heiße Arbeit des Erwerbens in seiner Kunst, wir sprechen später noch kurz davon. Ist aber der Leser noch nicht im Innersten bei ihm, so bitten wir ihn, all das zunächst beiseitezulassen. Beiseit alles Vergleichen und Zerlegen und Verstehenwollen, alles Denken an alte und neue Kunstgeschichte, alles Denken an alte und neue Kunst überhaupt. Als gälte es, reine Natur zu genießen. Nur, wer aus unsrer Zivilisation hinaus und ganz unbefangen vor Haiders Bilder treten kann, mit keinem andern Gedanken als dem: sprecht zu mir, ich warte — nur dem werden sie ihr Letztes sagen.

Digitized by Google

Schreiten wir im Geiste an einigen seiner Bilder vorbei, wenn dieses Zeitschriftenheft sie auch nicht alle zeigen kann. So kommen wir Haider am schnellsten nahe. In der „Haider-Mappe", die der Kunstwart soeben zu unsres Mannes Ehren herausgibt, findet der Leser all die genannten Werke als Vollbilder wieder.

Blumenwiese. Aus drei großen Tönen ein Feierakkord. Sehn wir in den Vordergrund lange hinein, bis wir sehen, wie alle diese Blumen-Lichter nicht am Boden glimmen, sondern an unmerklichen Stengeln schwebend im Raume darüber, so ist es, als schauten wir in ein Sternengewimmel, das lebt. Lebende Funken, lebende Sönnlein, eine jede mit den besonderen Strahlen ihrer Art, eine jede ein träumendes Ich, das fortzeugen wird, alle zusammen — „weißt du, wieviel Sterne stehn?" — ein Himmel von unendlicher Fülle. Und doch alle zusammen nur eine Blumenwiese. Das Erhabenste im Lieblichsten, und im Gefühl des Lebendigsten. Hinter dem tausendfältigen Flimmer vorübertönend als eine große Woge beruhigenden Dunkels der Wald. Und darüber als dritter Lebensstreif: im Weben von Kühle und Licht, von Regen und Segen die Frühlingswolken, die gespendet haben und warten und wieder spenden werden.

Mädchen mit Blumenstrauß. Eine der Naturseelen, die auf jenem Werk hinter dem Sichtbaren im Unbewußten mitsammen träumen, ist erwacht, ist ein Mensch geworden und tritt vor uns. Als Mensch freilich ist's einer, der noch im Erwachen ist, halb Kind, halb Jungfrau. Auf dem Körper, der sich noch ungefüge streckt, in der dunkeln Glorie des Haars die Sonne des ganzen Bildes, das Gesicht. Ein schlichtes Gesicht, hinter dessen Stirn noch nichts an ein Gefallenwollen denkt, mit zwei Augen, die noch nicht geben wollen, nur trinken. „Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst." Zur Gestalt die Landschaft: auch in ihr die Spuren des Menschen überall, Natur und Kultur brüderlich gesellt.

Birken am Bach. Ein Frühlingslied. Wären die Birken Kinder, sie tanzten im Ringelreihn dazu. Wir sehn, daß irgendwoher Drosseln singen.

Moni. Man blicke ihr und dann wieder dem Mädchen mit dem Blumenstrauß in die Augen. Dort die Erwachende, hier die Erwachte. Die Reife. Aber das rege Innenleben bleibt Innenleben. Schweifen unsre Gedanken zu andern Schilderern süddeutscher Bauernschaft, so ist uns, als begegneten wir dort vieler Schauspielkunst, auch guter, auch edler, hier aber einem Sein. Und wir fühlen bei unserm Werk dann auch doppelt seine in sich geschlossene Ruhe. Auch im Landschaftlichen als Begleitton: die gehaltene Ruhe einer vollen Erschlossenheit.

Gewitterlandschaft. Die Wolken ballen sich über Wiesen und Büschen, der Regen strömt, und der Blitzschein leuchtet auf. Noch ist's ein Erzittern, noch ist es nicht der Sturm. „Wie ein schwer Geheimnis liegt's in der Luft beklemmend."

Der neue Stutzen. Bauernschilderung der Körper und der Seelen, und eine Malerei, die zur Not begreifen läßt, warum dieses Bild im Kunsthandel lange unter Leibls Namen ging. Unsre Gedanken schweifen wieder zu andern Alpler-Malern ab, und denken ihrer Zu-

Digitized by Google

taten von Anekdotischem, von Epischem, von Dramatischem. Wiederum dort sehr oft Schauspiel, wenn auch durchaus nicht immer in schlechtem Sinn, das gute oder schlechte Vorspielen eines Geschichtchens oder auch einer Geschichte. Hier, wiederum, ein Sein. Ein paar Menschen, die eben leben. Ganz unter sich, mit keinem Gedanken beim Zuschauer, mit allen nur bei dem, was aus ihren Daseinsbedingungen heraus für sie eine sehr wichtige Sache sein muß und ist, beim Stutzen.

Der Laborant. Aus der Gegenwart in alte Zeit. „Wie deut ich, was das Glas mit dem Filter zeigt?" Keine heimliche Leidenschaft wie bei Rembrandts Faust, kein den eignen Gedanken nachschmeckendes Schmunzeln, wie bei Holbeins Erasmus, einfach aus gesammeltem Geist ein Frageblick gespannten Interesses. In der Linken das beratende Buch. Beim Faust das Genie des Sehnens, beim Erasmus die Freude des feingeistigen Formens, hier das Forschen in typischem Ausdruck. Die Malerei wahrhaft ehrfürchtig in der Treue ihres Dienstes gegenüber dem Ausdruck sowohl wie der körperlichen Erscheinung. Das Haupt, die Hand mit dem Gefäß (wir verweilen bei ihr besonders gern), die mit dem Buch, und Gefäß und Buch selber, und die Gefäße und Bücher hinten auf dem Bord: es ist alles wie umstreichelt von des Malers Liebe, wie betreut von seinem pflegenden Fleiß.

Die junge Hirtin. Ein Bild, zu dem man dasselbe sagen könnte, wie zu dem Mädchen mit Blumen, denn daß jenes steht und dieses sitzt, und jenes dunkel und dieses blond ist, das bedeutet ja nichts. Aber für das Eindringen in Haiders Kunst bedeutet dieses etwas: daß er um dasselbe Problem mit anderen Formen abermals rang, wie das Böcklin tat. „Wo faß ich dich, unendliche Natur?" Doch ist es bei ihm nicht, wie bei Böcklin, ein Abwandeln, es ist bei ihm ein Neugestalten mit ganz anderen Formen. In dieser zweiten Lösung ist noch weniger von irgend Entbehrlichem da, ist alles noch mehr ein Vereinfachen, noch klarer ein Sagen: das suche ich. In dem jungen Menschen-Ich sammelt sich alles Leben aus der Landschaft rings, und es leuchtet aus ihm gedoppelt stark in unsre Beschauer-Seele zurück.

Entsagung. Ein Bild im Äußerlichen nah mit der Moni verwandt, in der ganzen Komposition, in der Stellung bis auf die Haltung der Arme, auch in den Zügen des Gesichts. Jenes und dieses Werk könnten, banal gesprochen, „Gegenstücke" sein, und jenes könnte banal „Traum von der Zukunft" wie dieses „Traum von der Vergangenheit" heißen. Aber weg mit der Banalität, hier ist nichts Banales! Nicht offen für jeden, sondern zurückgehalten sind beide Bilder. Auf der „Entsagung" liegt der dunkle Schleier nicht nur über dem Haupt, sondern unsichtbar über dem ganzen Werk. Er dehnt sich bis über die weite, stille, wehmütige Landschaft hin. Und alles hier hat doch Feier, Trauerfeier, hat Größe.

Weyern. Frieden über Feldern, Wiesen, Wäldern, Tälern und Höhen bis zu den Voralpen hin, Klosterfrieden.

Charon. Von unserem Lebensreich, dessen letzte Bäume die schwarzen Zweige ihrer Trauer wie erlahmend senken vor dem Hauch, der kalt aus den Klüften der kahlen Schroffen und Starren weht,

Digitized by Google

aus dem Sonnenreich führt der uralte Ferge die Ergebenen ins stille Land. Nicht das allermindeste an Phantastik, nicht die kleinste Form, die im Irdischen unmöglich wäre, selbst an irdischer Form nicht einmal Fremdartiges, nicht einmal Ungewöhnliches ist in diese Landschaft hergeholt. Daß wir empfinden: das *kann* so sein, das *ist*, gerade dieses geheime Fühlen geht wie ein Schaudern durch das Werk.

Über allen Wipfeln ist Ruh I. Und wir grüßen, herangestiegen, das irdische Licht, das noch leuchtet im atmenden Walde. Was im Alter zerfällt und wieder hinabsinkt zu demselben Kalkgestein, das es einst mit den jungen Wurzeln zerklüftet hat, wenn es um sich blickt, so sieht es wieder Jugend um sich, die lichtwärts lebt. Lichtwärts, wie die ganze große grüne Gemeinde dort unten nach der Sonne betet, die scheidet und wiederkehren wird. Lichtwärts, wie die fernen Berge streben, die ihre Mutter Erde in die leuchtende Feierstille emporgehoben hat.

Dante und Beatrice. Der von den Schrecken die entsetzlichsten geschaut, nun trennt ihn nur mehr ein Wässerlein, das der Fuß überschreiten kann, von dem Lande, darin jede Blume herrlicher blüht. Beatrice, der Edlen Leiterin, empfängt den Geläuterten im Paradies.

Über allen Wipfeln ist Ruh II. Der Irdische aber, der begnadet ward, mit Schmerz und Freude Großes in seiner Seele rein zu erleben, trägt mit sich in die Wirklichkeit zurück, was er in dichterischen Träumen fand. Als die Gabe, auch das Irdische in Reinheit und in Größe zu fühlen. Und wenn er wieder zu den Höhen steigt zur Ausschau über sein Heimatland bis dahin, wo es in der Ferne verschimmert, so sieht er nicht das allein, so sieht er in den goldigen Düften des Irdischen auch sein und seiner Freundschaft und seines Menschengeschlechtes Lust und Schmerz weben und aus dem Innern leuchten, verklärt vom Himmelslichte, das eins mit dem Lichte seines eigenen göttlichen Wesens ist.

⧈

Die paar Worte, mit denen wir an den Werken vorübergegangen sind, bedeuteten nichts als eine Aufforderung, sie auf die angedeuteten Werte hin anzusehn. Wir bitten noch einmal, das recht in ruhigem Verweilen zu tun. Haider opfert jedem seiner Bilder Monate, ja, er hat manchem Jahre geopfert. Sollten sie mit je drei Minuten der Betrachtung zu erschöpfen sein?

Beim Publikum, so beim großen, gilt unser Meister für einen „Landschafter". Daß diese Meinung falsch, wissen wir schon nach unserm kleinen Gang, und ein weiterer die Textbilder der Mappe entlang bestätigt es uns noch mehr. Hier erst begegnen wir dem Bildnismaler Karl Haider, in seinem Selbstporträt aus der Jugendzeit noch einem, bei dem man an Rembrandt denken mag, in dem Selbstbildnis aus der älteren Manneszeit einem, der an niemand erinnert als an sich selbst. Wie viele haben in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit mehr Verzicht auf jederlei „Effekt", mit solidererm Ernst auf vornehmere Charakteristik hin, aber auch: wie viele haben mit seinerem *Geschmack* Bildnisse komponiert und durchgeführt, wie beispielsweise das der Dame im dunkeln Sammetkleid mit der Rose in der Hand? Auch in allen Haiderschen Bildnissen steckt ein ganz innerliches Sich-

Digitized by Google

auseinandersetzen mit der Sache, hier mit dem darzustellenden Ich. Freilich, einen „Figurenmaler", der gelegentlich landschaftert, kann man Haider auch nicht nennen. Das Ordnen nach dem Stofflichen ergibt in der Kunst ja immer nur Einhegungen in unsolide Zäune. Ebensowenig würde es aber auch glücken, ihn bei dieser oder jener „Schule" unterzubringen. Er hat, wie jeder „ganze Kerl", nicht bloß von der Mutter Natur gelernt, sondern auch von den Brüdern Malern, aber was ihm seine Bedeutung gibt, ist natürlich auch wie bei jedem andern „ganzen Kerl" das, was er nicht gelernt hat. Nennen wir's getrost: seine besondere Poesie.

Man hat ihn altmeisterlich genannt. Aber das „alt" in diesem Worte brauchte man zu Recht doch nur in einer Zeit, da man das Meisterliche unter den Zeitgenossen gar zu selten fand. Meisterlich arbeitet Haider, das ist wahr. Meisterlich, das heißt: mit der Arbeit eines Mannes, der im Gegensatz zum Laien, zum Dilettanten, zum Lehrling die Schwierigkeiten und damit die immer neuen Aufgaben erkennt, und der, im Gegensatz zum Gesellen, ein innerlich geschautes Werk selbständig zu gestalten vermag, also wo die überlieferten Mittel versagen, mit eigens für die besondern Aufgaben gebildeten Mitteln. Haider ist ein Scharfseher, und da er zugleich ein Künstler von hohem Wirklichkeitssinn ist und von tiefer Ehrfurcht vor der Natur, so ist er also ein Feinzeichner. In seinen besten Werken geht er den Licht- und Farbenerscheinungen, vor allem aber geht er den Formungen der Natur — sagen wir, wie man von „Lokaltönen" spricht: den „Lokalformen" mit einer Treue nach, die der Andacht verschwistert ist. Nur selten und beispielsweise in Bildern, auf denen ein Menschengesicht alle Teilnahme sammelt, sind die Nebensachen auch nebensächlich und dann wohl zu allgemein, sogar ein wenig schematisch behandelt. Wer sich dabei aufhält oder etwaigen Zeichenfehlern nachspürt, achte darauf, daß ihm auf solchen Seitenwegen nicht der Ausblick zu dem hin verloren geht, was nicht nur in dieser besonderen, was auch in einer ähnlichen Mischung der Elemente unter allen Lebenden nur einer hat:

Ein Naturgefühl, das mit gleicher Liebe dem Himmel, dem Felsen, dem Walde als Ganzem nachgeht und dem Baum, dem Strauch, der Blume im einzelnen, mit gleicher Liebe aber auch dem Menschen — ein Naturgefühl, das beim Einzelnen verweilt und dennoch seine Ganzheit nie zersplittert und zerpflückt. Eine Kraft des fühlenden Schauens, welche die Mannigfaltigkeit zu vollkommener Ruhe zu ordnen, welche die Teile zum Dienst miteinander zu vereinigen, welche künstlerisch zu organisieren vermag. Man könnte aus der Geschichte der deutschen Malkunst als solcher Haider wegdenken, ohne daß ihre Entwicklung Lücken ließe. Aber nur deshalb, weil, was er uns an hohen Werten gab, etwas Andersartiges ist, als irgendwelche Bereicherung der Ausdrucksmittel. Nämlich eine Bereicherung unsres künstlerischen Nationalschatzes an Gebilden des „fühlenden Schauens" aus den Tiefen einer im edelsten Sinne frommen, einer lauter und stark ihr Dasein im Innersten erlebenden ursprünglichen Persönlichkeit. Unter den Maler-Poeten des deutschen Volkes lebt Karl Haider als einer der besten. A

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus zwei Romanen von der alten und der neuen Zeit

[Das ist nun für einen, der dem Heute vorbehalt- und fraglos angehört und ein Lobredner der älteren Zeit schon darum nicht ist, weil er sie gar nicht gekannt hat, ein ganz sonderbares Thema moderner Romane: wie die „neue Zeit", wie soziales Empfinden, demokratisierende und antipatriarchalische Tendenzen auf das Land hinaus kommen und dort mit altüberkommenen Meinungen, Gewohnheiten und Verhältnissen unter Erzeugung mehr oder minder schwerer Konflikte zusammentreffen. Da aber patriarchalisches Wesen, aristokratisierende und unsoziale Lebensauffassung ein recht beträchtlich Teil gut deutscher Tradition bedeuten, so ergibt sich, wenn Strömung und Gegenströmung gleichermaßen gestaltet und organisch dargestellt werden, für den realistischen Roman in der Tat ein reiches und fruchtbares Feld stofflicher Ernte. Die beiden Poeten, von deren Werken wir den Lesern diesmal Proben mitteilen, ziehen jeder auf seine Weise Gewinn von solcherlei Zeitereignissen. Ewald G. Seeliger, dessen umfänglicher Roman „Zurück zur Scholle" auf einem schlesischen Rittergut spielt, Fedor Sommer mit seinem gedrängten („Die Fremden") aus dem Schreiberhauer Teil des Riesengebirges.

Seeligers „Held" (besser: Hauptmitträger der Handlung), ein aus Amerika heimgekehrter adliger Majoratserbe, kommt nach Ablauf einiger andrer Begebenheiten zu der Absicht, die Tochter seines Inspektors zu seiner Frau und zur Mutter seiner Kinder aus erster Ehe zu machen, denen sie in liebevoller Sorge tatsächlich schon eine Mutter geworden ist. Aber des Inspektors nach heutigem Gefühl überspanntes Standesempfinden widersetzt sich einer solchen nicht standesgemäßen Ehe, und sein hartherziger, schwerfälliger Eigensinn verhindert sie wirklich zunächst (die entscheidende Szene finden die Leser unten abgedruckt). Daß Inspektor Knorreck so unmittelbar zum Tode Fritz von Winkelbergs Anlaß gibt, dessen Lebenskräfte infolge der Enttäuschung und Vereinsamung seiner ererbten Winkelbergschen Herzkrankheit nicht mehr widerstehen können, das erst läßt ihn sein Unrecht einsehen. Da es zu spät ist, siegt die neue Zeit. Gerade August Knorreck wird nun durch Testament der Vormund der Kinder des Barons und der herrschberechtigte Verwalter des Majorats. Hedwig, seine Tochter, wird zwar nicht „Baronin werden", bleibt aber immerhin die dominierende weibliche Persönlichkeit auf dem Gut und wird allmählich durchaus die Mutter der Kinder und Erben werden.

Dieser Handlung laufen allerlei andre Entwicklungen parallel. Ein köstlich mit Humor und ebenso feinen wie tiefer schauten Zügen dargestelltes Schulmeisterlein beginnt sein Amt zu Anfang der Geschichte in Britzkawe mit frohem Mut, mit Liebe und Güte, mit Lust vor allem an jeglichem Wesen der Natur und mit pädagogischen Tendenzen, so denen einer wohlweisen Kollegenschaft und einer königlich preußischen Regierung durchaus zuwiderlaufen. Dieser heitere Revolutionär ist abermals ein Vertreter moderner humanisierender und individualisierender Anschauungen; er nimmt, nachdem er eine Anzahl Perücken ins Wackeln gebracht, mit seinen Kollegen es gründlich verdorben aber auch das Herz eines alten feinen Regierungsmannes gewonnen hat, den Abschied und dafür

Digitized by Google

bei Knorreck eine landwirtschaftliche Stellung — mit leiser und nicht hoffnungsloser Absicht auf Hedwig Knorrecks Hand. Es ist tatsächlich erstaunlich, wieviel gut beobachtete und klar herausgearbeitete Charaktere Seeliger auf seine kleine Bühne bringt; Vater Knorrecks vortreffliche Kernnatur, dessen Sohn, der ein paar Jahre lumpt, dann journalistelt und zuletzt doch noch ein strenger Diener des Herrn wird, den alten Juden Abraham, der für seine Kinderschar in unermüdlicher, anspruchlosester Weise — rührend und erheiternd zugleich — allseitig befriedigende Geschäfte abzuschließen sucht, wo immer es gehen mag, und wie immer, dann die Kleinstadtgesellschaft, wo die Bälle der Umgegend ausgetanzt werden — man hat alle Ursache, sich dieser in leise spannende Handlungen verwobenen Menschentypen- und Typenmenschendarstellung zu erfreuen. „Zurück zur Scholle" ist ein Werk bester Polenzscher Tradition, an Gestaltung und an anmutiger Belebtheit des Stils Polenz sogar überlegen; an typischer Geltung und ethischem Tiefgang freilich ihm nicht ebenbürtig — der sozusagen tendenziös klingende Titel trägt weder im Druck noch dem Sinn des Werkes nach ein Ausrufungszeichen. Es ist nicht die Zukunft der Landwirtschaft, der Landwirte oder des deutschen Volkes, die Seeliger — wie Polenz es etwa vorzog — erörtert, sondern er gibt einfach ein tüchtiges und charakterreiches Stück Leben zum Anschauen, Einleben und Liebgewinnen, und er erfüllt diese Aufgabe mit Lust und beträchtlichem Können. Daß sein Ausschnitt aus dem Leben der formgebenden Einheitlichkeit entbehrt, mag ruhig zugegeben sein.

Man wird dessen inne, wenn man Fedor Sommer mit viel Glück um diese innere Form ringen fühlt. Da weist schon der halbsymbolische Titel auf „tiefere Bedeutung" hin. Der Roman beginnt zu einer Zeit, da im Gebirgstal der Glashüttendirektor noch allein das Zepter in Gemeinde und Kretscham schwingt, zu einer Zeit, da der Glasgraveur Bernhard Franke noch ein Künstler zu sein glaubt und mehr noch zu werden trachtet und einsam mit seiner stillen Frau für sich schafft. Er endet mit dem Ende der Glashüttenherrschaft, dem Beginn einer Epoche, wo die Fremdensaison und neue soziale Aufgaben die Interessen gewendet haben, endet gleichzeitig an dem Punkt in Bernhard Frankes Leben, wo er — durch die Einwirkung einer fremden (!) Dame in seinen Lebenslauf geweckt und hellsichtig geworden — auf Künstlerwesen, ja auf eigne Arbeit überhaupt verzichtet, seinen Sohn als zukünftigen Künstler der Muntschaft der städtischen Freundin anvertraut und selbst völlig in den Gemeindedienst tritt, der ein Dienst für Fremde und für „die Fremden" ist. Dies ist in groben Zügen das Bild der Romanform, eine Idee von ungewöhnlicher Tragkraft und ein Romangerüst, wie man sich's trefflicher gar nicht ausdenken kann. Hätte Sommer die anschauliche Darstellungsgabe Seeligers und dazu die Fähigkeit, seelische Tiefen, die er fühlt, auch offenbar zu machen, so wäre ein Werk ersten Ranges entstanden. Da er beides manchmal empfindlich vermissen läßt, ja einen deutlich amateurhaften Zug besonders im Stilistischen, und ganz besonders in der schwachen Gestaltung der direkten Rede nicht verbergen kann, so muß man sich mit Bescheidenerem begnügen. Er hat dafür Vorzüge genug. Manche Szenen lassen jene Mängel auch fast vergessen. Die im folgenden abgedruckte gehört dazu, in der Bernhard Franke und die Breslauer reiche Künstlerin, die in ihm den Künstler entdeckt und

Digitized by Google

erweckt hat, zusammen mit Bernhards liebevoller aber nach außen hin karger und kühler Frau ins Gebirge wandern und es zwischen den Frauen und danach zwischen den Ehegatten zur bitteren Klärung kommt.

Wir sagen, er hat Vorzüge genug. Nennen wir eine Reihe zu üppigem Leben gediehener Volkstypen, einige Volksszenen von vorzüglichem Aufbau. Besonders der Anfang: die von 1870/71 heimkehrende Soldateska und ihr grotesk-brimboriös herzlicher Empfang durch die Dorfbewohnerschaft mit obligatem Nachspiel in sämtlichen Kretschams; nennen wir die sehr glückliche Begrüßung zwischen dem ebenfalls heimkehrenden Franke und seiner Frau, die ihn einsam im Sonnenlicht auf blühender Wiese erwartet und an deren Seite er alsbald die alte Innigkeit und Genügsamkeit wiedergewinnt; nennen wir — doch keine Einzelheiten mehr! Hingewiesen sei nur noch darauf, daß die eigentlichen Angelpunkte der sozialen und persönlichen Entwicklung, die Gründung der Krankenversicherung, die erste Vermietung an Fremde (gleichzeitig mit dem ersten stumpfen Zusammenstoß zwischen Frau Franke und der Frau Professor), der erste Logishausbau, die Gebirgsvereinsgründung, kurz, daß alle Etappen auf dem langen Wege dieser Entwicklung nicht nur sicher erfühlt, sondern auch mit unaufdringlicher Sorgfalt klar herausgestellt sind, eine schwierige und wiederum für die Menschengestaltung leicht hemmende Aufgabe! Übrigens fehlt es auch diesem Werk durchaus an Tendenz irgendwelcher Art, Sommer nimmt zu den modernen Geschehnissen sehr besonnen aber gar nicht reaktionär Stellung. Auch „die Fremden" sind nicht in allen Einzelheiten originell: man fühlt ein wenig den Einfluß von Hauptmanns „Pippa" und vielleicht auch wieder von Polenz. Doch treten solche Momente in beiden Romanen nur wenig hervor. Die Hauptsache ist, daß wir wieder einmal zwei tüchtige, ehrliche, gehaltvolle Bücher mehr haben, die zwar „literarisch" weder neu noch eben viel *mehr* versprechend sein mögen, die aber dafür ein Stück Menschenleben und Zeitgeschichte in bester künstlerischer Form spiegeln und bewahren. Diejenigen, die ein gleiches noch aus eignem Mitleben schildern könnten, sind gar nicht so zahlreich. Und erst wenn man in solchen Zeitromanen einmal spürt, wie sehr anders das Einst war als das Jetzt, wird man recht des Charakteristischen am Heute inne. Darin ist nach beiden Seiten hin wiederum ein besonderer Reiz der Werke beschlossen, also daß man ihnen doppelt nachdenkliche und aufmerksame Leser wünschen mag. *Ezard Nidden*]

Seeligers „Zurück zur Scholle" ist zu München in Georg Müllers, Fed. Sommers Roman („Die Fremden") in Max Seyferts Verlag in Dresden erschienen.

Aus Ewald G. Seeligers „Zurück zur Scholle"

Der Inspektor stand eine Weile, als hätte ihn der Schlag getroffen. Dann schritt er ohne Mütze, die er sonst nie vergaß, durch den Gemüsegarten und in den Park. Er brauchte nicht lange zu suchen. Unter der mächtigen Linde, wo sie sich gefunden hatten, standen die beiden engumschlungen und nahmen eben voneinander Abschied. Als Hedwig die nahenden Schritte hörte, wußte sie, daß es der Vater war. Sie riß sich von dem Baron los und taumelte ein paar Schritte zurück.

August Knorreck faßte sie, ohne ein Wort zu sagen, beim Handgelenk

Digitized by Google

und wollte sie wegziehen. Mit einem schwachen Laut des Wehklagens streckte sie ihre rechte freie Hand nach Fritz von Winkelberg aus, der sich allmählich von seiner Überraschung erholt hatte. Er nahm die Hand und drückte einen heißen, glühenden Kuß darauf.

„Leb wohl!" sprach er leise.

„Komm!" sagte August Knorreck ruhig und wollte Hedwig fortziehen.

„Knorreck!" rief der Baron lachend. „Sind Sie des Teufels!"

Aber diesmal hörte August Knorreck nicht auf seinen Herrn Baron, ließ die Hand nicht los und zog Hedwig schrittweise vorwärts.

„Komm, Hede!" bat er mit flehender, bekümmerter Stimme.

Da folgte sie ihm. Fritz von Winkelberg sah dem Alten kopfschüttelnd nach. Dann ging er langsam ins Schloß zurück. Morgen war auch ein Tag! Mochten sie sich da drüben einstweilen beruhigen. Er war sich keiner Schuld bewußt.

Langsam zog August Knorreck seine Tochter durch den Gemüsegarten. Sie machte keine Bewegung, sich zu befreien, obwohl ihr das Handgelenk schmerzte. Denn der Vater hatte einen harten Griff. An der Haustür huschte ein Schatten zur Seite, das war Thomas Hauschild, den jetzt das böse Gewissen packte. August Knorreck ließ Hedwig nicht eher los, bis er mit ihr in der hellerleuchteten Stube war. Hugo und die Mutter, die sich eben zum Abendbrot niedersetzen wollten, blieben vor Überraschung stehen.

„Geht raus!" befahl der Vater und hielt Hedwig noch immer fest.

Die Mutter begann zu lamentieren. Hugo duckte sich.

„Raus!" schrie August Knorreck wild. „Oder es passiert was!"

Da führte Hugo die Mutter hinaus, in die Küche hinüber, und schloß beide Türen. Thomas Hauschild schlich in diesem Augenblick die Treppe hinauf. Jetzt ließ August Knorreck Hedwigs Hand los. Sie setzte sich in den Lehnstuhl, schlug die Augen nieder und rieb sich das schmerzende Gelenk.

„Hede!" sprach der Vater und hob ihr den Kopf mit beiden Händen, daß sie ihm in die Augen sehen mußte. „Hede! Das hätt ich nicht von dir gedacht!"

Sie ließ den Kopf wieder sinken und zuckte die Schultern. Sie wußte selbst nicht, wie das alles gekommen war.

„Wie lange dauert das schon?" fragte der Vater.

„Ich weiß es nicht!" erwiderte sie tonlos und dachte nach. „Drei, vier Tage."

„So?" atmete er erleichtert auf. „Also nicht länger. Wie konntest du dich nur mit dem Herrn Baron einlassen. Heiraten kann er dich nicht und darf er nicht. Du bist doch sonst nicht so auf den Kopf gefallen! Aber wenn ihr Weibsbilder verliebt seid, ist rein der Geier mit euch los. Was hast du dir denn eigentlich dabei gedacht?"

„Nichts?" sprach sie leise und senkte den Nacken tiefer. „Ich hab ihn gern, mehr weiß ich nicht."

„Das hat nun ein Ende!" entschied der Vater nach einer Weile. „Das muß noch heute ein Ende haben. Daß du nichts Schlechtes getan hast, das weiß ich. Aber wenn du erst ins Gerede der Leute kommst, dann bist du unten durch. Fort mußt du, und das auf der Stelle!"

„Die Kinder!" stöhnte Hedwig verwundet.

Digitized by Google

„Die werden nicht umkommen", antwortete er. „Mutter wird für sie sorgen, bis sich die Sache wieder zurechtgezogen hat. Du gehst mit Hugo nach Halle. Willst du das?"

Sie nickte schwach.

„Und du versprichst mir in die Hand!" fuhr er fort. „Nie wieder mit dem Herrn Baron was zu haben. Du schreibst ihm nicht, keine Zeile, kein Wort. Und wenn er dir schreiben sollte oder wenn er gar hinkommen sollte, dann bist du nicht zu Hause. Das muß aus sein und zu Ende!"

Damit hielt er ihr die Hand hin. Sie zögerte, einzuschlagen.

„Wenn er mich aber doch heiraten will!" sprach sie zaghaft.

„Mädel!" rief August Knorreck außer sich. „Was setzt du dir für Grappen in den Kopf! Er darf nicht. Er ist ein Baron und ein Majoratsherr, und du bist bloß eine gewöhnliche Inspektorstochter. Siehst du denn nicht ein, daß das niemals zusammenpaßt!"

Hedwig starrte regungslos vor sich hin. Das wollte ihr nicht in den Sinn.

„Hede!" mahnte der Vater. „Schlag ein, sei ein braves Mädel und gib dein Wort, daß die Sache aus und vorbei ist. Gehst dann nach Halle, wird dir schon gefallen dort, kommst auf andere Gedanken, paßt auf Hugo auf, daß er endlich seine Prüfung hinter sich bringt, und bist in einem halben Jahre zurück, wenn sich der Baron verheiratet hat. Und er wird dich geschwinde vergessen, wird eine Reiche nehmen mit einer vornehmen Verwandtschaft. Denn das braucht er wie das liebe Brot. Kannst du ihm das bieten? Also schlag ein, Hede, und besinn dich nicht lange."

Da schlug sie ein.

„So!" nickte er befriedigt und streichelte ihr die blassen Wangen. „Jetzt bist du wieder meine gute Hede! Kopf hoch! Und pack deine Sachen. Morgen zum ersten Zuge müßt ihr beide in Zburotschin sein."

„Morgen schon!" rief sie bestürzt, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Morgen schon!" entschied August Knorreck. „Wenn schon, denn schon! Ist es so weit, dann kann kein Mensch mehr für dich einstehen, am wenigsten ein junges Mädel wie du. Ich kenn die Welt besser, glaub mir schon. Oder willst du meine grauen Haare in Schande bringen?"

Da stand sie auf und verließ weinend das Zimmer. Draußen entlockte ihr die Mutter schnell das ganze Geheimnis. Hugo kam herein und machte ein mürrisches Gesicht.

„So eilig brauchst du's gerade nicht zu haben!" knurrte er den Vater an. „Es sind ja doch bald Ferien."

„Man kann auch in den Ferien was lernen!" wies er ihn zurecht. „Und du wirst auf sie achtgeben, wie sich das für einen größeren Bruder gehört. Von mir wird's keiner erfahren, wo sie ist. Und von dir auch nicht. Merk dir das! Pack deine Sachen und geh zu Bett. Um viere weck ich. Um halb fünfe fahrt ihr ab."

Damit schritt August Knorreck hinaus und über den Hof, um dem Knecht, der im Pferdestall schlief, Bescheid zu sagen. Hugo ging sofort zu Bett. Das Packen konnte er der Mutter überlassen.

Die rührte unter Tränen die Hände bis kurz vor Mitternacht. Hedwig half, aber ihre Arme waren kraftlos. Alle Augenblicke sank sie auf den Stuhl und starrte wortlos vor sich hin. Sie konnte es noch immer nicht

Digitized by Google

begreifen, daß sie von ihrer Heimat und von dem, den sie liebte, scheiden mußte. Fortwährend rannen ihre Tränen, und es war ein stilles, trostloses Weinen. Die Mutter schaffte heftig und sprach ihr Mut ein.

„Ach, Hede!“ seufzte sie und setzte sich müde auf den Deckel des gefüllten Koffers, weil er sich nicht gutwillig schließen wollte. „Du mußt fort. Du weißt, wie Vater ist. Es gibt ein Unglück, wenn du nicht parierst.“

Hedwigs Tränen rannen stärker, sie schlug die Hände vors Gesicht.

„Sei doch gut!“ tröstete sie die Mutter und strich ihr übers Haar. „Ich kann's ja verstehen, daß du dich in ihn verliebt hast. Es ist eben ein Kavalier.“

„Aber wenn er mich doch vielleicht heiraten will!“ schluchzte Hedwig auf.

„Hat er dir's versprochen?“ forschte die Mutter eifrig.

Hedwig schüttelte den Kopf. „Aber es wär doch möglich!“

„Na und?“ fragte die Mutter. „Dann kann er's ja noch immer tun. Du läufst ja doch nicht aus der Welt. Sei nur still, ich will's schon herauskriegen.“

„Und vergiß die Kinder nicht!“ mahnte Hedwig und trocknete ihre Tränen. „Günther ißt morgens zwei Teller Milchsuppe, und Cäcilie kaut manchmal an den Nägeln.“

Erst als sich die Mutter alle Einzelheiten der Erziehung genau eingeprägt hatte, gingen die beiden zur Ruhe.

Als Fritz von Winkelberg das kleine Arzneifläschchen in den Händen hielt, las er auf dem Etikett das Wort: Digitalis.

So schlimm also stand es schon mit seinem Herzen!

Am Abend war August Knorreck mit sich ins reine gekommen. Er fragte seine Frau, die eben das Herrenhaus verlassen hatte, wie sich der Herr Baron befände.

„Ganz gut!“ sagte sie lebhaft. „Die Tropfen haben ihm sehr gut getan.“

Dann wurde es wieder still, nur das Ticken der Wanduhr war zu hören.

„Sag mal,“ begann August Knorreck wieder, und die Worte wurden ihm nicht leicht, „sag mal, hat er zu dir über Hedwig gesprochen?“

Frau Knorreck sah ihn erschreckt an, als hätte sie sich eben bei einem Unrecht ertappen lassen. Dann faßte sie Mut.

„Freilich hat er von Hedwig gesprochen!“ rief sie furchtlos. „Das ist doch das einzige, was ihm Freude macht. Ich habe ihm alle Briefe gegeben, die sie geschrieben hat!“

„So!“ meinte der Inspektor ruhig, als wäre er nicht im geringsten überrascht. „Und das erzählst du mir erst heute.“

„Du willst doch von der ganzen Sache nichts wissen!“ verteidigte sie sich. „Du bist doch gegen die Heirat!“

„Denkt er daran auch noch?“ rief August Knorreck überrascht.

„Und da fragst du noch lange?“

„Ich denke, das hat er sich ganz aus dem Kopf geschlagen.“

„Du wirst dich wundern!“ rief sie triumphierend. „Wenn er gesund ist, reist er nach Halle. Und dann wird Hochzeit gemacht. Und wenn du wieder nach Zburotschin ziehn willst, dann zieh. Ich bleib hier. Du

Digitized by Google

hast das ganze Unglück angerichtet mit deinem Eigensinn. Wenn du hier in Britzkawe geblieben wärst, läg der Baron da oben nicht krank. So, nun weißt du meine Meinung."

August Knorreck erwiderte nichts, stützte den Kopf in die Hände und starrte auf den Tisch. Über eine Stunde saß er so regungslos da und kämpfte mit sich einen schweren Kampf. Dann hob er den Kopf.

„Geh zu Bett!" befahl er. „Ich muß noch arbeiten."

Als er allein war, holte er einen Briefbogen heraus und setzte die Feder an. Aber er brachte keinen Buchstaben zustande. Er kämpfte hart gegen sein inneres, besseres Selbst, ohne es besiegen zu können. Das Handgelenk blieb steif. Da machte das Eintreten Thomas Hauschilds, der vom Vorwerk heraufkam, der Qual ein Ende. August Knorreck legte die Feder hin und besprach mit ihm die Aussaaten und die anderen laufenden Arbeiten. Drei Tage darauf kam Doktor Bielschowsky wieder. Der Baron fühlte sich besser. Die Geschwulst an den Füßen hatte bedeutend abgenommen.

„Sie haben mir Digitalis verschrieben!" fragte er argwöhnisch.

„Soll ich Ihnen vielleicht kalten Kaffee verschreiben?" scherzte der Art und untersuchte ihn wieder. Das Herz arbeitete stärker, aber die Unregelmäßigkeiten hatten sich naturgemäß vergrößert.

„Ich glaube, ich könnte aufstehen!" meinte Fritz von Winkelberg.

„Versuchen wir's!" ermunterte ihn der Doktor. „Herzkranke müssen ihren Willen haben. Hoppla!"

Er half ihm in die Kleider und schob den Lehnstuhl heran.

„Ich fühle mich bedeutend besser!" konstatierte der Baron, als er saß.

„Das alte Leiden der Herzkranken!" lachte der Doktor. „Sie fühlen sich immer besser. Machen Sie mir keine Extravaganzen! Wenn Sie gerade Mut haben, wagen Sie immerhin ein paar Schritte durchs Zimmer. Aber dann immer gleich in den Stuhl zurück."

„Ich werde den Stuhl nicht eher verlassen, bis ich Ihre schriftliche Erlaubnis in Händen habe", lächelte der Baron.

„Das soll ein Wort sein!" sprach Doktor Bielschowsky befriedigt. „Sie sind der vernünftigste Herzkranke, der mir in meiner Praxis vorgekommen ist. Die meisten sind nämlich, im Vertrauen gesagt, unausstehlich. Vor allen Dingen keine Aufregung. Ich empfehle Ihnen die mathematischen Probleme, wenn Sie geistige Beschäftigung bedürfen, das kleine und das große Einmaleins. Es gibt auf der ganzen Erde keinen herzkranken Mathematikprofessor. Merken Sie sich das! Und vergessen Sie nicht, regelmäßig die Medizin zu nehmen. Aber ja nicht mehr als drei Tropfen. Mehr hält Ihr Herz nicht aus."

In diesem Augenblick drückte sich Cäcilie mit ihrem Märchenbuche durch die Tür. Ihre Augen strahlten vor Glück, als sie den Vater im Stuhl sitzen sah. Sie nahm zu seinen Füßen Platz und legte ihre Wange an seine Hand. Dann blätterte sie nachdenklich im Märchenbuch.

„Nun, gnädiges Fräulein, was gibt's heute?" fragte der Doktor neugierig.

„Sneewittchen", buchstabierte die Kleine.

„Nein!" rief der Doktor und ließ seine Augen rollen. „Das verbiete ich. Diese Geschichte ist zu traurig. Du darfst deinem Vater nur lustige Geschichtchen vorlesen, wobei er lachen kann. Zum Beispiel:

Digitized by Google

Sechse kommen durch die ganze Welt, oder die Bremer Stadtmusikanten, oder von dem, der auszog, das Gruseln zu lernen."

Und Cäcilie entschied sich für die Sechse, die durch die ganze Welt kamen.

August Knorreck wartete vor der Haustür auf den Doktor. Der nahm mit Befriedigung wahr, daß die rechte Handfläche wieder durch einen Verband geschützt war.

„Wie geht's dem Herrn Baron?" fragte der Inspektor.

„Scheinbar besser!" meinte der Doktor pessimistisch. „Aber nach acht Tagen haben wir den schönsten Rückschlag. Handeln Sie nur genau nach meinen Instruktionen. Sollte er wieder ins Bett müssen, schicken Sie mir sofort Nachricht."

Und da geschah das Wunder. August Knorreck besiegte sich selbst, ging schnurstracks über den Hof, setzte sich an seinen Sekretär und schrieb nach Halle einen Brief, den er eigenhändig in den Kasten warf. Nur zwei kurze Zeilen standen drin.

„Hedwig soll sofort heimkommen. Ich hole sie übermorgen mittag in Zburotschin ab."

Hedwig empfing dieses Schreiben, als Hugo nicht zu Hause war. Wochenlang, seit August Knorreck wieder in Britzkawe war, hatte sie auf einen Ruf, nach Hause zu kommen, gehofft, und jetzt, wo sie ihn wirklich in Händen hielt, fing sie an zu zittern und zu zagen. Sie sank aufs Sofa und saß zwei Stunden auf einem Flecke, ohne die Hand rühren zu können. So fand sie Hugo, als er mittags aus der Vorlesung kam.

„Was ist dir, Hede?" rief er bestürzt.

Wortlos wies sie auf den Brief. Er las und ließ ihn langsam sinken. Dann sah er Hedwig an und überlegte. Er hatte sich in Blick und Ton bereits etwas Salbungsvolles angeeignet, was zu seiner geistigen Überlegenheit, die er nicht abgelegt hatte, vortrefflich paßte.

„Es scheint!" sprach er abwägend und strich ihr über den Scheitel, „es scheint sich alles zum guten zu wenden. Vater gibt nach. Ich hätte es nicht geglaubt. Mutter wird ihm natürlich scharf zugesetzt haben."

„Wann muß ich reisen!" rief Hedwig plötzlich und sprang auf.

„Etwas nur beunruhigt mich!" wehrte er vornehm ihre Eile ab. „Warum hat Mutter nicht geschrieben? Ihr gestriger Brief enthält nicht die geringste Andeutung, daß Vater nachgeben will. Da scheint mir doch etwas nicht zu stimmen."

„Ich reise!" rief sie heftig und begann sofort ihre Koffer zu packen.

Da gab er ihrem Ungestüm nach, suchte das Kursbuch heraus und strich die Züge, die sie benutzen mußte, mit Blaustift an.

Eine ganze Stunde vor Ankunft des Zuges, mit dem Hedwig von Posen auf Zburotschin zufuhr, kam August Knorreck auf dem Bahnhofe an. Er hatte den Korbwagen mit den beiden Wallachen genommen und kutschierte selbst. Die Wartezeit füllte er aus, indem er in die nahe Zuckersiederei hinüberging und sich die Generalabrechnung geben ließ, die er zu Hause nachprüfen wollte. Als der Zug endlich einfuhr, sah er Hedwig durchs Fenster winken. Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn auf beide Wangen.

„Hede!" murmelte er zärtlich. „Nun bist du wieder da!"

Dann lief er zum Gepäckwagen und ließ den Koffer auf den Wagen

Digitized by Google

tragen. Hedwig kletterte auf den Sitz und griff die Leine. Aber August Knorreck nahm sie ihr aus der Hand und ließ die Braunen durch Zdurotschin traben. Auf der Landstraße fielen sie von selbst in Schritt.

„Was macht Hugo?“

„Oh!“ rief Hedwig freudig. „Der ist fleißig, sehr sogar!“

„Und du meinst, er wird sein Examen machen?“

„Sicher!“

„Na, dann ist's schon gut!“ meinte er zufrieden. „Da hat Mutter doch ihren Willen durchgesetzt. Wenn er nur nicht durchfällt.“

„Er wird schon nicht!“ erwiderte sie zuversichtlich. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie fleißig er lernt!“

„Herr Gassel hat auch gelernt, und trotzdem haben sie ihn durchfallen lassen. Und dabei hat er lange nicht so viel auf dem Kerbholz wie Hugo.“

„Darauf sehen die Herren nicht!“

„Meint er!“ knurrte der Vater besorgt. „Ich will's ihm wünschen.“

Dann stockte das Gespräch. Gemächlich zogen die gutgepflegten Tiere das leichte Gefährt durch den Wald. Hedwig ging es zu langsam.

„Laß mich fahren!“ bat sie und streckte die Hände nach Zügel und Peitsche aus.

„Nein!“ sagte er und suchte nach Worten. „Ich hab noch was mit dir zu sprechen. Nämlich —“

Da saß er schon fest und wußte nicht weiter. Seine Miene wurde tiefernst.

Hedwig erbleichte plötzlich und begann zu zittern.

„Was hast du denn, Mädel!“ rief August Knorreck bestürzt.

„Der Baron ist tot!“ schluchzte sie auf.

„Nein!“ erwiderte er mit Nachdruck. „Nein, wie kommst du nur darauf! Er lebt. Aber es geht ihm sehr schlecht. Das Herz ist schwach. Er darf keinen Ärger und keine Aufregung haben. Und da hab ich gedacht, wenn du wieder zurückkommst, das bringt ihn vielleicht auf die Beine!“

Mit angehaltenem Atem hatte sie ihm zugehört, jetzt seufzte sie befreit auf, aber sie schwieg. Nur ihre Wangen röteten sich.

„Ich hab mir die Sache überlegt!“ fuhr er fort und machte ein gedrücktes Gesicht. „Ich hätte gleich nachgeben sollen. Ich kann nicht gegen ihn aufkommen, er ist einmal der Herr Baron. Und ich bin bloß der Inspektor. Und du hättest mich auch im Stiche gelassen, wenn er nach Halle gekommen wär. Hab ich nicht recht!“

Hedwigs Gesicht glühte, und schamvoll senkte sie den Blick.

„Erst muß er gesund werden. Wenn er dich dann noch heiraten will, dann mag er's tun. Meine Einwilligung aber kriegt er nicht.“

„Vater!“ bat sie, unter stillen Tränen lächelnd.

„Nein!“ beharrte er auf diesem letzten kümmerlichen Rest seines Eigensinns. „Meine Einwilligung geb ich nicht. Ich will nicht schuld sein, wenn ein Unglück draus entsteht. Aber bei ihm bleiben werd ich und ihn nicht im Stiche lassen, und wenn ich mir wieder die Haut von den Händen arbeiten muß.“

Dann gab er den Pferden die Peitsche.

Um diese Zeit saß Fritz von Winkelberg im Lehnstuhl und horchte auf sein Herz. Es machte ihm heute weniger Schmerzen als jemals. Auf einem Schemel zu seinen Füßen hockte Cäcilie und las das Märchen von den

Digitized by Google

Bremer Stadtmusikanten. Zuweilen, wenn ein langes Wort kam, stockte sie und buchstabierte. Dann aber, sobald das Hindernis überwunden war, ging's um so schneller vorwärts. Der kleine Günther saß draußen vor der Tür auf der obersten Treppenstufe und versuchte ein unzerreißbares Bilderbuch zu zerkleinern. Von diesem Platze aus konnte er das ganze Haus überschauen, von der Haustür bis zur Bodenstiege. Saß er an dieser Stelle, gab er Ruhe. Das Kinderfräulein stand mit einer Handarbeit am Flurfenster und warf zuweilen einen Blick auf ihn.

Da hörte er unten einen Wagen rattern.

„Pferd!" rief er mit seiner hellen Stimme. Das Mädchen drohte ihm, ruhig zu sein, und wies auf die Tür des Schlafzimmers. Was das zu bedeuten hatte, wußte Günther ganz genau. Er preßte die Lippen aufeinander und hielt die Haustür im Auge. Wer würde hereintreten?

Der Wagen hielt. Hedwig war dem Vater in die Zügel gefallen. Sie machte Miene herunterzuspringen.

„Willst du nicht lieber mit Mutter hinaufgehen?" fragte August Knorreck. „Sie ist jetzt beim Melken. Sie weiß noch nicht, daß du hier bist."

„Ich komme gleich nach!" flüsterte sie schnell. „Ich will nur sehen, wie's den Kindern geht."

Dann drückte sie klopfenden Herzens die schmiedeiserne Klinke herunter. Lautlos öffnete sich die schwere Tür. Scheu sah sie sich um. Der untere Flur war dunkel, nur oben, auf den ersten Treppenstufen lag ein heller Lichtfleck. Und mitten drin saß der kleine Günther. Der erkannte sie zuerst und blieb verwundert sitzen.

„Günther!" rief sie leise und setzte den Fuß auf die Treppe. „Günterchen, kennst du mich nicht mehr?"

Da leuchtete eine Erinnerung über sein volles, gesundes Gesichtchen, er hob die Hände und stand auf.

„Bleib sitzen!" flüsterte sie herauf. „Du wirst fallen, ich komme!"

Aber der Junge patschte mit beiden Händen an das Geländer, klammerte sich fest, schüttelte den ganzen Körper vor Freude und schrie, daß es wie ein gellender Fanfarenstoß durch das ganze Haus tönte.

„Tante Hedwig! Tante Hedwig!"

Weiter kam er nicht, denn Hedwig riß ihn in ihre Arme und verschloß ihm den Mund mit einem Kuß. Das Kindermädchen sprang auch herbei.

Fritz von Winkelberg aber, der eben an seine Reise nach Halle gedacht hatte, schrak auf. Er hörte Günther schreien, verstand die Worte, und sein Herz begann plötzlich stürmisch zu pochen. Cäcilie ließ das Buch sinken, schaute den Vater, der auf einmal so ganz anders aussah, verwundert an und stahl sich auf die Seite. Der Baron lauschte angespannt. Das lange Krankenlager hatte sein Gehör außerordentlich geschärft. Ein leises Flüstern drang ins Zimmer. Das war Hedwigs Stimme!

Er erhob sich mit einem Ruck und ging zur Tür. Ohne Stütze und ohne zu schwanken machte er die sechs Schritte.

„Öffne!" befahl er Cäcilie, die sofort hinaussprang und Hedwig freudig entgegeneilte.

„Hedwig!" rief er, als er sie sah, trat auf die Schwelle und breitete die Arme aus.

Unwillkürlich wich sie zurück. Sein abgemagertes Gesicht schreckte sie. Doch seine Augen, die vom Glück leuchteten, schlugen sie in Bann.

Digitized by Google

„Hedwig!“ flüsterte er tonlos und wagte noch einen Schritt.

Nun erst kam sie mit den beiden Kindern näher.

Da tat das Winkelbergsche Herz den letzten Schlag und stand still. Die Arme sanken schlaff, das Feuer der Augen erlosch wie ein zages Licht im Sturm, und die hohe Gestalt brach wie vom Blitz getroffen in sich zusammen.

Hedwig schrie verzweifelt auf und warf sich über ihn.

Aus Fedor Sommers „Die Fremden“

Welch prachtvolle Gewitterstimmung!“ rief endlich die Professorin halblaut. „Daß man so was nicht festhalten kann! Aber geben Sie mir, bitte, das Buch, ich will wenigstens die Umrisse — —“ Damit nahm sie Bernhard Franke das Skizzenbuch ab und verlor sich in hastigem Hinwerfen der Konturen. Bernhard stand ganz nahe, fast Schulter an Schulter neben ihr, und sah gespannt auf das Blatt, wo bald der ferne Waldkamm über nahen Tannenspitzen auftauchte.

Auch jetzt noch waren beide so ganz in künstlerisches Schauen versenkt, daß keines an Anna dachte. Hatten sie doch ähnliche Augenblicke gemeinsamen Entrücktseins auf ihren Wanderungen schon oft genossen, ohne einen Dritten neben sich zu wissen. —

Anna aber war ihnen inzwischen rascher gefolgt.

Auch ihre Tritte waren auf dem weichen Moose lautlos verhallt. Nun stand sie, den Blumenstrauß in der Hand, nahe hinter den beiden.

Und da stiegen ihr die lange schon leckenden Fluten der Selbstverzweiflung bis ans Herz.

„Wie sie beieinander stehen!“ dachte sie bebend. „Als zwei Zusammengehörige, in ihrem eigenen Bereich! Und ich — ich stehe draußen! Gehöre nicht zu ihm in den Augenblicken, die für ihn das Höchste bedeuten! — Was kann ich ihm sein neben seiner Kunst? O, wie ich sie verwünsche und hasse — diese Kunst! Und sie — die Künstlerin!“

Nun sich die seelische Erregung zu der ungewohnten körperlichen Anstrengung gesellte, wurde ihr ganz weh ums Herz, und in dieser hilflosen Lage drang ein leiser, banger Seufzer über ihre bleichen Lippen.

Hastig drehte sich Bernhard Franke nach ihr um, und auch die Professorin wandte das Gesicht zu ihr hin.

Und da, wie Anna die Augen der andern auf sich gerichtet sah, kochte noch einmal der Haß gegen das Fremde, das so störend — wie sie meinte — in ihre Glückskreise getreten war, in ihr empor: sie sah die Professorin zornsprühend an.

Aber Annas Blicke bohrten sich stumpf an dem ehern-ruhigen, klaren Glanze der andern Augen, trotzdem sich die ganz, ganz langsam mit Tränen füllten.

Bernhard Franke aber fragte bebend: „Anna, liebes Kind, was ist dir denn? Du wankst ja! Wird dir unwohl? Arme Seele, der Weg war wohl zu anstrengend für dich?“

Und er wollte sie stützen.

„O, bitte, laß das!“ sagte sie leise, aber nicht unfreundlich. „Es geht vorüber! Es war nur eine augenblickliche Schwächeanwandlung!“

Und so gingen sie wieder zu dreien, Anna in der Mitte, weiter. — — —

Der Pfad senkte sich nun stark abwärts. Nach kurzer Zeit öffnete sich

Digitized by Google

der Wald und gab den Blick auf ein liebliches Bild frei. Drei, vier Häuschen hockten auf einem grünen Plänchen im Schatten des unförmlichen, schwarzgeräucherten Bauwerks der alten Glashütte. Im weiten Bogen umschloß der Hochwald gleich einem Schutzwall diese Idylle, und über die Wipfel der Südseite schaute ein spitzer Bergkegel fremdartig inmitten der langgestreckten Gebirgswellen ringsum auf die Matte und die Hüttenkolonie herab, recht wie ein behütsamer Wächter.

„Ah," sagte die Professorin aufatmend, „das ist traulich! Das ist die Geborgenheit selber, ein Fleckchen zum Selbstbesinnen! Ist das da drüben neben der Hütte das Gasthaus?"

Aus trockener Kehle gab Bernhard Franke Bescheid.

Im Freien, um einen primitiven Tisch her saßen sie dann vor den Fenstern des einfachen Gasthofes, gegenüber der verrußten Hütte und fanden allmählich beim Mittagsmahl das nötige Gleichmaß wieder.

Nach dem Mittagbrot ging Bernhard in die Hütte, den Verwalter um die Erlaubnis zur Besichtigung zu bitten.

Als er in dem dunklen Türschlunde verschwunden war, rückte sich die Professorin rasch zusammen, streckte Anna, die in sich selbst zusammengesunken dasaß, ihre weiße, bleiche Hand hin und sagte:

„Arme, kleine Frau! Was für schlimme, schwere, falsche Gedanken machen Sie sich! Und was für kränkende! Konnten Sie wirklich im Ernst meinen, ich hätte Ihnen etwas von dem nehmen wollen, was doch — ich weiß es! — Ihr Liebstes ist?"

„Ja, mein Liebstes! Mein Liebstes!" sagte Anna bebend-leidenschaftlich.

„Habe ich Ihnen nicht vor zwei Stunden kaum erzählt, daß mein Herz einem ganz andern gehört hat und — noch gehört?"

„Nun ja! Aber er ist tot und war so viel älter als Sie, und Sie sagten selbst, Leidenschaft sei's nicht gewesen!"

„Nicht gewesen! Jawohl! Aber — was ich vorhin nicht sagen wollte vor Männerohren, jetzt kann ich's gestehen: sie ist's geworden! Er hat mit seiner gehaltenen Art, gerade mit ihr, mich zur leidenschaftlich Liebenden gemacht. Und wenn eine Frau für ihren Mann empfindet, was mich ihm verband, dann — dann ist jede andere Frau sicher vor ihr und ihren Einbrüchen in den ehelichen Frieden."

Anna nickte stumm.

Nach langer Pause sagte sie: „Ich wußte das schon immer und habe an so was nie gedacht. Und ich fand's bestätigt vorhin, da ich Ihnen in die Augen sah. Sie wollen seinen Leib nicht. Den wollen Sie mir nicht nehmen. Aber seine Seele ist bei Ihnen. Schon lange! Schon, ehe Sie ihn sahen. Sie ist bei Ihnen, seit er Ihr Porträt schuf."

„Sie irren! Arme, Liebe, Gute, Sie irren! Nicht bei mir ist seine Seele! Bei seiner Kunst ist sie! Das hat sich nicht früher gezeigt, weil er so spät erwacht ist, und weil ihm erst mit meinem Bilde eine weckende Aufgabe wurde. Und seitdem strebt seine Seele zur Kunst, nicht zu mir!"

„Wie sollte er das scheiden können, Frau Professor?" fragte Anna mit müdem Lächeln. „Die Kunst — und *Sie*, die Künstlerin? Und wenn's auch so wäre, wie Sie sagen, was hilft *mir* das? Verloren habe ich ihn auf alle Fälle. Denn er gehört mir dann nicht mehr *ganz*. Seine Seele ist nicht mehr bei mir. Ich muß sie dann teilen, »mit der Kunst« (wie Sie sagen), und ich kann — kann sie mit nichts, mit gar nichts teilen!"

Digitized by Google

Sie begann, leise zu schluchzen.

Die Professorin sprang erregt auf.

„Aber Anna, Liebste, Ärmste, was sagen Sie da? Ist das Liebe? Verzeihen Sie, das ist ja krassester Egoismus!“

„Sie haben wohl recht!“ gab Anna wehmütig zu. „Es verdient keinen besseren Namen. Und ich habe es selbst schon oftmals so genannt. Und gerungen habe ich dagegen, Gott weiß es, das ganze Jahr schon, seit ihr Schatten auftauchte, Frau Professor. Die Seele habe ich mir wund gerungen. Aber ich kann, ich kann nicht anders. Und ich wünsche ihm nur, daß ihm Gott die Bahn freimachte und mich zu sich nähme.“

„Anna! Welcher Wahnsinn! Wissen Sie denn nicht, was das für ihn bedeutet? Gerade für ihn? Das Ende alles Emporsteigens. Ich habe ja nichts andres gewollt, als ihm mit meiner freudigen Anteilnahme an seinem Schaffen die Schwingen zu stärken.“

„Jawohl, das weiß ich jetzt auch! Was aber hilft's, wenn er mir davonfliegt?“ sagte Anna todmüde.

„So fliegen Sie doch mit ihm, Liebste! Sie haben ja auch Künstlerblut. Und er glaubt daran! Nun wohl, so seien Sie ihm doch die rüstigste Gefährtin ins schöne, gelobte Land, nach dem sein Herz verlangt.“

„Ich kann's nicht! Ich hab's gewollt und hab's versucht! Aber ich bin zu schwach, zu schwach und zu — karg!“

„Wie? So klar durchschauen Sie sich? Und doch vermögen Sie's nicht über sich?“

„Nein, ich vermag's nicht! Ich geb's auf; denn ich weiß nun, daß die Selbstüberwindung Grenzen hat. Grenzen in der Gemütsanlage. Wer die leugnet, belügt sich und andere. Und ich kenne meine Grenzen in dieser Beziehung.“

Die Professorin schüttelte verständnislos den Kopf.

„Das ist eine grausame Selbsttäuschung!“ sagte sie. „Kann nichts andres sein! Denn es ist zu unweiblich. Wahrer Frauenliebe zu unähnlich. Nur nehmen wollen? Und nichts geben wollen? Nichts hingeben?“

„Ich will mich ja selber gern hingeben!“ stieß Anna hervor.

„Ja aber warum? Um nichts leisten zu müssen. O nein, Anna (ich nenne Sie schon weiter so vertraut!), das ist nun und nimmer das richtige. Wenn ich daran denke: Sie wollen ihn mit Gewalt im Tale festhalten, weil Ihnen der Atem mangelt, mit ihm die lichte Höhe zu erklimmen? Wie verkehrt! So lassen Sie ihn doch hinaufsteigen und freuen Sie sich der Stunden, in denen er Ihnen die reine Höhenluft mit herunterbringen wird in Ihr enges Tal, und sorgen Sie nur, daß ihm auch da bescheidene Blümlein in reicher Fülle blühen.“

„Und bei wem ist dann seine Seele auf den Höhen?“ fragte Anna, und es lag dabei etwas Lauerndes in ihrem Blicke. „Ich weiß wohl: bei denen, denen er auf Ihren Höhen begegnet.“

Aber die lichte Stirn der Professorin flog ein dunkler Schatten.

„Wie traurig!“ sagte sie leise und bebend. „Wie Mitleid erregend traurig! Jetzt weiß ich's: Sie können wirklich nicht anders. Jetzt kenne auch ich Ihre Grenzen und werde danach handeln. Mir — das verspreche ich Ihnen — mir soll er auf keiner Höhe mehr begegnen, wenn er noch

Digitized by Google

jemals eine erklimmt, heißt das! Es tut mir in der Seele weh, aber wenn's so liegt — doch Fassung: er kommt!"

Und freundlich lächelnd wandte sie sich der Wirtin zu, die eben aus der Tür trat, als Bernhard Franke über die Straße schritt.

Anna aber saß mit zusammengekniffenen Lippen da und sah starr zu Boden.

„Würden Sie mir wohl für ein paar Tage zwei Zimmerchen vermieten können?" fragte die Professorin die Wirtin.

„Nu, warum denn ni, gnä' Frau! Mir haben scheene Fremdenstuben!" antwortete die Wirtin schmunzelnd.

„Prächtig! Dann darf ich Sie wohl bitten, mein lieber Herr Franke, mir noch heut abend meine Zofe mit einem Wagen herauszusenden?"

„Gerne, Frau Professor! Aber —"

Bernhard Franke sah verwundert von einer der Frauen zur andern.

„Und dann werde ich auch die Besichtigung der Hütte bis morgen aufschieben. Da sehe ich sie wenigstens auch im Betriebe."

„Ganz recht! Aber —"

„Und mir wär's dann am liebsten, Bernhard, wenn wir uns möglichst bald auf den Heimweg machten!" mischte sich jetzt Anna mit leiser, immer noch zitternder Stimme ein. „Mir ist doch etwas bange um die Kinder."

„Nun ja — wenn du meinst —" sagte er ein wenig hilflos.

Die Professorin aber kam ihr zu Hilfe: „Ich glaube auch, es ist besser, Sie brechen bald auf, damit Sie sich Zeit lassen können. Denn der Herweg hat durch unser schnelles Tempo Ihre Frau doch wohl überanstrengt."

So zahlte er denn — mit leise bebenden Fingern — und dann gingen sie.

„Auf Wiedersehen, Frau Professor!" sagte er beklommen beim Abschied.

„Auf Wiedersehen, lieber Freund — hoffentlich!" antwortete sie, und ihre Augen glänzten feucht. „Und viel, viel Glück zum Schaffen unterdes!"

Anna schüttelte sie kräftig die Hand und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Adieu, liebe Frau Franke! Und gute, baldige, gute Besserung!"

„Ich danke!" erwiderte Anna. Ihre Stimme klang unentschieden schwankend. „Ich danke, Frau Professor! Und ich bitte Sie — (setzte sie mit leiserer Stimme hinzu, nachdem sie durch einen schnellen Seitenblick erhascht hatte, daß Bernhard schon ein paar Schritte voraus war) — zürnen Sie mir nicht!"

„Zürnen?" fragte die Professorin, und nun standen ihr große Tropfen in den hellen Augen. „Zürnen? Nein! Aber beklagen muß ich Sie tief, Sie und ihn! Gott behüte Sie!"

Und schnell wandte sie sich ab.

Anna aber folgte, ins Leere starrend, ihrem Manne auf dem schmalen Fußwege über die Wiesenmatte.

Das war ein furchtbarer Heimweg.

Drückender als die Schwüle des neu aufziehenden Gewitters lag auf den Seelen der beiden stumm Dahinhastenden das Schweigen unausgesprochener Verstimmung und Verbitterung.

Bernhard Franke konnte zunächst ja noch zu gar keiner Klarheit

Digitized by Google

kommen, was sich eigentlich zugetragen hatte, als er in der Hütte war. Daß aber etwas tief Verstimmendes geschehen sein mußte, bewies ihm zu deutlich der ruckartige Entschluß der Professorin. Solche Art war ihr doch zu wesensfremd.

Und auch Annas Verhalten bewies es ihm: so entgeistert, so ganz maschinenartig, hatte er sie noch nie gesehen. Sie starrte so trostlos leer vor sich hin, wie sie so neben ihm hintappte, daß doch wieder ein lösendes Mitleid mit ihr in Bernhard die Oberhand gewann.

Schon hatten sie die Höhe der Hügelwelle erreicht, wo er sie vorhin plötzlich so geisterbleich hinter sich stehen sah, da brach er endlich das lastende Schweigen.

„Warum hat uns denn die Professorin von sich weggeschickt?“ fragte er. „Hast du Veranlassung dazu gegeben?“

„Wohl möglich!“ antwortete sie leise und tonlos.

„Ja aber, wodurch denn?“

Anna schwieg.

„Hast du sie beleidigt?“

„Beleidigt? Ich? Sie?“ (Sie lachte kurz und gewaltsam auf.) „Mein Gott, wenn hier jemand beleidigt wurde, dann war sie's doch nicht etwa!“

„Anna!“

Das klang fast drohend.

„Nun ja!“ rief sie, und ihre Augen sprühten plötzlich wieder Haß. „Mit wem standest du vor zwei Stunden hier, die ganze Welt vergessend? Mit deiner Frau oder — mit der andern?“

Da erbleichte er bis in die Lippen.

Mit einem Ruck hatte sie alle Hüllen vor seinen Augen zerrissen. Er mußte sie schließen, als blicke er plötzlich ins grellste Licht.

So also stand's!

„Und das hast du ihr auch gesagt? Zu sagen gewagt?“ fragte er stockend.

„Ungefähr das. Nicht so! Natürlich! Und auch — noch andres!“ antwortete sie, nun aber schon wieder todmüde.

Da brach's wie ein wilder Strom, der plötzlich seine Sperrmauern sprengt, aus ihm heraus.

Scharfe, harte, bittere Worte drängten sich — fast wider seinen Willen — über seine Lippen. Manchmal wunderte er sich bei aller kreisenden Erregung, die sein Blut im Sturmlauf durch die Adern trieb, daß er so was sagen konnte, solche gallige Bitterkeit in sich aufgesammelt hatte. War er denn das wirklich selber, der so zu seinem Weibe sprach, oder stand da ein anderer, tief getroffener neben ihm, der den Sturmwind einer solchen rasenden Entrüstung hinter sich herbrausen ließ?

Engherzigkeit warf er ihr vor und kleinliche Eigenliebe, Neid und entstellenden Haß gegenüber der reineren Natur der andern. Und bitter ergoß sich seine Klage über ihre angeerbte Kargheit, die ihn in allem, was er in den langen Jahren ihrer „kalten Ehe“ erleben durfte, auf halbe Kost gesetzt habe.

„Wann hättest du mich einmal einen vollen, tiefen, ganzen Zug von Freude und Genuß tun lassen? Immer standest du mit warnenden Blicken und verkniffenen Lippen neben mir. Immer zuckte dir die Hand, mir den Mund zu schließen, wenn's einmal voll und hell aus mir heraus lachen

Digitized by Google

wollte, was sich übermütig in mir regte. Und so hast du mir Augen und Finger gelähmt auch beim Schaffen. Tot und kalt blieb, was ich dem Glase abrang, erstarrt und kalt wie dein eigenes Fühlen. Und nun — da jemand kommt, der mir die Seele wachstrahlen wollte und konnte mit gleichgestimmter Heiterkeit, da kommst du und — oh — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll! Es würde zu bitter ausfallen müssen!"

Stumm und starr ging sie neben ihm her und ließ die ganze Flut seines erschreckenden Unwillens über sich ergehen. Wenn sie ihr Leben damit hätte retten können, sie hätte jetzt nicht zu sprechen vermocht.

„Er hat ja recht!" dachte sie. „Schrecklich recht! In dem, was er da von mir sagt! Nicht in bezug auf die andere! Und wenn er das alles so genau weiß und durchschaut, dann ist auch alles aus und vorbei — für immer! Denn nun findet seine Seele erst recht nicht mehr von der andern los, und mag sie hundert Meilen fern sein und ihm nie wieder vor die Augen treten! Aus ist's! Alles aus!"

Und sie schluchzte in sich hinein; aber ihre Augen blieben trocken und starr. —

Auch er schwieg nun, und so gingen sie wieder verbissen-stumm schneller und schneller nebeneinander hin.

Das Forsthaus an der Straße kam ihnen kaum zum Bewußtsein, als sie an ihm vorübereilten, selbst das immer näher kommende Grollen des Gewitters weckte keine Vorstellungen in ihnen. Sie wateten zu tief durch Aufruhr und Herzeleid.

Noch immer mochten sie eine gute Stunde von ihrem Hause entfernt sein, als das Wetter losbrach, furchterregend, wie echte Gebirgswetter sind. Wolkenbruchartig stürzte der Regen herab, gepeitscht von einem plötzlich erwachten Sturmwinde, der Bernhard zwang, Anna am Arm zu führen. Und Blitzstrahl auf Blitzstrahl fuhr zuckend um sie her zwischen die zitternden Hochwaldstämme, ein Donnergetöse weckend, das mit Löwenstimmen die Schluchten und Klüfte neben der Straße durchheulte, vom Echo sinnberaubend verstärkt und gedehnt.

Erst war den beiden so Überfallenen dieser Wettergraus wie eine Erlösung: allmählich ermattete die entsetzliche Seelenspannung unter seiner Einwirkung in wohltätiger Weise.

Schließlich aber wurde der Kampf gegen Sturm und Regen doch so hart, daß sie keuchend beide nur das eine wünschten: unter schützendem Dache zu sein.

„Sie wird sich ernstlich schaden mit ihrer zarten, ohnehin noch angegriffenen Gesundheit!" dachte Bernhard und versuchte, Anna noch besser mit seinem Wettermantel zu schützen.

„Vielleicht bringt mir das Erlösung!" dachte die Todwunde, während sie spürte, wie ihr das eiskalte Regenwasser am erhitzten Körper hinunterrann.

Triefend vor Nässe und atemlos vor Anstrengung, wankte sie endlich am Arme des Mannes, um den sie heute so unsagbar gelitten, durch die Tür des bergenden Hauses.

Digitized by Google

Rundschau

Allgemeineres

Wilhelm Raabe †

Der erste Bogen dieses Kunstwarthefts rollt schon unter der Maschine, da bringt uns der Draht die Nachricht von Wilhelm Raabes Tod. Und, seltsam nur für den Augenblick: der Dichter Raabe steht noch irgendwo dahinten im Nebel, aber der Mensch Wilhelm Raabe, der ist ganz in der Nähe da. Der Alte, der wettern und toben konnte vor Zorn, wenn er über dieses sein Volk sprach, dem doch all sein Fühlen und Denken gegolten hatte, so viele, viele Jahre unermüdlicher Arbeit lang, und dem es noch galt. Der Alte, der dann wieder mit kindlicher Liebe für jeden Fehl nicht eine entschuldigende Phrase, nein, aus dem unwillkürlichen Nachbilden des fremden Wesens in seinem vornehmen eigenen Wesen ein Wort fand, das verzeihen ließ, weil es erleuchtete und leuchtete. Der Mann, den die Vielen für einen Idylliker oder gar für einen Komiker nahmen, weil sie nicht sahen, mit wieviel Herzblut die Beete dort zu so herrlichem Blühen befruchtet waren. Der Mann, dessen edler Humor tief innerlich verwachsen mit edler Tragik war, weil sich zwei Elemente in ihm verbanden, die sehr selten verbunden sind, und jedes von ihnen gesteigert bis zur Genialität des Empfindens: Sinnigkeit und Leidenschaftlichkeit.

Der Dichter Raabe *war* dieser Mensch dann, wenn er nur mit sich zusammen war, und so gab er in Einem Tragödie und Idylle. Aber vom Dichter Raabe sprechen wir heute noch nicht wieder. Wir haben ihm eigne Hefte mit Wort und Bildnis gewidmet, wir hoffen noch eine besondere Gabe zu seinem Gedenken seinem Volke bieten zu können. Besseres, als einen Nekrolog, irgend etwas, das wirklich daran mitarbeitet, daß so viele zu ihm kommen, wie seines Segens noch genießen können.

Von den Großen des silbernen Zeitalters unsrer Dichtung ist der *letzte* dahingegangen.

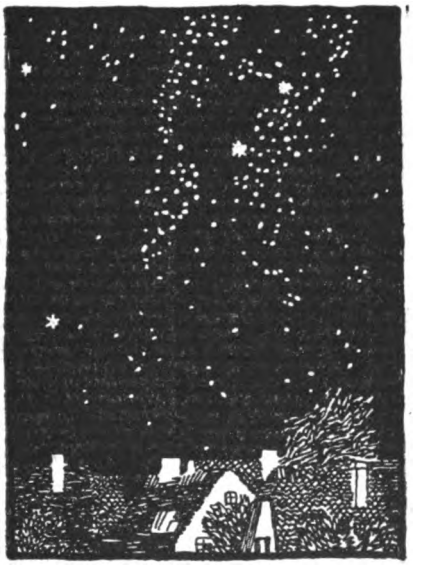
Und zugleich der letzte Sprecher eines Geschlechts, das sich aus dem Lärm des Heute zurückgezogen hat. Vieles von dem, was Raabe uns gab, können wir Gegenwärtigen nur künstlich, nur in Weltflucht, ja nur in einer Art Verkleidungsspiel der Gedanken genießen, vieles von dem, was er gesund, reich, kraftvoll erlebte. Vieles, was er ethisch daraus bildete, genießen wir nur ästhetisch, wenn wir's überhaupt noch genießen können. Aber das ist die Frage, ob es so bleiben wird. Wenn es gelingen wird, die moderne Zivilisation zum Mittel der Kultur zu machen, zur Dienerin, wo sie heut alle Blicke sammelnd im Vordergrunde steht, mit andern Worten: wenn wir dazu gekommen sein werden, wieder „Zeit" zu haben — dann werden nicht nur wir Wenigen erkennen: wie manches vom Besten des deutschen Innenlebens Raabe uns aufhob, Raabe uns in Samenkörnern rettete. A

Vor Weihnachten

Wer in jungen Jahren im Auslande war, ein frischer Gesell noch und Deutscher von Wesensart: ich meine, der erinnert sich, daß ihn das Heimweh zu keiner Zeit niederträchtiger am Kragen faßte, als in diesen Wochen vor Weihnachten. Hier draußen, wo er jetzt war, ging das Leben halt weiter, daheim, das wußte er, ward es jetzt

Digitized by Google

anders von Tag zu Tag — erregter und herzlicher, trotz aller Winterkälte: wärmer. Auf den Straßen die Läden mit ihrem Tausenderlei von Buntheit, immer heller im Lichterschimmer, immer munterer das Menschentreiben an ihnen vorbei, dann der Einmarsch der grünen Fichtenscharen ins Straßenbild und dann der Weihnachtsmarkt. Vom Weihnachtsbaum selber noch nicht zu reden: mit dem Fichten- und



Zeichnung von Otto Bauriedl
aus dem „Deutschen Spielmann"

Wachsduft kam ein neuer Hauch von Natur und Schönheit in die Stadt.

Ich glaube, wir haben damals die Heimat zu freundlich gesehn. Heute sind unsre inneren Augen schärfer, ist unser Kopf minder schnell zum Vertrauen bereit. Sonst hätte er schon damals besser erkannt, wie oft beim Anruf des Beglückerfestes der Kampf ums Dasein sein Wesen trieb: wie man die Gefühle der Nächstenliebe klug oder schlau in Rechnung stellte, um Geschäfte zu machen. Freilich, nicht nur wir waren jünger, auch die kapitalistische Entwicklung war das. Manche Reize des Vorweihnachts-Treibens von ehedem sind heute verschwunden, viele sind verringert, fast alle sind vergröbert worden: es ist ein Verhältnis wie zwischen dem Gasglühlicht von heut gegen die malerischen Öllämmchen von ehedem. Die ästhetische Kultur, die nur nach Schönem sieht, konnte mit dem äußern Eindruck des Festes ehedem wohl zufriedener gewesen sein, ob aber auch die Ausdruckskultur, die vom Schein auf das Wesen schließt, das scheint mir immerhin die Frage. Ich glaube nicht, daß die Verhältnisse heute gemeiner sind, als etwa zur Gründerzeit. Wer vergleicht, welche Bedeutung im öffentlichen Leben heute und welche damals das soziale Bewußtsein einnimmt, wird schwerlich zum Lobredner dieser Vergangenheit werden. Und auf unserm nächsten Gebiet? Der Allgemein-

Digitized by Google

eindruck, ja, wie zugegeben: der war freundlicher. Aber Unternehmungen, wie wir sie heute bekämpfen, beherrschten damals, uneingeschränkt belobt, den Markt — man denke an jene „Prachtwerke“, deren Beliebtheit eigentlich durch mehr oder minderes Protzen nur der Buchbinder bestimmte. Ernsthafte Versuche, Gediegenes ins Volk zu bringen, auch wo das keine große Ausbeute verhieß, gab es kaum, weder Weihnachtsmessen geschmackvoller guter Sachen für kleine Geldbeutel, noch billige Publikationen, wie wir sie jetzt für Bücher, Bilder und Noten schon in Menge besitzen. Seichteste sogenannte Kunst, ich nenne nur die Namen Julius Wolff, Georg Ebers, Neßler, Werner, Thumann, Knut Ekwall, war auch in den Kreisen der Gebildeten allgemein beliebt, die Ernsten und Großen standen kaum beachtet abseits. Wer Rat zum Einkauf holte, konnte ihn fast nur bei den Geschäftsleuten finden — das Bedürfnis nach einem ernsthaften und sachlichen Sichten war den Wenigsten auch nur bewußt. Der Waschzettelunfug grassierte in den Zeitungen zum mindesten so wie heute.

Freilich, das wichtigste bleibt immer wieder das Wachsen der Erkenntnis von den sozialen Zusammenhängen und von der sozialen Verpflichtung. Gegen eine Menge von übeln Erscheinungen, die man damals gelassen hinnahm, ist heute der Widerspruch erwacht, und da und dort hat die Besserung auch schon nicht nur als Kuriererei an den Symptomen begonnen, ist sie auch als ein Tieferdringen der Hilfsbereitschaft am Werk.

Um so erfreulicher werden wir alle auch auf unserm Gebiete das Gute im neuen Geist stärken helfen. Uns, die wir das Wort von der Ausdruckskultur nicht äußerlich nehmen, sind ja dafür besondre, ganz bestimmte Wege gewiesen. Vor allem der: gespannten Auges allen öffentlichen Empfehlungen auf die Finger zu sehn, ob sie etwa unter dem Vorgehen uninteressierter Sachlichkeit einschwärzen, was in Wahrheit nur aus Geschäftsinteresse geschrieben ist. Das Waschzettelwesen mit Verheimlichung der Verfasser, und der „Eingesandt“-Schwindel, das Einschmuggeln bezahlter und wohl auch illustrierter Reklamen zwischen den Zeitungstext mit gar

Zeichnung von Ernst Weber aus dem „Deutschen Spielmann“

Digitized by Google

keinen oder leichtest zu übersehenden Abweichungen der Satzart, damit man meine, sie gingen von den Redaktionen aus, dann das Ausgeben von Lobbroschüren über die eigene Ware, bei denen man die Herkunft verschleiert — das sind so ein paar der Dinge, für die wir ganz besondere Aufmerksamkeit gerade jetzt vor Weihnachten dringend empfehlen. Ein Geschäftsmann, der dabei ertappt wird, sollte samt der Zeitung, die sich dazu benutzen läßt, ebenso gewiß der Achtung verfallen, wie im persönlichen Verkehr ein Mensch, der uns betrügerisch anlügt.

Zeichnung von Ernst Weber aus dem „Deutschen Spielmann"

Bücherempfehlungen vor Weihnachten

gibt der Kunstwart in der Zeitschrift selber nicht mehr systematisch, damit sie den Raum nicht für andre Beiträge wegnehmen — denn er braucht das nicht mehr, seit der „Literarische Jahresbericht des Dürerbundes" erscheint. Wie dieser entstanden ist, sozusagen als Sohn unsres „Literarischen Ratgebers", das wissen unsre Leser. In diesem Jahre wird er als gesondertes Unternehmen unserm Volk zum zweiten Male vorgelegt. Der „Literarische Ratgeber des Dürerbundes", ein ziemlich umfängliches Buch, das eine geschäftlich vollkommen uninteressierte fachmännische Berichterstattung über alle Gebiete der Wissenschaften und Künste bringt, soweit sie für die allgemeinere Bildung irgend in Frage kommen, und zwar aus der gesamten alten und neuen Literatur mit Heranziehung sogar der außerdeutschen — dieser Ratgeber ist auch für dieses Jahr zum Preise von 1,80 Mark für das gebundene Exemplar durch alle Buchhandlungen käuflich. Der „Jahresbericht" ergänzt ihn durch ausführlichere Besprechung der seit dem letzten Jahrgang erschienenen Neuheiten des Buchhandels. Verfasser waren fast immer dieselben Männer, welche den „Ratgeber" bearbeitet haben, er bedeutet also für diesen eine Vorarbeit. Der „Jahresbericht" ist illustriert und bringt Anzeigen und Beilagen, um mit den Weihnachtskatalogen der Buchhändler in Wettbewerb treten zu können. Wie gut ihm das gelungen, beweist die erfreuliche Tatsache, daß er heuer in noch höherer Auflage als im Vorjahr, nämlich in mehr als 60 000 Abzügen von den Sortimentsbuchhändlern bestellt worden ist, obgleich er von ihnen gekauft

Digitized by Google

werden mußte. Wir bitten unsre Leser dringend, ihn zu Rate zu ziehn. Und bitten sie ferner, ihre Bestellungen vor allem durch diejenigen Buchhandlungen aufzugeben, die den Dürerbund-Jahresbericht verbreiten: wer sich unsrer Bewegung anschließt, dem müssen wir auch unserseits helfen.

Unabhängigkeit der Referate ist dadurch verbürgt worden, daß weder die Mitarbeiter, noch die Redaktion, noch auch der Herausgeber Avenarius vor dem Erscheinen des Katalogs Einsicht in die Inseratenbestellungen erhielt. Übrigens hat Avenarius auch weder durch Änderung noch durch Rat auch nur ein einziges Wort der Besprechungen „beeinflußt".

Eine Neuerung ist die: wir haben diesmal Exemplare des „Jahresberichts" über die Auflage hinaus drucken lassen, für die wir zur Beigabe der Anzeigen und Beilagen verpflichtet waren. Dadurch ist ermöglicht, daß Bücherfreunde, die sich durch die vielen Prospekte und Annoncen belästigt fühlen, den „Jahresbericht" auch frei von ihnen beziehen können. Die „Ausgabe ohne Anzeigen" ist gegen 75 Pfennige für das Stück zu beziehen.

Rund ein halbes Hundert von Sachverständigen, unter denen viele unsrer angesehensten Hochschullehrer sind, haben sich aufopferungsfreudig um dieses Dürerbund-Unternehmen bemüht. Durch einen Abdruck in unserem vorliegenden Heft geben wir auch den Beweis dafür, daß sie nicht nur enggerahmte Berichterstattung, daß sie auch allgemeine Ausblicke von Interesse geboten haben. So bedeutet es wohl kein Fehlhoffen, wenn der Dürerbund auf rege Unterstützung dieser seiner großen Arbeit vertraut, die ja ihren beratenden

Zeichnung von Ernst Weber aus dem „Deutschen Spielmann"

Digitized by Google

Wert für den Bücherfreund über das Fest hinaus behält. Als eine Probe, wie die Arbeit „angefaßt“ ist, bringen wir das folgende Stück.

Vom bessern Unterhaltungsroman

Aus dem neuen „Literarischen Jahresbericht“ des Dürerbundes

Es gilt eine Gebietserweiterung zu versuchen. Lebenszweck dieses Jahresberichtes ist's, das Gute vom Neuen auf jedem Gebiet des deutschen Schrifttums zu empfehlen und vom Unguten abzuraten. Der Bereich des Unterhaltungsromans aber wird von der strengen literarischen Kritik gewöhnlich nicht als ein besonderes Gebiet des deutschen Schrifttums, sondern bloß als eine wenig fruchtbare und teilweise durchaus versumpfte Gegend innerhalb des Romangebietes angesehen, als eine Art Reich der Mitte, das sich zwischen dem Unguten und dem Guten ungebührlich ausdehne. Für unsre Zwecke nun scheint es sich trotzdem zu empfehlen, daß versuchsweise das Reich des Unterhaltungsromans als selbständiges Gebiet behandelt wird. Das wohleingebürgerte Wort vom „besseren“ Unterhaltungsroman hilft uns dabei, das Typische des verhältnismäßig Guten und Besten zu erkennen.

Zeichnung von Rudolf Schiestl aus dem „Deutschen Spielmann“

Der niedre Unterhaltungsroman, darüber sind wir alle wohl ohne weiteres einig, steht außerhalb des gesamten Kunstreichs. Der bessere aber verhält sich zum „literarischen“, das heißt einfach zum dichtkünstlerischen Roman so wie das bessere Kunstgewerbe zur nicht-„angewandten“ bildenden Kunst. Vielleicht möchten manche modische Zeitgenossen dem widersprechen, weil sie beim Kunstgewerbe den Ge-

Digitized by Google

halt an reiner Kunst überschätzen. Sie zu widerlegen, braucht's wohl nur einen Hinweis auf die Übereinstimmung im Negativen wie im Positiven.

Beim erzählenden wie beim wohnraumschmückenden Kunstgewerbe wird nicht sowohl seelisch schöpferisches als technisch anordnendes Vermögen erfordert. Deshalb ist das Mitsprechen seelischer Kräfte bei beiden noch nicht ausgeschlossen. Und (hierin macht auch der gegenwärtige Vergleich vom Recht des Hinkens Gebrauch) solche Beimischung innern Wesens drückt sich im bessern Unterhaltungsroman unmittelbar und scheinbar viel häufiger aus, als im eigentlichen Kunstgewerbe, weil das Material des erzählenden Kunstgewerbes eben das allerkostbarste: die Sprache ist — dasselbe Material, worauf in der Dichtung auch die allerfreieste, allerreinste Kunst angewiesen ist. Dennoch kann die Übereinstimmung nicht verkannt werden. Beide, Unterhaltungsroman und Raumkunstgewerbe, haben im Kern die Bestimmung, Kunst dem bürgerlichen Leben dienstbar zu machen; beide sind ohne den Zweck der praktischen Verwertbarkeit undenkbar, beide würden ohne den Hinblick auf ein „komfort"-verlangendes Publikum nicht da sein. Beide setzen also vor allem technische Begabung und technisches Können voraus, Geschmack, Materialkenntnis, Weltkunde.

Es könnten nun aber auch manche Leute, die besseren Vertreter des besseren Unterhaltungsromans etwa, umgekehrt behaupten, dieser Vergleich tue dem Romantyp unrecht, den wir hier ins Auge faßten. Manche dieser Schrift-

Zeichnung von Hans Schwegerle
aus dem „Deutschen Spielmann"

steller geben allerdings selber die Richtigkeit des Vergleiches lächelnd zu, mit sorglosem Lächeln die einen, die andern mit recht bitterem, weil sie — mindestens nach ihrer Überzeugung — nur aus materiellen Rücksichten von der freien Dichtung abgedrängt wurden. Immerhin aber kann denen, die sich beschweren, zugestanden werden, daß es — wegen der bereits erwähnten Materialeinheit — zwischen dem ausgesprochen dichterischen und dem ausgesprochen unterhaltenden Roman sehr viele Übergangserscheinungen gibt, vielartig schattierte Mischwerke, die es oft sehr schwer

Digitized by Google

und zuweilen ganz unmöglich machen, entschieden festzustellen, ob etwas zur Dichtung oder zum Wortkunstgewerbe gehöre.

Auch sehen wir im Bereich des bessern Unterhaltungsromans so wenig bloße Techniker, daß man wohl sagen darf: diese Art Literatur wird größtenteils (mittels Kompromißverfahrens) von richtigen Dichtern hergestellt. Es darf also keinen kränken, der hier außerhalb der freien Dichtung erwähnt oder noch einmal erwähnt wird. Im Gegenteil, durch die tunlichst reinliche Scheidung wird allen Beteiligten nur genützt. Redliches Kunstgewerbe, gleichviel welchen Materials, ist eine hochachtbare Sache. Besonders vom praktischen Leben aus gesehen: es schützt unsern täglichen Wandel vor Unkultur.

In Ansehung der vielen dichterischen Romane, die an Lebensfremdheit verhängnisvoll leiden, kann man die ungleich weitere Verbreitung der Unterhaltungsromane nur zu gut verstehen. Ja, denjenigen Romandichtern, die dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums kein Zugeständnis machen wollen, muß ernstlich anempfohlen werden, daß sie vom bessern Unterhaltungsroman lernen, wie man nicht durch eitel Lyrik dem epischen Zweck der Romandichtung zuwiderhandelt, sondern frisch ins längstberühmte „volle Menschenleben hineingreift".

„Die Meistgelesenen" wollten wir diesen Teil des Jahresberichts überschreiben; so sehr beherrscht der bessere Unterhaltungsroman das allgemeine Interesse. Der Titel wurde fallen gelassen, weil er schließlich doch nur eine Umschreibung bedeutet und auch wieder die paar rein dichterischen Romane mitumfaßt hätte, die es unerwarteterweise zu hohen Auflagen bringen. An der Tatsache, daß in der Regel nur der Unterhaltungsroman sehr viele Leser findet, können wir dennoch nicht vorübergehen.

Zeichnung von Rudolf Schiestl
aus dem „Deutschen Spielmann"

Es gibt erfolgreiche Erzähler und Bühnenschriftsteller, die es sozusagen philosophisch für eine natürliche Regung des menschlichen Neides nehmen, wenn sie mit wachsendem äußeren Erfolg immer schärfere Kritik erfahren. In Wirklichkeit er-

Digitized by Google

klärt sich dies fast immer dadurch, daß die wachsende Beliebtheit beim Bürgertum erkauft wurde durch wachsende, stets gewandter werdende Berücksichtigung der bürgerlichen Bräuche und Neigungen. Solche Bräuche und Neigungen mögen an sich harmlos, ehrenwert oder sogar verdienstlich sein — der weitschauenden Kunst gegenüber sind sie doch nur zeitliche Konvention oder dumpfes Triebleben. Der Erzähler, der sie berücksichtigt, trägt eben dadurch Außerkünstlerisches in die Kunst, und so entsteht denn: Kunstgewerbe.

Die Züchtung des Typs „besserer" Unterhaltungsroman, die Schulung wirklicher, halber und viertelser Dichter zur Unterhaltungsschriftstellerei wird hauptsächlich von den weitverbreiteten, gut oder glänzend lohnenden Familienzeitschriften bewirkt. Es ist klar, daß eine beständige Folge von unterhaltenden Heften, die von den verschiedenartigsten Leuten, von Mann und Frau, von Reifen und Heranwachsenden gelesen werden, mannigfache Rücksichten zu nehmen hat und — nicht zu vergessen — durch sorgsame Mischung mannigfacher Anreize fesseln muß.

Es scheint, daß in unsern Tagen vor allem Erzähler und Familienblattstützen wie Ludwig Ganghofer, Rudolf Herzog, Paul Oskar Höcker, Georg von Ompteda, Rudolf Stratz, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz, Hanns von Zobeltitz zu den Meistgelesenen vom bessern Unterhaltungsroman zu rechnen sind. Als vielversprechende Nachstrebende wären ihnen anzureihen: Walter Bloem, Georg Engel. Auch Joseph Lauff wird noch immer, besonders in den Rheinlanden, viel gelesen. Hermann Sudermann nahm in seinem letzten Roman „Das hohe Lied" gewiß nicht viel Rücksicht auf Familiengefühle; zur Konventionsschule der Familienzeit-

Zeichnung von Ernst Weber aus dem „Deutschen Spielmann"

Digitized by Google

schriften gehört er nicht, doch ist das Überwiegen des Stofflichen und der stofflichen Spannung ein Kennzeichen der sensationellen Unterhaltungsliteratur. Die Vielgelesenen Rudolf Hans Bartsch und Gustav Frenssen nähern sich zuweilen dem Unterhaltungsgenre (jener vorläufig besonders in seinen Novellen), ohne darin zu versinken. Rudolf Presber, wie Gang-

Zeichnung von Rudolf Schiestl aus dem „Deutschen Spielmann"

hofer und Wolzogen von humoristischer Weltbetrachtung ausgehend, hat in seinen vielgekauften Novellenbändchen der Unterhaltung gedient; sein erster Roman, „Die bunte Kuh", ist in dem Augenblick, da dies geschrieben wird, noch nicht als Buch erschienen.

Vollständigkeit der Liste kann im übrigen hier nicht die Aufgabe sein. Die Zahl der mittleren Unterhaltungsromanverfasser ist unendlich, jedes Jahr bringt ihrer neue hervor. Noch schwerer ist es, aus den unzähligen erzählenden Frauen, von denen nur sehr wenige den bessern Unterhaltungsroman erreichen, alle Urheberinnen leidlicher, annehmbarer, anständiger Unterhaltungsromane zu zitieren. Mit beachtenswerten Werken, die sich über die Unterhaltungsschablone erheben, trat neuerdings Olga Wohlbrück hervor. Ihr Berliner Schriftsteller-, Theater- und Bankierroman „Das goldene Bett" steht als anregende Arbeit zwischen Unterhaltungsliteratur und realistischer Dichtung. Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart) gibt in ihren allzu zahlreichen Büchern nicht ohne Geist locker gemalte und meist recht ungenierte Gesellschaftsbilde aus dem Gesichtswinkel eine. international angehauchten Weltdame. In „Spielzeug" fesselt die Schilderung eines lieblich unirdischen Weibchens, dessen tragischer Ausgang nicht

Digitized by Google

überzeugt; die Leidenschaftsgeschichte des Buches ist offenbar im Familienblattinteresse abgeschwächt. „Ahasvera“ versucht verhältnismäßig ernsthaft die modernen Beziehungen zwischen Adel und Judentum zu beleuchten. „Der enigmatische Mann“ (das Fremdwort für „rätselhaft“ ist bezeichnend) zeigt die Verfasserin recht in ihrem Element, im ironischen Plauderstil. W. Heimburg, Vertreterin der alten Gartenlaubenschule, scheint noch immer ihr Publikum zu haben. In ihrem neuen Novellenband „Die lustige Frau Regine“ finden wir den alten beengten, sinnigen Hausfrauchenstandpunkt. Wie ein Riese erhebt sich Clara Viebigs Ernst darüber empor. Ihre naturalistische Gründlichkeit, die in den meisten ihrer Werke das Unterhaltende überwiegt, kehrt in dem Novellenband „Heilige Einfalt“ ein wenig matt wieder; es ist undankbarer Opfermut, soviel reizlose Einfalt zu schildern. Zu Weihnachten wird noch ein Roman der Viebig, „Die vor den Toren“, erwartet.

Der unverkennbare Typus des bessern Unterhaltungsromans wurde bisher am bewußtesten und erfolgreichsten von den erstgenannten Männern ausgebildet und variiert. Die optimistische Gemütsanlage, die Ganghofer in seinen liebenswürdigen und lesenswerten Erinnerungen „Buch der Kindheit“ und „Buch der Jugend“ zu erkennen gibt, deutet auf die Grundlage guten Unterhaltertums hin: optimistische oder sonstwie untiefe Weltanschauung. Herzog hat in den „Hanseaten“ nicht nur hamburgisches Treiben, sondern auch hanseatische Stimmung temperamentvoll lebendig gemacht. Man spürt nur ein wenig zu sehr durch das Erzählen hindurch, daß zuerst das Thema Hamburg oder Hansa da war, daß demnach die Menschen erst hinterher dazu erfunden wurden. Dasselbe Grundschema wie hier haben wir nun schon öfters gehabt: Vater und Sohn als Repräsentanten alt-solider und neu-fortschrittlicher Zeit. Und auch das eingelegte Idyll ist bei Herzog, dem Rheinländer, nicht neu. Die kluge Rücksicht auf schicklichen Verlauf und glücklichen Ausgang fehlt nicht. Doch können wir sie hier in verfeinerter Durchführung beobachten. Und die frische, umsichtige und

Zeichnung von Rudolf Schiestl aus dem „Deutschen Spielmann“

Digitized by Google

warmherzige Erzählungsart, die Beherrschung und Verteilung des Stoffs werden, mehr noch als der etwas wohlfeile Appell ans nationale Gefühl, auch Tieferblickende nicht unberührt lassen. Walter Bloem, Landsmann Herzogs, ist in der Verwertung seiner Erfahrungen vom Verbindungsstudenten und dem angehenden Juristen zu den „Sommerleutnants“ übergegangen. Hier gibt es ebenfalls eine flotte Übersicht über alles Milieumäßige, was der Titel verspricht; die Führung geschieht vermittels

Zeichnung von Rudolf Schiestl aus dem „Deutschen Spielmann“

einer gefälligen Liebesgeschichte, die sich selbst nicht übermäßig ernst nimmt, aber ein bißchen mit Tragik und seelischer Läuterung liebäugelt. Zum Schluß wird alles gut: zwei Brautpaare und eine gutgeheilte Ehe.

Systematisch scheint Fedor von Zobeltitz, von dem bis Weihnachten vier neuere Bücher vorliegen, industrielle Kleinwelten der deutschen Wirklichkeit womöglich aktuell ausbeuten zu wollen. Leider nähert er sich mitunter dem ebenso wohlfeilen wie bedenklichen Schlüsselroman. „Friedel halbsüß“ führt in den wirklichen Rheingau von heute und seine Schaumweinindustrie; die lebenden Modelle sind nicht schwer zu erraten. Dabei zeigt Zobeltitz allerdings auch guten Blick für Typisches, faßt Gestalten der Wirklichkeit zusammen, bringt uns selbstverständlich das Werden und Wesen des Sekts spielend gewissenhaft bei und verwertet geschickt den Rechtsstreit zwischen einem deutschen und einem französischen Schaumweinhaus, um eine hocherfreuliche Verlobung zustand zu bringen, die natürlich von der Verlobung eines bescheidenen Paares ergänzt und ins rechte Licht gesetzt wird. Für seelenkundliche Vertiefung bleibt in dem dicken Buch nicht viel Raum. Liebevoll verweilt Zobeltitz dafür, auch im folgenden Buch, bei der Zusammenstellung köstlicher Mahlzeiten.

In „Meerkatz“ wird der Großhandel mit wilden Tieren ausgenützt, um einer üblichen Gutsgeschichte mehr Reiz zu verleihen. Ein sehr bekanntes Hamburger Unternehmen, dessen hochbetagter Inhaber noch lebt und rüstig ist, muß zu dem Zweck herhalten. Bei Zobeltitz gehört das Tierhandelshaus samt dem neuartigen Tierfrei-

Digitized by Google

park einer jungen Erbin. Es muß sehr geschmacklos genannt werden, daß der Erzähler sich nicht das bißchen Mühe nimmt, den Sitz des Geschäftes wenigstens von Hamburg wegzuverlegen. Seine Schlüsselmanier schafft jedem halbwegs landkundigen Leser einen fortgesetzten ärgerlichen und höchst unnützen

„ihr Geborenen" zu bringen. In diesen drei Romanen Zobeltitzens spielt die bildschöne, höchst fesselnde, gemütvolle, gescheite Waise (auch mit disponiblem Millionenvermögen) eine Hauptrolle. In Paul Oskar Höckers „Sonne von St. Moritz" erscheint dieselbe begehrenswerte Erbin, natürlich unter an-

Zeichnung von Rudolf Schiestl aus dem „Deutschen Spielmann"

Zwiespalt zwischen Wirklichkeits- und Phantasiegefühl. Unschuldig erscheint in dieser Hinsicht „Eva, wo bist du", ein auf Bibliophilie, Liebe, Adelsmilieu und Gesellschaftskenntnis recht glücklich aufgebauter Roman, der eine ganze Menge moderner Typen aufbietet, um die entzückende kleine Eva erst in der Verlegenheit der Wahl und dann glücklich in die Arme ihres

derm Namen, aufs neue. Es will uns bedünken, daß allein mit diesen drei goldenen Wunderkindern das lebenswirkliche Auftreten solcher Damen auf Jahre hinaus reichlich gespiegelt sei. Freilich, wohin käme unsre bessere Unterhaltungsliteratur, wenn die Figur der liebreizenden Millionenerbin ihr untersagt würde! Höckers Roman unterrichtet im übrigen, wie nicht

Digitized by Google

anders zu erwarten, erschöpfend über alles Wissenswerte aus der „mondänen“ Winterfrische. Daß er trotz dieser freiwilligen Übernahme baedekerscher Pflichten angenehm, ohne störende Geschmacklosigkeiten unterhält, das spricht für das technische Können des Verfassers.

Verwandten Geistes, nur zu guter Stunde schärfer in der Charakteristik, ist Rudolf Stratz, der beweglichste Weltmann unter unsern Romanmatadoren. „Die Faust des Riesen“, ein Spielerroman, der in Berlin und der Mark vor sich geht, erscheint anfangs wie eine aussichtsvolle psychologische Studie, spitzt sich aber zur Kriminalgeschichte zu. „Die armen Reichen“ bilden einen erzählenden Führer durch die Baden-Badener „Saison“, enthalten daneben vortreffliche Ansätze zu besserer Charaktergestaltung, laufen aber schließlich doch auf eine Verlobung eines rosig in Rosa gemalten Pärchens hinaus.

Zeichnung von Rudolf Schiestl aus dem „Deutschen Spielmann“

Weitere Eigenheiten des besseren Familienblattunterhaltungsromans, die an jedem der genannten Werke mehr oder minder hübsch ausgeprägt wahrzunehmen sind: Spannung dadurch, daß von vornherein ein Mann zwischen zwei Frauen oder ein bis zwei Frauen zwischen

Digitized by Google

je zwei bis drei Männern stehen — späte aber noch rechtzeitige Beseitigung des störenden (verlobungshemmenden) Elements durch dessen gesellschaftlichen Tod, tödlichen Unfall oder Selbstmord — rasches, heftiges, aber niemals zu unschicklicher Leidenschaft ausartendes Sichverlieben — befriedigendes finanzielles und standesmäßiges Schlußarrangement; das heißt Mittellos und Mittellos darf sich höchstens bei einem sehr bescheidenen Nebenpaar einmal zueinander gesellen, sonst kommt entweder Reich zu Reich oder die Millionenmaid zum armen Grafen oder zum kreuzbraven, eleganten und bildhübschen Vetter — bildhübsch ist überhaupt alles, was Anspruch erhebt, am Schluß als verlobt vorgestellt zu werden. Von dieser feststehenden Formel weichen einzelne Romanschriftsteller zuweilen ab, ohne darum unbedingt über die Unterhaltungssphäre hinaufsteigen zu wollen. So setzt sich der humoristische Bohémien Wolzogen gern satirisch-naturalistisch über die Gesetze der strengsten Sittsamkeit hinweg; wofür die zwei kleineren Erzählungen seines Bandes „Da werden Weiber zu Hyänen“ rassig, wenn auch nicht durchweg taktvoll zeugen. Im „Bibelhasen“ wagt er den Schritt in frühere Zeiten, so daß er sich aller oben angeführten Vorteile der Modernität begibt. Aber die historische Anekdote aus dem friderizianischen Zeitalter, die er zugrunde gelegt, ist so geschickt spannend verwertet, daß die wenigen Gestalten sich in die unwahrscheinlichsten Lebenslagen begeben müssen, und dabei glänzt dann die Charakterisierungskunst ebenso wie die Bonhomie, womit Wolzogen zuletzt eine gute Ehe stiftet.

Hanns von Zobeltitz entsinnt sich in seinem Neuesten „Auf märkischer Erde“ seiner Herkunft und gibt, urwüchsiger als sonst, Land- und Zeitbilder aus der Mark und dem Berlin der sechziger Jahre. Von Ompteda, der (beispielsweise in „Eyßen“) Dichterarbeit leistete, danach aber dem Unterhaltungsgeschmack immer mehr Zugeständnisse machte, und von Georg Engel (von dem „Leute von Moorlucke“ angekündigt sind), waren neue Bücher bis zum Berichtsschluß nicht eingetroffen. Aber es darf wohl gehofft werden, daß auch ohne lückenlose Aufzählung alles allenfalls Hergehörigen der Zweck dieses Versuchs erreicht sei. Der Roman der Gerngelesenen wurde zur Betrachtung herangezogen, und als eine wohl unentbehrliche Einrichtung zwischen Kunst und Leben unbefangen gekennzeichnet. Daß außerdem auch noch „unangewandte“ Dichter der Prosaerzählung leben. sieht der Leser an andrer Stelle unsres „Literarischen Jahresberichts“. Die Wahl — je nach Grundanlage und Augenblicksstimmung — ist sein allein.

Ich gib, ich nimm und der „Ur-Meister“

Von immer mehr Stellen dämmert übers Land die Erkenntnis von den schweren Mängeln, ja in gewissem Sinne von der Gemeingefährlichkeit mancher Bestimmungen unsres Urheberrechts. Noch ein paar Jahre so weiter, und man wird das wahre Gesicht dieses selben neuen Gesetzes wohl allenthalben erkennen, das man bis zu den Äußersten auf der äußersten Linken einstimmig annahm, weil man für eine Kulturtat zum Schutze der Geistesgüter hielt, was lächelnde Geschäftsleute hinter der Szene „gedreht“ hatten.

Der Verleger Eugen Diederichs

Digitized by Google

in Jena verschickt jetzt ein Rundschreiben als Antwort auf die Fragen, warum er den neugefundenen Ur-Meister nicht herausbringe. Paragraph 29 besagt, daß auch mehr als 30 Jahre nach dem Tode des Urhebers ein Werk erst frei wird, wenn 10 Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung vergangen sind. Die Handschrift zum Ur-Meister ist aber noch gar nicht veröffentlicht. Professor Billeter, dem ein Schüler das Ding gebracht hat, darf's in Deutschland nicht drucken lassen, ebensowenig dürfen's die Eltern des Jungen, ebensowenig darf es sonst wer. Als: die Erben Goethes. Wer sind die?

Nachkommen des letzten Goethe gab es nicht. Aber die Grafen Henckel von Donnersmarck kommen da irgendwie erbschaftberechtigt heran. Und ferner: die gute Vulpius hatte zwar auch keine Nachkommen mehr, aber ihre Verwandten hatten doch welche! Also haben rund fünfviertel Jahrhundert, nachdem der Ur-Meister von Goethe geschrieben ward, über die Veröffentlichung oder Nichtveröffentlichung die 1910 etwa lebenden Vulpii und Vulpiae sowie ein Graf Henckel zu entscheiden, ob in ihnen auch kein Tropfen Goetheschen Blutes fließt. Die Weimarer Goethe-Gelehrten sind wohl auch dabei. Diederichs schildert den Handel ganz anschaulich. „Wir sind Geschäftsleute." „Wir kennen keine Rücksicht gegen die Allgemeinheit." „Wir wollen auf Grund des Monopols möglichst viel Geld verdienen." „Das Buch müßte in Deutschland sofort verboten und konfisziert werden." Die Buchhändler, denen es teils um die Sache, teils um die „Ehre", teils um die Reklame zu tun ist, etablieren mit den Urheberrechts-Teilinhabern oder ihren Vertretern die Börse. Ich gib — ich nimm .... Das Geschäft mag blühen, aber leider hat das deutsche Volk den Ur-Meister aus der Manneszeit seines A. D. 1832 als Greis verschiedenen Goethe bis heute noch nicht zu lesen bekommen. Vor Weihnachten,

Zeichnung von Otto Bauriedl
aus dem „Deutschen Spielmann"

Digitized by Google

wo die Marktchancen die besten sind, wird er ja aufgetischt werden. . .

Wer, zum Teufel, erlaubt eigentlich unsern Philologen, mittelalterliche oder gar antike literarische Neufunde herauszugeben? Nichts, als ihre sträfliche Zuversicht, wegen der Länge der Zeit bei ihren Gesetzwidrigkeiten nicht geklappt zu werden! Ging es nach der Weisheit unsres Urheberrechts, so müßten bei einem neuen Gesange der Divina comedia vor allem erst einmal Dantes Erben festgestellt werden, damit sie das Honorar bezögen, denn das entspräche dem Gesetz, und an dem Urhebertum wären sie durch Blutsvererbung vielleicht noch mehr beteiligt, wie Vulpius und die Grafen Henckel an dem Goethes. Vielleicht bekäme man bei ernstem Forschen auch wirklich noch einen Namen heraus. Wenn wir nun aber einen neuen Gesang Homers fänden? Ach, dann wäre das wohl recht unwahrscheinlich. In diesem Falle bliebe dem Mann von wirklichem Rechtssinn gar nichts andres übrig, als, da er nach dem Urheberrecht zur Publikation doch keinesfalls berechtigt ist, diesen neuen Gesang Homers eben nicht zu publizieren. Und ein andrer dürfte das natürlich noch weniger tun. Da sich auch über die Eigentumsrechte an dem Manuskript in Anbetracht der Erbschaftsmöglichkeiten höchst wahrscheinlich streiten ließe, so wäre das einem tiefen Rechtsgefühl allein Entsprechende: man steckte das Ding in den Ofen. A

Theater

Neues von Fulda, Engel und Birinski

Berliner Theater

Es ist ein Brauch von altersher, daß Ludwig Fulda uns seine neuen Stücke um Weihnachten oder um Fastnacht herum präsentiert. Das ist schwerlich bloßer Zufall, darin verrät sich doch wohl ein bedeutsamer Zug von Wahlverwandtschaft. Gibt es eine passendere Erscheinungszeit für Stücke wie „Schlaraffenland“ und „Maskerade“ als die Faschingswochen, wo sich die ernste Welt an bunten Kostümen und allerlei Verkleidungen ergötzt und der Duft der Krapfen uns die Nase kitzelt? Doch auch die Wochen der beginnenden Weihnachtsleckereien scheinen nicht übel gewählt für ein Schauspiel wie „Herr und Diener“, das Pfeffer verspricht und aus Honig, Anis und Mandelkern gebacken ist. Das eine sei gerne zugegeben: seit den sozialen Dramen seiner Frühzeit ist Fulda an kein Stück mit so fest zusammengebissenen Zähnen herangegangen wie an dieses. Man spürt deutlich den ernsthaften Versuch, sich zusammenzuraffen, alles zu tun, um einmal die Schnitzel und Schnörkel unter die Füße zu treten. Ein Hauch herbkräftiger Problemluft weht einem aus diesen ersten Szenen entgegen, in denen Herrenmajestät und Dienergröße, selbstlose Demut und tatfrohes Selbstbewußtsein einander gegenübergestellt werden. Aber die Luft wird milder und milder, kosende Winde schaukeln die Halme, die Ähren neigen sich unter dem Zephir der Verse, und wir haben wieder ganz das tröstliche Gefühl, bei dem alten, im Kreis seines spielerischen Wesens unveränderten Fulda zu Gast zu sein, auch wenn er diesmal im Deutschen Theater statt im Neuen Schauspielhause empfängt.

Die Umrisse der dramatischen Fabel stammen — worauf die Buchausgabe (Stuttgart, Cotta) selbst aufmerksam macht — aus den Novellen des Boccaccioschülers Bandello. Der erzählt in langausgesponnener, von allerlei feinhumoristischen Lichtern durchspielter Ge-

Digitized by Google

schichte, wie sich der Perserkönig Artaxerxes und sein Seneschall Artabarzanes gegenseitig in Großmut, Ritterlichkeit und Freigebigkeit zu überbieten suchen, wie der König sich dadurch in seinem Majestätsbewußtsein erst bedrückt, dann beeinträchtigt sieht, wie aber endlich der Seneschall durch seine selbst vor dem Tode nicht zurückschreckende, unbezweifelbare Opferwilligkeit und Entsagung auch den König von seiner demütig ergebenen Gesinnung überzeugt, so daß in Versöhnung und Frieden ausgeht, was schon bis

Zeichnung von Hans Schwegerle
aus dem „Deutschen Spielmann"

zur Ungnade und Verbannung gediehen war und zuletzt sogar mit dem Blutgerüst drohte.

Ludwig Fulda nimmt das ungleich pathetischer als der alte Italiener. „Darüber kann kein König hinweg", sagt er sich, frei nach Hebbel, und läßt den König Kosru sich erdolchen, als er sich von seinem Wesir Artaban zum fünften oder sechsten Male im Großsinnswettstreit geschlagen sieht, und ihm jeder, auch der letzte Ausweg verrammelt ist, aus einem immer und immer wieder vom Diener Beschenkten zu einem freien Schenker und Gnadenspender zu werden. Erst der Schachsieg, dann der Turniersieg, darauf der doppelte Liebessieg und endlich — von Kleinigkeiten wie Lebensrettung und Schlachtenruhm abgesehen — auch noch das freiwillige Angebot des Todes, des Todes für seinen König und Beleidiger: das erträgt kein Sasanide!

All dies Unheil aber — und das ist ein Motiv, das nicht einem Bandello, das allein auf Fuldas eigenem Acker gewachsen ist — kommt von den Frauen. König Kosru hätte in Zufriedenheit und Seelenruhe seine Krone getragen und sich gesonnt im Gefühle unvergleichlicher Majestät, wenn nicht die Königin Odatis, einst als Königsbraut in einsamer Nacht von Artaban, ihrem ebenso edel- wie heldenmütigen Geleiter, schändlich verschmäht, ihre Wut über diese Niederlage auf den Gemahl geworfen und ihn über schwache Kraft und friedliches Wollen hinausgestachelt hätte in jenen verhängnisvollen Betätigungsstreit mit einem, der doch gar nicht daran dachte, sich über des Königs Majestät zu erheben, der vielmehr nur darauf sann, seine eigenen Taten zum Schemel seiner Füße zu machen. Sie allein, Odatis, war es, die den

Digitized by Google

unseligen Zwiespalt zwischen Schein und Sein in des Königs Herz senkte, die ihn in den Wettkampf hetzte, dessen seine Geburt ihn hätte überheben müssen, darin er seinen blinden Königsglauben verlor. Und wie ein Weib das Feuer unter den Kessel legte, so rührte ein Weib auch den Brei an. Alles andere wäre, Sieg wie Niederlage, unter den Männern geblieben, verborgen vor der Welt; den Verführungsversuch, den König Kosru an ihr, den Verrat, den er an der Königin begeht, muß aus Liebe zu dem bedrohten Leben des Gemahls Frau Gülsade, die holde Gattin Artabans, brühwarm der Königin hinterbringen — da ist dann richtig alles aus und vorbei.

Ob jemand beim Fehlen das Ziel zu niedrig oder zu hoch genommen hat, darauf kommt in der Kunst wenig an; Hauptsache ist, Ziel und Kraft, Zweck und Mittel in Übereinstimmung zu halten. Das ist hier aber ganz und gar nicht geschehen. Daher schreiben sich die peinlichsten und schreiendsten Dissonanzen. Ich kann mir denken, daß Fulda sich in diesem Falle, wenn er abermals erleben muß, daß die Kritik ihm keinen Beifall klatscht, mit doppelt bitteren und doppelt trotzigen Gefühlen in sein Selbstbewußtsein zurückziehen mag. Ich kann diese Gefühle sogar verstehen und muß sie achten. „Da hab ich nun", mag er reflektieren, „Spiel und Tändelei, die mir so oft vorgeworfen, einmal an den Nagel gehängt und mich bloßen Leibes in die Fluten der Tragik gestürzt, und was ernt ich? Genau dieselbe kühle oder gar spöttische Ablehnung wie früher!" Ja wirklich, es liegt ein Stückchen Tragik in seinem Fall. Es geht ihm ungefähr so wie dem altgedienten Komiker, der tausendmal Hanswurstrollen gespielt und ganz mechanisch, durch sein bloßes Erscheinen die Lachmuskeln der getreuen Zuschauer in Bewegung gesetzt hat und der nun mit dem plötzlich ergriffenen Lear genau dieselbe Wirkung erzielt. Mummenschanz und Maskerade, Spaß und Spiel sind ihm bei sich und uns bei ihm so natürlich und selbstverständlich geworden, daß nur der Mantel, nicht der Mensch verändert erscheint. Wir glauben nicht an Fuldas Ernst, auch nicht, wenn er Dolche zückt und Könige ermordet, und er selbst bringt für sich selber nicht mehr die Überzeugungskraft dafür auf. Bis zuletzt spannen wir das Auge, spitzen wir das Ohr auf einen Domino, der aus den Kulissen hervortritt und uns beruhigt: „Habt keine Angst, dies alles ist nur ein Spiel, eine Gaukelei! Mein König ist nur scheintot oder, was — dasselbe ist: er hat nie gelebt und nie gelitten."

Ein paar Jahre früher erschienen, hätte Fuldas „Herr und Diener" vielleicht Blumenthals „Totem Löwen" den Ruhm streitig gemacht, ein damals noch halbaktuelles, politisches Thema unsres Staatslebens in historischer Verkleidung auf die Bühne zu bringen. Heute leisten auch diese absichtlichen oder zufälligen Beziehungen dem Fuldaschen Stücke keine Vorspanndienste mehr. Es gibt nun genug, die es ihm an zeitgemäßer Fixigkeit zuvortun. Georg Engel, der gern die Fahne seiner Heimatsliebe in pommerschen Farben aushängt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, in seinem (vom Berliner Theater aufgeführten) Schauspiel „Der scharfe Junker" den Widerstreit des bodenwüchsigen Agrariertums mit dem schollenverachtenden Freisinn mobil zu machen, wirft die Flinte der Politik aber bald ins Korn und geigt uns hinter den Hecken ein Liebeslied nach der alten Marlitt-Werner-Weise: Erst Krat-

Digitized by Google

zen, dann Schmatzen — wenn einer nicht so freundlich sein will, auch die Verlobungsanzeige: „Malte von Bünzelwitz und Thra Witt“ als ein Symbol kommender innerpolitischer Versöhnung gelten zu lassen.

Emphatischer als der norddeutsche Talmi-Heimatkünstler legt Leo Birinski die Hand auf den Hebel der politischen Dynamomaschine. Sein Trauerspiel „Der Moloch“ (Modernes Theater) ergreift einen Stoff aus der jüngsten russischen Revolution. Einer ihrer Führer wird unter höchster Lebensgefahr der Genossen aus dem Gefängnis befreit, um ein entscheidendes Attentat auszuführen. Aber das Gefängnis hat ihn verwandelt. Aus dem Propagandisten der Tat ist ein Skeptiker geworden, der nicht zuletzt auch an der Berechtigung seines eignen revolutionären Vorhabens zweifelt. Er zieht sich zurück, als die andern den Aufruhr auf die Straßen tragen. Aber es gibt kein Entrinnen. Wen der Gott der Revolution freigibt, den fordert der Moloch der Menschheit als Opfer, das Ungeheuer mit dem gefräßigen Rachen, das sich in seiner Abstraktheit am liebsten an den „reinen Denker“ macht, wie dieser Sascha Ramusow einer geworden ist... Ein Stück, das seine trübe Aufgeregtheit gerne hinter großen tragischen Begriffen und Gesten verbergen möchte, sich dadurch aber selber so in Verwirrung bringt, daß es Ziel, Weg und Boden verliert.

Friedrich Düsel

Paul Fuhrmanns „Kain“

Münchner Theater

Ob die Dichtung des jungen Deutschrussen, deren Uraufführung der Münchner „Neue Ver-

Zeichnung von Hans Schwegerle aus dem „Deutschen Spielmann“

ein“ am 15. November im Künstlertheater bot, ihren Titel mit Berechtigung trägt? Ob sie überhaupt als eine Dramatisierung jener biblischen Gestalt gelten kann? Ich möchte es anzweifeln. Denn von ihrem Wesentlichen ist bei Fuhrmann so gut wie nichts übriggeblieben, und selbst der Brudermord hat hier nur eine Art episodischer Bedeutung, ja er ist im Grunde nur als Einzelzug der Charakterzeichnung mitverwertet. Fuhrmanns Held ist kein ungläubiger Sohn der Nacht, den der Haß niedriger Mißgunst zum Mörder macht, vielmehr ein allzu gläubiges Kind des Lichts, ein liebeglühender Mes-

Digitized by Google

sias, der den ersten Menschen in leidenschaftlichem Idealismus das Paradies zurückerobern will: während Abel hier als dumpfe, unedelphilisträse Dämmernatur und verständnisloser Lästerer jeder heroischen Kraftanstrengung erscheint. Kain will erst als hingebungsvoll sich mühender Gärtner ein neues, selbstgeschaffenes Paradies dem rauhen Boden abringen, und ein Reis vom „Baum des Lebens", das ihm ein Vogel zutrug, gibt ihm die trügerische Zuversicht stolzen Gelingens; aber anhaltende Dürre vernichtet schon die ersten Früchte seiner Arbeit, und Gott, dessen Beistand er in brünstigem Gebet anruft, bleibt ihm taub. Nach dem Beispiel des Autoritätssklaven Abel versucht er es noch mit einem Brandopfer; als aber der protzige Philister in unbewachtem Augenblick die letzte Hoffnung des Idealisten, das junge Bäumchen des Lebens, brutal aus der Erde reißt und ins Opferfeuer des Bruders wirft, um der armseligen Darbringung höhnisch damit aufzuhelfen, erschlägt ihn der Empörte. Das erkennende Grauen über seine Tat dauert indessen nicht lange, alsbald zieht er ins Weite, in ungebrochener Tatkraft nunmehr das alte Paradies seiner Eltern aufzusuchen und zurückzuerobern. In dunkler Nacht bringt er an die dornenüberwucherte Pforte vor, durch die Adam und Eva es einst verlassen, bricht sich Bahn und sprengt das eherne Tor mit gewaltigen Schlägen. Doch dem Kühnen gähnt auch hier nur wüste Öde statt des Gartens der Glückseligkeit entgegen, und verzweifelnd bricht er zusammen. So findet ihn sein Weib Lia, die ihm in unbeirrbarer Treue nachfolgte, und sie tröstet ihn durch die Überzeugung, daß das wahre Paradies nicht hier, sondern auf den höchsten Höhen des Gebirges zu finden sei. Er glaubt ihrer Zuversicht, und die beiden machen sich zur Bergfahrt auf. Nach langer entbehrungsvoller Wanderung stirbt das Weib vor Erschöpfung, nachdem sie Kain noch einmal zu mutigem Ausharren angefeuert. Er dringt auch wirklich bis zu den höchsten Felskämmen empor; als er aber endlich den letzten Gipfel erklimmt, findet er auch dort nur das leere Nichts. Da erliegt seine Kraft, und er stürzt in den Abgrund. — Man sieht, es handelt sich bei Fuhrmann gar nicht mehr um eine freie Ausdeutung der Kaingestalt — von dem Brudermord ist später kaum mehr die Rede — sondern ganz einfach und höchst allgemein um eine symbolische Personifikation des nach Erfüllung ringenden Menschengeistes. Unwillkürlich denkt man dabei an Ibsens „Brand", der den Verfasser wohl ideell wie auch dem äußeren Schlußbilde nach beeinflußt hat. In rein dramatischem Betracht ist das Fuhrmannsche Gedicht recht schwach; fast alles vollzieht sich in einförmigen Duoszenen oder redseligen Monologen, und beide wirkten bei der Aufführung trotz beträchtlicher Kürzungen immer noch zu langatmig und spannungslos. Die mehrfache Wiederholung der Enttäuschung des Paradiessuchers bedeutet natürlich auch keinen dramatischen Vorzug. Außerdem stören spezifisch moderne Gedankengänge und Redewendungen die phantastisch-urweltliche Illusion, und die allzu jämmerliche Kennzeichnung des Vaters Adam das tragische Pathos. Sympathisch berührt dagegen die dichterisch gläubige Wärme der Gesamtstimmung und eine gewisse Größe des Wollens, der freilich das Können nicht annähernd entspricht. Die Wiedergabe durch Kräfte des Münchner Hofschauspiels war von

Digitized by Google

einem der begabtesten jüngeren Mitglieder dieses Ensembles, Dr. Bernhard von Jacobi, geschickt inszeniert; Herr von Jacobi selbst bot als Darsteller des Kain eine wohldurchdachte und hingebend temperamentvolle schauspielerische Leistung, die allen Absichten des Verfassers gerecht wurde. Eine Hoffnung für die lebendige Bühne bedeutet Fuhrmann trotz der wohlwollend freundlichen Aufnahme, die sein Werk fand, und einer Reihe lebhafter Hervorrufe, die er am Schlusse erntete, vorläufig noch nicht; abgesehen davon, daß er wenig Gefühl für dramatische Formgebung in dieser Dichtung bekundet, scheint ihm auch die entscheidende Eigenschaft zu fehlen, den Vorgang hinreichend mit überzeugender Wirklichkeit zu erfüllen, und wäre es auch nur eine Traumwirklichkeit der Phantasie.

Hanns von Gumppenberg

„Deutsche Theaterausstellung"

Wenn das gesamte deutsche Theater sich selbst zum Schaugegenstand macht, wenn diese ganze Welt von künstlerischen und technischen Dingen und Persönlichkeiten mit all ihren maschinellen, tektonischen, bildkünstlerischen, mimischen, deklamatorischen, musikalischen, literarischen, optischen, akustischen, gesellschaftlichen, geldwirtschaftlichen, sittlichen Fragen in sinnvoller Vertretung vorgestellt werden soll — das gibt notwendigermaßen eine Art Weltausstellung: „Die deutsche Theaterausstellung".

In den weitgedehnten romanisch-berlinischen Hallen am Berliner Zoologischen Garten ist jetzt eine Sache zu sehen, die sich „Deutsche Theaterausstellung" (ohne „die") nennt. Sie läßt es im unklaren, ob sie von ihren Urhebern als vollwertige Vertretung der deutschen Bühnenwelt angesehen wird oder nicht. Nehmen wir zugunsten dieser Urheber an, sie dächten bescheiden: nicht. Dann bleibt doch der Widerspruch, daß ihre Veranstaltung sich nicht klipp und klar auf ein bestimmtes Gebiet beschränkt und auch auf keine Weise sonst eine Begrenztheit ohne weiteres eingesteht.

Von der „Gesellschaft für Theatergeschichte" geht die Unternehmung aus. Und aus theatergeschichtlichem Bereich ist mancherlei mehr oder minder Beachtenswertes zur Stelle gebracht worden. An schriftlichen und gedruckten Dokumenten aus der Vergangenheit der deutschen Bühne ist kein Mangel. Man findet da unter anderm seltene Erstausgaben klassischer Dramen, alte Theaterzettel, Briefe und Verträge deutscher Bühnendichter und Bühnenleiter. Es gibt ferner eine ganze Anzahl würdebewußter Bildnisse, darstellend Mimen und Sänger, Direkteurs und Intendanten früherer und gegenwärtiger Zeit, auch anderes Bildmaterial, einzelne interessante Gewandstücke, Waffen, Masken, Dekorationsteile. Vom szenischen Streben mitlebender Bühnenleiter zeugen verhältnismäßig nur wenige Bühnen (hauptsächlich das Kölner Stadttheater, die Goethe-Festspiele und das Schauspielhaus in Düsseldorf, das Münchner Hoftheater mit seiner neuen Shakesperebühne, das Neue Schauspielhaus in Berlin).

Das moderne Material ist völlig unzulänglich. Es fehlen beispielsweise Max Reinhardts Bühnen, die Berliner Komische Oper, das Münchner Künstlertheater, Hagemanns Inszenierungen, die wichtigen neueren Ausstattungen der Wiener Hofbühnen. Und beiden Abteilungen,

Digitized by Google

der zeitgenössischen wie der geschichtlichen, fehlt jede einheitliche Zusammenfassung und sinnvolle Gliederung. Man hat zwar in zwei kleinen Zellen eine Art Überblick über die Entwicklung der deutschen Bühne vom Mittelalter bis zur Klassikerzeit zu geben versucht und dafür manches wertvolle Dokument herangeholt, allein man blieb dabei im Papierenen, Geschichtswissenschaftlichen stecken. Kuriositäten für Literarhistoriker und sehr wenige Theaterleute; der Laie kann daraus nichts Wesentliches lernen. Und im übrigen, außerhalb dieser zwei Kojen, hat man einfach nach Städten geordnet, die angekommenen Sendungen unverändert nebeneinander gestellt.

Den inneren Mängeln gesellt sich höchst aufdringlich ein äußerer. Er hängt innigst mit der Art zusammen, wie heutzutage Theater und Ausstellungen gemacht zu werden pflegen: vom industriellen Unternehmerstandpunkt aus. Die Inhaber der Ausstellungshallen am Zoologischen Garten wollen und müssen ihr Kapital verzinst sehen. Sobald die „Gesellschaft für Theatergeschichte" diese Hallen wählte, war es nur zu begreiflich, daß sie sich in die Beigabe eines gewerblichen Ausstellungsteils fügen mußte. Die wissenschaftlich-künstlerisch (mehr wissenschaftlich als künstlerisch) interessierten Veranstalter hätten also, zumal sie doch auf Vollständigkeit nach keiner Richtung hin Anspruch erhoben, entschieden besser eine minder große Räumlichkeit (etwa einer Kunsthandlung) gewählt, worin man die Vermengung mit Gewerbe und Industrie hätte vermeiden können.

Gesetzt aber, solche Beimischung wäre unvermeidlich gewesen, so hätte man doch mindestens die erschreckliche Stillosigkeit vermeiden müssen, mit der sie in Berlin 1910 durchgeführt wurde. Es kann nicht scharf genug darauf hingewiesen werden, daß die Beifügung eines so buntscheckigen, profanen, in sich und im Verhältnis zum Ganzen zusammenhanglosen Gewerbereklamemarkts eine Stilsünde ist, die den möglichen kulturellen Wert einer Theaterausstellung von vornherein zum großen Teil aufhebt.

Was zur Technik der Bühne gehört, wie die teilweise sehr bemerkenswerten Beleuchtungsgegenstände, Bühnenmöbel, Bühnengewänder (selbstverständlich auch das vereinfachte „Bühnenkleid der Zukunft"), ferner Bücher und Zeitschriften, auch Feuerlöschvorrichtungen, schließlich selbst Staubsaugapparate und Parkettsitze: das alles könnte einer literarisch-künstlerischen Theaterschau angegliedert werden — immer vorausgesetzt, daß es wirklich gegliedert würde. Für „die" Deutsche Theaterausstellung wäre sogar eine Übersicht über das ganze Gebiet der Theatertechnik und -maschinerie unentbehrlich; auch die großen Geschäfte für Bühnenausstattung, die diesmal (außer der Firma „Theaterkunst") durch Abwesenheit glänzen, müßten dabei vertreten sein.

Mehr als überflüssig aber wäre unter allen Umständen der gewerbliche Italienische Salat, darein mit all den genannten Zutaten noch vermanscht sind: x-beliebige „Damentoiletten", Teppiche, Wundsalben, sehr viele Schnürleibgerüste, Klaviere, Mittel gegen Mitesser, Bürsten, Damenriesenhüte, Seifen und Geruchwässer nebst anderm mehr. Leute, die sich mit dem Anfertigen von Ausstellungen befassen, hätten zum Beispiel von „München 1908" lernen können und wohl auch lernen sollen, wie man durch Anordnung

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

und Umrahmung auch die gewerblichen Gegenstände jeglicher Art zu einer kunstmäßig wirkenden Schau vereinigt. Und daß Dinge, die mit dem Thema gar nichts zu tun haben, auf keiner Ausstellung der zivilisierten Welt erlaubt sein sollten, das braucht man überhaupt nicht zu lernen; das wird sich einem unbefangenen, nicht großstädtisch verderbten Geschmack überall von selber verstehn.

Die gegenwärtige „Deutsche Theaterausstellung", die erste größere auf reichsdeutschem Gebiet, kann nur als ein erster Versuch zu einer berufenen deutschen Theaterweltausstellung anerkannt werden. Unter diesem Gesichtswinkel darf zugegeben werden, daß eine große Anzahl sehenswerter Einzelheiten über ihre Breite hin zerstreut ist. So erblickt man etwa in der Sonderausstellung Altweimars, dem ein Ehrenplatz auf dem Podium eingeräumt ist, unter anderm Handzeichnungen Goethes zur Ausstattung des „Faust", ein Gewand der Corona Schröter, Goethes Regiesessel aus Lauchstedt, einen hundertjährigen Straßenhintergrund und Bühnenlämpchen aus dem alten Lauchstedter Theaterchen. Die Sammlung aus dem Eisenacher Richard Wagner-Museum, die sehr reiche und in sich wohlgeordnete aus Stuttgart, die Sendungen aus Dresden, Hannover, Braunschweig, Schwerin, Leipzig, Breslau, Meiningen, Prag bieten natürlich vielerlei Anregung. (Verhältnismäßig weitaus am dürftigsten sind Wien und Berlin vertreten.) Indessen, die Einzelheiten und das ungestaltete Vielerlei nützen arg wenig im Verhältnis zu dem, was eine „Deutsche Theaterausstellung" bieten könnte und sollte.

Nicht auf philologischen Sammlerfleiß kommt es in erster Linie an, sondern auf selbständige, ideenvolle Organisation, die auf allen Gebieten der Theaterwelt einen sogleich einleuchtenden Überblick schüfe, überall durch größtmögliche Anschaulichkeit zu dem ungelehrten wie zu dem fachkundigen Beschauer spräche und so vielleicht das Dämmerdunkel mancher Frage klären hülfe. Möglichst viele lehrreiche, wohlgruppierte (und nicht zu puppenhauskleine) Modelle von Bühnen aller Systeme und Szenerien aller Stilarten, auch geschichtlich geordnete Modelle von alten und neuen Theatergebäuden, Kostümgruppen und Bühnenbilder müßten im Mittelpunkt stehen. Ein weiter Kranz von Schaugruppen aus allen übrigen Feldern der Theaterkunde müßte den Kern umgeben — ganz abgesehen von der Möglichkeit vielseitiger, bedeutender Schauspielvorführungen, die diesmal durch das reizende „Marionettentheater Münchner Künstler" und ein bescheidenes „Ausstellungstheater" nur recht unvollkommen ersetzt werden können. Und alles müßte durch Übersicht spielend Einsicht vermitteln.

Willy Rath

Quo vadis?

Musik

„Übers Niederträchtige niemand sich beklage." Es liegt mir also fern, über die neue Sensations- und Zirkusoper des Monsieur Nougues zu jammern, die von der Wiener Volksoper aus ihren Weg über die deutschen Bühnen zu nehmen droht. Denn was hülfe das? Man muß das über sich ergehen lassen, wie einen Platzregen, man kann höchstens in ein Haustor treten, bis die Begeisterung des großen Haufens vorüber ist. Jeden Abend ein ausverkauftes Haus! Der Unsinn siegt. Panem et circenses heißt jetzt auf Wienerisch „Argentinisches Fleisch und Kaiserjubiläumstadttheater".

Digitized by Google

Und warum auch nicht? Hat nicht Henri Cain aus dem bekannten Roman des Sienkiewicz die effektvollsten Momente herausgehoben? Rom der Kaiserzeit; Anfänge des Christentums, Opfer und Orgien; stille Liebe par distance und Notzuchtversuch; Brand der ewigen Stadt; Tavernenleben unter dem Bogen der Tiberbrücke; ein philosophischer Spitzel; Athleten; Dirnen; Christenversammlung; ein den Händen der Zensur wie durch ein Wunder entschlüpfter Apostel; heimliche Umbringungen; offene Bekehrungen; Morituri jedes Alters und Geschlechtes; geknutete Christen; Skandal in der Kaiserloge; Tumulte; Flucht und Doppelselbstmord . . . Publikus, was verlangst du noch mehr? Soll etwa gar der starke Ursus wirklich mit einem Auerochsen starken? Soll der Tiergarten ein Gastspiel im Theater geben und dem Schaupöbel eine Fütterung mit Menschenfleisch imaginieren? Ich kann freilich denen nicht beipflichten, die in dem Buch ein vorzügliches Libretto erkennen wollen und nur bedauern, daß es Herr Nougues komponiert hat. Was im Roman im ruhigen Fluß der Erzählung wohlvermittelt unterhaltsam und fesselnd an der Phantasie vorüberzieht, das drängt sich im Stücke dicht bis zur Unwahrscheinlichkeit zusammen. Zu Motivierungen, psychologischer Entwicklung, zu Übergängen fehlt schon der Raum, es muß jene einleuchtende Kausalität des Geschehens fehlen, die aus einer bunten Begebenheit eine lebendige dramatische Handlung werden läßt. Spricht es nicht Bände, daß eine für die Musik so dankbare Gestalt des Romanes, der treue christliche Riese, halb Nelusko, halb Kurwenal, in der Oper zur stummen Person gemacht worden ist? Nicht auf das Herz dieses Mannes, das uns die Tonkunst erschlossen hätte, kam es dem Autor an, sondern auf den mächtigen Bizeps, so daß ein Athlet dafür engagiert werden muß. Eine Puppenkomödie wird gespielt, die frech genug mit dem Anspruch auftritt, als ein Welt- und Kulturbild genommen zu werden. Alles ist mit dem sicheren Griff des Bühnenroutiniers geformt, aber nichts mit dem hellsichtigen Auge des Dichters geschaut. Recht bezeichnend erscheint mir, daß die einzelnen Akte dieser Kolportageoper Überschriften tragen („Der Kuß der Eurika", „Auf den Terrassen des Palatin", „Der Tod des Petronius"), ähnlich wie die fetten Untertitel in den Berichten mancher Sensationsjournale. Den Text hat Hans Liebstöckl, von ein paar leicht zu retuschierenden Akzentfehlern abgesehen, vortrefflich ins Deutsche übersetzt. Wenn jemand doch erst auf die dramatischen Meisterwerke Frankreichs soviel Talent und Mühe gewendet hätte!

Denn es versteht sich, daß Jean Nougues zu diesem Kitschdrama die gehörige Kitschmusik geschrieben hat. Sie ist, wenn man von dem freundlichen Sentiment der Eingangs- und der Schlußszene absieht, von erschreckender Leere und Gedankenlosigkeit. Aber siehe da, dieser klägliche Komponist besitzt als das angeborene Erbteil seiner Rasse einen merkwürdig sichern Theaterinstinkt. Ich kenne kein Beispiel aus der Musikliteratur, wo sich mit solcher Talentlosigkeit zur ausdrucksvollen Erfindung eine so bedeutende Anlage für das Dramatische der Musik verbindet. Da gibt es keine noch so packende oder rührende Situation, die dem zähen Leder seiner Begabung einen einzigen wirklich bezeichnenden Rhythmus, eine einzige wirklich ergreifende Melodie abränge. Aber das Tempo, die

Digitized by Google

Dynamik, die innere Spannung der Szene trifft er mit unfehlbarem Instinkt. Gilt es ein Volksgetümmel, einen Korybantentanz und dergleichen, dann läßt er sich zur tiefsten Primitive der Geräuschkunst herab. Ob die Musiker am Schluß des zweiten Bildes auf ihren Instrumenten spielen, oder mit den Stuhlbeinen klappern, mit dem Hausschlüssel an Biergläsern klimpern und dergleichen, ist wirklich fast einerlei. Auf die Untermalung kommt es an. Das Publikum, dessen Ohr durch die Schaulust gleichsam depotenziert ist, achtet kaum darauf, ob hier ein grober Maurerpinsel patzt oder die freie Hand eines Künstlers waltet. Oder doch nicht? Sicherlich nicht jedes Publikum.

„Und welschen Dunst und welschen Tand sie pflanzen uns ins deutsche Land" prophezeite Wagner. Die wahren Meisterwerke der Fremde bleiben uns gewöhnlich lange vorenthalten. Die marktgängige Theaterfabrikware aber wird frisch importiert. Daran ist einstweilen nichts zu ändern. Also: abwarten und ablaufen lassen! Bald denkt sowieso kein Mensch mehr an die Sensation von heute.

Richard Batka

Kaskels „Gefangener der Zarin"

Karl von Kaskels neue Oper „Der Gefangene der Zarin", Text von Rudolf Lothar, fand am 12. November bei der Uraufführung in der Dresdner Hofoper starken Erfolg ohne Widerspruch. Zu diesem fordert denn auch das anspruchslose, der Aufnahmefähigkeit gar nichts Außergewöhnliches zumutende Werkchen in zwei Akten durchaus nicht heraus. Es ist ein Intrigenstück ohne eigentlich spannende Verwicklungen, man kann fast sagen: ein Intrigenstück ohne Intrige. Denn diese (eine politische Verschwörung) taucht nebenher auf wie ein Seifenbläschen und zerplatzt auch als solches hinter den Kulissen. Die Handlung selbst ist eine ziemlich langgedehnte und im ersten Akt stark langweilende Episode im Liebesleben der über reiche Erfahrung in der ars amandi verfügenden Kaiserin Elisabeth. Ein kleiner unbedeutender Leutnant, dessen Lebensaufgabe mit Tanzen, Galanterie und Diskretion erfüllt ist, weiß sich ihr Herz zu erobern und vermöge Diskretion für alle Zeiten festzuhalten. Eine vielleicht unterhaltsame Geschichte, wenn mehr Witz dabei verbraucht worden wäre. Dichter und Komponist, besonders dieser, haben eine Reihe guter Einfälle zu verzeichnen, beschränken sich aber in puncto packender Wirkung auf eine einzige große Liebesszene im zweiten Akt. Alles andre bewegt sich in einer monotonen Gefälligkeit, die ab und zu durch ein theatralisches Bumbum in italienisch veristischer Manier unterbrochen wird. Karl von Kaskels liebenswürdiges Talent guckt aus allen Enden der feingearbeiteten Partitur hervor und fühlt sich in lyrischen Partien am wohlsten. Seine musikdramatische Technik ist die gleiche wie in d'Alberts Oper „Tiefland", an die auch sonst Stil und Modulation nicht selten erinnern. Die Dresdner Aufführung war glänzend.

Friedrich Brandes

Aufforderung zum Tanz

Bildende Kunst

Auferstandenes antikes Rokoko

Im ersten Oktoberheft des vorigen Jahrgangs war es mir vergönnt, den Lesern die Wiedergewinnung eines Meisterwerkes des antiken Rokoko vorzuführen, das wir am wirksamsten mit dem Schlagwort „Aufforderung zum Tanz" bezeichnen

Digitized by Google

können. In dem Begleitwort war das Vorhaben angekündigt: „durch Übersetzung in das moderne Rokokomaterial, den glasierten Ton, ein ganz eigenartiges Experiment auszuführen und eine verkleinerte Nachbildung zu schaffen, die das antike Meisterwerk in unsre Kunstsprache überträgt und damit dem modernen Kunstleben ganz wiedergewinnt".

Die Nachbildung im Kleinen rührt her von dem Bildhauer Adolf Mayerl aus Eger, dessen künstlerische Kraft sich schon bei der Herstellung der Gruppe betätigt hatte. Die Ausführung wurde unter seiner Mitwirkung der Teplitzer Porzellanfabrik „Amphora" übertragen. Nun, da das Ergebnis endlich vorliegt, wird es auch als gelungen gelten dürfen.

Ein Hinweis auf jenes Begleitwort mag genügen, um darzutun, daß das formell Frische, welches unsre Abbildung gegenüber jener im Oktoberhefte zeigt, erst durch diese Nachbildung dem alten Meisterwerke zurückgegeben werden konnte. Modern ist nur die Verkleinerung und das Material. Und doch nimmt sich das Werk im Porzellan so stilvoll aus, als ob es dafür geschaffen worden wäre; es braucht nicht erst den praktischen Hinweis, daß eine verkleinerte Nachbildung in Bronze oder Marmor seinen eigensten Reiz kaum deutlicher als im Gips zu vollem Ausdruck hätte bringen können. Wenn nun auch ihre jetzige Gestalt den so reizvollen Übermut des künstlerischen Gedankens wie die entzückende Feinheit seiner Fassung offenbart, so kann sie doch nicht den Zug antiker Größe verdunkeln, der dem Rokoko der Antike schon von der voraufgehenden Barocke geblieben war. Der tritt drastisch hervor, sobald nur unsre Gruppe mit modernen Porzellansächelchen zusammengestellt wird — ein Schicksal, das ihr ja manchesmal beschieden sein dürfte. Vielleicht — und es wäre kaum unerwünscht — wird dieser gelungene Versuch zu weiteren den Anreiz geben. So könnte das gleiche Verfahren beispielsweise der kleinen, ganz köstlichen und doch nicht über den engsten Fachkreis bekannten Gruppe des Satyrs zugute kommen, dem Pan einen Dorn aus der Fußsohle zieht, wobei sich der Patient mit geradezu laokoontischer Schmerzensmiene an den Felsen, auf dem er Platz genommen hat, anklammert. Leicht fände sich noch andres, was sich unserm Kunstbesitze in gleicher Weise einverleiben ließe. Doch solchen Gedanken nachzugehen, ist Sache von Künstlern. Wir dürfen uns daran genug sein lassen, diesem herrlichen antiken Werke, das uns ein seltsamer Glücksfall beschert hat und das nicht wie die dem Erdboden entstiegenen durch Abgüsse vertreten werden kann, den rechten Weg gewiesen zu haben, auf dem es zu unserm künstlerischen Gemeingut werden mag. Wilhelm Klein

Angewandte Kunst

„Kunst und Kaufmann"

Der Kaufmann tut nicht leicht etwas bloß so der schönen Augen wegen; wenn er jetzt mit der Kunst ein zärtliches Verhältnis eingegangen, so können wir sicher sein, „es hat daran Kalkulation gerad soviel Anteil als die Liebe". Er hofft vom neuen Kompagnon einen Aufschwung des Geschäfts. Sich von Sentiments beherrschen lassen, ist unsolide Geschäftsführung, aber sich ihrer geschickt bedienen, bringt Nutzen und erfrischt das Herz. So steht der Kaufmann zur Kunst, wie Aristipp der Kyrenaiker zur Lais: ἔχω ἀλλ' οὐκ ἔχομαι. Aber trotz all dem sollten wir uns freun, nun auch im Kaufmann einen Verbündeten zu

Digitized by Google

finden im Kampf gegen jene verblasene Ästhetik, die die Kunst hoch auf einem Isolierpiedestal sitzen sehen möchte, unberührt von dem gemeinen Leben. Man muß unterscheiden: wenn der Kaufmann etwa ein Böcklinsches Bild zu einem Seifenplakat verwenden wollte, so wäre das Profanierung, Blasphemie und sonst etwas; wenn aber seine und hochstrebende Künstler, Peter Behrens, Cissarz oder wen wir nennen wollen, mit ihrem Überfluß an Reizen auf ein Stündchen auch dem Kaufmann helfen, wenn sie mit ihrer Kunst ihm Packpapier und Rechnungsformulare vorschreiben, so zeigt sich dabei die Kunst als das große, feine, das ganze Leben durchdringende Prinzip, das mit seinen Armen zugleich zum niedrigsten Staubkorn und zu den höchsten Sternen reicht. Und wie wir, so sollten auch die Künstler sich freuen über diese Verbindung, von der nicht nur der Kaufmann profitiert, sondern auch sie selbst, und nicht bloß materiell, auch geistig. Die Künstler haben am wenigsten Grund, sich hinzustellen, wie's jüngst einer in Berlin getan, und dieses ganze moderne Kunstgewerbe und die moderne Ästhetik anzuklagen, daß sie die Kunst prostituierten und in den Staub zögen. Immer wieder diese unselige mittelalterliche Zerrissenheit in eine heilige und eine gemeine Liebe, dieses Entweder — Oder. Statt gerade die fruchtbare Versöhnung dieser Gegensätze zu suchen, diese Gegensätze in eine Einheit zu verschmelzen, in eine Einheit natürlich, die sich in Stufen gliedert. Und zwar immer in mehr als die verhängnisvollen zwei. Auch Tasso hatte nicht zwei, sondern drei Leonoren, und ich bin so ketzerisch, zu glauben, daß die hübsche Zofe, die ihn so oft „gesänftiget in Scherzen", es mindestens so redlich mit ihm meinte, wie die beiden andern, daß sie wenigstens um sein leibliches Wohl besorgter war als die. Im Ernst gesprochen, die Verbindung, die wir seit einiger Zeit zwischen dem Kaufmann und der Kunst geknüpft sehen, dient dem Kaufmann wie dem Künstler und der Kunst, und damit eben uns allen, der Kultur, dem Leben.

So ist es doppelt erfreulich zu sehen, wie man bestrebt ist, diese Verbindung in jeder Weise zu fördern. Zurzeit ist in Berlin im Hohenzollernkunstgewerbehaus (bei Friedmann und Weber) eine Ausstellung zu sehen, die den Namen „Kunst und Kaufmann" führt. Es ist dies die erste jener Wanderausstellungen, die das im Anschluß an das Folkwangmuseum in Hagen in Westfalen gegründete „Museum für Kunst in Handel und Gewerbe" zu veranstalten gedenkt. Dieses Museum will nicht nur ein Archiv sein, in dem die Dokumente sich zu Tode lagern, es will auch und vor allen Dingen unmittelbar praktische Arbeit leisten; einmal durch diese Ausstellungen, die jährlich in mehreren Serien durch die deutschen Städte wandern und mit Vorträgen verbunden sein sollen; dann aber auch durch ein Vermittlerbureau, das dem Kaufmann, der an künstlerischen Materialien Bedarf hat, die für ihn geeigneten Künstler vorschlägt und ihm auch sonst in jeder Weise ein ästhetischer Ratgeber sein will. Die Berliner Ausstellung ist ja noch nicht sehr umfangreich. Sie erstreckt sich vorläufig auf Plakate, Briefköpfe, Geschäftskarten, Rechnungen, Packpapiere, Prospekte, Kataloge, Zeitungsinserate, Packungen, Kartons, Etiketten; immerhin, man sieht, es ist schon eine ganze Menge, was hier dem Kaufmann als Anregung geboten wird. Eine ganze Anzahl ausgezeichneter Künstler sehen wir

Digitized by Google

am Werke, um nur die bekanntesten zu nennen: Behrens, van de Velde, Niemerschmid, Weiß, Cissarz, Ehmcke, Bernhard, Gipkens und dann die einzelnen Werkstätten, von denen besonders die Wiener sich hervortut.

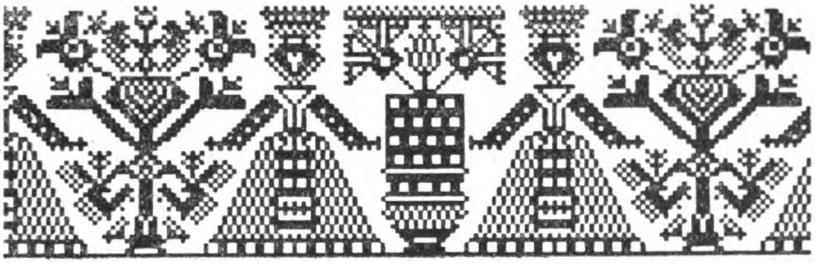
Ein Gebiet ist leider noch nicht vertreten, eins, das für den Kaufmann so außerordentlich wichtig ist, auf dem man ja in letzter Zeit mit sehr löblichem Eifer sich schon bemüht, das aber gar nicht genug gefördert werden kann, ich meine das Schaufenster. Und das gibt mir Gelegenheit, über den diesjährigen Schaufensterwettbewerb in Berlin noch ein paar Worte zu sagen. Es waren ja wieder eine Menge vorzüglicher Bilder, die das Auge erfreuen konnten. Aber was bei Schaufensterwettbewerben der Kunstwart seit fünfzehn Jahren betont, muß wieder betont werden: die Frage, ob das ausgezeichnete Schaufenster keine Extraleistung von wegen des Preises sei, ob es nicht nur erfreulich anzusehn, ob es gleichzeitig auch kaufmännisch vorteilhaft, also: ob es schön und zugleich zweckmäßig sei, was wir doch von allen Dingen angewandter Kunst verlangen. Ein Schuhgeschäft, zum Beispiel, scheint seine preisgekrönte Dekoration nicht für praktisch günstig gehalten zu haben, denn am nächsten Tage war sie weg und die alte minder ästhetische wieder an ihren Platz gerückt. In einer Hinsicht hatte die gekrönte zwar auch praktischen Wert gehabt: sie war mal eine große Reklame gewesen. Ist das der Zweck der Übung? Und dann, man scheint das Ästhetische auch zu sehr bloß konfektionärmäßig, oder sagen wir damenmäßig zu sehn, das heißt ein bißchen oberflächlich. Man nimmt als Maßstab den sinnlichen Reiz, man schätzt das Bild ein und nicht die Leistung. Und doch sollte man gerade diese krönen, denn die Veranstaltung soll ja wohl, so heißt es doch immer, erzieherisch wirken. Das Schaufenster eines Konfektionsgeschäftes reizvoll zu gestalten, indem man ein paar sinnlich schöne farbige Stoffe apart zusammenstimmt, das ist keine große Leistung, das sollte jeder Kommis fertigbringen. Wenn aber ein Eisengeschäft in drei kleinen Schaufenstern die ganze dekorativ widerstrebende Vielheit seines ästhetisch reizlosen Materials (Handwerkzeug, Kochgeschirr, Öfen, Messingstangen usw.) so unterzubringen versteht, daß zugleich mit der schönsten Übersicht rhythmisches Leben und architektonische Geschlossenheit sich ergibt, so ist das eine Leistung, die als solche weit über dem Durchschnitt der preisgekrönten Konfektionsschaufenster steht. Leider scheinen die Preisrichter alle Damenaugen gehabt zu haben, die hier keine Reize entdecken konnten. Oder war ihnen diese Dekoration zu kaufmännisch praktisch? Sie steht nämlich heute noch.

Erich Vogeler

Siebenbürgische Leinenstickereien

Wenn wir, aus mehrfach erörterten Gründen, Musterbücher im Kunstwart nicht zu empfehlen pflegen, so dürfen wir doch nicht nur wegen der Vorweihnachtszeit, sondern auch zu einer Art von Illustrierung des folgenden Aufsatzes von Lux über „weibliche Handarbeiten“ wohl einmal eine Ausnahme machen. Ein Werk von Emil Sigerus, eines um die Kultur seiner Heimat sehr verdienten Mannes, gibt uns Gelegenheit dazu, das „Siebenbürgisch-sächsische Leinenarbeiten“ mit einer Reihe vortrefflich ausgeführter Farbentafeln vorführt. Die Moden und Stile der Zeit haben auf die deutsche Bauernstickerei dort in der Ferne

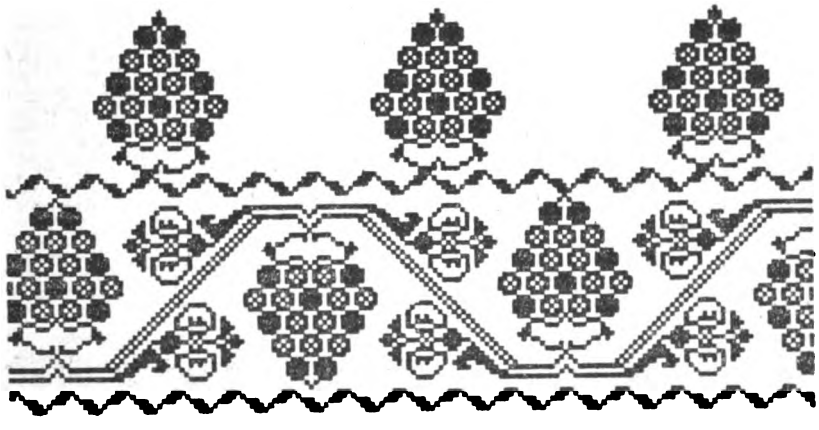
Digitized by Google



nur wenig eingewirkt, wohl aber trat sie in einen gesunden Austausch von Anregungen mit der bäurischen Kunst der umwohnenden Völker, dabei blieb sie allen Versuchungen zum Naturalismus in Form und Farbe gegenüber stets material- und technikgerecht. So konnte das Sigerussche Werk, wegen der kostspieligen Herstellung von Behörden und Privatleuten unterstützt, von Stücken, die noch nie ein Musterbuch veröffentlicht hat, Entzückendes in Fülle bieten. Wer in Farben und Formen zu lesen versteht, dem wird aus ihnen heraus allmählich auch ein innerliches Kulturbild erstehen. Das Vorwort des Herausgebers deutet Näheres darüber an. Manche unsrer Proben geben nur kleine Bruchteile, man lasse sich das Werk selbst verschreiben. Es ist bei Jos. Drotleff in Hermannstadt erschienen und kostet zehn Kronen.

„Weibliche Handarbeiten"

Die brennende Frage betrifft hier nicht die Technik, die Gemeingut ist, sondern Zeichnung und Farbe. Das Ornament. Also etwas, das dem Geschmack unterworfen ist, vom Persönlichen abhängt und künstlerisch gewertet sein will. Es ist eine sehr heikle Sache, die zu größter Vorsicht mahnt. Noch vor einigen Jahren hatte man den Mut, den Frauen zuzurufen: Werdet alle künstlerisch! Erfindet alle selbst eure Ornamente! Schmückt damit euer Heim! Wir werden uns hüten, das zu tun. Wer kennt nicht die schauderhaften Ausgeburten der unproduktiven Phantasie, die um jeden Preis originelle Ornamente hervorzaubern will? Mode- und Familienzeitschriften leisten sich darin noch einen wahren Hexensabbat, gleichviel ob alter oder neuer Stilerfindung. „Die Geister, die ich



Digitized by Google

rief . . .“ Aber: haben die Frauen denn nicht gehalten, was man sich von ihnen versprach? Sind die Frauen an allem schuld? Nein, nein, so ist es wiederum auch nicht gemeint. Die Sache ist so, daß von den Frauen etwas verlangt wurde, was der Künstler für die Allgemeinheit nicht leisten konnte und natürlich noch viel weniger der Musterzeichner leisten kann, dieser Ärmste unter den Armen!

Die berechtigte Frage entsteht: ob es heute überhaupt noch möglich ist ein Ornament zu erfinden, das einen neuen und assoziierbaren Wert enthält. Ich müßte sehr tief greifen und auf den religiösen Ursprung aller Kunst und somit auch des Ornaments hindeuten, um zu beweisen, daß unsre moderne Kulturverfassung keine Aussicht hat, ein neues Ornament hervorzubringen, das auch nur annähernd das gemeinsame, lebendige Volksempfinden, den Geist der Heimat oder der Stammesart ausdrückt, wie es der altnationale Stil in den Volkstrachten der deutschen, namentlich aber der slawischen Völker zeigt. Die alten Tänze und Volkslieder atmen denselben Geist wie die alten volkstümlichen Ornamente und Stickereien. Im Ornament sind wir erschöpft, aber wir können noch große Überraschungen von den slawischen Völkerschaften erwarten, wenn sie uns die reiche Schatzkammer nicht nur ihrer nationalen Musik, sondern auch ihrer farbig ornamentalen Überlieferung erschließen und also manchen erfrischenden und bunten Blumenstrauß darreichen. Unwägbar ist der Vorrat an solchen Anregungen, der zum Beispiel bei den „wilden Völkerschaften“ Österreichs aufgespeichert ist.

In der modernen Kunstgewerbebewegung, die ja ursprünglich als Kampf um das Ornament begonnen hatte, ein Kampf mit Fiasko, drückt sich diese vernichtende Tatsache der modernen Sterilität in bezug auf das Ornament folgendermaßen aus: Man verzichtete gänzlich auf das Ornament und beschränkte sich in Wohnung und Tracht auf klare, gut zusammengestimmte Farben, wozu übrigens auch ein feinempfindender disziplinierter Geschmack gehört. Trotzdem aber konnte diese puritanische Resignation auf die Dauer nicht vorhalten; das Auge hat förmlich Hunger nach dem Ornament. Die Künstler (vereinzelte Fälle ausgenommen, die aber ohne Tragweite blieben) sahen sich genötigt, auf die Überlieferung zurückzugreifen. Auch die besten unter ihnen werteten bloß um; sie erfanden nichts. Aber ihr guter Geschmack und ihr feiner Instinkt wiesen sie auf die volkstümliche Tradition hin, auf die überaus lebensvollen und dennoch stilistisch strengen Muster der altbäuerlichen Stickereien und Handarbeiten, unter denen sich die slawischen Beispiele durch die größte Mannigfaltigkeit, Farbenfrische und stilistische Schönheit auszeichnen. Die gelungensten modernen Sachen dieser Art, die wir in kunstgewerblichen Schauläden erblicken, sind aus diesen Quellen geschöpft.

Digitized by Google

Auf Grund solcher Erkenntnisse und Erfahrungen ist es nun nicht mehr gar so schwer, der „handarbeitenden“ Hausfrau einen vernünftigen Rat zu geben. Nicht darauf kommt es an, daß sie selbst künstlerisch „erfindet“, sondern, daß sie mit gutem Geschmack anwendet. Zwei Möglichkeiten stehen offen: Entweder völliger Verzicht auf das Ornament und ein Sichbegnügen mit der bloßen Harmonie der Farben, darin allein sich schon das Persönliche ausdrücken kann; oder, wenn es nicht ohne Muster geht, die Wahl wahrhaft guter Vorbilder, die uns in den volkstümlichen bäuerlichen Ornamenten zur Verfügung stehen. Besonders die altslawischen Arbeiten in den Völkermuseen bieten eine unerschöpfliche Fundgrube, die auch, wie schon erwähnt, von den Künstlern reichlich ausgebeutet wird.* Die übergroße Mehrheit wird immer darauf angewiesen sein, nachahmend zu verfahren, und es besteht daher die Regelung des Geschmacks nicht so sehr im Erschließen einer „schöpferischen Ader“, die meist gar nicht da ist, sondern in der Verwendung guter Vorbilder, statt schlechter. Das haben alle eingesehen, die mit dem Jugendstil ausgezogen sind, den bunten Vogel im Zauberlande zu erjagen; sie brachten nur Krähen heim, denn der Zaubervogel saß in den versunkenen Gärten der vergangenen Volkskunst. So haben die meisten sich bescheiden gelernt. Selbst wenn man die Natur, frische Blumen, und sonstige ornamentierbare Gebilde zum Vorbild nimmt, so wird man aus den bäuerlichen Vorbildern oder auch aus japanischen und sonstigen orientalischen Arbeiten lernen können, wie ungefähr man sie technisch und dekorativ zu behandeln hat, wenn man nicht allzusehr danebentasten will. Obrist hat uns das mit seinem feinen rhythmischen Empfinden in seinen ersten Arbeiten dieser Art sehr gut vorgemacht. Auch Pankok, der das Zeug eines modernen Ornamentdichters gehabt hatte. Oder van de Velde. Aber das sind Einzelfälle. Der Alltag braucht Hausmannskost. Die stilvolle alte Volks- und Bauernkunst mit ihren nie versagenden Wirkungen ist gerade das rechte für den allgemeinen Bedarf. Sie ist der unverwelkbare, blühende Zweig, der auch in guter Nachbildung die Sinne erfrischt und jedem Heim und jeder Tracht zum

* Die germanische Bauernkunst wollen wir deshalb auch nicht geringschätzen. Ich erinnere, um bei Deutschen zu bleiben, nur an die Köstlichkeiten im Norden der Vierlanden, im Süden der siebenbürgischen Sachsen. A

Digitized by Google

Schmucke gereicht. Der Musiker und der Dichter haben das Beste ihrer Schöpfungen aus diesem kostbaren Erbe geholt; warum sollte man nicht auch fürs Ornament Sträuße von diesen blumigen Feldern holen?

Joseph Aug. Lux

Nochmals: Blech

Der kleine Beitrag über „Steinquadern und Holzschindeln aus — Blech", den Professor K. von Lange in unserm 2. Oktoberheft veröffentlicht hat, ist durch viele Zeitungen gegangen und hat dadurch den Schmerz der „einschlägigen Interessenten" erregt. Die Firma, welche die schönen Sachen auf den Markt bringt, versendet nun Gegenartikel. Blechverkleidung an Häusern sei stellenweise sehr zweckmäßig und als solche auch gar nichts Neues, von Frankreich her habe man sie seit 50 Jahren im Elsaß, und in Amerika lebe sie schon seit 40 Jahren, bei exponierten Wänden sei sie praktisch usw. usw. „Wenn aus dem Gesagten hervorgeht, daß beleidigende Kritik nicht am Platze ist, wo dem Wunsche der Hausbesitzer um gesunde Wohnung, sowie Wetterschutz und Feuerschutz entsprochen wird, so ist unser Zweck erfüllt."

Schön, aber von all dem, geehrte Herren, war nicht die Rede. Sondern davon, daß Sie mit Ihrem Blech äußerst geschmackloser Weise Holzschindeln und Steinquadern nachmachen. Wonach Ihre Antwort derjenigen eines Schneiders gleicht, welcher einen sehr häßlichen Anzug gemacht hat und auf den Vorhalt seiner ästhetischen Sünden entgegnet: „Wie? Was? Trägt man nicht schon sehr lange Anzüge und schützen Anzüge nicht vor Wetter und Wind?" Ei gewiß, das tut man, und das tun sie.

Von der Kunst des Einkaufens

Viele, die diese Überschrift lesen, werden denken: Einkaufen ist doch keine Kunst. Wenn nur das Geld dazu da ist, so ist nichts leichter. Wenn das stimmt: wie können sich dann in den Auslagen der Geschäfte so viele Gegenstände finden, die des Einkaufs gar nicht wert sind? Gäbe es keine Käufer dafür, so wären diese Dinge nicht da. Den Geschäftsmann kann man nicht allein verantwortlich machen: er ist gezwungen, dem „Geschmack" des Publikums Rechnung zu tragen. Er unterliegt oft gegen seine bessere Überzeugung der Macht der Konsumenten.

Wer die Kunst des Einkaufens erlernen will, muß sich vor allen Dingen davon freimachen, sich in erster Linie vom Preis bestimmen zu lassen. Statt dessen sollte er sich immer vorhalten, daß es stets einen Grund hat, wenn zwei Gegenstände gleicher Art im Preis verschieden sind. Entweder ist der billige Gegenstand nach Qualität oder Quantität geringwertiger. Oder man hat es mit einer minderwertigen Firma zu tun, die ihre Arbeiter und Angestellten schlecht entlohnt oder ihre Lieferanten schädigt und ihre Waren „verschleudert". Hier zeigt es sich dann, daß die Kunst des Einkaufens nicht nur eine wirtschaftliche und ästhetische, sondern auch eine soziale Bedeutung hat. Das heißt: neben Güte der Waren und Schönheit in der Ausführung soll noch das Bewußtsein bei unserm Einkauf bestimmend sein, daß Verfertiger und Verkäufer angemessen verdient haben. Man darf sich nicht um eines kleinen Vorteils willen zum Mitschuldigen an großen sozialen Mißständen machen. Man müßte sich in viel höherem

Digitized by Google

Maß scheuen, gedankenlos Ware zu kaufen, die gestohlenem Gut gleich kommt; denn dazu ist alles das zu rechnen, bei dessen Anfertigung oder Vertrieb andere Menschen Schaden erleiden. Diese Gesinnung, die sich kurz mit Konsumentenmoral bezeichnen läßt, zu wecken und zu pflegen, das ist die besondere Aufgabe der Käuferliga, die jetzt auch in Deutschland an Verbreitung und Ansehen gewinnt.

Schon rein wirtschaftlich ist es falsch, nur billig kaufen zu wollen. Um nur ein Beispiel zu wählen: auf die „Gelegenheits"angebote von auswärts ist schon gar manche „praktische Hausfrau" schwer hereingefallen. Da werden kleine, geschickt verdeckte Quantitätsunterschiede übersehen, eine geringere Breite des Stoffes etwa; dort Verschiedenheiten in der Qualität, die das Publikum unmöglich immer sachkundig nachprüfen kann. Zu spät erkennen dann erst die Käufer, daß sie nicht „ganz dieselbe" Seide, nicht „ganz denselben" Teppich viel, viel billiger gekauft haben. Und der alsbald notwendige Ersatz verursacht erst recht höhere Ausgaben. Ähnlich sündigt man beim Einkauf der Nahrungsmittel. Auch sie läßt man sich „billiger" von auswärts kommen. Und gerade hier empfiehlt es sich, seine Einkäufe nach Möglichkeit für jede Warengattung nur in einem Geschäft zu machen. Der Geschäftsinhaber gewinnt dadurch Interesse an dem Kunden, es wird ihm Ehrenpflicht, ihn stets auf das beste zu bedienen und ihm gut zu raten. Man wird weniger einem Mißkauf ausgesetzt sein als wenn man zu der sogenannten Laufkundschaft gehört, die für die Geschäftsleute zu einer wahren Plage wird. Diese Leute durchlaufen alle Läden, lassen sich alles vorlegen, erfragen die Preise, um dann doch noch die Sachen auswärts zu kaufen — und gründlich hereinzufallen. Gute Ware hat überall ihren Preis.

Es gab bekanntlich eine Zeit, wo man der deutschen Handelsware das Prädikat billig und schlecht zuerkannte. Die Zeiten sind im Schwinden begriffen, vorüber sind sie noch nicht. Noch klafft eine breite Kluft zwischen den eine Besserung anstrebenden Produzenten und den Konsumenten, die noch immer viel zu viel am „billig und schlecht" hangen. Der Geschmack des Publikums bedarf noch sehr der Läuterung, um das Gute und Schöne zu erkennen, das Schlechte aber entschieden abzulehnen. Vielleicht denken viele, dazu bedürfe es besonders großer Mittel. Man spare nur an dem Vielzuvielen, womit man die Wohnungen füllt. Man versuche nur mal ernstlich zu scheiden und entferne alles, was keinen Zweck hat oder was nicht durch wirkliche Schönheit das Auge erfreut; und dann nehme man sich vor, nichts, auch gar nichts zu kaufen, was unnütz und unschön ist. Dann wird die einmalige Ausgabe bei Einkäufen eine höhere sein, aber wenn das Jahr herum ist, werden wir doch weniger ausgegeben haben.

Erklären wir den leblosen, wertlosen Dingen um uns entschieden den Krieg, weil sie eine schädliche Industrie fördern, weil sie soziale Mißstände voraussetzen, weil sie ethisch ebenso wie ästhetisch unser Gefühl verletzen, so kann auch nicht die Wirkung im Engen: auf unser eignes häusliches Leben und auf die Erziehung unsrer Kinder ausbleiben. Fangen wir im kleinen an. Nichts ist unwichtig, es hat alles inneren Zusammenhang. Wenn die „Kunst des Einkaufs" erst mehr vom großen Publikum in

Digitized by Google

ihrer wirtschaftlichen, sozialen, ethischen Bedeutung erkannt und entsprechend ausgeübt wird, so wird das nicht ohne günstigen Einfluß auf die ganze deutsche Kultur bleiben. J. W.

Gesellschaft

Sozialästhetische Pflichten 2

Der Eindruck einer sittlich-harmonischen Erscheinung stellt die höchste Wohltat dar, die der Mensch dem Menschen erweisen kann. Aber nicht ganz ohne eigenes Zutun, nur unter unablässiger strengster Selbstkontrolle ist sie möglich. Das Ideal wäre, daß keine Unzufriedenheit mit sich selber, keine Trauer über persönliches Mißgeschick oder Menschheitsschicksal in unsern Zügen zu lesen wäre, wenn wir unter Menschen treten. Und wir finden ohne Künstelei den angemessenen Gesichtsausdruck, wenn sich unsre Seele instinktiv einstellt auf den, der gerade vor uns steht — wer immer er auch sei. Er ist unserer Seele in diesem Augenblick „der Nächste", er vertritt ihr für den Augenblick die ganze menschliche Rasse. Wer sich dahin erzogen hat, dessen Erscheinung wird wohl nur in Ausnahmefällen als „gezwungen" empfunden werden. Der hat die Nötigung, die er am Nächsten einfach schon durch seine Erscheinung verübt, umgewandelt in ein freiwilliges Geschenk, das der Annahme sicher sein darf.

Was nun den Eindruck durch das Wort betrifft — wir meinen hier natürlich den nichtbeabsichtigten Eindruck, den Eindruck des Wortes als Begleiterscheinung, das heißt da, wo keine Mitteilung irgendwelchen Inhaltes erstrebt wird, — so herrscht hier ausschließlich das ästhetische Reich des Taktes. Das Wesen dieser sittlichen Grazie liegt wohl in einem natürlichen Herausfühlen und Schonen der Empfindlichkeit des Mitmenschen und in der unauffällig, aber ständig betonten Gleichachtung dessen, mit dem man es gerade zu tun hat. Lehren lassen sich hier nicht erteilen. Wacherhaltenes Bewußtsein der natürlichen menschlichen Empfindlichkeit wird zur persönlichen Richtschnur dienen müssen. Auf eines nur sei in diesem Zusammenhang hingewiesen: Ein großer, vielleicht der größte Teil alles feineren seelischen Leidens kommt in der Welt daher, daß, wie es scheint, dem Menschen das elementare Bedürfnis eignet, seine Freude und sein Leid rückhaltlos auszusprechen, unbekümmert darum, wie das Seelenleben dessen, zu dem man gerade spricht, durch solche Bekenntnisse berührt wird. Der naive Mensch kommt gar nicht auf den Gedanken, auch die Mitteilung seiner persönlichen Erlebnisse der Norm von der Selbstbestimmung des Nächsten unterzuordnen. Man kann aber sehr wohl leiden machen durch Mitteilung persönlicher Freuden, und wieder: man kann große Wohltaten erweisen durch Erzählung eignen Leides. In der Regel erweist man indes dem Mitmenschen die größte Wohltat dadurch, daß man sein eigenes Erleben für sich behält und teilnahmevoll zuhört, wie andere von ihren Leiden und von ihren Freuden erzählen.

Was aber werden dazu die Anhänger eines „natürlichen" Benehmens sagen? Sie täuschen sich, wenn sie meinen, natürliches menschliches Benehmen sei gleichbedeutend mit natürlichem Sichgehenlassen. Das Rücksichtnehmen erfordert allerdings mehr Selbstzucht als ein unbekümmertes Äußern des eigenen Empfindens. Aber: solange die Beherrschung der eigenen Haltung von der Rücksicht auf den Mitmenschen mitbestimmt ist, kann

Digitized by Google

keinesfalls von einem unnatürlichen Benehmen die Rede sein.

Kein Mensch kann sich auch nur einigermaßen eine Vorstellung bilden von der Verletzbarkeit irgendeines seiner Mitmenschen: beruht diese doch auf der Gesamtlebenserfahrung des Individuums. Irgendeine ganz harmlose Äußerung von seiten eines andern kann in unsrer Seele eine Gedankenverbindung hervorrufen, die uns die tiefsten Schmerzen unsres Lebens nacherleben läßt.

Wir berufen uns hier auf die Gesetze der Gedankenbildung, die sogenannten Assoziationsgesetze. Das unauflösliche Knäuel unserer Vorstellungen, das vielleicht nicht einmal die sogenannte Bewußtlosigkeit unterbricht, drängt sich unaufhörlich um den engen Spalt des sonnenklaren Bewußtseins, der nie mehr Raum bietet als für zwei bis drei Vorstellungen gleichzeitig. Entzieht sich dieses Gedankenspiel schon in der eignen Seele zum allergrößten Teile jeder Einsicht, so wird dem Nebenmenschen gegenüber die Schwierigkeit eines Einblicks noch dadurch ins Ungeheuerliche gesteigert, daß bei diesem Daseinskampf unsrer Vorstellungen diejenige den Sieg erringt, die im Augenblicke die größte Gefühlsbetonung für sich geltend machen kann. Das Gefühlserleben eines Menschen stellt immer das Gesamtergebnis dar aus Anlage und äußerem Erleben. Es ist mithin für jeden Unbeteiligten ein Buch mit sieben Siegeln.

In instinktiver Erkenntnis dieses Zusammenhangs haben sich in den Kulturländern gewisse Umgangsformen ausgebildet, die darauf hinzielen, jede mögliche Empfindlichkeit des Mitmenschen von vornherein auszuschließen. Das geschieht zum Teil dadurch, daß diese Formen *vor* der persönlichen Begegnung da sind. Unsre vielgeschmähte Höflichkeit ist alles in allem genommen doch eine der größten Wohltäterinnen der Menschheit. Sie hat zum mindesten das Verdienst, beleidigte und gequälte Menschenkinder auf Augenblicke ihre Erniedrigungen vergessen zu lassen. Und wenn selbst der klassenbewußte Proletarier einmal darüber nachdenkt, weshalb ihm die eine oder die andere wenn auch oberflächliche Berührung mit irgendeinem wirklichen Edelmanne so wohl tat, so muß er sich sagen, daß sein Genosse vielleicht ebenso rücksichtsvoll ist, aber doch immer irgendwie aufregend wirkt, irgendwie sein eignes Schicksal ihm aufdrängt. Der Aristokrat (im geistigen Sinne) dagegen schaltet einfach die eigne Person aus, wenn er mit andern zu tun hat, er betont nicht bloß völlige Gleichachtung dessen, mit dem er redet, er läßt ihn glauben, daß wenigstens in *diesem* Augenblick ihm nichts wichtiger erscheint, als dessen Wohlergehen. Und dabei lügt er *nicht*. Hier liegt der Sinn der wirklich vornehmen gesellschaftlichen Form.

Nun aber erhebt sich die Frage: Wir, die wir unter allen Umständen Rücksicht nehmen wollen auf unsre Mitmenschen, sind wir nicht selber wehrlos gegenüber dem Eindruck, den sie auf uns ausüben? Wie fangen wir es also an, um uns nicht in unsrer gebenden Seelendisposition erschüttern zu lassen?

Es bedarf hier unzweifelhaft einer gewissenhaften Schulung in der Verarbeitung der Eindrücke, die uns von unsern Mitmenschen werden. Hier wie überall bedeutet sittlicher Wille ein allzeit Wachseinwollen, ein Verzichtenmüssen auf jede Art von Ruhe oder Beruhigung. Es genügt deshalb auch nicht ein ästhetenhaftes Verhältnis zur Umwelt, der Ästhet erfaßt das sittliche We-

Digitized by Google

sen des Mitmenschen nicht. Über ihn hinaus schreitet der Sozialästhet. Sein sittlich interessiertes Wohlgefallen an der menschlichen Erscheinung gewährt allein die Möglichkeit, die Gesamterscheinung eines Menschen in sich aufzunehmen. Nur in diesem Sinne kann das Auge ein kosmisches Erkenntnisorgan genannt werden. Und in diesem Sinne dürfte wohl als höchster Segenswunsch gelten jener liebliche Gruß der Mädchen auf Korfu: „Mögest du genießen durch deine Augen!“

Nach jahrtausendlangem Umweg über Standes-, Glaubens- und Klassenvorurteile hat es das Gewissen der Kulturmenschheit mit dem Gattungsgenossen an sich zu tun, dem Menschen in seinem Gesamtwesen, seiner physischen, sozialen und individuellen Bedingtheit. Daraus erwächst dem heutigen Menschen eine Fülle von Verantwortlichkeit. Vergeblich mühen wir uns, sie zu überschauen, irgendeine Rangordnung einzuführen unter unsern sozialen Verpflichtungen. Wo man aber auch eingreift, ob in politische, wirtschaftliche oder religiöse Zusammenhänge: es ergibt sich immer nur ein Ausschnitt aus der Gesamtverantwortung, eine künstliche Einschränkung auf einen bestimmten Kreis von Pflichten. Man muß zurückgehen auf die allerelementarste Beziehung des Menschen zum Menschen, auf den ungewollten Eindruck der menschlichen Erscheinung auf den Mitmenschen. Wir wissen über das Wesen dieses Eindrucks heute mehr denn je. Vor allem, daß wir bedacht sein müssen, das Selbstbestimmungsrecht des Mitmenschen unter allen Umständen zu achten. Wo wir deshalb gezwungen sind, auf ihn einzuwirken, ohne seiner Einwilligung gewiß zu sein, also vor allem in unserer Erscheinung, da sollte das nur so geschehen, wie wir wünschen, daß der Nächste auf uns selber einwirke. Einen andern Maßstab haben wir nicht.

Die Begegnung zweier Menschen ist stets an sich ein einzigartiges, in derselben Weise nie wiederkehrendes Ereignis; es könnte ausnahmlos zu einer sittlichen Begebenheit werden. Karl Nötzel

Vom Wohltun

Die ersten kalten Tage vor Weihnachten bringen wieder viel verschwiegene Armut zum Sprechen. Aber auch die offene Bettelei weiß ihre „Saison“ nahen. Da möchte ich denn alle, die schenken können, freundlichst bitten, einige Winke und Warnungen anzunehmen.

Die meisten Bittbriefschreiberinnen — Männer sind ja höchst selten dazwischen — sind in der Tat in Not, aber es ist keineswegs ebenso sicher, ob sie alle auch die besondere Hilfe des Wohltäters verdienen. Freilich, verschuldete und unverschuldete Armut, das sind Begriffe, die von der individuellen Auffassung bestimmt werden, und es bleibt unendlich schwierig, im einzelnen Falle die Grenzen zu finden. Zumal heute, wo der Rückhalt einer allgemein gültigen, allgemein anerkannten Lebensauffassung fehlt. Wieweit bestimmt der Mensch sein Los, wieweit bestimmte es ihn, was hängt von seinem Wollen ab, was ist mächtiger als dieses? Wir wagen längst nicht mehr zu behaupten, jeder allein sei seines Glücks (und Unglücks) Schmied, aber wir sind ebensoweit davon entfernt, im Schicksal nur eine Auswirkung der Verhältnisse, nur das Resultat unnennbarer, vom persönlichen Verhalten unbeeinflußbarer Kräfte zu sehn. Würden wir uns für das eine oder andere radikal entscheiden,

Digitized by Google

so hieße das die besondere Mission des Wohltuns jedesmal, wenn auch jedesmal aus sehr verschiedenen Gründen, verneinen. Dies aber können und wollen wir nicht. Die Wirklichkeit kennt, irre ich nicht sehr, keine Not, die gänzlich unverschuldet wäre, aber auch keine, die einzig aus dem Verschulden käme. Doch darf der gebende Mensch bei der Wahl der Anlässe immerhin anders entscheiden als die organisierten Instanzen zur Notbekämpfung. Diese sind, wenn schon nicht ausschließlich, Verwalterin allgemeiner Rücksichten, der persönlich Gebende darf auf den einzelnen Fall blicken, wobei er allerdings die Bedürfnisse der Gesamtheit nicht ganz vergessen wird. Der persönlich Gebende kann ernstere Bedingungen an die Würdigkeit der Bedürftigen stellen und dabei seine eigenen sittlichen Anschauungen, mögen sie gleich eine besondere Ausprägung haben, zur Richtschnur nehmen. Prüft er sich selbst demütig, dann kann er Härte ebenso vermeiden, wie oberflächliche „Vorurteilslosigkeit". Gibt es doch auch eine Fülle verschuldeter Armut, die in ihrer Tragik den Beistand schenkender Liebe ganz besonders verlangt! Wer die Mannigfaltigkeit menschlicher Nöte kennt, wird überhaupt wissen, daß selbst die bestorganisierte Armenpflege die Ergänzung des Wohltuns keinesfalls entbehren kann. Des Wohltuns, — dabei meine ich nicht so sehr das nach besonderen Zwecken sachlich geordnete, sondern vielmehr gerade die freie Wohltätigkeit des mitfühlenden Einzelnen.

Die ist in Hamburg in reichem Maße vorhanden, aber ich glaube, auf keinem Gebiete gibt es ärgere Fehlgriffe! — Nun mag es so schlimm nicht sein, wenn mal einer unverdienterweise beschenkt wird, aber es ist allemal traurig, wenn der würdigen Armut die zur Verfügung stehenden, immerhin ja begrenzten Gaben durch die berufsmäßige Bettelei entzogen werden. Dies geschieht oft. Der Grund dafür ist, daß das Wohltun aus inneren und äußeren Ursachen nicht mehr auf persönlichen Beziehungen ruht. Damit verliert es uneinbringlich viel an seiner reinigenden Wirkung! Es ist aber doch möglich, das Fehlende, wenngleich nur notdürftig, zu ersetzen, sofern der Gebende die vorhandenen Möglichkeiten zur Prüfung des Falls besser nützt, als es geschieht.

Ich weiß, es spricht manches dagegen. Gerade der Feinergebildete will nicht gern Dritte in seine Wohltunsbeziehungen blicken lassen. Und mancher denkt: Gib und frage nicht viel, erspar dem Bittenden die Demütigung des Prüfens. Ist aber ein Wohltun, das sich um seinen Anlaß nicht „kümmert" (das Wort soll gelten, wie es die Sprache meint!) wirklich besser? Die tatsächlichen Erfahrungen lehren, daß es mehr Unheil als Segen stiftet. Und es scheint mir ein psychologischer und sittlicher Irrtum, zu glauben, durch Forderungen und Bedingungen, kommen sie aus dem Takte einer feinen Gesinnung, werde das Schenken erniedrigt. Ich kenne lebendige Beispiele des Gegenteils und beobachtete oft, daß im rechten Fordern der tiefste Wert des Schenkens lag und das sicherste Mittel, dem Gebenden und Empfangenden Demütigungen zu ersparen, — sofern nur Gewähren und Fordern in einem leicht begreiflichen Verhältnis standen.

Es kommt auch sonst auf die Art des Schenkens sehr an. Wo irgend angängig, vermeide man die kleinen Geldgaben! Sie erinnern peinlich an das Mißverhältnis zwischen Not und Hilfe. Schenkt lieber Sachen

Digitized by Google

und Dinge, sie wirken freundlicher und persönlicher und schützen nebenbei den Gebenden vor der Aufmerksamkeit der berufsmäßigen Bettler. Wo aber Geld das Geeignetste ist, bestimme man einen Vertrauensmann, der an der Regelung der Schwierigkeiten teilnimmt und für die meist recht schwierige Ökonomie der Verwendung sorgt.

Wir haben in Hamburg in der Auskunftsstelle der Aufsichtsbehörde für die milden Stiftungen eine Einrichtung, die es auf Wunsch übernimmt, die Verhältnisse der Hilfesuchenden an der Hand ihrer Materialien und durch ehrenamtliche Recherchеure zu ermitteln. Es ist ja selten möglich, aus den meist gleichlautenden Angaben der Bittbriefe ein Bild von den besonderen Umständen zu gewinnen. Nicht daß die tatsächlichen Mitteilungen so häufig unrichtig wären (öfter schon steckt die Lüge im Verschweigen), der Ton ist es meist. Nicht selten steht hinter der anscheinend aufdringlichen Sprache ein bescheidener Mensch, vielfach hinter demütigen Worten ein freches Wesen. Der Bittende ist gar nicht immer der Schreibende und der Schreiber fast stets mit der Feder ungewandt.

Was geschieht aber mit denen, die ihre Not verbergen? Sind die Verschwiegenen nicht meist die Würdigsten? Hier sind Vermittler nötig und hier können die Rechtsauskunftsstellen, wie sie in den meisten Städten bestehen, unbemerkt Hilfe bringen, vorausgesetzt, daß sie wie etwa die des Hamburger Volksheims Fühlung mit der organisierten und privaten Wohltätigkeit haben. Und vorausgesetzt, daß die Ratgebenden feinhörig sind und nicht zu ausschließlich auf die gute Rechtsauskunft vertrauen. Wo die persönlichen Eindrücke günstig sind, sollen freiwillig zu diesem Dienste erbötige Männer und Frauen die Verhältnisse persönlich nachprüfen und an eine Zentralstelle gleich der obenerwähnten Aufsichtsbehörde ihre Wahrnehmungen weiterleiten.

Also: Organisationsfragen wohl auch in Menge. Aber doch keinesfalls Organisationsfragen allein. Sondern in erster Linie persönlicher Takt, persönliche Erfahrung. Zr.

Wir geben diese Ausführungen mit besonderem Vergnügen aus den „Mitteilungen des Hamburger Volksheims“ wieder.

Bureaukraten und Demagogen

Die Beamtenbewegung in den modernen europäischen Kulturstaaten ist das sicherste Anzeichen dafür, daß ihre Bevölkerungen angefangen haben, vom Bureaukratentum zu gesunden. Die bureaukratischen Machtmittel der Regierungen versagen mehr und mehr, und die Beamten müssen, um an der Kräftezufuhr des Volksorganismus genügenden Anteil zu haben, sich nach und nach den Bedingungen unterwerfen, die sonst die Beziehungen zwischen Individuum und Gesamtheit regeln, das heißt im wirtschaftlichen Leben dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, Leistung und Gegenleistung, im gesellschaftlichen der Friedensordnung, die ein organisierter Mehrheitswille im Volke aufrechterhält. So ist es gekommen, daß sich im modernen Beamten plötzlich ein volkswirtschaftliches Gewissen zu regen beginnt, das ihn antreibt, mehr Produzenten- und weniger Konsumenteneigenschaften zu entfalten als früher, um sich bei Lohnansprüchen wie ein freier Bürger auf den Ertrag der eigenen Arbeit berufen zu können. Ihren Produzentencharakter haben die Beamten überhaupt erst entdeckt, seit sie sich zur Selbst-

Digitized by Google

hilfe organisierten. Erst damit besannen sie sich darauf, daß sie zwar nicht unmittelbar an der Herstellung von Gütern beteiligt sind, aber (als Verkehrsbeamte) bei ihrem Umlauf und ihrer Verteilung mitwirken und (als Verwaltungsbeamte) die damit unlöslich verknüpften Überwachungsgeschäfte besorgen, daß sie das wirtschaftliche Leben vor Störungen schützen und bei dem großen Vorgang mittätig sind, der geistige und körperliche Kräfte in Nationalvermögen umformt. Je mehr aber die Erkenntnis ihres wirtschaftlichen Wertes bei ihnen fortschreitet, desto mehr schwindet auch ihr bisheriges Bedürfnis, sich kastenmäßig vom übrigen Volk abzusondern und sich etwas wesentlich anderes und besseres zu dünken als einfache Bürger. Sie werden ihrer Privilegien überdrüssig und sehnen sich nach den Freiheiten der freien Bürger. Daher kommt für das gesellschaftliche Leben die Bewegung der Beamten in ihrem Verlangen zum Ausdruck, sich unbehindert als Staatsbürger betätigen zu können.

Ist es nun ein Wunder, daß in dem Maße wie im Beamtentum das Bestreben wächst, allem Bureaukratismus zu entsagen, die Bedeutung des Demagogentums im politischen Leben schwindet? Dieses Schwinden offenbart sich vor allem in dem Zurückweichen parteipolitischer Bestrebungen vor wirtschaftspolitischen. In den Parlamenten verwandeln sich die Parteien immer mehr in Vertretungen bestimmter Berufsgruppen, und als Redner müssen die Taktiker den Sachkennern Platz machen. Keine Angriffe parteipolitischer Größen haben soviel zu dem Sturze des früheren Finanzministers von Rheinbaben beizutragen vermocht, als die offene Erklärung des Bankdirektors Gwinner im Herrenhause: „Er versteht die Sache nicht.“ Ob einer an leitender Stelle die oder die Parteianschauung hat, verliert immer mehr an Wichtigkeit, weil die Bureaukratie immer mehr an Macht verliert, solche zum Schaden des ganzen Volkes oder einzelner Teile geltend zu machen. Bisher konnte sich ein unfähiger Neuling in amtlicher Stellung mit dem Worte trösten: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den nötigen Verstand.“ Paßte sich der Verstand nicht dem Amt an, so mußte sich eben das Amt dem Verstande anpassen, und weil's schließlich immer ging, konnte der Inhaber stets wähnen, von vornherein über genügende Geisteskräfte zur ordnungsmäßigen Erledigung seiner Obliegenheiten verfügt zu haben. Das hört nun allmählich auf, und jedes Quantum schwindender Macht muß durch ein Mehr an Sachkenntnis und Arbeitseifer ersetzt werden. Diese Wandlung ist das Verdienst der Demagogie, deren Aufgabe es ist, die Beamten als Organe der Allgemeinheit zu entbureaukratisieren. Aber: in dem Maße wie dieser Prozeß fortschreitet, werden natürlich die Demagogen entbehrlich, sie verlieren an öffentlicher Wertschätzung, bis es schließlich für einen nach dem andern heißt: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.“ Daß die Demagogen dafür am allerletzten Verständnis entwickeln, ist begreiflich. Sie fühlen sich verkannt, werfen der Menge „politischen Indifferentismus“, „Mangel an Idealismus“, „krassen Materialismus“ und andre vermeintliche Todsünden vor und erheitern, von unstillbarer ererbter Kampfeslust getrieben, unfreiwillig die Mitwelt durch Donquichotterien.

Otto Corbach

Digitized by Google

Vom Recht

„Kunst und Recht"

Es ist gewiß ein schöner Gedanke, die Rechtswissenschaft „volkstümlich darzustellen und auszugestalten, derart, daß nicht nur ihre Resultate weiten Kreisen der Bevölkerung vertraut werden, sondern daß sie auch selber Fühlung nehme mit dem geistigen und praktischen Leben des Volkes", zumal wenn diese Darstellungen zugleich für „Studierende, Praktiker und Gelehrte" wertvoll sind. Man sieht da die Allgemeinbildung im Begriffe, eine der sprödesten Wissenschaften in sich hereinzuverarbeiten. Diesem Gedanken will „Das Recht, eine Sammlung von Abhandlungen für Juristen und Laien",* dienen. In ihrem siebenten Bändchen behandelt Albert Osterrieth das Thema Kunst und Recht aufs Anmutigste in der Form einer Unterhaltung zwischen dem Maler und Kunstgewerbler Professor Geist, dem Inhaber einer graphischen Kunstanstalt Kommerzienrat Stoff und dem Verfasser, der die beiden andern in das deutsche und österreichische Kunstrecht einführt — witzig, lebendig und scheinbar absichtslos, dabei durchaus wissenschaftlich in Aufbau und Inhalt. Das Büchlein hat ferner zwei Eigenschaften, die keiner volkstümlichen Rechtsdarstellung fehlen dürfen: einmal stellt es seinen Sonderstoff nicht in seiner technischen Vereinzelung, sondern im Zusammenhang sowohl mit dem Rechtsganzen wie auch mit dem Wirtschaftsganzen dar, ferner beschränkt es sich nicht auf die Mitteilung von Forschungsergebnissen, sondern läßt den Leser mitforschen, mitdenken, mitentwickeln. Einen besonderen künstlerischen Reiz bietet endlich die entzückende Doppelironie, mit der der Verfasser bei dem Gekabbel zwischen Maler und Rechtler den Laienleser über diesen, den fachmännischen Leser über jenen lächeln läßt.

Karl Polenske

* Bei Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin. Band VII. „Kunst und Recht" von Professor Dr. Albert Osterrieth, 1909, Preis Mk. 1.80 = 2 K ö. W.

Zu den Tagesereignissen

Was ist Wahrheit?

Der Staatsanwalt meinte, Herr Bruhn hätte keinen Grund dazu, den Saal hocherhobenen Hauptes zu verlassen; Herr Bruhn meinte: doch; der Gerichtshof neigte sich seiner Ansicht zu; die Presse der des Staatsanwalts. „Habt euch doch nicht," spottete darauf ein Sozialdemokratenblatt, „ihr von der bürgerlichen Presse laßt euch ja alle durch Inserate bestechen", und die bürgerliche Presse schäumte zurück, daß solche Behauptung eine unverschämte Frechheit sei. Worauf ein andrer meinte, die Fälle, daß es gegen Inserenten ginge, seien trotz der Entrüstungen der bürgerlichen Presse bei ihr nicht häufig, immerhin aber: bei der sozialdemokratischen seien sie's auch nicht. Was dann ganz skeptische Leute bei diesem Zeitungskampf um die Ehre an die schöne alte Sitte des Schaufechtens denken ließ.

„So dumm ist doch Bruhn nicht," hat ein Zeuge gemeint, zu ergänzen ziemt: „daß er was täte, wobei man ihn fassen könnte." Ich weiß nicht, ob dem also Gelobten außer dem Ruhm solcher Intelligenz noch andrer zusteht, denn meine Vermutung, daß er nichts Schlimmeres getan haben wird, als hundert andre, ist kein Wissen. Nicht der Vordergrund, der große Hintergrund des Prozesses schien mir allgemeiner interessant: das Redigieren vom Inseratenteil her in den Text hinein überhaupt. Daß dieses gedeiht,

Digitized by Google

weiß jeder, der nur einmal Winkelblättern in ihre inneren Organe gesehen hat, oder Weltblättern, wie jenem, bei dessen Prozeß schon vor Jahrzehnten die offenherzige Äußerung eines Redakteurs gehört wurde: „hier wird Publizität verkauft“. Man soll den Hut vor den Männern ziehn, deren Blätter sich von diesem Wesen frei halten (es gibt ihrer!), aber man soll den andern mildernde Umstände zubilligen. Den Redakteur drängt der Verleger, den Verleger der Aktionär, und es kann sein, daß dieselben Leute, die Insertionsaufträge mild einwirken lassen, allerbesten Glaubens bei einem Vorhalt tief entrüstet wären, weil sie sich unterm Einfluß bereitwilliger Schutzgedanken ihres Handelns oder Unterlassens gar nicht bewußt werden. Deshalb sind die Verhältnisse als solche nicht besser, eher schlimmer. Sie müssen gebessert werden, die Bedingungen unsrer öffentlichen Arbeit. Um unser altes Wort auch für dieses Gebiet zu wiederholen: die Verwaltung unsrer geistigen Güter, zu denen die Sorge für öffentliche Wahrhaftigkeit auch gehört. Und wenn das auch schwer ist, sie kann gebessert werden, wenn das Bewußtsein von der öffentlichen Gefahr der im Wesentlichen nur geschäftlichen Regelung dieser Dinge allgemein wird.

Nationale Arbeit und Partei

In den Blättern ist ein außerordentlich warmer und anerkennender Glückwunsch von der Hauptredaktion des ministeriellen „Daily Chronicle“ zu London an das Reichsversicherungsamt zur Fünfundzwanzigjahrfeier der deutschen Sozialversicherung mitgeteilt worden. „Wir in England beneiden Sie um dieses Jubiläum und zollen Ihnen unsern Tribut höchster Anerkennung, indem wir versuchen, Ihren Spuren zu folgen.“ Die positive Arbeit, die hier geleistet wird, wird im Ausland nicht nur dort und wird auch nicht bloß von „Bürgerlichen“ geehrt. Wie aber stellen sich die Parteileute des eignen Landes dazu? Unsre Sozialdemokraten haben nicht nur das Recht, unsre Reichsversicherungsordnung wie jede andre öffentliche Arbeit zu kritisieren, sie haben die Pflicht dazu, und auch die Bürgerlichen haben ihnen für sachliche Kritik nur dankbar zu sein, da sie die Dinge von der andern Seite zu sehen lehrt. Natürlich fehlt es unter den gebildeten Sozialdemokraten auch an Männern nicht, die sachlich bleiben. Spürt aber eine Parteipresse, die so geschmackvolle Jubiläumsartikel wie: „25 Jahre Blut und Leichen“ bringt, nicht, wie sehr sie sich in Nachteil setzt der Allgemeinheit, nicht etwa bloß den „bürgerlichen Parteien“ und nicht bloß den Deutschen gegenüber? Die Sozialversicherung ist doch einfach der Tatsache nach eine weit über die Parteien hinausgewachsene, eine nationale Arbeit, zu der, ob willig oder unwillig, alle beitragen, und die, wie jener englische Glückwunsch deutlich genug bezeugt, von den Unparteiischen auch überall so aufgefaßt wird. Darum gehen auf der andern Seite freilich auch die bürgerlichen Zeitungen arg fehl, wenn sie sozialdemokratischen Fanatikern „Undank“ vorwerfen. Nicht „Dank“ ist zu verlangen, sondern einfach der Wille zur gemeinsamen Arbeit da, wo sie gemeinsam geleistet werden kann und also der Sache wegen muß.

Digitized by Google

Die „retraites laïques“ zu Pontigny

Während des 18. Jahrhunderts pflegten sich in Frankreich Personen, in denen das Verlangen nach innerer Einkehr rege war, von Zeit zu Zeit aus dem Treiben der Welt in klösterliche Abgeschiedenheit zurückzuziehen. Man nannte diese Sitte: faire sa retraite, und naturgemäß trug die Art der dabei gesuchten seelischen Erbauung einen durchaus religiösen Charakter. Den Gedanken der retraite hat neuerdings der Pariser Professor Paul Desjardins, ein bekannter Anreger auf ethischem Gebiet,* aufgegriffen: er versucht ihn heute unserem modernen Geistesleben dienstbar zu machen. Die erste Eingebung hierzu wurde ihm, als er im Jahre 1906 die ehrwürdige romanische Abtei Pontigny (Yonne), die nach dem Erlaß des Gesetzes gegen die Kongregationen unter den Hammer gekommen war, erworben hatte. Es wollte ihm fast als eine Anmaßung erscheinen, diesen klösterlichen Besitz nur zu privaten Zwecken zu verwenden; schien er doch wie geschaffen zum Sammelpunkt einer kleinen, nach Vertiefung des Seelenlebens strebenden Gemeinde. Es bildete sich sodann auf Desjardins' Anregung hin, zu Paris ein Ausschuß, an dessen Spitze neben ihm unter andern die Dichter Emile Verhaeren, André Gide, sowie der Universitätsprofessor Bédier traten. Die Abtei wurde für den Aufenthalt von etwa 25 bis 30 Personen wohnlich hergerichtet, allerdings in einer strengen, dem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Bau angepaßten Weise, also wie wir Deutschen sagen würden, in „Stil- und Raumkunst“. In diesem Sommer durften zum ersten Male die sogenannten Entretiens d'Eté de Pontigny stattfinden, die ein Mittelding zwischen einem intimen Kongreß und einer retraite laïque darstellen. Diesmal waren die Teilnehmer zumeist Einladungen des Ausschusses gefolgt, der hervorragende Männer und auch Frauen, nach bestimmten Interessengruppen vereinigt, in verschiedenen Zeiträumen zu Pontigny zusammenrief. Man versammelte sich jedesmal zu einem Aufenthalt von zehn Tagen, zu einer „décade“.

Das Leben in der Abtei trägt einen völlig zwanglos-familiären Charakter. Die Mahlzeiten werden gemeinsam in dem stimmungsvollen Refektorium eingenommen; im übrigen sind die Gäste frei, sich beliebig allein zu beschäftigen, oder sich nach geistiger Wahlverwandtschaft zu vereinen, die prächtige Umgebung des Klosters zu genießen oder Studien in der nahezu 600 Bände starken vielsprachigen Bibliothek zu betreiben. Von drei Uhr nachmittags ab findet die Unterredung, l'entretien, statt, das geistig einende Band dieses weltlichen Cönobiums. Es wird dabei nach vorausgegangener Conférence über eine bestimmte Einzelfrage eines Hauptthemas gesprochen, das nach Beratung aller Teilnehmer zu Beginn jeder Dekade festzusetzen ist. Zu Anfang des Sommers jedoch hatte das Komitee bereits ein Programm veröffentlicht, in welchem ganz allgemein die Gebiete angegeben wurden, die während der geplanten fünf Dekaden zur Verhandlung kommen sollten. Und so wird es auch in Zukunft gehalten werden, damit spätere Teilnehmer diejenige Dekade zum Aufenthalt in Pontigny wählen, die

* Frankreich verdankt ihm die Gründung der Union pour l'action morale, die später in die etwas liberalere Union pour la vérité umgewandelt wurde.

Digitized by Google

ihrem Interessenkreise am meisten entspricht. Sie können dann, je nach persönlichen Wünschen, selbst um die Aufnahme in der Abtei durch ein Mitglied des erweiterten Ausschusses nachsuchen, mit dem sie in Beziehung stehen, unter Bezeichnung derjenigen Gruppe, der sie zugeteilt sein möchten. Über die Aufnahme entscheidet sodann das Gesamtkomitee, zu dem von nun ab alle erstmalig geladenen Gäste gerechnet werden. Man hofft, die Entretiens mit der Zeit möglichst international zu gestalten, um möglichst viele zusammenzuführen, die heute, ohne sich persönlich zu kennen oder gar voneinander zu wissen, in den verschiedenen Ländern für hohe Kulturziele arbeiten.

Wieviel Gewinn die einzelnen Teilnehmer dieses erstemal aus Pontigny mit fortnahmen und wieviel davon der Allgemeinheit zugute kommen wird, das läßt sich natürlich heute schon weder der Masse noch der Tiefe nach abschätzen. Doch ist hier sicherlich ein interessanter Versuch zur Zusammenführung Gleichstrebender auf gänzlich neutralem, weltabgeschieden ruhigem Boden gemacht worden. Seine Berechtigung geht wohl schon daraus hervor, daß er dem innersten Verlangen von Männern entsprang, deren Wirken zur Vertiefung des französischen Kulturlebens anerkanntermaßen bedeutend ist.

Inwiefern der Gedanke weiterhin fruchtbar werden wird, das liegt nicht allein in ihrer Hand, das hängt vor allem von denen ab, die Pontigny späterhin aufzusuchen wünschen.

Besonders wertvoll sollen nach uns vorliegenden Berichten einiger Teilnehmer die Unterredungen der ersten und dritten Dekade gewesen sein, wobei einmal Fragen menschlicher Gerechtigkeit (allgemeines Thema: das Gerechtigkeitsgefühl), und sodann das religiöse Empfinden der Zeit untersucht wurden. Von hervorragendem literarischen Interesse war die letzte (die fünfte) Dekade, einberufen von der „Nouvelle Revue française", bei der eitens namhafter literarischer Persönlichkeiten die Stellung des Schriftstellers zu den brennenden Fragen seiner Zeit und seine besondere Mission hierbei erörtert wurden. Die Entretiens sollen demnächst in gedruckten Berichten erscheinen.

Werden wir auch in Deutschland einmal etwas erhalten, das diesen retraites entspricht, ohne sie nur nachzuahmen? A. B.

Vom Tanzmeisterschritt

Körperpflege

Ich meine den Schritt, bei dem der vorwärtsbewegte Fuß den Boden zuerst mit seiner sogenannten „Spitze" berührt. Dabei muß der Fuß künstlich überstreckt und der Schritt unnatürlich verkürzt werden. Dieser Gang hat durch Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts den Tanz- und Turnsaal souverän beherrscht. So haben wir in der Schule marschieren müssen, so drillt man noch heute — wenn auch nicht mehr so unbeschränkt — unsre Kinder. Ein typisches Beispiel dafür, wie schwer es uns Vorkämpfern einer gesunden Ausdruckskultur wird, die Unnatur, die sich durch die Stileinflüsse des 18. Jahrhunderts festgesetzt hat, wieder auszutreiben! Schon glaubte ich, wir hätten in diesem Punkte wenigstens — in der turnerischen Gangschulung — gesiegt. Aber schmerzliche Beobachtungen haben mich belehrt, daß wir immer noch vor tausend blinden Augen und tauben Ohren das Evangelium der Natur gepredigt haben. Und so sei von neuem ein herzhafter Angriff gewagt, damit dieses Rokokoerbe

Digitized by Google

endlich zum alten Plunder geworfen werde.

Betrachten wir den natürlichen Vorgang, wie er mit bloßem Auge sehr gut erkennbar ist, wie ihn die beigegebenen Zeichnungen A und B in zwei entscheidenden Momenten kennzeichnen. Der auftretende Fuß berührt bei ungezwungenem, natürlichen Gehen den Boden zuerst mit der Ferse (A). Der dabei gebeugte Fuß wird nun auf den Boden niederklappen. Diese Bewegung — bei der teilweise das Gelenk gestreckt wird — geschieht so, daß jeder Punkt des Fußes, ebenso jeder Punkt des Unterschenkels, in der Richtung des Ganges, also vorwärts bewegt wird. Das deutet die Pfeilrichtung an. Der folgende Augenblick des Abwickelns des Fußes ist in B dargestellt, wobei abermals die nach vorn führende Bewegung des Fußes und Unterschenkels durch den Pfeil gekennzeichnet ist. Was aber wird aus dieser ständigen, ununterbrochenen Vorwärtsbewegung bei jenem Fußspitzenaufschlagsgang? Im Augenblick des Niedertretens ist der Fuß dabei nicht gebeugt (wie bei A), vielmehr zeigt er, während die Zehen den Boden berühren, eine vollständig gestreckte Haltung. Und das Niederklappen des Fußes geschieht nun nicht nach vorn, sondern nach hinten, es tritt ein Beugen ein und — wie die Pfeile in der Zeichnung C andeuten — führt jetzt jeder Punkt des Fußes und des beteiligten Unterschenkels eine Rückwärtsbewegung aus.

So bringt die Forderung, daß zuerst mit der Fußspitze aufgetreten werden soll, ein ganz falsches Moment in den Gang hinein: eine Rückwärtsbewegung, die eine künstliche Unterbrechung, eine unnatürliche Zäsur in dem so prachtvoll zweckmäßigen Fluß der ganzen Bewegungseinheit bedeutet. Bei einem schönen Gang erfolgen Niedertreten und Abwickeln in einem einzigen, gleichmäßigen Zuge, und die Schönheit liegt gerade darin — und das ist die Hauptsache an der ganzen Erörterung! — daß der Fuß nicht in steifer und starrer Überstreckung den Boden berührt, sondern vielmehr beweglich und ohne toten Punkt in dieser leichten, elastischen Bewegtheit. Wie unbeholfen, ja wie tölpelhaft und dumm nimmt sich daneben jener künstliche Aufenthalt aus, den der Zierschritt mit seinem Rückwärtsniederklappen in diese gleichmäßige Fortbewegung einschalten will!

Die Adepten einer veralteten Turnschule wollten — wie sie gesagt haben — mit diesem künstlich unnatürlichen Zierschritt als gymnastischer Übung den Gang verbessern, die Gelenke stärken und die Elastizität des Ganges begründen helfen!*

Aber abgesehen davon, daß für die

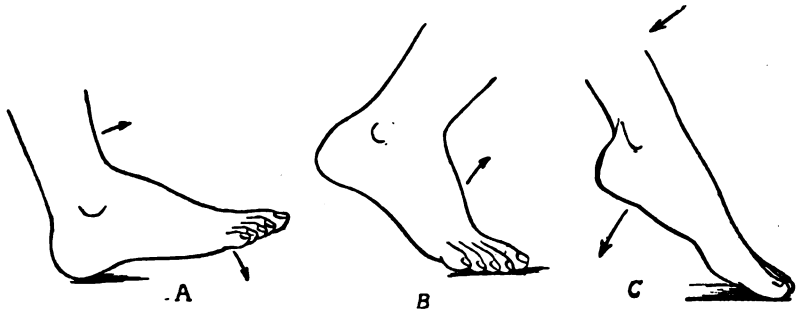
* Eben jetzt fällt mir ein „Turnbüchlein“ in die Hand, das der verstorbene, weit und breit hochangesehene Direktor einer Turnlehrerbildungsanstalt verfaßt und das sein erster Assistent nunmehr in neuer Auflage herausgegeben hat. Darin heißt es, das Marschieren müsse gut eingeübt werden, „um die Schüler an einen freien, ungezwungenen, natürlich schönen, schnellen und ausdauernden Gang zu gewöhnen“. Weiterhin lautet dann eine Anweisung: „Richtiges Auftreten: Auf der ganzen Sohle mit ab- und auswärts gedrückter Fußspitze, statt zuerst mit der Ferse.“ Angesichts dieser Anweisung erscheinen die vorangehenden Worte vom „freien, ungezwungenen, natürlich schönen“ Gang wie lauter unverstandene Phrasen. M.

Digitized by Google

sogenannte „Elastizität“ des Ganges wahrscheinlich die Abwickelung des Standbeines viel entscheidender ist, als das Niedertreten des nach vorn pendelnden Beines, so kann uns doch keine sophistische Beredsamkeit vortäuschen wollen, daß wir die natürliche Bewegungsform, die eine lockere, lose, freie Führung des Fußgelenks verlangt, verbessern und verschönern können dadurch, daß wir eine falsche Versteifung eben dieses Gelenkes und eine widersprechende Rückwärtsbeugung einfügen!

O, ihr Ahnungslosen, ihr wollt für euer Lehren und Tun im Reiche der Erziehung und Kunst Anerkennung finden und doch auf solche Weise unschuldige Kinder mit eurer gravitätischen Komik zum Gehorsam gegen die Unnatur beugen? Ihr sollt Albrecht Dürers unvergängliche Weisheit begreifen lernen — oder nie mehr im Garten der Schule Unkraut säen —, jene köstlichen, lebenden Weisheitsworte, in der er jeden von uns ermahnt: „Nimm dir nimmer vor, daß du etwas besser möchtest oder wolltest machen, denn es Gott seiner erschaffenen Natur zu wirken Kraft gegeben hat. Denn dein Vermögen ist kraftlos gegen Gottes Schöpfung. — Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“

Ohne solche Weisheit sind wir allzumal Stümper. Freilich, das Gehen, das natürliche Gehen, war ja augenscheinlich zu einfach, als daß man es hätte gelten lassen können, wo doch auf der ganzen Linie „methodisches“ Können triumphieren wollte, und wo man, unbewußt und ahnungslos, im Banne der Fern- und Kraftwirkungen einer einst lebendigen Stilepoche, unter den Einflüssen des Rokokos atmete. Denn von den Tanz- und Paradeplätzen der höfischen Kultur des 18. Jahrhunderts stammt jener Tanzmeisterschritt, der bis zum Ballettgreuel unsrer Tage die Geschmacksvorstellung vererbt hat, als wäre das Schönste und Reizendste der gegen alle anatomischen Verhältnisse überstreckte Fuß, auf dem die Balletteuse nach einem Wort Nietzsches so lange zu stehen vermag, bis sie den andern Fuß ganz vergessen hat. Wie herrlich hat dagegen die griechische Kunst den Gang in reicher und feiner Abstufung vom ruhigen gemessenen Schreiten bis zum pathetischen Vorwärtsstürmen dargestellt! Diese Darstellung wählt den Augenblick, in dem das hintere Bein sich mit der Ferse vom Boden abhebt. In den verhältnismäßig wenigen Fällen, wo die Griechen das vordere Bein in der Bewegung darstellen, lassen sie es auf eine Erhöhung —



Niederstellen (A) und Abwickeln (B) des Fußes beim natürlichen Gang

C. Rückwärts Niederklappen des Fußes durch Beugung beim gekünstelten Fußspitzengang

Digitized by Google

also mit ganzem Fuße — auftreten. So vermeiden sie einfach, das erste Auftreten mit der Ferse abzubilden, das beim Gehen in der Wirklichkeit immer nur einen flüchtigen Augenblick ausfüllt, und das eben deshalb in der plastischen Darstellung — dauernd festgehalten — wie ein steifes Aufstoßen, also wie ein Zurückstauen des Körpers, wie eine dem Vorwärtsschreiten entgegengesetzte Tendenz erscheinen würde. Niemals kennt ihr Natürlichkeitsgefühl und die gesunde Realität ihrer Darstellung die Auffassung, als müsse die Fußspitze den Boden zuerst berühren, obwohl sie aus ihren Darstellungen des Tanzschreitens (bei dem die Ferse dauernd vom Boden abgehoben zu denken ist!), des Niedersteigens oder Schwebens von einer Höhe herab, des Laufes und Sprunges die abwärtsgerichtete Fußstreckung sehr wohl kannten und deren bildliche Wirkung für diese andersartigen Bewegungen sicher zu schätzen wußten. Immer aber liegt Kraft und Sicherheit in der Art, wie sie ihre Figuren sich vorwärtsbewegen lassen.

Wir Heutigen müssen uns die in der Antike und in der Renaissance lebendige Auffassung erst wieder erobern: daß sich im Gang und Lauf und Tanz des Menschen seine höchste körperliche Schönheit offenbart, daß es, um diese Schönheit hervorzulocken, keiner künstlichen Mittel, sondern nur der sinngemäßen Freiheit der Natur bedarf. In Leib und Seele muß es gleich stark entwickelt werden, das Sicheinsfühlen mit allem Natürlichen, wie es einst Dürer empfand. Als der in Venedig einem Tanzmeister für einen Kurs einen ganzen Dukaten bezahlt und nun ein erstes und einzigesmal die Lehrstunde besucht hatte, da konnte ihn „kein Mensch mehr hinaufbringen", weil er — wiederum mit seinen eigenen Worten — „auf die Letz nix künnt hätte", mit unsern Worten ausgedrückt: weil Dürers inneres Stilgefühl ihm sagte, daß die welschen Tanzformen in seinem Wesen keine verwandte Saite anklingen ließen.

Zu solcher inneren Wahlverwandtschaft mit allem Natürlichen, zu solchem Abstoßen alles Fremden, — in der Körperkultur: zu einem gründlichen Loslösen und Freiwerden von allen Erbteilen des Rokokos — müssen auch wir es bringen. Es sei auch hier, wie es Schiller seinen Ferdinand in „Kabale und Liebe" ausrufen läßt: Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platz bleiben wird."

Karl Möller

Bildung und Schule

Akademiker und Volksschullehrer

Wir lassen wieder einmal Für und Wider sprechen. Zunächst, was der Angehörige eines, wie er glaubt, von uns angegriffenen Standes gegen unsern Aufsatz im 1. Oktoberheft vorbringt, dann, was dessen Verfasser zu antworten hat. Also zunächst der Oberlehrer gegen uns:

Wer unter den Kunstwartfreunden sich eines nicht allzu kurzen Gedächtnisses erfreut, wird sich von den Lenztagen des nunmehr zur Neige gehenden Jahres her der Auseinandersetzungen zwischen dem Verfasser der „Königlichen Hoheit" und einem Mitgliede des in diesem Roman konterfeiten Standes entsinnen. „Es ist ein .. Stand, der von der objektiven Betrachtung ausgeschlossen ist. Ihm geht es noch schlechter als den Bauern und Arbeitern." In der „realistischen" Literatur nämlich. So klagte der

Digitized by Google

hohe Kritiker — wie wir jetzt wissen, die jüngst verstorbene Schwester unserer Kaiserin* — wider den Dichter. Der Angegriffene versuchte in glänzender Form das Recht des Romankünstlers auf eine Wiedergabe der Außenwelt im Spiegel einer Auffassung zu verteidigen, die jenseits der platten, rein wirklichen stehe. Auch die einzelnen Berufe und Stände müßten sich das gewärtig halten. Aber einen Mißstand in unserer deutschen Erzählungsliteratur von heute (Noch von heute! Ein gut Stück hat sich's denn doch gebessert!) vermochte er nicht hinwegzuklügeln. Noch leidet die deutsche, germanisch sein sollende Erzählungskunst unserer Tage an dem Überwiegen hergebrachter Typen; und das ist ein ungermanisches, romanisches Übel, eine vom Ausland her eingeschlichene Seuche, die aus unserm Schrifttum ausgemerzt werden muß mit Stumpf und Stiel — soll anders die verheißungsvolle deutsche Erzählungskunst zu noch reicherer Blüte gedeihen. Das Begriffs- und Empfindungsvermögen der Lesermasse ist auf das Herkömmliche eingestellt; viel zu langwierig vollzieht sich in dem Kopfe des angeblich „denkenden" Lesers und der angeblich „schönen" Leserin der Prozeß, der den abgestandenen, längst zu wesenlosen Schemen verblaßten Gestalten des poltrigen Offiziers, des ungebildeten Kommerzienrats, des leichtfertigen Adligen den Garaus im Bewußtsein jedes verständigen und kunstsinnigen Geschichtengenießers bereitet haben sollte. Der zopfigste Pedant, der an dem Gymnasium der rückständigsten Kleinstadt die Grammatik der „toten" Sprachen einlernt, kann sich nicht abgeschlossener vom Geiste der Neuzeit geben als die Schriftsteller, die in germanischen Landen Jahr für Jahr Tausende von Bänden mit Romantypen rückschrittlichster Gattung herstellen. Gar oft quillt einem Prüfer der einschlägigen Neuerscheinungen der Verdacht auf: unsern erzählenden Dichtern der Gegenwart — auch die hervorragenderen müssen hier leider eingeschlossen werden — mangelt die Schöpferkraft des Genius, die für das als wahr erkannte neue Tatsächliche richtige, annehmbare neue Formen herauszugestalten weiß, die rechtzeitig eine Umwertung der Werte zum Ausdruck zu bringen versteht, mit einem Wort, die die Kunst auf der Höhe des fortschreitenden Volkstums hält.

Hier ist der Urquell des Übels zu suchen, aus dem das deutsche Heim und das deutsche Gemüt mitunter mit mobrigen Vorurteilen gegen gewisse Stände und Berufe geschwängert wird. Was hat's geholfen, daß der Gewaltigste unter den Erziehern der Deutschen zum Deutschtum, nebenbei auch der besten deutschen Künstler einer, feststellte, „nicht der Volksschulbildung, sondern wissenschaftlicher Bildung und Erziehung" durch die akademisch gebildeten Professoren und Oberlehrer verdanke Deutschland seine Erfolge? Also sprach Bismarck. Und wie er haben alle, alle führenden Geister anerkannt, daß ohne die unermeßlich segensreiche Arbeit der Philologen an Deutschlands Jugend nimmermehr Deutschlands Einheit und Deutschlands Glück zur Vollendung gereift sein würde. Aber der deutsche Normalroman kehrt sich nicht daran.

* Das Pseudonym der Prinzessin ist nicht von uns gelüftet worden. Da dies aber nach ihrem Tode von anderer Seite geschehen, so haben wir keinen Grund mehr, mit der Erklärung zurückzuhalten, daß sie in der Tat die Verfasserin jenes Aufsatzes war. A

Digitized by Google

Die Zerrgebilde der Philologen in den „Buddenbrooks“, in „Professor Unrat“, in „Freund Hein“ usw. halten das sinnlose, hirnverbrannte Vorurteil lebendig: der Volksschullehrer leiste im Unterricht mehr als der Akademiker. In einer regelrecht aufgebauten Erzählung von heutzutage spielt der stets unpraktische, weltfremde Professor neben dem unfehlbar weisen Elementarlehrer eine minderwertige Rolle. Dieser rät dem Genie (auch ein sonderbarer Typus, über den zu reden leider jetzt nicht Gelegenheit ist!!) regelmäßig zum Guten: er, nur er, erkennt den Helden, den Künstler der Zukunft im Knaben. Jener, ebenso lebensunerfahren als lehruntüchtig, verkennt alle Keime des Großen, sträubt sich gegen alles Vernünftige und beträgt sich überhaupt derartig kläglich, daß er verdiente, mit Schimpf und Schande aus seinem Amt gejagt zu werden — und aus der schöngeistigen Literatur zu verschwinden.

Wie das Aufwuchern und Umsichwuchern eines solchen Unverstandes nur möglich ist — bei der Zeichnung von Typen, bei der Verkörperung zweier Gruppen von Menschen, zweier ganzer Stände? Wie liegen die tatsächlichen Verhältnisse? Stellen sie dem Wirklichkeitssinn und der Beobachtungsfähigkeit unserer Roman- und Novellendichter ein rühmliches Zeugnis aus? In Preußen regeln sie sich folgendermaßen (in den anderen Staaten ähnlich). Der künftige Volksschullehrer bezieht nach Ableistung seiner Schulpflicht die Präparandenanstalt und darauf drei Jahre das Seminar. Etwa ein Jahr nachdem ein gleichaltriger Gymnasiast seine Reifeprüfung bestanden hat, ist der Volksschullehrer mit seiner Ausbildung auf öffentlichen Lehranstalten fertig und auf seine eigene Weiterbildung angewiesen. Der Akademiker studiert vier bis fünf Jahre, wenn nicht mehr, an einer Hochschule; in der Staatsprüfung hat er sich darüber auszuweisen, daß er mit Erfolg akademische Vorlesungen über Pädagogik gehört und sich didaktische Kenntnisse angeeignet hat. Dann wird er volle zwei Jahre durch die bewährtesten Professoren eines Gymnasiums oder Realgymnasiums praktisch angeleitet, ehe er sein Zeugnis in Empfang nimmt, das ihm seine einstige Anstellung in Aussicht stellt. Der Akademiker verwendet also annähernd die gleiche, wahrscheinlich, wenn man sich den Betrieb der Unterrichtskunde auf der Unwersität in seiner heutigen Ausdehnung vergegenwärtigt, mehr Zeit auf seine pädagogisch-methodische Ausbildung allein, als der Volksschullehrer überhaupt auf dem Seminar zubringt. Dennoch ist dieses nicht das Wichtigste, wodurch sich der Akademiker von ihm unterscheidet. Er hat auf dem Gymnasium unvergleichlich hervorragendere Meister der Lehrkunst als Vorbilder zu Gesicht bekommen, als sie die Volksschulseminarien durchschnittlich aufweisen. Die Hochschule hat ihm das Köstlichste, durch nichts anderes auf der Welt zu Ersetzende für die unabläßige Vervollkommnung seiner Unterrichtsführung mitgegeben: die Fähigkeit, sich mit akademischer Gründlichkeit in die Wissenschaft zu vertiefen, sie selbst und damit alle auftauchenden Fragen des Menschlichen und Überirdischen aus eigner Kraft zu beurteilen und die Neuergebnisse mit seinem Lebensgehalt und Unterrichtsstoff organisch zu verschmelzen: Darum, wegen ihrer Kenntnis von dem Nutzen akademisch wissenschaftlicher Übung für

Digitized by Google

die immer höhere Ausgestaltung des Unterrichts, vertiefen sich unsere Philologen zeitlebens mit Vorliebe in akademische Forschungsarbeiten und veröffentlichen die Früchte ihrer Geistesarbeit, wie die strebsamen Mediziner ihre „interessanten Fälle“ und die Juristen ihre Erfahrungen zum Druck bringen. Wer das tadelt, muß von allen Musen und Grazien verlassen sein; er täte besser, sich über die Tätigkeit der Philologen und der andern akademisch gebildeten Stände Schweigen aufzuerlegen. — Der Philologe kennt die Hilfsmittel der Formalstufen, der Musterstunden usw. sehr wohl: aber er braucht sie kaum zu verwenden. Schablonen beim Zeichnen und Malen sind für Meister der Kunst überflüssig; nur Unausgebildeten und Handwerkern müssen sie in die Hand gegeben werden.

Geflissentlich wird die schon rein zahlenmäßige Überlegenheit der Akademiker in der auf das Studium der Pädagogik und die Einführung in die Praxis verwendeten Zeitspanne verschwiegen. Wäre allein sie überall bekannt, dann dürfte die Fahrlässigkeit der Romanschriftsteller, die Philologen als untüchtig und unsicher in der Wahrnehmung ihrer Unterrichtspflicht zu schildern, bald dem Fluche der verdienten Lächerlichkeit anheimfallen. Wer offenen Blicks ins Leben schaut, sammelt ganz entgegengesetzte Erfahrungen. Die Anhänglichkeit und Verehrung der ehemaligen Gymnasiasten gibt sich oft überschwänglich kund, und der Übereifer, mit dem sich die Auslese der vornehmen deutschen Jugend zu dem von jenen Skribenten in Bausch und Bogen verdammten Philologenstand drängt, besagt genug. Daß einfältige Gesellen, die nur äußerlich oder überhaupt nicht das Bildungsziel ihrer Lehranstalt erreichen, auch hinterher roh denken und dumm reden, braucht kaum bemerkt zu werden. Das ist auch bei der Volksschule so und überall. Nur sollte sich ein großes Volk für zu gut halten, sich den Niederschlag solcher Ansichten in seinem Schrifttum vortragen zu lassen.

Nun aber noch einmal zu dem bereits berührten Einwand: Beeinträchtigt nicht die Vorliebe des Philologen für die Lösung akademischer Fragen seine Lehrtätigkeit? Wozu die tausenderlei Arbeiten über hellenische Kunstgebilde, römische Geschichtschreibung, kollineare Größen, koloniale Literatur des Auslands? Als Antwort eine Gegenfrage: Wer wagt derlei bei einem Doktorandus oder einem Universitätsgelehrten zu tadeln? Wem fällt es ein, die Drucklegungen aus ärztlichen Journalen, die Zusammenstellungen von mehr oder minder wichtigen juristischen Urteilen, die langweiligen Listen der Handelskammern anders als mit Anerkennung des darauf verwendeten Fleißes zu besprechen? Nur für den Philologen soll sich das, was für andere ein Lob ist, zum Vorwurf wandeln? Nun, glücklicherweise ist die Sache nicht ganz so bös. Jenes Aburteilen über den „philologischen Kleinkram“ hört man meistens nur mehr am Versammlungstisch der halb- oder viertelgebildeten männlichen Kaffeetanten, an der Bier- oder Weinrunde. Diese scheinbare Geringschätzung kann der Akademiker tragen. Soll eine Urkunde enträtselt, eine Geschichte der Stadt geschrieben, ein Gutachten in Fragen der allgemeinen Bildung eingeholt werden, so wendet sich die Bürgerschaft ganz bestimmt an die Akademiker. Vor allem eben in Unterrichtsfragen. Die Freude an den hübschen Kleinmeistereien wackerer Volksschulpädagogen, etwa, um nur

Digitized by Google

ein Beispiel zu nennen, an dem blendenden Drill einer Kopfrechnerschar, vermag doch nirgendwo das Gefühl zu unterdrücken, daß unser Bürgertum seine maßgebenden Berater in Unterrichtssachen in den Kreisen seiner Akademiker zu suchen hat. In manchen Städten werden schon heutzutage Fragen wie: „Die Lehrer an höheren Schulen hinter den Volksschullehrern?“ von vornherein als verletzend für beide Stände und trotzdem gegenstandslos zurückgewiesen werden. Der Philologe marschiert weder dem Volksschullehrer voraus noch hinkt er ihm nach: er wandelt auf anderen Wegen vollständig verschiedenen, teilweise entgegengesetzten Zielen zu. Seine Tätigkeit zum Wohle der Nation hebt sich von der des Volksschullehrers nicht nur dem Grade nach ab, sondern scheidet sich ihrem tiefsten Wesen und Grunde nach aufs schärfste von ihr.

Wird das deutsche Schrifttum weiterhin auf seiner unvernünftigen Falschmalerei beharren? Oder werden sich die Leistungsfähigeren unter unseren Erzählern zu entschlossener Tat aufraffen? In Tagen, die vergangen sind, haben Raabe im „Horacker“, Storm im „Vetter Christian“, Hoffmann im „Gymnasium zu Stolpenburg“ liebenswürdige Bilder von Philologen entworfen. Wer spürt die dichterische Ader in sich, in ihre Fußtapfen zu treten und den Philologen der Jetztzeit zu schildern, ihn, der sich frei weiß von den Wunderlichkeiten eines stillen Raabeschen Fackler oder Eckenbusch, der sich vielmehr ohne Überhebung und doch in vollberechtigtem Stolze fühlt als einer der Hauptpfeiler des germanischen Idealismus, als Mitglied des wissenschaftlich höchststehenden Standes in dem zukunftsreichsten Volk auf dem Erdball?

Franz Richter-Essen

Nun der Verfasser unsres Aufsatzes, der übrigens selbst ein ehemaliger Gymnasialprofessor ist, so daß dieser Streit eigentlich eine Auseinandersetzung innerhalb der Familia ist:

Wir (mein junger Gewährsmann und ich) sind eben der Meinung, die hier ausgesprochen wird: unsre Romandichtung, ebenso wie unsre öffentliche Meinung hält viel zu sehr an dem alten Typus des Oberlehrers fest und übersieht dabei, daß sich ein neuer mehr zeitgemäßer durchzusetzen beginnt. Um so mehr ist es notwendig, diesen neueren Vertretern ihres Berufes in ihrem tapferen Kampfe um gesündere Formen ihrer Vorbildung und ihrer Tätigkeit beizustehen.

Das hat mein Aufsatz versucht. Der junge Oberlehrer, dem er das Wort gab, ist nicht im Sinne eines „Romanschreibers“ erfunden, er lebt auch nicht nur in einem unmittelbar nachweislichen Exemplar. Ich hätte ihn gewiß nicht sprechen lassen, wenn er nicht der Vertreter einer ganzen Partei von Vorwärtsstrebenden innerhalb des Standes wäre. Alle diese jungen Gymnasialpädagogen halten ihren Stand (besser noch: ihren Beruf) hoch. Aber in der Art, wie sie ihn zu fördern gedenken, sind sie allerdings mit dem, was ihnen hier gesagt wird, nicht einig.

Zunächst wird sie die Verteidigung der offiziell geförderten wissenschaftlichen Arbeit: Ärzte und Juristen veröffentlichen auch Fachstudien — gewiß nur in ihrer Meinung bestärken. Denn Ärzte und Juristen arbeiten mit solchen Studien aus ihrer Praxis

Digitized by Google

für ihre Praxis. Was aber Aufsätze über „Plutarchs Quellen in der Vita des Sertorius“ oder „Ausgewählte Mascheronische Konstruktionen“ mit der Tätigkeit eines Jugendbildners zu tun haben, vermögen gerade die am wenigsten einzusehen, die ihren Lehrerberuf am stärksten lieben. Gerade diese meinen, daß neben so ausgesprochen theoretischen Bedürfnissen nur in Ausnahmemenschen noch so viel praktisches Interesse leben kann, wie es der Beruf des Erziehers erfordert; da nun nicht ein ganzer Stand aus Ausnahmemenschen bestehen kann, so würde dieses theoretische Interesse bei recht vielen bedeuten, daß sie ihren Beruf verfehlt und aus Liebe zur Wissenschaft in den Jugendbildnerstand geraten sind; oder daß sie von außen und oben zur „Wissenschaft“ erzogen wurden.

Solange dieser „wissenschaftliche Geist“ herrscht, setzen wir auch in die zweijährige pädagogische Vorbereitung, die übrigens durchaus nicht überall in Deutschland eingeführt ist, nicht jenes stolze Vertrauen, daß sie, diese Vorbereitung, ohne weiteres zu „Meistern der Kunst“ mache. Die pädagogischen Vorlesungen der Universität sind zumeist rein theoretischer Art. Sie halten ebensowenig wie die Fachstudien den geborenen Theoretiker vom Lehrerberufe fern.

So wird allerdings jenes Ergebnis erzielt: Die Tätigkeit des Philologen „scheidet sich ihrem tiefsten Wesen und Grunde nach aufs schärfste“ von der des Volksschullehrers. Nichts andres behauptete mein Aufsatz. Aber im Gegensatze zu meinem Herrn Gegner rügt er diesen Zustand. Im rein Technischen und in den Einzelzielen mögen die hier betonten Unterschiede zu Recht bestehen. Aber im Geiste wird doch wohl nicht von „verschiedenen, teilweise entgegengesetzten Zielen“ die Rede sein können. Schon deshalb nicht, weil die beiden „Stände“ zum Teil dasselbe Alter zu bilden und zu erziehen haben — (wie wenig ist von diesem Teil der Schultätigkeit in jener Verteidigung des Standes die Rede!). Sodann deshalb, weil die beiden Berufe einander in die Hände arbeiten müssen, da der Lehrer an höheren Schulen sein „Material“ zunächst aus der Hand des Volksschullehrers empfängt und jedenfalls sehr unzufrieden wäre, wenn der Volksschullehrer seinerseits „entgegengesetzte Ziele“ verfolgte.

Übrigens war die Frage, die mein Aufsatz weniger aufwarf als aufgriff, nicht so zu verstehen, daß die Berufstätigkeiten der beiden Stände gegeneinander abgewogen werden sollten: ich stimme mit meinem Herrn Gegner durchaus darin überein, daß das ein törichtes Beginnen wäre. Es handelt sich vielmehr, wie überall im Kunstwart bei der Behandlung derartiger Fragen, um die Art, wie sich diese Berufe in den Organismus der nationalen Arbeit einfügen, wie die in ihnen aufgewendeten Kräfte der Gesamtheit dienen. Und es wurde die Meinung ausgesprochen, die in den Kreisen der akademisch gebildeten Lehrer selbst mehr und mehr an Boden gewinnt: daß das Ideal der „wissenschaftlichen Arbeit“ und die allzu schroffe, oft nervös-gereizte Betonung der akademischen Vorbildung Schranken zwischen dem Stand und der Nation aufrichte, die dem Stande selbst am allerwenigsten dienlich sind. Gerade weil meine jungen Meinungsgenossen aus dem Oberlehrerstande ihren Beruf lieben, streben sie danach, jene Schranken zu beseitigen, damit schlimme Hemmungen zu überwinden und die

Digitized by Google

reichen Kräfte, die in ihrem Berufe aufgewendet werden, fruchtbarer für unser deutsches Volk zu machen. Ludwig Mahr

Kinder- und Weihnachtsarbeiten

Jetzt wollen wir uns einmal an die wenden, die kein Geld zum Schenken haben, auch selbst keine Geschenke bekommen und doch ihren Kindern Freude machen und sich mit ihnen freuen möchten. Sehn sie die Sache recht an, so winkt gerade ihnen die dankbarste Arbeit. Denn Kinder schätzen nicht den „Goldonkel“ am höchsten, sondern den, der es am besten versteht, mit ihnen fröhlich zu sein. Nur, meinen wir: für den ersten Versuch sind einige praktische Winke vielleicht willkommen.

Wie bei allem Fröhlichen nehmen auch am Weihnachtsfest Kinder gern tätig Anteil. Dabei sollen wir ihnen helfen. Das Vorrecht, den Weihnachtsbaum allein zu schmücken, dürfen wir freilich den Eltern nicht nehmen. Aber wenn der Christbaum auch den ersten Rang beim Weihnachtsfest einnehmen soll, darf er doch nicht Alleinherrscher sein. Nach ihm wollen wir die Weihnachtskrippe nicht vergessen. Sie möglichst bunt auszustatten, dahin geht, wo sie überhaupt noch ist, immer die besondere Begierde der Kinder. Dabei gibt es überreiche Gelegenheit zum Bauen und zum Zimmern, zum Formen und zum Schneidern, sei es, daß die Kinder die Krippe ins Heilige Land, oder nach dem Vorbild des Heliand ins Heimatland verlegen.

Herrlich wäre ein Weihnachtsmärchen fürs Fest, von Kindern selbst als Bühnenstück aufgeführt. Einige gibt der Dürerbund-Schatzgräber eben heraus, wissen uns die Leser vielleicht noch weitere zu nennen, die auch für unsre Zeit noch passen? Einen recht brauchbaren Vorschlag als Notbehelf haben mir meine Nachbarskinder gemacht: die Erzählung Gerstäckers „Wie der Christbaum entstand“ in Szenen zu setzen. Das Stück braucht nicht viele Personen, ist rasch einstudiert; die Hauptsache ist eine Anzahl von Zwergen und Heinzelmännlein, von Nixen und Elfen und Seeungeheuern. Die müssen durch Puppen und allerlei andre Figuren dargestellt werden, die dann später fürs Marionetten- oder Kasperltheater und als Kinderspielzeug weiter verwendet werden können.

Damit wären wir schon bei den Spielsachen. Auch diese werden am meisten geschätzt, wenn sie von Kindern selbst hergestellt worden sind. Ebenso wie die Puppenspiele* wird das Schattentheater heute zu wenig gepflegt. Als Bühne genügt ein aufgespannter Bogen Pauspapier und ein Kerzenlicht dahinter. Die Figuren, die aus Papier ausgeschnitten werden, müssen möglichst deutliche Profile und lebhafte Bewegungen zeigen. Vom Schattenspiel kommen Kinder meist von selbst aufs Silhouettenschneiden; ein vortreffliches Mittel, die Beobachtungsgabe zu schärfen und zum Zeichnen anzuregen.

Der Weihnachtsmarkt bringt in den letzten Jahren köstliche Neuheiten: von Künstlern entworfene Spielsachen, aus Holz geschnitzt, meist Haustiere und Häuser und Männlein und Weiblein aus Stadt und Land. Können wir sie nicht kaufen, so können sich die Kinder doch von ihnen anregen lassen und sie für ihren Hausbedarf „nachmachen“. Statt der faden „komplett eingerichteten Puppensalons“ sollten

* Hierüber „Schatzgräber“ Nr. 43 und „Gesundbrunnen“ 1911, S. 89

Digitized by Google

Knaben Bauernstuben ihrer Heimat bauen, und Mädchen Bauerntrachten schneidern; statt geleckter Puppenköpfe kann man aus Kork, Plastilin und Ölfarbe gesunde, dicke Bauernschädel formen. Während ich dies schreibe, stellt mir ein junger Freund einen schön gezeichneten und säuberlich aus Pappe ausgeschnittenen, brüllenden Löwen auf den Tisch. Er gehört zu einem „Zoologischen Garten", den der Bursch seinem Schwesterlein zugedacht hat. Wo Bleisoldaten nicht ausreichen, kann ein Bub mit Buntstiften in der Hand „Armeen aus der Erde stampfen". Und was für schöne Eisenbahnen kann man aus alten Schachteln und Knöpfen herstellen. Zu all diesen Arbeiten geben übrigens die schönen neuen „Beschäftigungsbücher" vortreffliche Behelfe.

Selbst einen Ersatz für das teure Schaukelpferd sah ich einmal. Ein fröhlicher Bursch, der in einer Jugendausgabe den „Don Quichotte" gelesen, zimmerte seinem Bruder aus Brennholz eine nach Kindermaßstab lebensgroße Rosinante.

„Wie soll ich Kinder zu solchen Arbeiten anleiten, ich verstehe ja selbst nichts davon." Man braucht auch nichts davon zu verstehen. Gib nur die erste Anregung, geh auf die Ideen der Kinder ein, sorge, daß sie nicht gleich mit dem Schwierigsten beginnen und nicht an Nebensächlichem hängenbleiben. Alles andre machen die Kinder schön genug für ihre eigne bereitwillige Phantasie, besser oft, als wir das könnten.

Daß solche Arbeiten mit Kindern am Weihnachtstag nicht enden sollten, brauche ich nicht zu sagen. Wer sich einmal in Freundschaft mit Kindern eingelassen hat, den lassen sie sobald nicht mehr los. Er wird aber auch selbst den erfrischenden Umgang mit der Jugend nicht mehr missen wollen. Wer keine eignen Kinder hat, findet in der nächsten Nachbarschaft reichlich Ersatz. „Freu dich und mach andern Freude", dieser Weihnachtswunsch muß das Leitwort unsrer Kleinarbeit sein.

Und noch eine Weihnachtslehre: ohne solchen liebevollen Verkehr mit der Jugend und dem Volk bleibt alles Reden und Schreiben über Jugendfürsorge und die Zukunft unsres Volkes wertlos.

Leo von Egloffstein

Lebende Worte

Gewissen

Ein Wortspiel — das noch mehr ist: das einzige Gewisse ist für uns gegeben im Gewissen. Das alte „gewiß" ist, denk ich, so benannt als das „was alle wissen" — aber im weitesten, vertiefteften Sinn ist auch das Gewissen das was alle wissen, was kein einzelner aus sich als einzelnem nimmt, sondern aus dem Gemeingut des tiefsten Bewußtseins. Rudolf Hildebrand

Unsre Bilder und Noten

Zu den Bildern Karl Haiders haben wir an dieser Stelle nichts weiter zu sagen, als daß sie an anderer dieses Heftes besprochen werden. Unsre Reproduktionen sind sämtlich Verkleinerungen nach der „Haider-Mappe" des Kunstwarts.

Die schönen kleinen Textbilder von Otto Bauriedl, Rudolf Schiestl, Ernst Weber und Hans Schwegerle sollen wieder einmal auf den „Spielmann" hinweisen, dessen eben bei Callwey erschienenen neuen Bändchen sie entnommen sind.

Digitized by Google

Die köstlichen siebenbürgischen Stickmuster geben Proben aus dem in der Rundschau empfohlenen Werke von Sigerus.

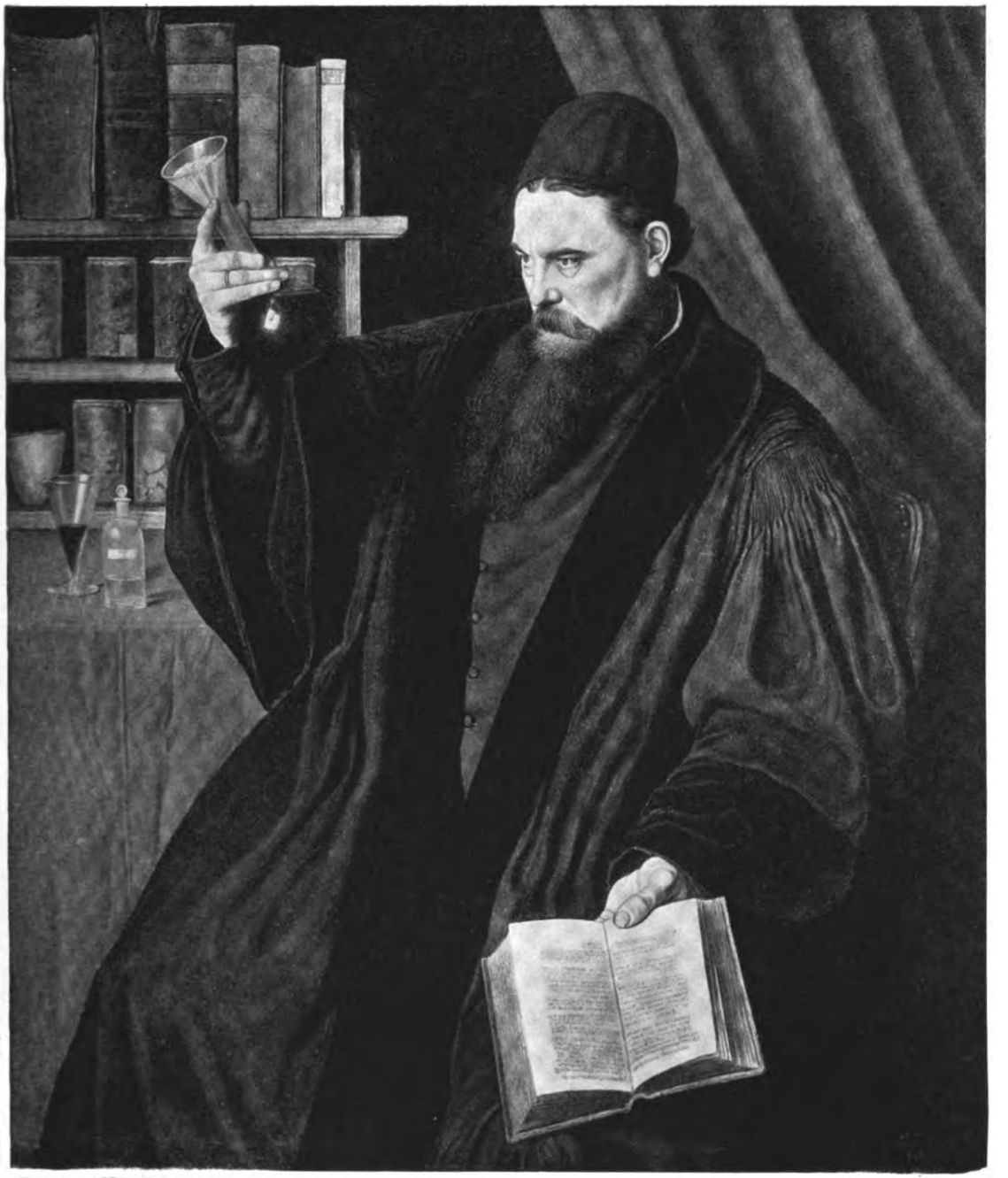
Unsre Illustrationsbeilage aber zeigt auferstandenes „antikes Rokoko“. Es hat bei der Auferstehung eine Art von modernisierender Körperwanderung durchgemacht, die es für unser Gefühl noch rokokischer macht: es ist Porzellan geworden. Wir verweisen auf den Rundschaubeitrag dessen, der den Zusammenhang dieser Teile entdeckt hat, des Prager Archäologie-Professors Klein. Und erwähnen im übrigen an dieser Stelle nur die nüchterne Tatsache, daß Ausführungen der Gruppe in ziemlich großem Format (mit der erhobenen Hand 43 cm) durch das Dresdner Dürerhaus (Waisenstraße), die Münchner Kunsthandlung von J. Littauer und die Berliner von Keller & Reiner in weißer „Biskuit“- sowohl wie in glasierter farbiger Ausführung zum Preise von je 200 Mark zu beziehen sind.

Schließlich noch drei Bilder von der Hedwig Buschmannschen „Neuen Frauentracht“, über die wir unter dem Stichwort „Frauenkleider allereinfachsten Schnittes“ im ersten Märzheft dieses Jahres (XXIII, 11) gesprochen haben. Einige Leserinnen bedauerten damals, daß wir nur Festkleider abgebildet hätten. Hier sehen sie „fußfreie“ Kleider, Kleider zum Hausgebrauch, die nach denselben ungemein einfachen Schnitten hergestellt worden sind, Kleider, die ebenso leicht herzustellen wie praktisch zu tragen und — angenehm zu betrachten sind. A

Unsre Notenbeilage bringt fürs nahende Fest eine Anzahl schöner deutscher Weihnachtslieder. Während die Wege der einzelnen Bekenntnisse nach der Kirchenspaltung in bezug auf das geistige, das künstlerische Erfassen und Gestalten des Oster- und Pfingstfestes deutlich auseinanderleiten, hat hinsichtlich des Weihnachtsfestes ein sehr lebhafter Austausch stattgefunden. Die Weihnachtsfeier der Katholiken war ein öffentliches Fest der Gemeinde; die Reformation hat die Intimität der Haus- und Familienfeier stark ausgeprägt. Aber wie sich der Protestantismus immer weniger scheut, die volkstümlichen Weihnachtsspiele zu pflegen, so hat die katholische Welt die Traulichkeit des Weihnachtsfestes im Familienkreise lieben gelernt. Die konfessionellen Unterschiede in der deutschen Weihnacht sind gottlob nahezu geschwunden, es bestehen nur kleine Verschiedenheiten, die aus dem besonderen Charakter der einzelnen Stämme und Landschaften hervorgehen. Der Kunstwart hat in seiner Hausmusik verschiedene Sammlungen der schönsten deutschen Weihnachtslieder herausgegeben. Die Gesänge dieses Heftes sind Proben daraus. Sie bedürfen keiner künstlichen „Einstellung“, sei es, weil ihnen soviel suggestive Stimmungskraft innewohnt, sei es, weil das Herz des Menschen geneigt ist, sich auf den ersten Anruf auf die Weihnachtsstimmung einzustellen. Freilich, gerade das benutzt die Spekulation, um mit falscher Stimmungsmache, mit lockenden Titelblättern allerhand schale, rührselige, klingende Weihnachtsware anzubieten und abzusetzen. Um so wichtiger scheint es, solche Musik hervorzuheben, in der sich echte, naive Weihnachtsstimmung gleichsam kristallisiert hat. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortl.: Hugo Heller in Wien I

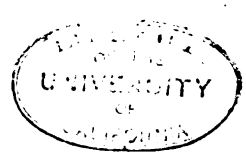
Digitized by Google



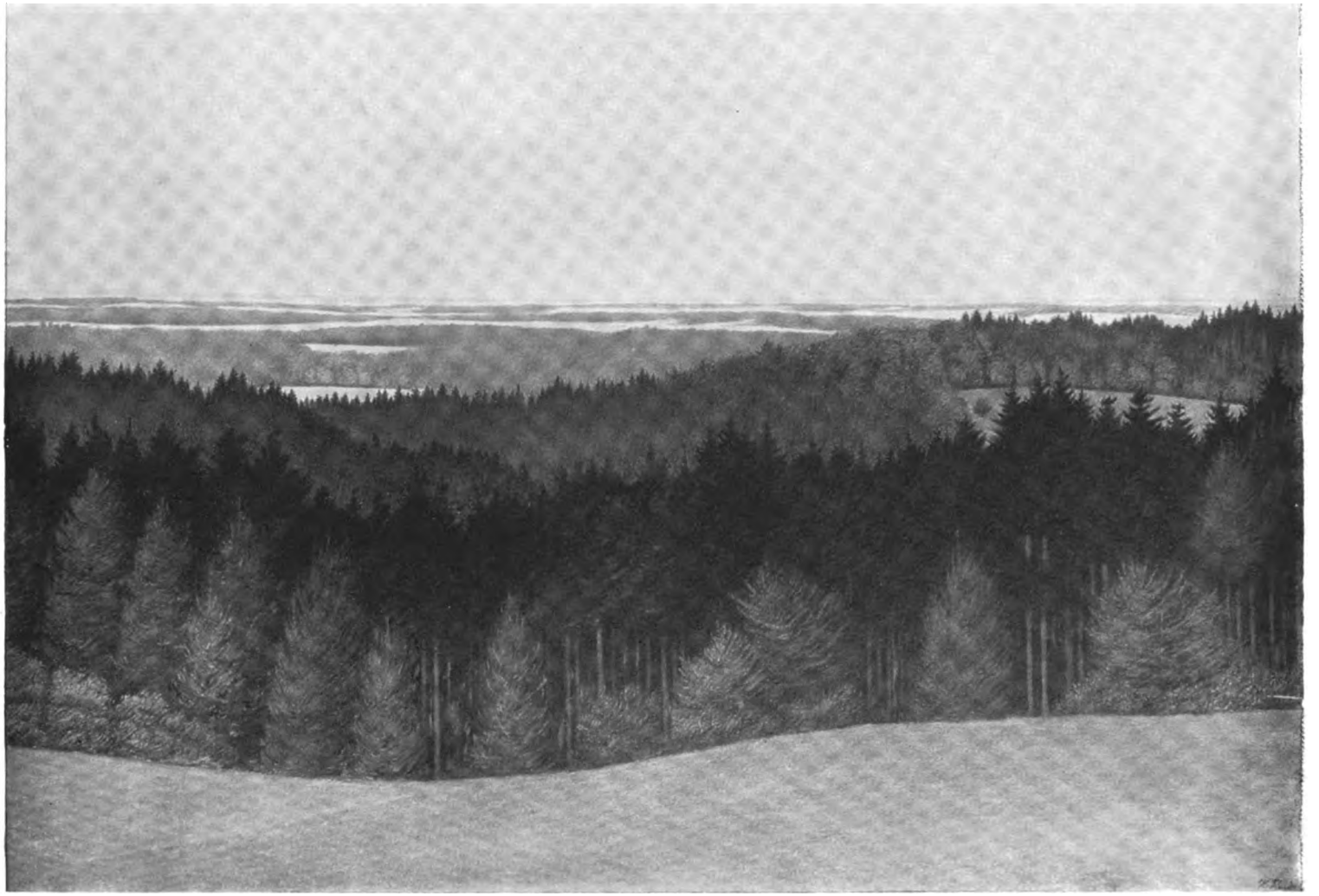
AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Digitized by Google



Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

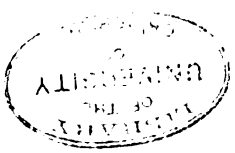
KARL HAIDER

Digitized by Google

Digitized by Google

KARL HAIDER

Digitized by Google



Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Digitized by Google

Digitized by Google

ANTIKES ROKOKO

AUS DEM KUNSTWART

DIE PORZELLANGRUPPE VON ADOLF MAYERL

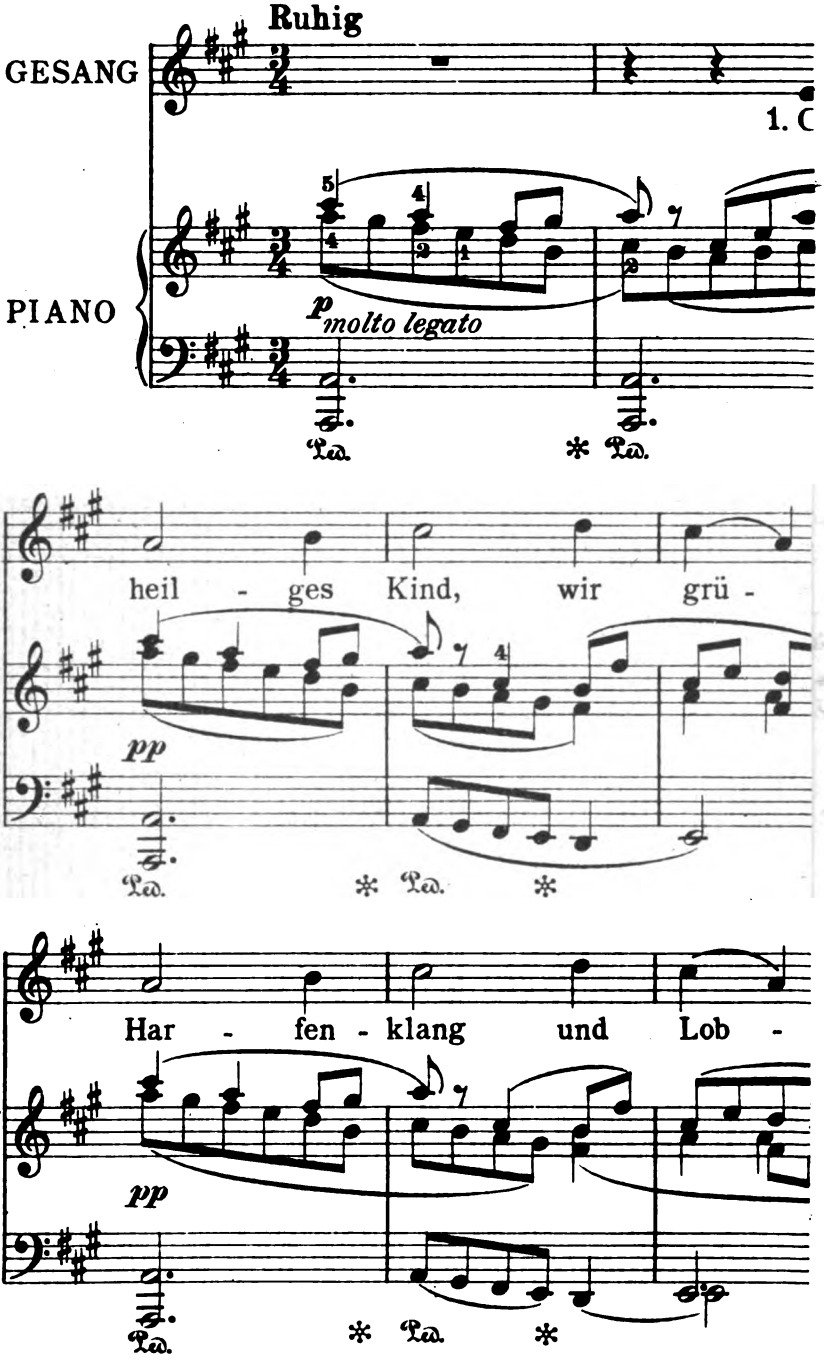
Digitized by Google

NOCHMALS DIE HEDWIG BUSCHMANNSCHE NEUE FRAUENTRACHT

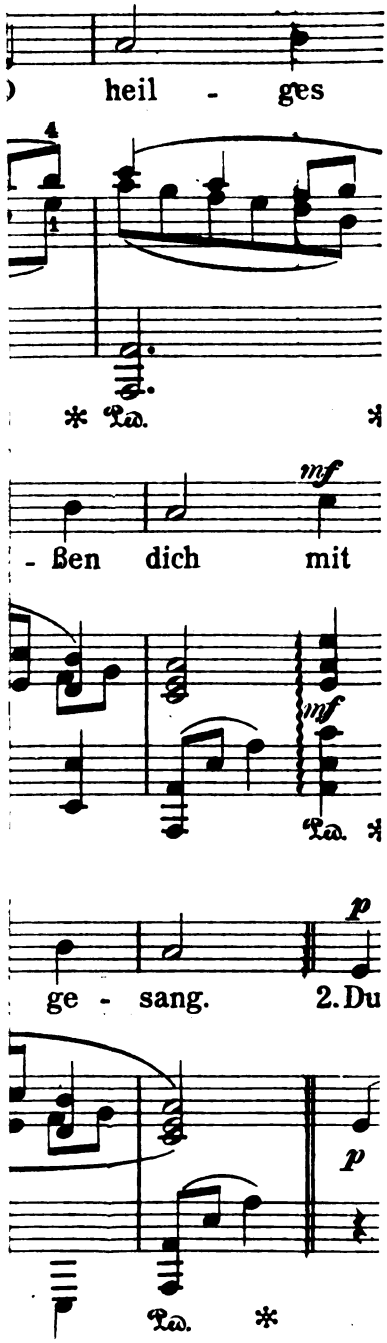
Digitized by Google

Digitized by Google

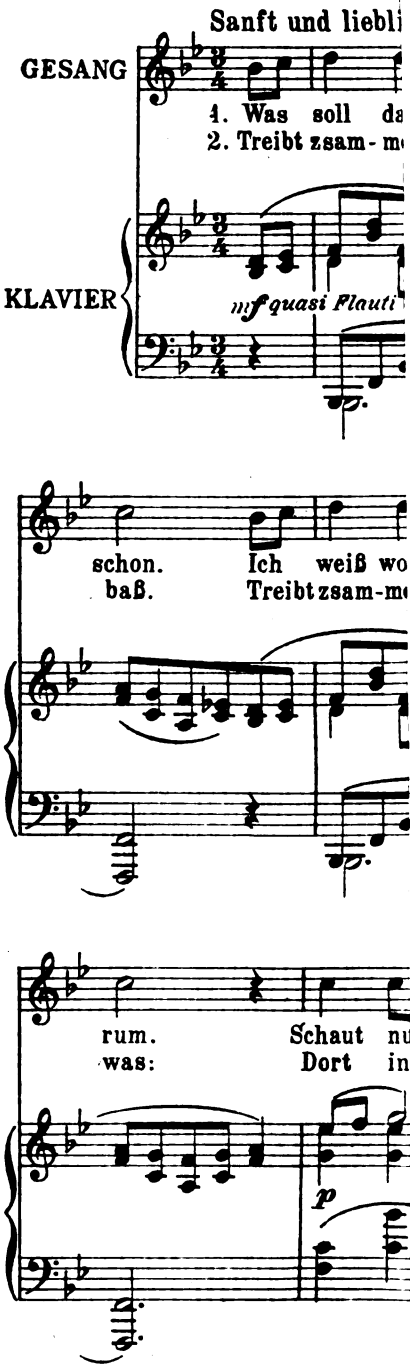
Digitized by Google



Digitized by Google

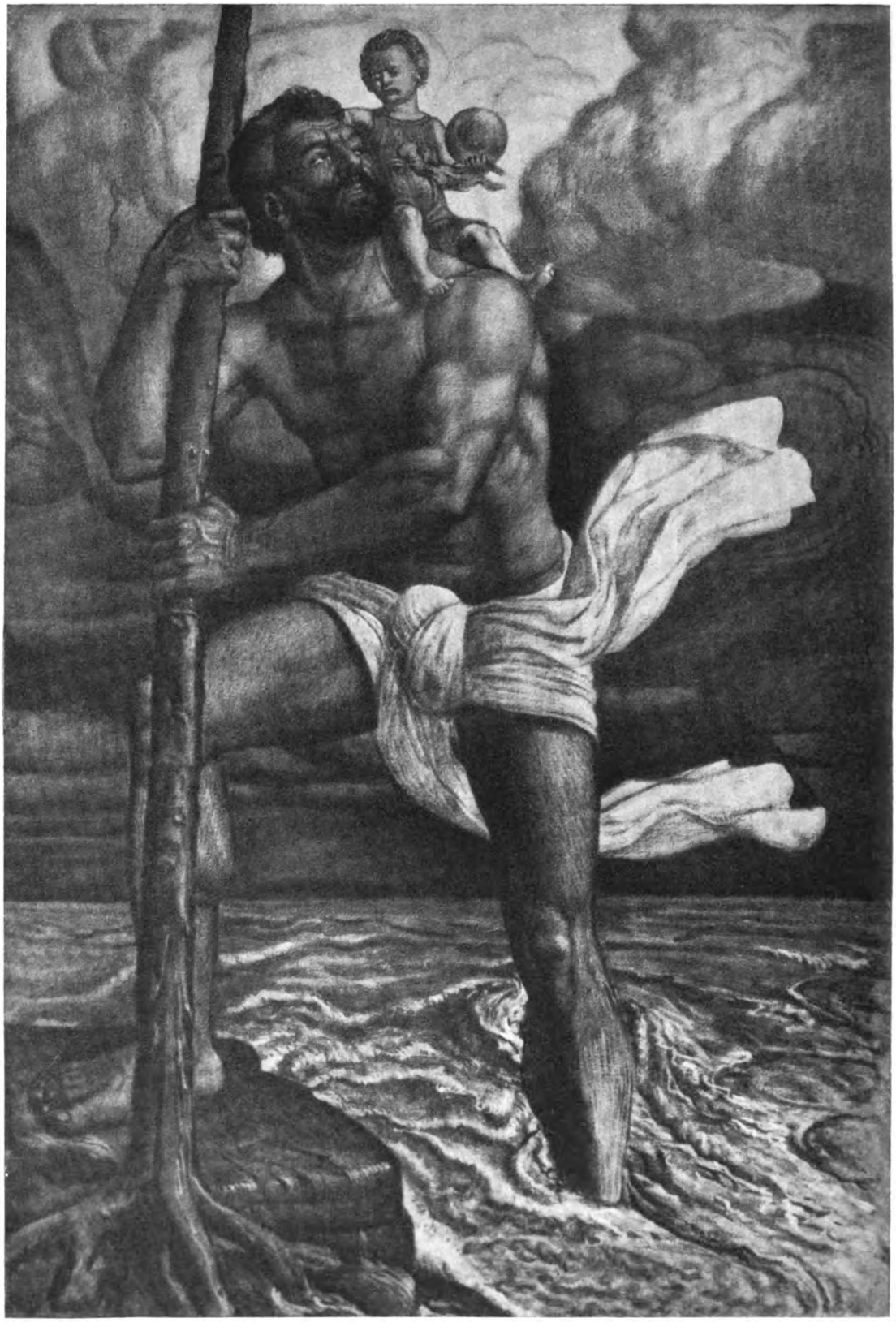


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY.
Alle Rechte vorbehalten



Digitized by Google

Digitized by Google



FRITZ BÖHLE

Digitized by Google

Jahrg. 24 Zweites Dezemberheft 1910 Heft 6

Weihnachten

Was ich im folgenden sagen möchte, wendet sich zunächst nicht an sie, die in irgendeiner Gemeinschaft offenbarter Religion sich ihres Heils gewiß und der Gottesgebote kundig fühlen. Was diese Männer und Frauen für ihr Seelenheil verlangen, zu dem kennen sie den Weg, und wenigstens wir in unserm Kreise sind wohl alle über die Zeiten hinaus, da ein Belehren- und Bekehrenwollen in solchen Dingen uns als eine Aufgabe der Nächstenliebe erschien. Nur, wo etwa Lehren oder Handlungen der Konfessionen und ihrer Bekenner auf das Verhältnis der Menschen untereinander einwirken, nur da gehen sie auch die übrigen Volksgenossen an, aber derlei Erörterungen liegen wieder außerhalb unsres Kunstwartgebiets. Wir möchten heute mit denen sprechen, die, nach dem Schillerschen Wort, aus Religion keine Religion bekennen, an sie, die bei keiner Kirche mehr ganz, bei keiner mehr ohne Vorbehalt das was sie suchen, finden, und die doch als lebendige Kraft das in sich fühlen, was gemeinsamer Nährboden auch aller echten kirchlichen Frömmigkeit ist. Menschen dieser Art sind ja heut nicht nur zahlreich, sie sind heut zahlreicher, als sie jahrzehntelang waren. Denn auch unter den im Sinne des Christentums Ungläubigen mindern sich, scheint es, von Jahr zu Jahr die Genügsamen, die mit kombinierenden Verstandeshypothesen die Welträtsel gelöst und ihres Innenlebens Sehnen gestillt fühlen. Alle Beobachter sind einig darin, daß ein Hunger nach anderlei Brote durch die Zeit geht. Die alten Romantiker und Mystiker, die alten Metaphysiker werden aufgeweckt. Selbst Bünde der Monisten, selbst Gemeinschaften der Sozialdemokraten stimmen sich da und dort vom nüchtern Praktischen weg nach dem Religiösen hin. Und wenn wir ein andermal an dieser Stelle gefragt haben, ob nicht die besondre Form der modernen Religion die des sozialen Pflichtgefühls sei, so brauchten die Älteren von uns die Zeugnisse von heute nur mit denen nach dem großen Kriege zu vergleichen, um des Unterschieds bewußt zu werden. Es wird gewiß keiner meinen, der soziale Geist habe seitdem gesiegt, er herrsche nun. Aber wir Älteren können uns noch sehr gut daran erinnern, wie es früher in der „Gesellschaft“ geradezu zum „guten Ton“ gehörte, über ihn zu spotten — wo geschieht das noch? Gerade darin, daß gar so viel mit ihm geheuchelt wird, liegt eine Anerkennung seiner Macht, zum mindesten: seiner Bedeutung. Dann ist es von wohltätigster Wirkung gewesen, daß seit Jahrzehnten ein großer Teil der jungen Geistlichen in weit geringerm Grade als früher die Verschiedenheiten der Glaubensmeinung betont, daß sie, und nicht allein die „Sozialpastoren“ im engern Sinne, das Walten religiöser Kraft auch im Andersgläubigen gelten lassen, bereit, sich zu nützlichem Wirken mit ihm zu verbünden.

Der Inhalt des Glaubens läßt sich in Sätze fassen, der des religiösen Gefühls nicht. Religion, was ist das? Schleiermachers berühmte Definition von dem Gefühl der Abhängigkeit schlechthin und

Digitized by Google

alle andern Bestimmungsversuche, sie beziehen sich entweder auf etwas, was seinerseits unbestimmbar, ja unsagbar ist, oder sie passen auf dich oder mich, aber nicht auf uns beide. Ich für mein Teil nenne „religiöses Gefühl" ein Frohgefühl von höchster Stärke und zugleich tiefster Ruhe, ein Gefühl, das sich mir, mit Goethe zu sprechen, von „den Müttern" herauf zu heben scheint, aus dem letzten Grunde meines Seins, des mir vererbten Seins der Geschlechter, deren jüngstes Lebensglied ich bin. Im Alltag, wer weiß, wo es da ist, aber ich fühle: irgendwo ist es. Aus Schönem, Edlem, Großem spüre ich dann plötzlich seinen heimlichen Gruß. In Tagen des Schmerzes muß erst ein Ringen mit dem Widrigen und ein Leiden unterm Niedrigen vorangehen, bis es kommt. Dann steigt es wie der Vollmond vom Boden auf, läßt sein Licht in alle die Dunkel hineinwachsen und wandelt alles, indem es mit Größe adelt. Aber so ist nur das Kommen, das leise; weilt das Gefühl erst, dann schwillt es bis zu Sonnenleuchten und über die Tageskraft hinaus, bis die ganze Weite in heiligem Glanz steht. Wie wird das? Vielleicht nur, indem alles seinen Anschluß findet, alles sich einordnet in die Zusammenhänge der Unendlichkeit und der Ewigkeit, so daß wir nun mit dem Einzelnen das Unendliche und Ewige mitfühlen, verbunden fühlen. Wollt ich in Worte fassen, was solches Gefühl spricht, es wären nur immer wieder die ganz banalen: „es ist g u t . . . es ist g u t". Der Jubelrausch in der blühenden Frühlingswelt oder im Meeressturm oder im Blick in den Sternenhimmel oder der höchste Kunstgenuß in der Sixtina, im Faust, in der Neunten, oder die Seligkeit gefundener Liebe — sie münden alle in dieses Gefühl. Nicht die Abhängigkeit, wie bei Schleiermacher, ist bei mir persönlich das B e t o n t e, sondern die Z u s a m m e n g e h ö r i g k e i t mit dem Ganzen, dessen Harmonie in den Sphären singt und in mir singt: „es ist gut". Es wird gut sein, auch wenn du darein versinken, darin aufgehen wirst. Was kann einer Größeres erleben, als daß der Geist der Allheit ihn durchfließt?

Man verzeihe, daß ich ganz subjektiv sprach — wie soll man's anders, will man einmal von Gefühlen reden! Andern wird das religiöse Gefühl anders sein. Daß ich das meinige so nenne, dazu nehme ich daher ein Recht, daß ich ihm nicht nur Trost und erhebende Stimmung, sondern auch das Beste von Entschlüssen danke. Denn das allerdings meine ich: ein jeder wird mit dem Namen „religiöses Gefühl" von seinem Fühlen das bezeichnen, was sein Wesen am meisten erhöht, das, dem er das Beste verdankt. Wenn dieses Gefühl in Vollkraft waltet, so ist es beseligend produktiv: nie sonstmals fließt in allen Adern der Seele die spendende Flut so leichten Flusses, verbindet sich jedes Ideengespinst mit nahen und fernen Geweben so fein und fest und wächst so freudig in uns das Gute, das dann aus allen Quellen der Welt her zu trinken scheint. Auch dem Ungläubigen, der dieses religiöse Gefühl kennt, muß unmittelbar verständlich sein, daß die Gläubigen sagen: es kommt von Gott. Und nun: die kleinste eigene Niedrigkeit, eigne Unreinheit zerstört diese Seligkeit durchaus. Was beseligend macht, i s t ja eben die vom Körperlichen, so scheint es, befreite Reinheit des Gefühls und seine Ganzheit, ist die vollkommene Gesammeltheit des innersten Menschentums in dem Hochgefühle: gut.

Digitized by Google

Denken wir daran, und geben wir überhaupt zu, daß, ob verbunden mit offenbartem Glauben irgendwelcher Art oder nicht, der Boden der Religiosität das religiöse Gefühl ist, so wissen wir auch: daß Denken und Erkennen, daß Philosophie und Wissenschaft an sich wesensverschieden mit Religiosität sind.

Aber ich meine: förderlich können sie ihr ebensogut wie der Glaube irgendeiner Religion im kirchlichen Sinn, irgendeiner Konfession sein. Förderlich wird ihr jegliche menschliche Seelen- und Geistestätigkeit sein, die verbunden ist mit einem inneren Erleben großer und lauterer Vorstellungen, von denen die der Erkenntnisgrenzen ja eine der erhabensten ist. Solches Erleben bedeutet ja: Fühlen mit dem ganzen Ich, Fühlen zu „abstrahieren", ohne in irgendeinem Sinn abzuziehn. So bedeutet jedes reiche innere Erleben: Ansammeln reichen Gefühlsgutes. Nur: daß allein das Gefühlsgut wertvoll ist, das nicht mit Irrungen oder gar Fälschungen verbunden ist. Eine seichte Wissenschaft, eine lügnerische Kunst werden uns die Hochgefühle der Religiosität von dem Augenblick an nicht mehr verschaffen können, da wir sie durchschauen, die Wissenschaft als unwahr, die Kunst als unwahrhaftig. Allein die Überzeugtheit von der sachlichen Wahrheit dieser Dinge oder der persönlichen Wahrheit dieses Ichs kann mit Assoziationen verbunden sein, die das religiöse Gefühl bereichern. Denn nur sie lassen die Einheitlichkeit und Reinheit unsrer persönlichen Wahrhaftigkeit zu. Gefühle, die mit irgendwelchem Schwanken an der eignen Sicherheit verbunden sind, können doch kaum stärkende Gefühle sein.

Wie aber, wenn wir erkennen sollten, daß mit den Ergebnissen der Wissenschaft und den Schenkungen der Kunst, daß mit unsrer ganzen Zivilisation und Kultur überhaupt „Wahn, überall Wahn" verbunden ist, so viel, daß man's aufgeben möchte, aus ihnen den Ersatz für das zu schöpfen, was der Gläubige seiner Offenbarung entnimmt?

Die alte wehmütige Frage taucht auf: fördert unsre Kultur denn überhaupt unser Glück? Ist es nicht statt des Strebens nach Glück die uns eingeborene Notwendigkeit, was uns zur Ausweitung unsres Gehirnlebens zwingt? Wie sie den Stamm sich zu dehnen zwingt, weil er verkümmern muß, wenn er's nicht tut? Fragen, die wir für unsre Betrachtung beiseit lassen können! Denn wenn eines gewiß, ist es das: mehr als alles Nachgehen hinter fremdem Seelenleben, um aus ihm herüberzunehmen, mehr als alles Mittelbare fördert das eigne gute Tun im Leben auch die Fähigkeit zum religiösen Gefühl. Ich denke hier nicht einmal vorzugsweise an das „Wohltun", an irgendeine Art bewußt altruistischer Arbeit. Ich denke an den Segen aller freien Arbeit überhaupt, die über das Aufnehmen hinausgeht, vor allem der praktischen Arbeit an der Wirklichkeit, an der Zeit. Wir haben früher davon gesprochen, wie alle Kunst doch nur ein Hinführen zu den Dingen ist, und wie deshalb auf dem Wege zum Leben erlahmt, wessen Gedanken in der Kunst steckenbleiben. Davon, wie die Zivilisation uns mehr und mehr nur Spiegelungen, nur Reflexe, nur Abbilder vom Lebendigen statt seiner selbst gibt, Papier statt Wesen, Schatten statt Sein, weshalb es wohl vorkommen mag, daß ein Bauer an unmittelbarem Erleben reicher ist, als der Städter zwischen den

Digitized by Google

zahllosen bunten Widerscheinen seines menschenreichen Spiegelsaals. Wir Städter leben ja wie beim Kinematographen: viele Bilder und von buntester Mannigfaltigkeit, aber sie wechseln alle rasch vorbei; nur an den wenigsten sind wir beteiligt, und wenn, so beweist das Vorüberrauschen auch unsrer Teilnahme, wie wenig tief das meiste ging — was heute „sensationell" war, ist morgen „alte Geschichte". Der Bauer dagegen lebt den Kreislauf der Jahre, den Kreislauf der Leben seiner Haus- und Zuchttiere, seiner Saaten und der Landschaft draußen mit, weil sie alle ineinander und in seiner Arbeit wirken — weil er Mitarbeiter der Natur ist. Nur das, wobei wir in irgendeinem Sinne mit persönlicher Leistung eingreifen, kann uns mit den Gefühlen der Zusammenhänge, mit den Gefühlen der Einheit mit dem Ganzen beschenken, aus eben denen die religiösen Gefühle nicht kirchlicher Art erwachsen. Gewiß, auch inniger Kunst- und Wissenschaftsgenuß ist ein Erarbeiten von Lebenswerten. Eines in der Nachfolge hinter denen, die nach irgendeiner Richtung hin führen können, ein Erarbeiten in der Nachfolge vielleicht hinter den Allergrößten. Aber doch immer ein Erarbeiten in der Nachfolge. Und deshalb doch ohne viel andern als einen Ästhetenwert, wenn's dabei bleibt, und dann sich verzettelnd in Spiel oder Schwärmerei. Aber von höchstem Wert, wenn es die schlafenden Augen in uns selber öffnet, so daß wir nun mit den erhellten ins Leben gehn. Ins Leben, das ist immer das erste und letzte! Ins Leben fremden Wegen nach, aber neben diesen auch eignen, geraden Wegs. Mag er auch nicht zu den höchsten Zielen führen, zu denen wir Führer brauchen. Ob wir uns auch noch so Bescheidenes selber erarbeiten, das eigen Gewachsene hat besondern Wert, wie wir auch von religiösen Gefühlen an keinem Christkinde Raffaels so viel gewinnen werden, wie an unserm eigenen Kind.

Das ist der Irrtum des armen Emanuel Quint, den Gerhart Hauptmann uns in seinem ergreifenden Werke schildert: daß er wähnt, mit dem Nachfolgen hinter dem Heilande sei's getan, mit Sinnen und Lieben, mit Bekennen und Dulden — er arbeitet nicht. Es ist heut der Irrtum von Tausenden, dem Schwärmer verwandter und sehr abweichender Art, von Tausenden, die um einen Gott ringen, mögen sie ihren Gott auch den Nicht-Gott nennen: sie glauben, mit Hören und Reden, mit Lesen und Überdenken könnte die letzte Befriedigung des Menschenseins herbeigezwungen werden. Was das Ganze mit dem Gefühle der Ganzheit segnen soll, kann ich das mit einem Teil meines Geistes erwerben? Kann ich es auf irgendeine Weise allein von andern erwerben? Erwerben können wir's überhaupt nicht, aber in uns selber erzeugen. A

Spielzeug aus eigner Hand

In Berlin gab es zwei Ausstellungen, die vom Kinde handelten, die eine „Das Kind in den letzten Jahrhunderten" im Künstlerhaus, die andere „Spielzeug aus eigener Hand" im Warenhaus Tietz. Die erste beschäftigte sich mit dem Kind als Spielzeug, trug einen bloß gesellschaftlichen, mondainen Charakter, die andere beschäftigte sich mit dem Kind als Spielseele, bot ästhetische, pädagogische

Digitized by Google

und sonst welche Fülle von Anregungen und ist die, welche uns allein im Kunstwart interessieren kann. Es ist noch nicht gar zu lange, daß wir das Kind wieder auch als Subjekt betrachten lernten. Frühere Zeiten waren besser dran, sie standen der Kindesseele wohl naiv näher, wir müssen sie erst studieren. Der ernste Wille, des Kindes innerstes Wesen zu verstehn und aus diesem Verständnis heraus dann das Kind in der seiner Natur gemäßen Weise hilfsbereit dem Leben entgegenzuleiten, hat in dem letzten Zeitraum sich ganz besonders intensiv betätigt, hat so viele Bewegungen ins Leben gerufen, die unter mancherlei Namen und auf mancherlei Wegen alle zu dem einen Ziele streben, das vergessene Land der Kindesseele von neuem zu entdecken und das verödete wieder zu besamen und zu warten.

Im Kinde sind alle die ausstrahlenden Betätigungen der Seele noch einheitlich gesammelt im Spiel. Das Spiel ist die elementare Betätigung der kindlichen Psyche. Alles Elementare aber trägt den Stempel des höchsten Ernstes. Nur wer diesen Ernst im Spiel des Kindes erkennt, wird das Kind verstehen, und wird verstehen, welche Bedeutung dieses Spiel für die Erkenntnis der Kindesseele und für die Grundlagen einer vernünftigen Pädagogik hat. Das Kind tritt im Spiel nicht wie der Erwachsene in Gegensatz zum Leben, es sucht gerade im Spiel an das Leben heranzukommen, es verrichtet im Spiel eine höchste Lebensarbeit. Es gibt nur eine gereifte Tätigkeit, die sich mit dem Spiel des Kindes vergleichen läßt, das ist die Tätigkeit des Künstlers. Oder welcher Erwachsene sonst lebt noch dieses entzückende, im tiefsten so einheitliche Doppelleben, zugleich in der Phantasie und in der Wirklichkeit, und treibt den Scherz noch mit soviel innigem Ernst? Alle? Ja, aber nur in jenen flüchtigen Augenblicken, wo jeder Mensch noch Kind und Künstler zugleich ist, dann nämlich, wann er liebt, und wann er künstlerisch genießt.

An dem Tage, als ich zum erstenmal morgens durch die Ausstellung bei Tietz gegangen, hatte ich am Nachmittag ein hübsches Kindererlebnis. Es war an der Grenze von Schöneberg, da wo die Häuser aufhören und neue Straßen gepflastert werden. Aber einem Steinhaufen war ein aufgespannter Regenschirm errichtet. Nun, er war immer noch als solcher zu erkennen, aber von weitem und so vom Wind geschaukelt hatte ich ihn doch als eine alte gefledderte Krähe angesprochen. Ich geriet richtig in einen Gemüsemarkt hinein. Unter dem Schirm saß die Apfelfrau, sie hatte die blau und grüne Schürze als Kopftuch umgebunden, eine gewaltige Brille von Papier auf der Nase und strickte mit Holzstäben an einem unsichtbaren Weihnachtsstrumpf, den sie ab und zu vor die Augen hob, um seine Länge zu prüfen und zu sehen, ob nicht bald wieder „abgenommen“ werden müßte. Und dabei verkaufte sie ihre Äpfel, sie hatte Gravensteiner und Hasenköpfe, das letzte waren die länglichen, nun und die ersten erkennt man doch gleich an dem feinen Geruch. Und wenn gerade keine Kunden zu sehen waren, dann suchte sie die schönsten großen runden heraus, spuckte heimlich drauf und rieb sie mit dem Ärmel blank. Und die legte sie ganz vorn hin, das waren die Lockäpfel. Sie machte gute Geschäfte, aber manchmal hatte sie auch ihre Not, der eine Herr wollte bei einem Pfund auf einen Hosenknopf wahr-

Digitized by Google

haftig noch drei Mohrrübenscheiben herausbaben, und ein anderer wollte sogar pumpen. Bei diesen Prachtäpfeln! die den Kunden so gut schmeckten; kratsch, knautsch, hatten sie einen auf, p'h! spuckten sie den Rest aus, denn das Gehäuse kann man doch nicht verdauen! Aber einige hatten auch madige unter ihren entdeckt. Und nun wollten sie ihr Geld wieder oder die schlechten Äpfel in gute umgetauscht haben. Das gab ein Lamento. Hatte sie etwa die Maden hineingesetzt? Sollte sie denn ganz bankerott werden? Schließlich einigte man sich doch, für zwei madige gab's immer einen guten. Ich wollte ja eigentlich nur ein Pfund Gravensteiner mitnehmen. Denn warum? Ich mag die Hasenköpfe nicht, und dann waren sie auch zu teuer, und dann war es auch am Ende des Monats. Aber wer will mit Argumenten gegen die Beredsamkeit einer Gemüsehändlerin ankämpfen? Ich mußte richtig noch ein Pfund Hasenköpfe nehmen, dann machte ich schleunigst, daß ich wegkam, denn sonst hätt ich vielleicht noch mehr gekauft. Und da traf ich meinen Freund S., der ein gewaltiger Pädagoge ist und auch besonders die Kindesseele studiert, gewissenhaft, experimentell, nicht wie so ein Laie, sondern mit vielem wissenschaftlichen Ernst. Wir hatten uns verabredet, da wir gemeinsam eine bekannte Familie besuchen wollten. In der Nähe dieses großen Pädagogen fiel mir plötzlich etwas drückend auf die Seele: ich hatte ja keine Äpfel, ich hatte ja zweimal ein Halbdutzend große Granitsteine in den Manteltaschen. Ich schämte mich tief dieser eines Erwachsenen unwürdigen Kinderei und warf die dummen Steine weg. Aber als ich die Geschichte erzählte, war der große Pädagoge der Kindesseele so begeistert, daß er sich einen der weggeworfenen Steine wiederholte und mit einem bedeutsamen Lächeln in die Tasche steckte. Dann gingen wir zu den Bekannten, die auch ein fünfjähriges Töchterchen haben. „Sieh mal, Elschen, was ich dir hier mitgebracht habe." Elschen sah den Herrn Schulmeister verwundert an: „Einen Stein?" „Jaa, das *ist* ein Stein; aaber, was könnte es wohl, sieh mal, so zum Beispiel *vorstellen*?" Elschens Verwunderung wurde immer größer. „Na, ich meine, was könnte man damit wohl spielen?" „Straßepflastern." „Nun ja, aber sieh mal, könnte man sich nicht vorstellen, daß dieser Stein ein Apfel sei?" „Ein Apfel? ha, ha, ha, ein Apfel hat doch hier einen Stiel und da ein Röschen, und dann ist er rund, und richtig gelb und rot, und dann kann man ihn abschälen, und dann kann man ihn auch essen." Da stand nun mein Herr Schulmeister wieder verlassen da mit seinem Stein — der Weisen. Ja, wird der Leser sagen, jene Kinder hatten eben Phantasie, aber dieses leider nicht. Mit Verlaub, ich glaube dieses Kind doch wohl besser zu kennen, als der geneigte Leser: es gibt wenig Kinder, die so viel, so lebhafte Phantasie haben wie Elschen, die im Spiel eine ganze Welt phantastischer Buntheit auf ein Nichts von Wirklichkeit zu applizieren vermag, daß ein Dichter sich sämtliche Taschen vollstecken kann. Ich glaube, ich glaube, es lag doch wohl an meinem Pädagogen, der den Kindern Steine statt Äpfel auf—*reden* wollte und so in Wirklichkeit, ohne daß er's merkte, der Phantasie Steine statt Brot gab. Nun kam da noch ein andrer Besuch, der war ein großer Künstler vor dem Herrn. Ein berühmter Witzblattzeichner,

Digitized by Google

der in seinen Bildern das Leben so auf die Quintessenz von Seele zu reduzieren weiß, daß man bei diesem Nichts von einem Rest nicht weiß, ob es nun ein Witz oder die absolute Blödheit ist. Und dieser Künstler kämpft natürlich auch für das Kind, er macht modernes Spielzeug, ganz modernes, „humoristisches", von jener Art, worüber die Erwachsenen sich so amüsieren, und das als modernes natürlich allen ästhetischen Anforderungen — der Erwachsenen entspricht. Ich erzählte ihm die Geschichte mit den Äpfeln, er wollte sich totlachen. „Nein, welchen Witz, welchen Witz diese Kinder haben, man denke, aus Granitäpfeln — Granatäpfel zu machen!" Richtig, sagte ich, richtig, auf dem dürftigen Streusand dieses brillanten Wort- und Gedankenwitzes wird ganz gewiß die üppige Vegetation dieses phantastischen Kinderspiels gewachsen sein.

„Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und scheidend sah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Bewahr uns vor d e n Herren!"

Die Pädagogen und Künstler, diese ersten Berufenen, was haben sie alles auf dem Gewissen! Ich meine gerade die modernen. Das vielgepriesene moderne Spielzeug, dieses humoristische, es muß einmal gesagt werden: neun Zehntel davon ist geradezu ein Unfug. Da wollten wir nun mal ganz kindlich sein, ganz vom Kinde aus sehen; aber wird der Pädagoge kindlich, wenn er sich bei seinem Dozieren bedeutungsvoll in die Knie huckt: seht mal, jetzt w i l l ich kindlich sein? In Wirklichkeit sahen wir trotz oder vielleicht gerade wegen unsers bewußten Uns-klein-machens ganz vom Standpunkt des Erwachsenen aus. Den witzigen Künstlern fehlte es ganz an dem naiven Ernst des Kindes und den ernsten Pädagogen natürlich noch viel mehr. Da sah der Künstler, wie das Kind im Spiel einen Scherz zu einem Symbol erhebt. Ei, dachte er, wie einfach! Wenn ich meinerseits nun aus einem Symbol einen Witz mache, dann muß ich mich doch mit dem Kind begegnen. O übergroße Schlauheit! Und gewiß wird es genug Leute geben, die aus dem selbstgefertigten Spielzeug bei Tietz die Richtigkeit dieser Argumentation beweisen, die da sagen, seht doch, ist dieses Spielzeug nicht ganz von jener Art? Ich für meine Person behaupte, daß sich nichts fremder sieht, als das selbstgefertigte Spielzeug und das witzig-kunstgewerbliche der modernen Künstler, wohlgemerkt, jener neun Zehntel. Das eine Zehntel, ja das ist etwas ganz anderes. Das sind eben jene wirklichen Künstler, die immer selbst Kinder sind, die es nicht erst sein zu wollen brauchen. Und sie arbeiten, so zeitbewußt sie immer sind, auch nie im Stile einer Zeitströmung. Man vergleiche sie mit der wundervollen historischen Spielzeugsammlung bei Tietz! Die war außerordentlich lehrreich. Hoffen wir, daß diese echten Künstler, die alten wie die neuen, in inniger Verbindung mit den Kindern selbst dieses pedantisch oder witzig ästhetisierende moderne Spielzeug mitsamt den vielen Schlagworten von „Kunst und Kind" usw. überwinden, die doch nur die Kinderkrankheiten der neuen Bewegung sind.

Doch schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus. Sie hatten auch ihr Gutes, sie waren vielleicht notwendig. Die Bewegung mußte

Digitized by Google

vielleicht, um überhaupt erst mal in Aktion zu kommen, den Umweg über das ästhetisierend affektiert Kindliche machen, ehe es den Weg zum naiv Kindlichen fand. (Zurückfand, könnte man auch sagen. Denn wie so vieles in allen unsern modernen Bewegungen ist auch dieses in gar mancher Hinsicht nur ein Zurück zu dem verlorengegangenen Guten andrer Zeiten, zurück zu einer letzten feinen Tradition. Siehe wieder die historische Sammlung!) Auch diese neun Zehnteile künstlerisch modernen Spielzeugs hatten ihr Gutes, sie halfen im Kampf gegen das ganz Verlotterte, gegen das gedankenlose Klischee süßlich blöder Lebensfälscherei. Aber treiben wir, nachdem wir den Teufel durch Beelzebub ausgetrieben, nun auch recht bald diesen davon, denn mit freiem Blicke gesehn, nehmen sich die beiden doch höllisch ähnlich aus. Um das Spielzeug von der Entartung in die Überkompliziertheit detaillierter Realistik und in die jede Phantasiearbeit beim Spiel so gewissenlos aufhebende Mechanik wieder auf den gesunden Boden einer schönen, naiven Einfalt zurückzuführen, und das ist doch der Kernpunkt der ganzen Spielzeugreform — ich glaube, der aufdringliche Archaismus der Modernsten wird dazu wenig helfen. Nicht die Primitivität, die als ästhetische Kurzschrift von der kompletten Wirklichkeit erst wieder abstrahiert, über diese formelhaft hinausgeht, sondern die Primitivität, die tatsächlich noch unter der Wirklichkeit steht, aber naiv nach ihr hinauflangt, und sie in unbeholfenen Zeichen einzufangen sucht, ist die Grundlage, auf der das Spielzeug aufgebaut werden muß. Wenn wir diese Naivität nicht zu geben vermögen, so lassen wir schon lieber die Kinder ganz allein machen. Haben wir jedenfalls keine kunstpädagogischen Doktrinen für sie, haben wir überhaupt etwas weniger gelehrten Mund, haben wir lieber etwas mehr Ohr und Auge für sie!

Eine Dame, mit der ich die Ausstellung des selbstgefertigten Kinderspielzeugs bei Tietz besuchte, war enttäuscht, so viele Eisenbahnen, Automobile, Luftschiffe und Aroplane zu finden. „Also wieder die gräßliche Technik!“ Aber diese Kinder leben in einer Zeit der Technik, sind überall umgeben von Technik, sie sehen Technik, sie hören Technik, das Leben, das sie führen, ist an allen Ecken und Enden erfüllt mit Technik. Sie sind Kinder der Großstadt. Das Schaf und die Kuh sind Buchwissen für sie, aber das Automobil, das sehen, hören und — riechen sie leibhaftig. Möglich, daß Gänseliesel mit ihren gefiederten Genossinnen, schon weil sie wirkliche Lebewesen sind, dem Gemüt und der Phantasie bessere Dienste leisten würden, als diese seelenlosen Dinge der Technik. Aber es ist auch wieder erquicklich zu sehen, wie diese Kinder nicht aus dem Buch, sondern aus der erlebten Wirklichkeit sich Mittel zum Spielen schaffen. „Ja,“ wird mir entgegnet, „Mittel zum Spiel, Symbole, aber das sind ja hier Modelle des Lebens. Wenn ein Kind, das draußen in einem Automobil gefahren, zu Haus sich auf eine Fußbank setzt, töff töff und kurrack macht und dann brrr davonsaust, hu, schnell den Autoschal dicht herum, denn fff, der Wind, der furchtbare Windzug! — so ist das Leben Mittel zum Spiel geworden. Aber wenn es diesen technischen Apparat kleinlich nachmodelliert?“ Ich glaube, meine Dame, hier liegt, abgesehen von dem Temperamentsunterschied (aus dem einen Kinde schaut eben schon

Digitized by Google

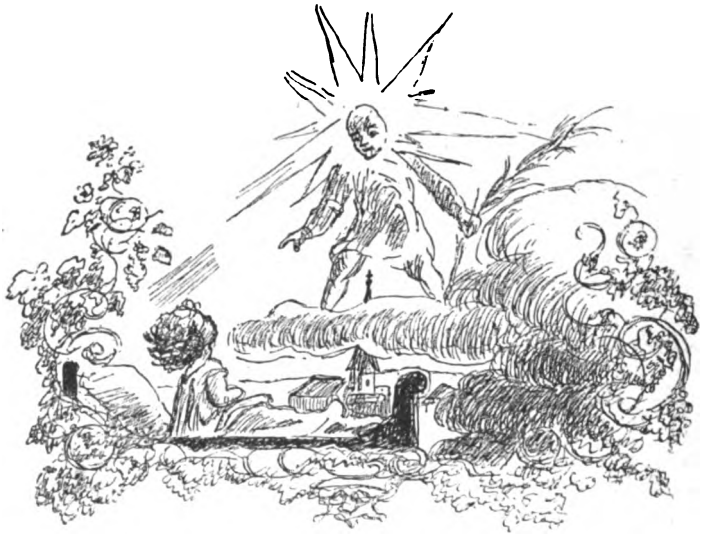
der zukünftige Windbeutel von Dichter, aus dem andern der Ingenieur) nur ein Unterschied des Alters vor. Nicht nur die subjektive Seite des Geistes will sich betätigen im Spiel, mit den Jahren kommt auch der realistische Tatsachensinn und will sich am Spiel entwickeln. Sollen wir uns in unsrer pädagogischen Seele ärgern, wenn da etwa ein Automobil von einem sechzehnjährigen Jungen mit allen technischen Subtilitäten fabriziert wurde? Ein andres ist es, wenn ein fix und fertig gekauftes Automobil, das selbsttätig läuft und lenkt und tutet, dem Kind, und vielleicht noch gar einem kleinen, zum Spielen gegeben wird, damit es ab und zu mal eine Schraube drehe und im übrigen tatlos die blöde Monotonie der Mechanik anstaune. Ein anderes, wenn ein Knabe von reifendem Verstand den Apparat mit eigner Hand nachzubilden versucht. Sein Spielzeug ist ja in Wirklichkeit nicht das Automobil, sondern das Handwerkzeug.

Von diesen schon an der Grenze der eigentlichen Kindlichkeit geschaffenen Gegenständen abgesehn, die andern selbstgefertigten Dinge, mögen sie ihre Vorbilder im Märchen oder im Leben haben, sie stammen alle aus dem unbesiegten Kindesland, diesem entzückenden Lande, wo immer neue Sonnen wie die Apfelsinen wachsen und jeder runde Kuchen zum Monde werden kann. Was ist eine Streichholzschachtel für ein vielseitiges Ding, alles kann man daraus bauen! Und Garnrollen! Und Backpflaumen! Aber da soll nun ein Segelschiff entstehn, ein stolzes Segelschiff. Das kann man aus Backpflaumen machen, aber dann sieht es noch nicht sehr stolz aus. Nein, das muß aus Holz sein und eine Elle lang, das wird ein stolzes Schiff. So ein richtiger Kloben Holz, dick und schwer, das ist ein Schiffsrumpf! Und nun die Masten draufgesteckt. Aber die Takelage? Ei, wozu hätten wir Mutters Nähkasten. Und was man da gleich für schöne Anker drin findet! Aber ganz kunstvoll müssen die Taue gebunden werden, daß auch die Matrosen richtig drin herumklettern können. Was fehlt nun noch? Ein Bugspriet fehlt noch und ein Steuer. Aber nun ist es fix und fertig, hurra! Nun donnern die Kanonen, jetzt kann die Fahrt beginnen. Ja, das ist noch ein stolzes Schiff, so wird das Schiff ausgesehen haben, das der König von Spanien dem Kolumbus gegeben hat: „Hier Klumbumbus, hest du een Schepp, nu führ hen un entdeck mi mal Amerika.“ Was sagt der Herr Ästhetikus? Hier ist nichts Genauigkeit, aber alles ist Geschautheit. Hier ist die ganze Unvollkommenheit einer neunjährigen Knabenhand, aber was sie hat sagen wollen, das hat sie auch fühlbar gemacht. Und weil alles geschaut ist und fühlbar, so hat es Leben und Seele, und man kann damit spielen, bis man alt und grau ist. Mehr Geschautheit können selbst die Raubritter des Zwölfjährigen nicht haben. Sie sind nur außerdem auch noch gesehen, beobachtet, und hinter dem Auge steht eine schon weit geübtere, eine außergewöhnlich geschickte, ja eine richtige kleine Künstlerhand. Was haben diese Pferde, die aus Holz geschnitzt und mit Kitt ausgebessert sind, für Leben! Damit kann man schon einen Bauernwagen stürmen. An dem Wochenmarkt, den unsre Abbildung zeigt, haben gleich eine ganze Menge Hände gepappt, gezimmert, geflochten, gepinselt, geplastikt und geschneidert, von lauter etwa dreizehnjährigen Mädchen der Elisabethschule in Großlichter-

Digitized by Google

selbe, einer Reformmädchenschule, die ihre Schülerinnen in den Handarbeitsstunden solch Allotria treiben, sie freihändig phantasieren läßt; man denke, in den heiligen Handarbeitsstunden, wo die Mädchen doch auf Kanevas zu sticken haben, unermüdlich, nach dem Takt, jenes ewige Schablonenmuster, das die Augen zwar immer sehn, immer sehn, das aber die Seele noch niemals geschaut hat! Unser viertes Bild (das zweite der Beilage) zeigt keine Arbeit von Kindern, diese ganz primitiv und doch so fein aus Streichholzschachteln gefertigte Puppenstube stammt aus dem Seminar des Pestalozzi-Fröbelhauses, von angehenden Spiellehrerinnen, es stellt also nur die Idee einer Kinderspielarbeit dar. Und es ist hübsch, eine Pädagogik am Werke zu sehen, die nicht in die Kinderseele hineinredet, sondern aus ihr heraus.

Erich Vogeler



Zeichnung von Max Slevogt, aus „Trari-ra" der Schaffsteinschen „Blauen Bändchen"

Lose Blätter

Aus Gerhart Hauptmanns Buch vom Narren in Christo Emanuel Quint

[Ein außerehelich geborener Mensch mit übeln Anlagen, der schon der Mutter und seinem braven Stiefvater Not gemacht, ist nach dem alten guten Satze vom Müßiggang als Lasteranfang aus Arbeitsscheu, zu deutsch Faulheit, bald auf den schlechten Weg gekommen. Zum Bummler, zum Vagabunden, zum Bettler, zum Schwindler geworden, als er das einträglich fand, zum Kurpfuscher, als sich das Kurpfuschen vorteilhaft mit dem Ausnutzen leichtgläubiger Schwärmer verbinden ließ, zum betrügerischen Wundertäter. Ein Weg, der bei gleichzeitiger Entwicklung ungeheuerlicher Eitelkeit steil bergan aber ganz geradeaus dahin führte, daß sich der Angeklagte seinen betörten Anhängern schließlich

Digitized by Google

als nichts Geringeres, denn als den wiedergekehrten Christus ausgab! Um mit Christus-Autorität seiner betrogenen Schar sozialdemokratische und anarchistische Irrlehren, Verachtung aller staatlichen, aber auch aller kirchlichen Autorität, ja der Bibel selber zu lehren! Und Kirchenschändung und Gotteslästerung anzustiften sowohl wie zu begehn! Nach welchen Vorgängen der Abschluß dieser Verbrecherlaufbahn ohnegleichen durch den Lustmord an einer verführten Minderjährigen leider nicht mehr überraschen kann . . .

So ungefähr mag sich laut des Dichters Zeugnis das Leben des Emanuel Quint im Geiste des Staatsanwaltes gespiegelt haben, wenn ihm etwa das künftige Plaidoyer gegen den Untersuchungsgefangenen durch den Kopf ging. Allerdings kam es zu diesen überzeugenden Ausführungen nicht, da sich der Sachbefund, ohne Zutun des Beschuldigten übrigens, anderweit aufklärte. Hauptmann zeigt uns seinen Christus-Narren* auch noch in einer Menge andrer Beleuchtungen. In der des lutherischen Geistlichen, der, wie er sich ausdrückt, „in die Pläne und Absichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat“ und schon bei Quints erstem öffentlichen Auftreten Schlimmes sieht, „wenn Laien in ungesunder Geschäftigkeit den Dienern am Worte vorgreifen“. In der des katholischen Priesters, der Quints Vater ist und sich bei einer furchtbaren Kirchenschändung durch ihn gestraft fühlt. In der Beleuchtung von Herrnhutern, im Geisteslicht von stillen und aufgeregten Sektierern, in der Glorie zumal derer, die sich als seine Jünger fühlen und in ihm den Heiland anbeten, der das tausendjährige Reich einleitet. Ferner im Licht eines Gutsbesitzers, der ihn als Aufwiegler am liebsten peitschen ließe, im warmen Licht ihn liebender Frauen, und wieder in der Spiegelung durch ganz „moderne“ Menschen verschiedenster Art, auch in den Gutachten durch Psychiater. Sie reden nicht nur alle über ihn, meist handeln sie auch so oder so — mehr und seltsamer: meist leiden sie auch so oder so um ihn. Denn wie von Liebe und von Haß, wallt um ihn ein Strom der Irrungen, des Schmerzes, ja des Frevels.

In einem Dorf im Eulengebirge wächst, als voreheliches Kind einer Tischlersfrau, ein seltsamer Knabe herauf: sein Herz ist unbegrenzter Liebe voll, aber wie diese Liebe von der Welt zurückgestoßen, wie er als Bankert verachtet und verspottet wird, da wandelt sie sich nicht in Haß, da verbindet sie sich mit einem vorzeitigen Grübeln, das Trost in dem einzigen sucht, was gut zu ihm spricht: in der Heiligen Schrift. Hier findet er: auch Jesus litt Schmach ohne eigne Schuld, und den unreifen Kindergedanken geht es sonderbar ein: auch er war ja nicht seines Menschenvaters Sohn. In seiner geistigen Einsamkeit, darein dann und wann eines Sektierers Schwärmerruf hallt, sinnt sich der junge Quint aus der Bibel Gedanken zurecht und aus den Gedanken neue Gedanken, deren Vater doch nicht der ungeschulte Kopf allein, sondern ebensogut das heiße Herz ist. Er vergleicht die Welt, in der seine Seele lebt, mit der, in welcher sein Leib lebt, und erkennt: sie verachten Jesum noch, seinen Tröster, den Heiland aller, die auch er liebt und die auch ihn hassen, sie achten seiner mit ihrem Denken, Fühlen und Handeln so wenig, daß die Zeit gekommen sein muß, von der die Wanderprediger reden: die Zeit, da er wiederkehrt. Jesum nachzufolgen nicht wie die Welt ihm nach-

* Das Buch erschien soeben bei S. Fischer in Berlin.

Digitized by Google

zufolgen vorgibt, sondern wirklich so, wie Jesus voranging, das wird allmählich der Leitgedanke, der ihn beherrscht, der ihn erfüllt. So zieht eines Tages der Dürftige und Blasse, barfuß und armselig angetan, aber in seiner andauernd unwochentäglichen Gestimmtheit schon feierlichen Schrittes zur Stadt. In Reichenbach ruft er auf dem Markte zur Buße, dieweil das Himmelreich nahe sei. Er fühlt sich als „ein Werkzeug", „einen Arbeiter im Weinberg des Herrn", einen „Bekenner des Evangeliums" — Wörter, was ist der Inhalt, der sie zu Worten macht? Ein *Trieb* ist der Inhalt, der Trieb der Liebe, der Trieb zu Gott. Ein Trieb, wie er stark und schwach, klar und dunkel, rein und vermengt mit Schmutzigem rings in tausend Mühseligen und Beladenen lebt. Die Vielen verspotten Quint. Aber zwei und drei treten schon zu ihm, denn sie fühlen in dem, der vom Erleiden und Sehnen zum Rufen und Bekennen gekommen ist, das stärkere geistige Ich, und fühlen es als ihr Aber-Ich. Ihrer werden mehr. Die einen beginnen ihn zu verfolgen, die andern beginnen ihn zu bitten. Es freut ihn, für Christum zu leiden, und freut ihn, daß man vertraut, durch ihn werde Christus helfen. Freilich: es ist auch ein Umschmeicheln seiner armen Seele dabei, ein Unreines, das er als Versuchung des Bösen fühlt. Nun scheint es: seine Hand hilft, die andern sagen: tut Wunder. Er kann's nicht irdisch erklären, so muß er glauben: „Gott hilft durch mich." Durch andre nicht . . . ist er *bevorzugt* von Gott? Lange weist er in Demut diesen Gedanken ab, und entsetzt sich, als sie gar beginnen ihn anzubeten, als *wäre* er Christus der Gott. Aber in seinem Grübeln, nein: in der Ganzheit dieses Ichs ringt sich aus den Büchern der beiden Johannes, und aus der Schrift sonst, und aus anderm Gelesenen, und aus der aufs tiefste in ihrer Schönheit gefühlten Natur, und aus all dem Gesehenen, Erfahrenen, Erlittenen ein Gotteswelt-Innenbild zusammen, das, ob alt ob neu, mit der Kraft des in ihm selbst Erwachsenen langsam sein ganzes Wesen ausfüllt. „Christus, ich kenne ihn nicht oder bin es selbst." Denn Gott ist ein Geist, und wen Gott beherrscht, der ist in Gestalt eines Menschen-Sohnes Gott. Da er nur ihm zu dienen glaubt, und sich Gott gegenüber ohne Sünde *fühlt*, und nur *leiden* will für ihn, ist *er* auch Christus. Was er mit aller Fülle der Persönlichkeit erlebt, das *ist* ihm, ist ihm *die* Wahrheit. Nicht die Kirchen und den Staat achtet er mehr, die das Wort mißdeuteten und selbst Haß aus der Liebe schöpften, nicht die Heilige Schrift selbst, in der Menschen- und Gotteswort so gemischt sind, daß sie mißdeutet werden *kann*, es sei denn: im *Hörenden* auch sei Gott. Er spricht in der Sprache der Bibel, die ja seines ungelehrten Denkens Sprachgeber war, und spricht in Gleichnissen, aber die allein ihn lieben und ihm folgen, verstehn ihn so wenig, wie Jesum seine Jünger verstanden. Sie erhoffen irdische Seligkeit von ihm, wie jene von dem Meister erhofften, den er in sich fühlt. Seine Liebe erkennt: das macht sie froh, und da sein Widerspruch nur verwirrt und sein Schelten nur beugt, so duldet er die Vergötterung allmählich mit einer Art wehmütigen Humors, wie man die Torheiten der Kinder duldet, die sie beglücken. Aber der auf alle wirkt und viele ergreift, wird schließlich doch allen zum Unsegen. Erst wollte er nur ganz in der Stille nachfolgen, wie Christus voranschritt. Dann wollte er zeugen für ihn. Dann wollte er kämpfen für ihn. Zuletzt will er gar nichts weiter, als leiden für ihn. Die meisten

Digitized by Google

Jünger haben ihn verlassen, die letzten weist er von sich weg. In der Großstadt, freigegeben von eines furchtbaren Verbrechens Verdacht, das an der geschehen ist, die ihn geliebt hat und die wohl auch er im Stillen liebte, sieht er seine Hoffnung, begnadet zu werden mit dem Tod für den Sünder, versinken. Weiter hören wir nur, daß der Gottesnarr durchs Land gezogen sei, anklopfend um Nachtlager oder Brot. „Fragte man aber: »Wer ist hier?«, so kam es leise zurück: »Christus!« Dann grauste den Menschen, und sie schlugen die Türen zu." Verirrt auf dem Gotthardpaß ist Emanuel Quint erfroren. . .

Es ist schwer, sich von diesem Erleben in die Nüchternheit eines literarischen Berichtes zurückzufinden. Vielleicht geschieht das am schnellsten, wenn man zunächst auf die Mängel des Werkes sieht. Und mit dem beginnt, das im Verhältnis zum Geleisteten die nebensächlichste Kleinigkeit bleibt: mit den Ungleichmäßigkeiten des Hauptmannschen Stils, der eine Erzähler-Ruhe erstrebt, aber zwischen archaisierendem Chronisten-Tone bis zu höchst modernen Reflexionen nicht immer die Wesensverwandtschaft wahrt, die festes Ineinanderverwachsen der Teile ermöglicht. Es wirkt, beispielsweise, als eine kaum verständliche Entgleisung, wenn Hauptmann in tiefernstem Bericht von einem „deklassierten Papa" schreibt, und wir sind von seiner Sprache zu sehr verwöhnt, als daß wir, in ebensolchem Bericht, althergebrachte Unanschauungslosigkeiten gern ertrügen, wie, daß der „Raum über den Köpfen der Menge durch eine Wolke taubeneigroßer Kieselsteine verfinstert wurde". Wer Bildnerkraft hat, braucht keine Klischees, wer Meister ist, betätige das auch im Kleinsten. Hinsichtlich des Größeren wird der Hauptvorwurf gegen den Dichter hier derselbe sein, wie gegen seine jüngeren Werke überhaupt: er sei unklar. Ich erwähnte das nicht, hielte ich's in jeder Hinsicht für falsch. Hauptmann ist im Vereinfachen nicht immer sicher, er ist kein geborener Monumentalisierer. Möglich, daß einer aus Shakesperes Blut auch Gestalten wie die neueren Hauptmanns zusammenbauen könnte, daß man sie erfaßte mit *einem* Blick. Aber wer sagt: „sein Können wird schwach", erweise uns erst einmal, daß er die Fülle des hier niedergelegten Gehalts an Empfindungen und Ideen erfaßt hat, um dann messen, dann wenigstens ahnen zu können, wieviel auseinanderstrebende seelische Massen es in diesen neuen Dichtungen zu bewältigen galt. Man sehe nicht nur die minder glatten Lösungen, man sehe auch die aus der Fülle des Seelenschauens bereicherten und gesteigerten Probleme. Und wenn nicht alles glatt am Tage liegt: wer das Sichvertiefen nicht scheut, der *kann* doch hier zum Gehalt, *kann* zu ihm, wie man's bei jedem der Großen kann, die für „schwierig" gelten, ohne daß man deshalb ihre Größe bezweifelte. Wenn auch dem Quint gegenüber Rezensenten mit dem „was meint er?", „was will er?", „das ist unklar" usw. kommen, so mögen wir zwar daraus sehn, daß von dem hier gebotenen Gehalt ein Stück nicht in die Hirne der Herren ging — aber liegt das nicht mindestens zum guten Teil an *ihren* Hirnen?

Für mich, jedenfalls, ist der „Quint" mit all seinen Mängeln doch eins der schönsten, eins der feinsten, eins der reichsten und eins der edelsten Bücher unsrer Zeit. Daß geradezu hinreißende Einzelschönheiten darin sind, wird mir glauben, wer nur die paar Proben unsrer heutigen „Losen Blätter" liest. Da blühen fast unirdische Zartheiten auf wie Mondsilber-

Digitized by Google

spiel aus Nachtgewölk, aber auch Ausblicke in klar besonnte Weiten, und wieder schauen wir in Hüttenenge und Herzenenge, von unerbittlicher Aufrichtigkeit gefühlt. Wenn dann und wann eine Wendung wie Entgegenkommen gegen den Leser wirkt, das ist Kräuseln der Oberfläche: in seiner Tiefe ist das Werk von jeder Spur von Gefallsucht frei. Zunächst: es ist ein Darsteller-Buch — der hier geschilderte Kreis von deutschen „Schwärmern" ist noch nie nur annähernd so gut dichterisch geschildert worden. Dann: es ist kein Bekenner-Buch (wie die Tolstoischen) sondern ein Sucher-Buch. Das Sucher-Buch eines Mannes von inniger Kraft des Mit-Leidens, aber auch von außerordentlicher Intelligenz, eines Manns, der deshalb im Kindlichen und Kindischen klar die Schwächen, aber auch jene Stärken sieht, jenes drängende Emporbehnen von dunkeln Sehnens-Kräften im Volk, von welchen nichts ahnt, wer vermöge Landkarte und Fahrplan seines Zieles klar auf den obrigkeitlich gelegten Schienen fährt. Es ist auch ein kühnes Buch; es wird nicht nur bei denen Widerspruch wecken, die zwischen den Reden und Meinungen der Gestalten eines Dichters und seinen eigenen nach altem Leserbrauch nicht unterscheiden können, nein, auch bei vielen der Gutsichtigen: denn hinterm Horizonte des gezeigten Weltstücks wetterleuchtet in der Tat ein in manchem sehr revolutionärer Geist. Ob er irre oder nicht, es ist ein leidenschaftlich wahrhaftiger Geist. Nicht des Behauptens, des Fragens. Ein Geist, dem es um keinerlei Nebenwerte zu tun ist, nur ums Verinnerlichen. Das im Auge möge man bei Hauptmann von diesem Narren in Christo lesen. Frei von dem immer und immer auftauchenden Mißverständnisse der Leser, die Beruhigung in hohen Dingen, die immer nur von einem jeden selber aus der Welt herausgerungen, herausgelebt werden kann, solle hier durch eines edlen Toren Mund dem Leser um den Buchpreis feilgeboten werden. A]

In diesem Raum* schien der böhmische Joseph, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimisch zu sein. Er setzte im Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und scharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit diesem Streichholz suchte und fand er dann eine Unschlittkerze, die im Hals einer Flasche stak. Langsam verbreitete sich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrlosung, dessen Eindruck sogar der böhmische Joseph abschwächen wollte, indem er sagte: es sähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hause war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunst von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn fast ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unschlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuse hastig über den schwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen sehen. Ja es huschte bedenklich da und dort über Fensterbretter und über den Tisch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Joseph erklärte: „Das kommt davon, wenn sie die Katzen auffressen." Aber Quint war bereits

* Der „böhmische Joseph" hat Quint in seinen Schmugglerunterschlupf geführt.

Digitized by Google

von einem anderen schemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Joseph sagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit, was er sah, oder nur Einbildung seiner von allen Eindrücken dieses Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als säße am Fenster, im schwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, schlohweiß in der Schwärze des Raums, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leise geflüstert haben, denn Joseph ermutigte ihn alsbald, sich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er sagte, die Alte sei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollten, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, sie könne nicht sterben. Sie könne deshalb nicht sterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig gewesen sei. Er wollte sagen, sie habe gottlose Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloser Hexenkunst und deshalb könne sie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In diesem Augenblick verbreitete sich ein frembartig wunderliches Getön durch den Raum, eine Art Gesang, der Worte enthielt, der aber so unirdisch leise und rührend schwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menschenbrust. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine solche Weise zu singen verstünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieser Welt, wie sie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geschweige, daß sie mit einer solchen rätselvollen, stillen Gewalt eine so rätselvolle, erschütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er sich selbst und seine Umgebung sogleich vergessen hatte. Ohne Bewußtsein und willenlos angezogen, nahm er der singenden Greisin gegenüber — und niemand anders war es, der sang! — mit tränenüberströmtem Antlitz Platz, aber ohne zu wissen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforschen, in die starren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Gesicht, das von langen, offenen, schneeigen Locken umflossen, welk aber durchsichtig-wächsern-zart und leuchtend, wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die schlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß sie die schmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merklich bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein ist genäht,
mein Bettlein ist gemacht.
Komm, o komm,
du letzte, lange Nacht."

Der böhmische Joseph brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied", sagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl schon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen stirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben so allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verstanden! Mit der war niemals gut Kirschen essen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greisin, die wie ein Gebilde aus Schnee im schwachen Mondstrahl des Fensters saß, mit der Schnute zu stoßen, allein die Alte rührte sich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot

Digitized by Google

im Schoß, und schien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen gestorben zu sein.

„Na nu, jetzt Wirtschaft!“ sagte der böhmische Joseph und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die schadhaften Orgelpfeifen eines Leierkastens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weise, durch die er, der immer einen gewissen Überschuß an guter Laune besaß, seine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf dann meistens der siebzigjährige Enkel der Greisin, der nahezu taube Leiermann, aus seinem Verschlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erschien der betagte Enkel. Er glich einem riesenhaften, in schmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Joseph verständliche Laute ausstoßend, über die knackenden Sprossen der Leiter niederstieg. Er begann sogleich Reisig über dem Knie zu brechen, bis er ein starkes Bündel beisammen hatte, das er sogleich in die Wohnstube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Joseph in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greisin versunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller seiner Linken ausleckte, wie verschiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrscheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Joseph, auf Schleichwegen ausübten! und er schloß, als nach einiger Zeit sich neue Besucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Joseph namhaft gemachten Schmuggler sein.

Wirklich waren drei andere Pascher angelangt, die sich laut und lebhaft mit Joseph begrüßten. Sie waren sichtlich vergnügt, nach langer, beschwerlicher Wanderung an einem sicheren Orte der Rast zu sein. Und wieder ertönte der Leierkasten des Leiermanns, der seine Stelle auf einer gerammten Bank im Hausflur hatte und dessen Kurbel von Joseph aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung gesetzt worden war.

Bald darauf saßen die Schmuggler um den Tisch herum und hatten begonnen, Karten zu mischen, während die Selterflasche, mit Kornschnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis sie auch schließlich zu Quint gelangte, der sie, ohne zu trinken, weiter gab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge solcher Bemerkungen zielte auch auf die Greisin hinüber, da die Schmuggler den Festtag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlicheren Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten sie mit rüden Worten und Schimpfereien, die sie ohne Rücksicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wissen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob sich der Narr und küßte der Greisin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eisernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens schob, mit einigen festen Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wissen, wo die Lagerstätte der Greisin sei. Als das strobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgestell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar selbstverständlichen Leichtigkeit die Alte

Digitized by Google

auf seinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraschend und fast zum Erschrecken leicht gewesen. Und nun benahm sich der närrische Sonderling nicht anders, wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Wasser herzu und wusch die Greisin, die unter seinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weise zitterte und langsam, schwer und tief zu atmen begann.

(Die Greisin stirbt dann.)

Die Häftlinge wurden für diese Nacht im Polizeigewahrsam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinsam in einen Raum, der „Narr in Christo" dagegen allein. Und als dieser nun bei Wasser und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zustande tiefer Beseligung zu verharren.

Quint hatte geträumt, der Heiland selber sei in sein Gefängnis zu ihm gekommen.

Alle verschiedenen Arten und Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne, als irgendeinem heutigen, Kenner der menschlichen Seele zu sein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereignisse des sogenannten wachen und wirklichen Lebens sind. Wenn also etwa der Polizist, der den Schlüssel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erschienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland sein. Man träumt Gerüche, man träumt Gesichte, man träumt Berührungen. Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Musik. Man behält an solche sinnlichen Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die scharf und lebendig ist, während viele gleichzeitige und wichtigere Geschehnisse des wachen Lebens unwiderbringlich vergessen bleiben. So hatte Quint den leisen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten sehen. Er hatte bemerkt, wie ein matter, seltsamer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht stärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte. Er wußte: so und nicht anders sah der Heiland, der Menschensohn, der Sohn Mariens, der König unter der Dornenkrone aus, der weder Gestalt noch Schöne hatte und für den gehalten werden mußte, der von Gott geschlagen und gemartert würde. Er kannte in seinem Gesicht jeden einzelnen Zug: so blickten die eingesunkenen Augen, so waren die rötlichen Brauen darübergelegt, so saßen um die Winkel der Lider und um den Ansatz der feinen Nase, deren Flügel leise bebten, die Sommersprossen. So ging der Arm, so hob sich die Hand und strich mit mageren länglichen Fingern leise durch das Gekräusel des Spitzbartes, und dabei zeigte sich auf dem Rücken dieser Hand ein furchtbares Mal, wo die rostige Nagelspitze heraus und in den Kreuzesbalken gedrungen war. Die Wunde quoll von schwärzlichen Blutstropfen.

Und auch auf den rauhen und bestaubten Füßen des Heilands, der barfuß von einer langen Wanderung zu kommen schien, waren die Male zu erkennen. Es ging eine Kraft von ihnen aus, die Quint wie ein Sturm des Mitleids und der Liebe zur Erde riß. Er konnte nicht

Digitized by Google

anders, als immer wieder unter einer Sintflut von Tränen die beiden geliebten Füße küssen. Und nun war es, daß über Emanuel Quint eine weiche und ernste Stimme erscholl: „Bruder Emanuel hast du mich lieb?“ „Ja,“ sagte Emanuel, „mehr wie mich selber!“ Und wieder erklang die Stimme, genau wie vorher: „Bruder Emanuel hast du mich lieb?“ Und als der Träumende es beteuerte, setzte die Stimme weiter hinzu: „Emanuel Quint, so will ich für immer bei dir bleiben!“ Hatte Quint vor einigen Augenblicken gemeint, als das Schloß des Gewahrsams sich knirschend umdrehte und auch als Hand und Kopf des Kommenden im Türspalt erschien, daß ein neuer, armer Sünder hereingeführt würde, so fand er sich jetzt, kaum daß Sekunden verstrichen waren, bis in den siebenten Himmel verzückt, und indem er sich aufrichtete und seine Arme weit ausbreitete, geschah endlich das, was seinem Traume für ihn die Weihe des Wunders gab.

Nämlich, indem Quint und die Gestalt des Heilands, wie Brüder, die sich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, schritten sie ganz buchstäblich einer in den andern hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Wesen des Heilands in sich eintreten und in sich aufgehen fühlte. Dieses Erlebnis war zugleich so unbegreiflich und wunderbar durch seine vollkommene Realität: denn es schien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsschlag, jedem Blutstropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste.

Lange saß Quint hierauf mit einem leisen, grüblerischen Lächeln da und sagte nichts, wobei ihn der Geistliche scharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es ist“, begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweise nicht leicht, so aus dem Stegreif gleich auf die tiefsten Dinge zu kommen. Am Ende wird es das Beste sein, Sie betrachten mich als einen, der anderer Ansicht ist und den Sie zu sich bekehren wollen.“

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Christo allbereits wieder wie Flügelrauschen aus reineren Regionen angehoben, und es strahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langsam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgestellte Dame, von der Sie zu mir gesprochen haben, Herr Pastor, Christum sucht, so werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls sie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht sie mich, so sage ich: sie bedarf meiner nicht, und ebensowenig bedarf ich ihrer.“

Der Pastor, auf den das plötzlich veränderte Wesen des Menschen, sowie die Gravität seiner Worte unheimlich wirkte, glaubte im ersten Augenblick, daß Emanuel sich für Christus hielte und damit das Urteil ohne weiteres über ihn schon entschieden sei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf.

„Ich bedarf ihrer nicht,“ sagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Wessen ich aber allein bedarf, das ist unser Heiland Jesus Christus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr seht selbst, was an mir ist. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jesu

Digitized by Google

Christi. Ich bin mit Recht verachtet gewesen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, so war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich sage dies alles schon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen so erscheint, Herr Pastor, so wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein besseres Bild dessen entwickeln, was ich eigentlich bin. Also mich braucht die Dame, von der Sie reden, nicht. Sucht sie Christum dagegen, ich suche ihn auch! und die Gemeinschaft des Geistes ist die Gemeinschaft in Jesu Christo."

„Wenn du aber, mein Sohn," der Pastor duzte Emanuel plötzlich, „eine so bescheidene Meinung von dir hast, was durchaus im christlichen Sinne ist, so begreife ich nicht, wieso du dazu gelangen konntest, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte ist, als ob es von Gott und Christo verlassen wäre, gerade das Heil an deine eigene schwache Person zu knüpfen. Wer wirklich bescheiden ist, der, scheint mir, richtet doch nicht auf solche Weise öffentliches Ärgernis an."

Emanuel sprach: „Herr Pastor, das Kreuz ist leider in dieser Welt noch immer und überall, wie der Apostel sagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur bescheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir ist."

„Erkläre mir, wer in dir ist, mein Sohn?" fragte hierauf mit Nachdruck der Pastor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat", antwortete Quint.

Der Pastor versuchte ruhig zu bleiben. „Du redest da", sagte er, „etwas äußerst Sonderbares, man könnte fast sagen, Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich dich nicht recht verstanden: wer ist der Vater, der in dir ist?"

„Derselbe, durch den ich wiedergeboren bin", sagte der arme Narr in Christo.

„Du bist also deiner Ansicht nach wiedergeboren? Wieso? Womit begründest du das? Meine Demut würde mir nicht gestatten, so etwas ohne Vorbehalt etwa von mir selbst zu behaupten."

„Ich aber", sagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin."

„Inwiefern, mein Sohn, bist du wiedergeboren?"

„Ich bin durch die Gnade Jesu Christi wiedergeboren, nicht im Fleisch, sondern in seinem heiligen Geist. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiste stark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze."

Der Pastor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getrost und frei, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören", sagte er in ermunterndem Ton. „Ihr seid also in der Wiedergeburt. Ich nehme an, daß Ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt, als jene, die in der heiligen Taufe stattfindet und durch die wir aus Heiden Christen geworden sind und die uns ja allen gemeinsam ist. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch sagen, wem Ihr Eure besondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt sie wohl kaum aus Euch selber gewonnen."

„Ich habe nichts von mir selbst," sagte Quint, „sondern alles von dem, der in mir ist."

Der Pastor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte dich bitten, mein

Digitized by Google

Sohn," ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte fast sagen, menschlich zu reden. Was heißt das, du habest deine Erkenntnis, deine Belehrung von dem, der in dir ist? Oder sage mir wenigstens: was glaubst du denn, wer bist du denn selber?"

Emanuel fragte dagegen: „Nach der Geburt im Geist oder im Fleisch?"

„Meinethalben in beiden Geburten."

„Nach der Geburt im Fleisch", sagte Quint, „bin ich des Menschen Sohn! Nach der Geburt im Geist aber Gottessohn."

Der Pastor erhob sich entsetzt vom Stuhle. „Um Gottes willen, was redest du da?" rief er aus. „Das allerdings ist im besten Falle eine Verstiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten." Er ging in Schlafschuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Mensch, weißt du denn wirklich nicht, was du redest?" sagte er dann vor Emanuel stillstehend. „Jesus Christus war Gottessohn, empfangen von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte deine Vermessenheit sich auch nur in Wahnsinn soweit erheben, daß du behaupten wolltest, jener Hochgebenedeite zu sein, so würdest du, trotz des Wahnsinns, Todsünde auf dich laden."

Quint aber blieb still, und sein Gesicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre dich mir noch einmal und zwar ganz deutlich, und sage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie du's meinst." Damit machte der Pastor, wie wenn er ersticken wollte, ein Fenster auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verfinstert wurde.

Emanuel sagte: „Gott ist ein Geist." Und er zog seine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen sie also den Sohn erkennen und von ihm wissen, außer wenn der Vater in ihnen ist?"

„Ich kann dir nur den Rat geben, bester Freund, deine Hand von diesen letzten und geheimnisvollsten Dingen zu lassen, glaube mir, die erlauchtesten Geister, die allergelehrtesten Köpfe haben sich schon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unsterblichen Seelen daran versucht", dies sagte nicht ohne Emphase der Geistliche. „Ich möchte dir raten," fuhr er fort, „dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottessohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unseres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unsere Besprechung beendigen, Bester, möchte ich wissen, was ich der Dame von deinen praktischen Zielen berichten soll. Gehörst du vielleicht zu denen, die an das apostolische Vermächtnis auch insofern glauben, als sie meinen, daß sie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke gesund zu machen imstande sind?"

„Nein!" sagte Quint. „Auch ist der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu schwelgen, zu prassen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu sein. Er ist gekommen, nicht um uns die Welt gewinnen zu helfen, sondern die Welt zu überwinden."

Hiergegen wandte der Pastor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel

Digitized by Google

wissen müsse, von Jesu sowohl als von den Aposteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden seien. Der Heiland habe sogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier sah der Geistliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf schüttelte, und fragte ihn, warum er diese Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke", gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, „hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in diese bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die sie ja bereits überwunden hatten?"

Der Pastor begriff zunächst diese überraschende Frage nicht.

„Ich würde denken," fuhr der Narr in Christo zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan, und um die Toten durch das erneute Leben für Sünden, die sie begangen hätten, zu strafen. Aber wer hat des Menschen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir ist. Dieser Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, wie in meinem Herzen geschrieben steht. Herr Pastor: er läßt seine Sonne aufgehen! das ist nicht etwa vor allem diese, die hier auf die Bücherregale scheint, es ist nur die geistliche Sonne des Vaters, die auch den Bösen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apostel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, sondern die Ungerechten und Gottlosen — ja, die Gottlosen! — so frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er sie doch nicht strafen wollte, als er sie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich sage Ihnen, Herr Pastor: der Gottessohn hat diese Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menschen Sohn aber wollte und konnte sie nicht aufwecken. Es ist dem Menschensohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke gesund zu machen, außer durch menschliche Arzenei. Dem Menschensohn ist es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu sein."

„Du begibst dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund," sagte der Geistliche, indem er warnend den Finger hob, „du bist dir doch wohl bewußt, daß du im Begriff stehst, nichts Geringeres als die Wundertaten unseres Herrn Jesu zu leugnen. Du stellst dich damit zur Heiligen Schrift und zur gesamten christlichen Kirche in Widerspruch."

„Der Herr hat gesagt," erwiderte Quint, mit tiefen, fieberisch glänzenden Augen, „lasset die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht gesagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben im Fleisch und zum geistlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, so ist sie von irrenden Menschenhänden niedergeschrieben. Der Buchstabe tötet, und nur der Geist ist es, der lebendig macht. Wenn nun der Geist den Buchstaben nicht lebendig macht, so bleibt er tot. Der Geist ist immer mehr als der Buchstabe. Der Buchstabe aber steht im Buch, der Geist dagegen ist in mir. Alle, die zu lesen verstehen, lesen Buchstaben, aber was wäre der Geist, sollte er in den kleinen Maßen der Buchstaben eingekerkert sein? Das Gewand des Vaters sind nicht Buchstaben, das Gewand des Sohnes sind ebensowenig Buchstaben: beider Gewand ist die Ewigkeit. Und also, Herr Pastor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, ist das Wunder, sonst nichts. Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. Und weltliche Wunder

Digitized by Google

des Menschensohnes, was sollten sie gelten gegen das himmlische Wunder des Gottessohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, so kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der Vater kennet allein den Sohn und sich selber, auch hinter dem toten Vorhang, der sie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchstaben. Nur was der Vater lieset, ist wahrhaft gelesen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieset, ist wahrhaft vom Sohn gelesen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne gelesen ist, das gleicht einem Haufen kalter Asche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt."

„Nun meinethalben," sagte der Pastor, „trage diese deine verwirrten Ansichten auf dem Schlosse des Gurauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß du Anklang findest. Nach dem, was ich bis jetzt schon gehört habe, gelüstet mich nicht, mit dir noch tiefer in das Labyrinth deiner überaus sonderbaren Meinungen einzudringen. Es ist schade: du denkst, doch du denkst ohne Führung und Anleitung, was ja immer, besonders bei einem ungeschulten Kopf, gefährlich ist. Hättest du Theologie studiert, so würdest du sicher nicht in das Gestrüpp von Irrtümern dich so hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich fürchte, du hast bei weitem nicht alles mitgeteilt, was du auf deine Weise ergründet hast. Man würde noch Wunderdinge erfahren.

Nun sage mir noch zu guter Letzt, ob du mit deinen Ansichten und Meinungen irgendwelche irdischen Ziele hast? Willst du die Lage der armen Bevölkerung aufbessern? Wartest du, wie gewisse Schichten verstiegener Schwärmer, auf den baldigen Anfang des tausendjährigen Reiches? Willst du die Kirche reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen? Strebst du die Gütergemeinschaft an, wie sie bei den ersten Christen üblich war? Neigst du zu den Sozialisten? was ich dir ganz besonders und dringlichst abraten möchte." — Aber zu allen diesen Fragen schüttelte Quint verneinend den Kopf. Noch einmal, mit einem stillen prüfenden Blick, betrachtete er die blonde kernige Jugendgestalt des Pastors, dann war es, als verhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang sein Angesicht, und damit alle Geheimnisse seines Innern.

⊡

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube ist freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müssen uns also mit der Annahme dieser verkehrten Gläubigkeit als einer absurden Tatsache abfinden. Es wird aber stets zu bemerken sein, wie auch bei höher gearteten Menschen immer ein höher gearteter Mensch, und nur immer ein Mensch! Vertreter und Mittler des Göttlichen ist. Gott bleibt uns stumm, er spricht denn aus Menschen.

Die Geschichte der Religionen beweist, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenschen zu uns herniedergestiegen ist, und was ein solcher Gottmensch von der Gottheit zu fassen fähig ist, das allein ist es, was wir als göttliche Erbschaft besitzen.

Kein Mensch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Wesen spricht. Man hat zu seinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man schon mit dem Worte Vater vermenschlicht, aber die Menge des katholischen Volkes betet am liebsten zu Heiligen, weil diese Heiligen wieder vergötterte Menschen sind. Sie

Digitized by Google

betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil sie die Schmerzen jeder irdischen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und also das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf sich vereinigt. Und auch der evangelische Christ betet mit größerer Wärme zu Jesus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieser ihm unerreichlich fern, jener dagegen menschlich nahe ist.

Man fürchtet vielleicht einen unsichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menschlichen Mittler und die unsägliche Liebe, die Jesus auf sich vereinigt, strahlt auch in das kalte Dunkel des Unsichtbaren, erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und schließt, indem sie sich selbst als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Versprechen unendlicher Liebe ein.

Will man sich von der geistigen Atmosphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, so muß man sich in eine Zeit zurückversetzen, wo Freizügigkeit und Eisenbahn noch nicht vorhanden und der flämische Fuhrmann sowie die Postkutsche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn, obwohl Eisenbahn und auch Telegraph bereits bestanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotischen Brodems ihrer Heimatscholle kennen gelernt hatten. Nun ist lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantasie im Leben jedes und ganz besonders des einfachen Menschen hat. Die Phantasie ist des Menschen Mantel. Die Phantasie ist das, was der Geist erzeugt und wovon sich die Seele des Menschen nährt. Die Seele auch des verknöchertsten Mannes nährt sich aus den Schätzen der Phantasie, trotzdem er sie bekämpft und geringschätzt, wie die Lunge von Luft: und sofern es dem Manne gelänge, eben die Phantasie zu ersticken, so stürbe sein Geist: — und auch seine Seele, so wie sein Körper verfiele unrettbar dem Erstickungstod. In dem Bereiche der Phantasie wohnt dem Menschen der Mensch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! Den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demselben Bereiche schweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmensch ist in eine bunte, gebärende Wolke eingeschlossen, eine Wolke, die jeder nur um sich selber, nicht aber an seinem Nebenmenschen sieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen gebärenden Phantasmagorie umgeben ist.

Das größte soziale Bindemittel ideeller Natur ist immer ein gemeinsames Gebilde der Phantasie. Das wissen diejenigen sehr genau, die aus einer Vielheit von Menschen eine gefügige Einheit herstellen wollen. Solche staatenbildende Unterjocher und Herrschernaturen bedienen sich jener Männer, die, mit fanatischer Phantasie begabt, den Glauben an ihre Träume besitzen, fordern und durchsetzen, wodurch denn bei der Masse das gemeinsame Heiligtum errichtet wird, für dessen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu kostbar ist.

Aber das Geistesleben gebildeter Völker gleicht, wie gesagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantasie, das von den Wassern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichsam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überschwemmungen. Große Menschenmengen, geschart um das eine phantastische Heiligtum, bilden doch unter sich zahllose Sekten um ihre besonderen Tempel, Götter und sonstige Werke

Digitized by Google

der Phantasie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortschritt das Abzeichen des modernen kulturellen Lebens ist.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geschlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überschritten hatte. Er rieb sich die Augen, aber er sah trotzdem eine dunkle Gestalt an dem kleinen Fensterchen seines Zimmers stehn, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauschte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die schlanke Gestalt am Fenster regte sich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er sprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete sich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt — Ruth Heidebrand.

Es muß gesagt werden, daß diese Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele schlug. Er sagte später, er habe damals schon die unentrinnbaren Folgen dieses unverschuldeten Umstands vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege suchte, die er unmöglich vorauszusetzen imstande war.

Übrigens war seine Beziehung zu Ruth in jedem Betracht wunderlich.

Man hat später gefunden und hat es aus Äußerungen geschlossen, es sei in der Seele des Tischlersohnes für die ohne Zweifel hysterische Gärtnerstochter eine verschwiegene Neigung vorhanden gewesen, sonst hätte sich ein gewisser Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbesonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die sie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krause und vielen Freunden fast alle Sympathien verdarb und seinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in seinem Leben hat Emanuel je mit so heftigem Ausdruck, heftige und strafende Worte gebraucht, als es in den ersten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geschah, als er sich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber sah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte sie sagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn dessen, der die ewige Güte selber ist, dessen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, stolzem Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den Augen jener grobschlächtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er, wie Paulus, nur das Zeugnis geben konnte, „daß sie eiferten um Gott, aber mit Unverstand", schon dieser Glaube, dieses Vertrauen legte um ihn — um seine Gedanken, um seine Entschlüsse, also um seine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieses starken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines versteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtigt wurde. Sofern dieser Bann nicht gewesen wäre, hätte wahrscheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, diese Gläubiger, durch das trockene Geständnis der Wahrheit über sich, abzuschütteln: er aber bewirkte, daß er, unschuldig schuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber sprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und süßem Mädchengesicht und aus Tiefen der Seele her-

Digitized by Google

aufkommend, in welche nie auch nur der leiseste Schatten eines Zweifels gedrungen war.

. . . Es war die Liebe selbst, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenschwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft sich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willst du? Mit wessen Erlaubnis bist du hier? Was willst du hier? Was suchst du hier?"

Ruth aber schlug die Augen nieder und schien die gleichen Worte zu flüstern, die einst ihre biblische Namensschwester gesprochen hatte: „Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich scheiden."

Und wieder richtete sie mit einer reinen, schlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieses Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die biblische Ruth sich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geschmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein neun Zehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er spürte die Kraft des Bekenntnisses! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzlosigkeit jedes Widerstandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war schlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der sich Quint mit Ruth befand. Er senkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu schreiten.

In dieser Minute — man hörte den Gang seiner bloßen Füße nicht! — wo er bald die Gardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäurischen Raritäten gefüllten Glasschrank streifte, fand er sich nicht nur mit der Flucht der kleinen Ruth aus dem Elternhause, sondern auch mit dem Umstand ab, dessen er völlig sicher war, daß man keinem andern als ihm die Schuld dieses Streiches zumessen würde. Dann sagte er nur: „Du hast uns in eine schlimme Lage gebracht."

Ruth wandte sich um und sagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam versäumen soll?"

Er sagte:

„Ihr alle seid unverständig!"

„Lehre mich," sagte sie, „daß ich verständig bin."

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe sie nicht! Gedenke der Angste, die sie jetzt ausstehen. Im besten Falle wird man uns finden und bringt dich und mich durch Gendarmen nach Hause zurück."

Ruth sagte, das werde der „Vater" nicht zulassen. Als Emanuel sie befremdet musterte, fügte sie noch die Worte an: „Ich meine den Vater, der in dir ist."

Emanuel wurde ungeduldig.

Digitized by Google

Er begann: „Was suchst du? Was willst du von mir? Von den Legionen Engeln eures himmlischen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter stehen mir nicht zu Diensten! Ich bin keines irdischen Königs, noch eines schwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menschensohn. Wer mir nachfolgt, dessen nackte Füße werden über scharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnässen, der Hagel auf seinen Scheitel schlagen. Er wird Almosen nehmen, wo man sie gibt! Er wird, wie ich verachtet, verdorben und am Ende einem schmachvollen Tode überliefert sein."

In diesem Augenblick hatte Ruth in Hast ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöst, den Mantel und ihr kleines, dunkles Mieder heruntergerissen und warf sich wildschluchzend mit den Worten: „Kreuzige mich, ich will vor dir sterben!" an Quintens Brust.

Quint begann ihren Scheitel zu streicheln, aber er hielt seine Lippen fern von der schmalen weißen Rinne, die ihm so nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die sich zuckend an ihn anschmiegten, so daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verstoßenen Engels denken mußte oder eines verflognen vielleicht: eine Vorstellung, die ihm durch die liebliche und berauschende Fremdartigkeit dieses ganzen, neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zusammen und wehrte sich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft, gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und besiegte sie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit lösend und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend, hatte er bald durch den gütigsten Zuspruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die schönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tische nahm, sorgsam darum.

Endlich sagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen."

Da stand das Kind und regte sich nicht und sprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um sie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl seines ernsten Antlitzes bog, war ihr Gesicht von Tränen gedunsen.

⊡

Im Beginne der Reise * waren sie einsilbig. Noch immer mit gedunsener und wie erstarrter Miene schritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grüblerisch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdisch-himmlischen Hochzeitsflug unternommen hatte, war wie gelähmt, weil sie annahm, Liebe und Opfer sei nun durch den süßen Freund und himmlischen Bräutigam verworfen worden.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemessene Form des Daseins war, stieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiösen Charakter hatte, wenn

* Quint bringt die kleine Ruth zu ihren Eltern heim.

Digitized by Google

auch sie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. So weit man diese Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben selber nichts anderes als eine Empfindung ist! — so weit man sie zu schildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiösen Leben dieses wunderlichen Separtisten zu begreifen imstande sein.

Das Leben in der gesamten Natur, die wir kennen, insonderheit alles organische Leben, vollzieht sich für uns in Form von Bewegung, insonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefste Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferstehen. Von allen Bildern im Reich der Erscheinungen, die sein Auge zu fassen verstand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigste und zugleich das tiefste Symbol. Wie sie hinabsteigt und wieder ersteht, so starb und erneute in seinem Geist sich das Licht, und wenn es heraufkam, sah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, sondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückseligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geistes stehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn sie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über sich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläste und Kathedralen, so war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine fast quälend erhabene, fast ihr Gefäß zersprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der höchsten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameise herabblicken machte. Diese Empfindung war so umfassend, daß er sich selbst im allwissenden Geiste Gottes zu wohnen schien und keine andere als diese war es, an die er dachte, so oft er die Einheit von sich und dem Vater, von sich und dem Sohne, von sich und dem heiligen Geist behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entstehen mußte, wenn er mit einer solchen Empfindung, darin das Bewußtsein seiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerschmolzen und aufgesogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläste, der Kathedralen kam. So war, schon jetzt auf der Wanderung, das Bewußtsein der Kalamität, in die sich selber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den sie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor sie das Dorf und den Wagen erreichten und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner versichert, wie es denn auch der Wahrheit entsprach, sie sei dadurch wie durch einen himmlischen Zauber gestärkt, getröstet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmlischen Glückes erfüllt worden. Sie hat schließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jesus, Moses und Elias geredet habe: trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel selber der Heiland war.

Die Ursache ihres Irrtums war diese.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der seinen hielt, in beinahe hymnischer Weise zu reden an, wobei sie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten.

Digitized by Google

Er sprach von der strahlenden Kraft des Gestirns, das mit demselben Glanz und derselben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag sich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, sagte er. Sie ruhe in Gott, aber sie ruhe auf ihrem Wege, geschweige in den Hütten und Häusern der Menschen, nicht aus. Was göttlich sei, sagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottessohn, wandert der Menschensohn über die Welt, wandere ein jeglicher, der aus dem Geist geboren wäre, unbehaust, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruhestätte für sein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgestiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach diesem Vorgang, der den stammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgesprochen krankhaften Zustand zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Gespräch mit Jesus und den Propheten erschien, beruhigte sich sein Wesen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in dem Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chausseen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

An einem gewissen Meilenstein, der zwischen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes stand, sagten sich Dominik und Quint mit einer Umarmung, Quint und Elise Schuhbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablassen. Dominik aber sagte: „Er will es so, und wir müssen dem Sohne Gottes gehorsam sein.“ „Lebewohl,“ sagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch diese alte, herrliche, von knechtischem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden.“

Nach diesen Worten veränderte, ja verfinsterte sich Emanuels Angesicht und die Strenge seiner Mienen, sowie sein gebieterisches Wort scheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlassen hatten, nun auch Therese Katzmarek und Martha Schubert dermaßen zurück, daß sie ihm nur aus der Ferne nachschleichen konnten. Dabei rückten sich seine Schultern zurück, er trug seinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und schien von der Stadt, der er sich mit entschlossener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch sein schwerstes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Ersehntem angezogen zu sein.

Es war ein ungeheurer mysteriöser Triumph in ihm, als er sich ungeduldig, fast eilend Breslau annäherte. Es sprach in ihm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geist mit Brausen kommt? Und als er in das Bereich der Gassen kam: Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden! Kurz, ihn erfüllte die Wollust über die Ohnmacht der Welt, angesichts des Schreis, den seine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Marthyrium.

In diesem Zustand wurde der Narr in Christo, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krause festgehalten. Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetisch, der unter einer gewaltigen Buche stand, einem bebrillten Herrn und einer schön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgestellt. Es war das

Digitized by Google

Ehepaar Mendel, das auf diese Weise seinen Wunsch verwirklicht sah, den „neuen Messias“ kennen zu lernen. Aber es schien in dem Manne, den sie sahen und der mit Freiheit sich der grünen Wiesen, der wandelnden Perlhühner, der Rosenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Messiastum und Fanatismus vorhanden zu sein. Es entwickelte sich, auf eine Zeit von höchstens zwanzig Minuten zusammengedrängt, ein Gartenidyll, das in diesem Kreise später noch oftmals besprochen wurde. Es war eine kleine Dohle da, die mit ihren gestutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krause wohl die beste Schwester seines Krankenhauses sei. Es war zu bemerken: sie sahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Interesse daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauses herum und nachdem sie ihm manchen Kunstgegenstand ihrer reichen Sammlung heiteren Herzens gezeigt hatte, brachte sie eine kleine goldene Dose auf die Wiese unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in dessen kunstvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in sich, das Quinten alsbald in Entzücken versetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbsengroßes Vögelchen erschien auf der goldenen Oberfläche des Kästchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Besitzerin und fing sogleich da und dorthin komplimentierend, in melodischer Lustigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzschnell verschwand und ein Goldeckelchen zuschnappte.

Oft sprachen später der Maler Kurz und Hedwig Krause, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künstliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn so gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen, flügelschlagenden Stieglitz erscheinen zu sehen und seinem tapferen Liedchen zu lauschen. Es war, als horche er mit einer besonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefsten Geheimnisses in diesem Döschen und Liedchen verborgen gewesen.

Rundschau

Die „Christusmythe“

Ein Wort zur Verständigung

Die Frage der „Christusmythe“ können wir hier nicht entscheiden. Vielleicht aber beiden Parteien dadurch dienen, daß wir einige Gesichtspunkte für die richtige Behandlung solcher Fragen aufstellen.

Wir versuchen zu dem Zweck vor allem auf sturmfreies Gebiet überzutreten. Dafür dürfen wir Goethe halten. Wie urteilte Goethe über die historische Kritik an wertvollen Überlieferungen?

Am 15. Oktober 1825 unterhielt er sich mit Eckermann darüber. „Bisher glaubte die Welt“, sagte er, „an den Heldensinn einer Lukretia, eines Mucius Scävola und ließ sich dadurch erwärmen und begeistern. Jetzt aber kommt die historische Kritik und sagt, daß jene Personen nie gelebt haben, sondern als Fiktionen und Fabeln anzusehen sind, die der große Sinn der Römer erdichtete. Was sollen wir aber mit einer so ärmlichen Wahrheit! Und wenn die Römer groß genug waren,

Vom religiösen Leben

Digitized by Google

so etwas zu erdichten, so sollten wir wenigstens groß genug sein, daran zu glauben."

Hierbei ist zu bemerken, daß es Goethe offenbar gar nicht einkommt, die wissenschaftliche Richtigkeit jener Aufstellungen anzuzweifeln. Er setzt sie mit Ruhe voraus. Er findet nur dies ganze Handwerk nicht wertvoll, das sich damit beschäftigt, große geformte Anschauungen und Gestalten entzweizureden. Und wenn wir heute in der Vorstellung leben, eine wissenschaftliche Entscheidung sei etwas Letztes, Endgültiges, und alle Gegnerschaft gegen sie etwas in sich Kleinliches, Trübes und ein Zeichen für Charakterschwäche, so ist es uns gut zu wissen, daß es einen Standpunkt gibt, von dem aus man umgekehrt urteilen kann. Der „Mangel an Charakter der einzelnen forschenden und schreibenden Individuen" zeigt sich, sagt Goethe im gleichen Zusammenhang, „besonders in der Kritik zum Nachteile der Welt, indem er .... durch ein ärmliches Wahre uns um etwas Großes bringt, das uns besser wäre".

Modern ausgedrückt: Der Mythus ist viel wertvoller als die Tatsache, als, wie wir Heutigen sagen würden: ein ärmliches *Wirkliches*. Wir setzen hinzu: er ist auch *wahrer*. Wirksam wird eine Tat stets nur durch den Mythus, den sie erzeugt. Sie ist ohne Mythus nicht einmal anschaulich aufzufassen.

Stellen wir uns vor, ein nicht ganz einfacher Vorgang spiele sich vor dreißig unter sich verschiedenartigen Zeugen ab. Es sei ein einigermaßen markanter, auffälliger Vorgang — sonst ist zu befürchten, daß er zu den zahlreichen Geschehnissen gehe, welche überhaupt nicht bemerkt oder wenigstens nicht behalten werden. Man stelle sich nun vor, daß ein Naturereignis oder Zufall die dreißig Zeugen im Augenblick nach dem Ereignis trenne. Nach längerer Zeit — ein Monat schon würde genügen — mögen sie, gesondert voneinander, den Vorgang beschreiben. Es wird dreißig verschiedene Bilder geben. Man hat dergleichen Experimente in neuerer Zeit öfter unternommen: es haben nicht zwei Schlußerzählungen völlig miteinander übereingestimmt. Obwohl man bei solchen Versuchen statt eines Monats nur einige Minuten Zwischenraum lassen konnte, also die ganze umdichtende Weiterarbeit des unbewußten Innenlebens aufs Äußerste eingeschränkt war. Jeder der dreißig hat also den Vorgang, um ihn überhaupt auffassen zu können, sich zurechtdichten müssen.

Solches Zurechtdichten richtet sich natürlich nach dem, was man für möglich und wahrscheinlich hält, nach den Erwartungen, Bedürfnissen, Wünschen. Je stärker das Ereignis den Menschen erschüttert, desto gewaltiger wird dies mythische Element in ihm aufgeregt, bis dahin, daß es Tatsachen aus der blanken Luft schaffen kann, die dann oft stärker wirken als juristisch feststellbare. Daher es für die Geschichtlichkeit einer Erzählung gar nicht so viel ausmacht, ob Wunder drin vorkommen. Eine uns völlig plausible Erzählung kann glatt erlogen sein — die Zeitungen berichten oft derartiges —, während eine mit Wundern verbrämte Geschichte in allem Wesentlichen historisch sein kann; denn eine Zeit oder Menschenklasse, die Wunder für möglich hält, erlebt sie auch ohne weiteres, sobald sie einem starken Eindruck erliegt. Genau in derselben Weise und in demselben Sinn, wie ein in der wissenschaftlichen Sphäre aufgewachsener Mensch auch in den wunderbarsten Dingen ohne Wimpernzucken das

Digitized by Google

ihm altbekannte Geschehen nach Naturgesetzen wiedererkennt.

Und jedenfalls also gibt es keine historischen Tatsachen von irgendwelcher Bedeutung, die nicht zugleich Mythen sind.

Nehmen wir etwas Neuzeitliches. Die Aufrichtung des Deutschen Reiches. Was ist das? Es haben damals gegen vierzig Millionen in Deutschland gewohnt, andre vierzig in Frankreich, ganz abgesehen von den ungezählten, die sonst ringsumher wohnten. Was haben alle diese gedacht von den Ereignissen, die geschahen? Sie sind morgens an ihre Arbeit gegangen und haben sich abends zu Bett gelegt, und vielleicht einer auf tausend hat dabei einmal zwar nicht an Deutschland, aber an dies und das gedacht, was er gelesen oder sagen gehört hat, was mit Deutschland zu tun hatte, und was er mit seinen Marktpreisen oder sonst ihm Wichtigerem zusammendichtete. Auch die, welchen es die Gedanken stärker bewegte, waren den verschiedenartigsten unmeßbaren Einflüssen ausgesetzt. Familien- und Geschäftserlebnisse der mannigfachsten Art haben auf sie eingewirkt. Wo ist inmitten all des millionenhaften Geschehens die historische Tatsache gewesen, die man die Aufrichtung des Deutschen Reiches nennt? Dann kamen deutlichere und tiefer eingreifende Dinge, Versammlungen, Straßenkämpfe, Kriege, alles, schon ehe es an den einzelnen kam, auf die allerstärkste Weise zurechtgedichtet, und von jedem weitergedichtet. Während all dem und in ihm wuchs immer greifbarer sich darstellend das, was man später die Aufrichtung des Deutschen Reiches genannt hat. Es wuchs im Bewußtsein der Millionen auf, von einigen Begeisterten und manchen unbegeistert Interessierten angeregt, in der Phantasie der Massen aus unwägbaren und wägbaren Einflüssen zusammengebraut, und das so zustande gekommene Faktum, der Mythus, hat gewirkt. Hat gewirkt, weil er seine Tendenz in der Volksentwicklung formte und zur historischen Tatsache machte.

Was also sind historische Fakten? Sie sind entweder Haufen von zeitlich festgestellten, sonst aber völlig gleichgültigen Ereignisfragmenten, oder sie sind Mythen!

Historische Tatsachen sind nicht irgend etwas, das irgendwo dasteht und photographiert oder von einem beflissenen Reporter beschrieben werden kann. Die unmittelbare Mitwelt kennt sie überhaupt nicht. Was photographierbar geschieht, ist nur Rohstoff, verschiedene Formungen dieses Rohstoffs wachen auf, kämpfen gegeneinander, eine setzt sich durch, und ihre „Wahrheit" richtet sich darnach, ob sie mehr zufällig zur Autorität gelangte, oder der wirklich stärksten Tendenz im Volks- oder Menschheitsganzen entstammt ist und sie dokumentiert. So daß man allerdings mit Goethe urteilen kann, daß die Auffassung eines historischen Faktums immer zugleich eine Charakterprobe ist.

Diese Anschauung scheint die Befeinder der Geschichtlichkeit Jesu in Grund und Boden zu verurteilen und gibt ihnen doch andrerseits Macht, sich auf gleicher Höhe zu verteidigen.

Sie nimmt dem Kampfe seine Kleinlichkeit, sie erlaubt, ihn groß zu sehen, und sie richtet die Aufmerksamkeit auf die eigentlichen Werte.

Die Tatsachen- und Tatenkritik entscheidet gewiß an sich rein gar nichts. Aber sie stellt in der uns Menschen von heute verständlichsten Form das Selbstbewußtsein des

Digitized by Google

Literatur

Menschen um den Mythus dar. Seine Freiheit vom Mythus, sein Herrentum über ihn.

Diese Kritik hat vielen von uns — wir wissen es doch gut — ein wirkliches und echtes Gefühl der Erlösung gebracht. Sie durchbrach für uns den magischen Kreis, in dem wir um einige, zweitausend Jahre alte, Fakten zirkelten. Sie machte die Tatsachen sozusagen lebendig, indem sie sie leugnete; denn sie stellte uns wieder mit Energie vor die einzig wichtigen Fragen, welche die Religion in diesen Dingen hat, und welche darzustellen den Wert jener Tatsachen ausmachte, nämlich erstens, daß auf Tatsachen hier nichts ankommt, sondern auf die Bewegungen im Innern des Menschen, der in der äußersten Niedrigkeit der Tatsachen die höchste Hoheit fühlen und bewähren kann. Und zweitens: daß an den Tatsachen hier nichts ihre historische Wirklichkeit, alles aber ihr Wert als Gestaltung des inneren Lebens ist.

Wenn man also jetzt darum streitet, ob Jesu gelebt habe oder nicht, so sind die eigentlichen Fragen dabei diese drei.

Die erste: ob die Frömmigkeit sich auf historische Fakten beziehe, so daß sie vom Ausfall wissenschaftlicher Untersuchungen abhängig sei, oder auf innere Bewegungen, für welche die Geschichtlichkeit ihrer Anregung gleichgültig, oder doch wenig bedeutend ist. Die Frage hat in seiner Art schon das Urchristentum bewegt, und wurde von Paulus dahin entschieden: „Darum von nun an kennen wir niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christus gekannt haben, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.“ Das ganze Mittelalter hat sie in seiner Mystik weiter gewälzt, bis zuletzt noch Angelus Silesius sie in den berühmten Vers kleidete: „Wär Christus tausendmal in Bethlehem geboren, und nicht in dir, so wärst du tausendmal verloren.“

Die zweite Frage ist entgegengesetzt: Ob die Frömmigkeit sich in kräftigen Gestalten ausspreche oder rein erst in philosophischen Gedanken. Wir sind für die Gestalten.

Die dritte fragt: ob der christliche Mythus uns noch genüge, eine Frage, die wir hier nicht entscheiden können, über die wir aber allgemein dies sagen können: daß, falls er nicht genügt, ihn nicht blasse Ideen, sondern nur ein neuer Mythus würde ersetzen können, der wohl andere Arten von Gestalten gruppieren könnte, aber jedenfalls gleich plastisch oder noch plastischer sein müßte als der alte. Artur Bonus

Tolstoi

Als Tolstoi seinen Wohnsitz verließ, Ruhe, Einsamkeit und Christenleben suchend für seinen Lebensrest, war der Bürger sofort mit Erklärungen zur Hand. Alterserscheinungen!, sagte man, gebildet wie man war. Alterserscheinungen pflegen sich sonst darin zu zeigen, daß einer gegen seine bisherigen Gedanken handelt, während Tolstois Verhalten durchaus in Konsequenz seines bisherigen Denkens und Sprechens geschah. Höchstens in dem Sinne hätte man auch in diesem Fall davon reden können: daß erst das Ermatten des animalisch-menschlichen Trieblebens zuließ, aus den Gedanken restlos die Folgen zu ziehn. Man meinte es anders, man lächelte nachsichtig, man verzieh. Denn wie sollte man begreifen, daß einer auch gegen Vorteil und Bequemlichkeit tut, was ihm Recht scheint? Wenn man „schreibt“ — nun, man „schreibt“ doch für andre, nicht für sich.*

* Daß man's in deutschen Zei-

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

RUDOLF SCHAFER
Aus dem Wandsbecker Boten

Digitized by Google

Digitized by Google

So denken im Grunde die großen Mehrheiten der Leserwelt. Nicht nur der Bescheidenen, auch der Stolzen im Geist, und die Stolzen dieses Mal erst recht. Es ringt einer in leidenschaftlichem Kampfe zwischen dem, was Kopf und Herz ihm sagt, und dem, was seine Klasse, seine Freundschaft und Familie, was die eigne Erbschaft und Erziehung mit ihren Folgen ihm sagen. Werke, strotzend von Lebenssaft und drohend von Ernst winden sich als Bekennerzeugnisse von ihm los. Und: man findet sie interessant, geradezu fesselnd, ja aufregend, vor allem: „apart" — man bewertet Tolstoi, wie man das so nennt: „ästhetisch", in Wahrheit oberflach, nicht auf das hin, was hier aus den Tiefen herausdrängt und sich mitteilt, sondern daraufhin, was hier prickelt und in Farben schäumt. Also gerade auf das hin, was Tolstoi verachtete. Damals noch nicht, als er berühmt wurde. Aber mittlerweile ward, der seine Ideen innerlich erlebte, noch nicht vollkommen, aber mehr und mehr zu einem, der sie auch darlebte, zu einem Verkörperer dessen, was er prophezeite. So nahm ihn die feine Welt als eine Art von Kuriosum und Monstrum von einem pikanten und beinahe perversen Reiz: sie liebte ihn nicht ganz unähnlich der jetzt wieder so modischen Dame, die für den wilden Johannes schwärmt. Man stelle sich Tolstoi den Greis in einem Salon vor von Berlin W,

tungen sogar fertiggebracht hat, von Tolstois Weltflucht als von einer „Reklame" zu reden, weil seine letzten Bücher nicht mehr recht „gingen", das mag ich nur in einer Fußnote erwähnen: verzeichnet werden muß aber dieser Tiefpunkt der Erbärmlichkeit auch.

um die Lächerlichkeit dieser Art von Tolstoigemeinden im Blitzlicht zu sehn. Alles, was sein christlicher Anarchismus predigte, schlug ihnen in die Gesichter, keinem einzigen seiner Gedanken lebten sie nach, mit keinem einzigen davon setzten sie sich ernsthaft auseinander — aber trotzdem, es bleibt dabei: sie „genossen" ihn.

Und doch ist es unrecht, über das Lächerliche bitter zu sprechen. Auch unter denen vom Ästheten-Snob mögen Suchende sein, die nach Wärme tasten, wo sie den Lichtern nachgehn; die mit heimlichem Frösteln die Kälte ihres Daseins empfinden, wenn sie sich an der Pracht Tolstoischer Flammen weiden. Der war ein großer Fühler, ein großer Denker war er nicht. Als Denker war er kaum viel mehr, als ein Verbreiter fremder und meist alter Ideen, dadurch aber, daß er sie mit der Leidenschaft einer den ganzen Menschen umformenden Überzeugtheit und mit der Stoßkraft rücksichtsloser Einseitigkeit verfocht, wirkte er im Slawentum wie ein Prophet und zwang er, man darf schon sagen: die Welt zum Aufhorchen auf diese Ideen. Die Hohlheit, die Verwerflichkeit von hunderterlei, was in Macht und Glorie waltet, das auch für blödsichtige Augen aufzudecken mit Zorn und Hohn, das k o n n t e er, das t a t er. Seine Gesellschaftskritik wird an Eindringlichkeit und Energie sicher von der keines Mitlebenden erreicht. Aber er sah die Werte nicht, die bei der Verwirklichung seiner Ideen zusammen mit den Unwerten zerbrochen würden. Der Zivilisationshasser ward zum Kulturfeind, während einer Gesellschaft, die sich infolge ihrer inneren Spannungen e n t f a l t e n muß, entwickeln m u ß, doch gar keine Wahl bleibt, als: Zivilisation aufzunehmen, um sie im

Digitized by Google

Dienste höherer Kultur zu verarbeiten. Gott sei dank war Tolstoi ein großer Dichter, der Dichter, der als solcher die Welt gar nicht einseitig sehen konnte. Er hat Gestalten ins Heute hineingeschaffen, die doch erst begonnen haben, durch die Völker zu schreiten. Sie werden noch lange werben einfach durch ihr Sein, und, weil mit einem vollen Sein, für mehr werben, als die einzelne Idee, die ihr Schöpfer an ihres Weges Ziel stellte. Sie sind nicht zu Papier gebrachte abstrakte Lehren, sie sind Kräfte. Und dieser Kräfte Summe ist eine Kraft: die Kraft des sittlichen Ernstes, als eine von deren Vermenschlichungen Leo Tolstoi selbst in unsrer Zeit steht.

Ich verweise vorläufig auf unsern letzten großen Aufsatz über ihn (von Bonus, Kw. XV, 13), der auch von Bildnissen begleitet war. Eines bringen wir auch heute. Wenn die jetzt zu erwartende Flut von Nachrufen vorüber ist, werden wir dem Andenken des großen Toten in aller Ruhe und Sorgfalt nachgehn. A

Wilhelm Raabes Denkmal

Eine Bitte

Die Bitte läßt sich in zwei Worte fassen: übereilt nichts! Wenn einer geschieden ist, der uns so teuer war, dann drängt sich der Wunsch ja auf: schnell, setzt ihm ein Zeichen unsrer Liebe, sobald das nur gehen mag, und benutzt dazu auch die Stimmung der ersten Trauer — es ist gewiß nicht nur ein Vordrängen, es ist eine Eifersucht der Dankbarkeit edlerer Art, was dann gewöhnlich bald zu dem „Aufrufe“ führt. Ist der erst da, so ist aber fast immer auch die Bindung da; es kommt einem schwer an, den ersten Wohlmeinenden zu widersprechen, und zum mindesten teilen sich dann die Kräfte. Ich weiß nicht, ob für Raabes Andenken schon irgend etwas im Werke ist, aber wahrscheinlich scheint mir das. Deshalb: übereilt nichts! Sammelt jetzt schon, ja. Aber ohne zu sagen: dies oder jenes machen wir dafür. Wer gibt etwas Raabe zu Ehren, ohne irgendwie zu binden? Wer gibt es zur freien Verfügung zu unsres Meisters Ehren denen, die ihn, seine Werke, seinen Geist am besten kannten? Vertraut man mir, so bin ich gern bereit, solche Gaben schon jetzt anzunehmen und für die berufenen Männer aufzuheben.

F. A.

Noch einmal der „Volks-Goethe“

Zu der Besprechung Ezard Nibbens über den „Volks-Goethe“ (Kw. XXIV, 4) ist zu berichtigen, daß der „Urfaust“ in dieser Ausgabe nicht, die vermißten „Maximen“ dagegen unter dem Titel „Sprüche in Prosa“ doch aufgenommen worden sind. Das Versehen ist dadurch entstanden, daß dem Verfasser bei der kritischen Verarbeitung nicht von einer, sondern von sechs neuen Goethe-Ausgaben zwei Notizen an falsche Stelle geraten sind. Er bedauert das natürlich um so mehr, weil er sich gegen die Schmidtsche Ausgabe im wesentlichen ablehnend verhält — und eben aus diesem Grunde bedauert es die Redaktion des Kunstwarts erst recht. Das Grundsätzliche der Kritik wird dadurch nicht berührt. Auf dieses Grundsätzliche nicht nur in des Verfassers, sondern auch in unsrer Gegnerschaft gegen den Geist, der die Ausgabe der „Goethe-Gesellschaft“ gestaltet hat und in weiten akademischen Kreisen die ganze literarische Erziehung leitet, kommen

Digitized by Google

wir als auf eine der wichtigsten Fragen unsrer Bewegung natürlich noch mehr als einmal zurück. Und für den Kunstwart versteht sich's wohl auch von selber, daß er sich bei der Negation nicht beruhigt, daß er nach positiven Vorschlägen und vielleicht positiven Handlungen streben wird. A

Von Hirschfeld und Heimann

Berliner Theater

Georg Hirschfeld hat sein Drama „Das zweite Leben", dessen Erstaufführung am Wiener Burgtheater die Ära Schlenther vor neun Monaten unrühmlich genug abschloß, für das Berliner Lessingtheater umgearbeitet: vermochte damals die unglückliche Evelyn Gray, die unter den Händen des sezierenden Anatomen vom Scheintode Erwachte, aus dem marternden Dilemma zwischen toter Vergangenheit und trügerischer Gegenwart keinen andern Ausweg als die Flucht ins Kloster zu finden, so entscheidet sie sich jetzt für das Heute und läßt den Bräutigam des ersten Lebens seiner Wege ziehen. Diese Umarbeitung rettet einem Menschen das Leben — denn nun braucht sich auch der Gatte der Auferweckten nicht zu erstechen — und erhält einem unmündigen Kinde die Mutter; das Stück selbst rettet sie nicht. Im Gegenteil, nun erst recht liegen dessen Willkürlichkeiten und Widersprüche offen vor aller Augen, und mit einem gelinden Erröten für den, dem dies „Ich kann auch anders!" scheinbar so leicht geworden, erkennen wir die kalte Handwerksmache bei einem Dichter, den es wohl nach einem die letzten Fragen von Tod und Leben anrührenden psychologischen Drama gelüstete, der aber nicht gesonnen war, dafür die handfesten Wirkungen eines spannenden und aufregenden Kriminalstückes in den Kauf zu geben.

Und fühlte er gar nicht, daß der ganze zweite und dritte Akt umgestaltet werden mußte, sollte der neue Schluß seine innere Berechtigung haben? Alles, was Evelyn hier tut und sagt, entfernt sie mehr und mehr von der Wirklichkeit, trägt sie aus der erschlichenen Gemeinschaft mit dem Anatomen hinweg in die Gefilde ihres ersten Lebens, da sie auf einem schottischen Schlosse hoch über Edinburg in der Hut zärtlicher Eltern ihre Tage verbrachte und mit dem jungen Lord Richard Warwick verlobt war. Gerade mit der Geburt des Kindes, mit diesem Wahrwerden der Wirklichkeit in einem sonst von lauter Unwirklichkeiten umschleierten Dasein, kommt dieses Suchen und dieses Sichzurücksehen in ein künstlich eingeschläfertes Einst über sie. Wie eine Nachtwandlerin am hellen Tage, sich selbst und den andern fremd, so lebt Evelyn an der Seite ihres Mannes; wie eine unsichtbare Last trägt sie ihre Tage, als ob sie beständig etwas Großes, Entscheidendes suche, das sie erst wahrhaft glücklich machen könne; wie eine Gefangene, die an ihren Ketten zerrt, geht sie in den blühenden Gärten von Florenz, unter ihren heiteren, lebensmutigen Freunden umher. Soll das wirklich ein Seelenband sein, was Evelyn an Artur, ihren Gatten, knüpft und was Hirschfeld mit seinem neuen Schluß poetisch sanktioniert, so wäre nichts natürlicher und nötiger, als daß der Vater ihres Kindes allmählich auch dem Heiligtum ihres Herzens näher und näher käme. Statt dessen spricht Artur Lyde nur noch wie durch einen Schleier zu ihr; wenn er ihre Hand nimmt, fühlt sie nichts von seiner Nähe, und wenn er sie küßt, ist ihr, als ob ein dunkler

Theater

Digitized by Google

Vogel sie mit dem Flügel streift und in die Nacht hinauszieht. Seit sie von dem Kinde genesen, ist ihr Glaube an den Mann krank und hinfällig geworden. Sie sehnt sich hinweg aus seiner Nachbarschaft, wo Einsamkeit und düstere Schwermut hausen, hinweg in die frohe Gemeinschaft der Welt, lachender, zufriedener Menschen — und da sie das alles auf einmal haben kann, als plötzlich ihr früherer jugendfroher Bräutigam und ihre blühende Schwester leibhaftig vor ihr stehen, da wählt sie ihren Mann, der doch — weiter hat ihm der Dichter nichts gegeben — für sie schlechterdings nur ein anmaßender Lügner und selbstsüchtiger Betrüger ist.

Die leichtfertigen Willkürlichkeiten, die die Berliner Umarbeitung in sich schließt, gehen noch tiefer. Wenn in der ersten Fassung sich die Ohnmacht menschlicher Liebe demaskierte, das Unvermögen, durch die Kraft menschlichen Willens eine eigne Welt und Wirklichkeit zu schaffen, und wenn wir diesem Fazit, so wenig es auch aus der Gestaltung selbst erwuchs und einleuchtete, Recht zu geben geneigt waren, so triumphiert diese Anmaßung jetzt auf einmal den Tatsachen nach, und das Zepter des erhabenen Schicksals wandelt sich in das Instrument des Dr. med., das einen Lebensfaden zerschneidet, wo es ihm gerade gefällt, und ihn dort von neuem wieder anspinnt, wo es ihm behagt. Antropp, der hier im zweiten Märzheft das Stück nach der Wiener Aufführung besprach, hat richtig prophezeit, als er meinte, auch wenn Hirschfeld sein Versprechen wahrmache, das mißglückte Werk nach den Erfahrungen der Wiener Aufführung umzuarbeiten, werde diesem kein zweites Leben beschieden sein, denn nicht an technischen Mängeln, sondern an dichterischem Unvermögen sei es gescheitert.

Man kann dies jetzt nach der Wirkung der beiden Aufführungen und der Buchausgabe (Berlin, Fleischel & Co.) doppelt und dreifach nachprüfen: ein Appell an eine höhere Instanz ist nicht mehr möglich. In dem Hause des Naturalismus, wo einst des Dramatikers Hirschfeld freilich noch aus ganz anderm Holze geschnitzte Wiege stand, wirkten die papierne Phantastik, die geschraubten und gedrechselten Tiefsinnigkeiten, die orakelhaften Mystizismen, die weit her geholten deplazierten Bilder und die krampfhaft verzerrte Sprache genau so kolportagehaft wie im Burgtheater. Wunderbar bleibt nur, daß zwei einst so überzeugte und scheinbar so konsequente Vorkämpfer des dramatischen Natürlichkeits- und Wahrheitsstils wie Schlenther und Brahm nicht den Mut oder die Freiheit fanden, zwischen ihrem Wege und diesem Irrwege Hirschfelds eine deutliche Schranke aufzurichten.

Hat sich hier der Naturalismus von einst außer der Rührseligkeit, mit der er von jeher verwandt war, noch mit der Kriminalistik und Sensation verschwägert, so vermählt er sich bei Moritz Heimann, dem Verfasser der fünfaktigen Komödie „Joachim von Brandt“, mit der Philosophie oder besser: mit der Scholastik. Alles, was in dieser aus einem längeren Buchdasein (Berlin, S. Fischer) endlich vom Kleinen Theater zu dramatischem Leben erlösten Charakterkomödie zu den Wirklichkeitszügen gehört, ist vortrefflich geraten: jedes einzelne dieser etwas schief gewachsenen Philister- und Halbgelehrtenoriginale der kleinen östlichen Provinzstadt ist eigen gesehen und eigen gestaltet, und um sie alle legt sich eine gesellschaftliche

Digitized by Google

Atmosphäre, die in Gut und Böse, Ernst und Scherz, Moral und Gewohnheit verblüffend echt anmutet. Man fühlt sich an Hauptmanns „Biberpelz“ erinnert, so sicher geht es sich auf diesem Boden, so schnell weiß uns Heimann in sein dramatisch-literarisch doch fast traditionsloses Milieu einzugewöhnen. Ein Erlebnis muß zugrunde liegen; man spürt es an den frischen Wirklichkeitsfarben, die alle diese Leutchen auf den Wangen tragen. Wer Kleinstadttypen dieser Sphäre kennt, wundert sich, wie ein Großstadtmensch, der Heimann nun doch schon seit langen Jahren ist, das alles so treffen konnte, und wundert sich doch auch wieder nicht, denn nichts findet sich leichter zu runder künstlerischer Gestaltung hin als Kindheitseindrücke, die lange geschlummert haben und dann plötzlich durch das Bewußtsein heftigster Reaktion sich in uns mit einer Art Trotz kristallisieren.

So denke ich mir das erste dunkle Werden dieser Komödie der Kleinstadt, des kleinstädtischen Schrullentums und der aus ihr herausgetriebenen junkerlichen Individualitätsauffässigkeit. Dann aber ist etwas Neues, etwas Fremdes darübergekommen, das der Dichter offenbar für das Höhere, für das Eigentliche, ja für das erst formende, erlösende und vollendende Prinzip hielt. Wie Herbert Eulenbergs „natürlicher Vater“ vor der auf dieser Erde leider hinter Wolken verhüllten höheren Weltgerechtigkeit der wahre, der ideale Vater ist, so ist Heimanns verschrobener Rittmeister Trandt, den seine Schrullenhaftigkeit, seine allem Durchschnittlichen abholde verfeinerte Intelligenz, sein schamhafter Patriotismus und nicht zuletzt seine hinter Stacheln um so weicher gebettete Güte in beständige Konflikte mit seiner normalen Umgebung bringen, der wahre Mensch, Mann, Bürger, Politiker und Patriot. Und nun dreht sich die ganze Komödie darum, diese ideale Hypothese mit der nüchternen Brutalität der Wirklichkeit Butzekopf spielen zu lassen, wie die Kinder sagen: wer zuerst Au schreit, hat verloren! Land, Reich und Staat liebt dieser Joachim von Brandt wie nur einer; mit ihrer Moral und ihren Mitteln aber führt er einen Kleinkrieg, der ihn selbst — und darin liegt das komisch-tragische der Figur — nur immer kleiner und kleinlicher erscheinen läßt. Schließlich kommt es gar so weit, daß Brandt — ein aus dem Agrarischen ins Intellektuelle übersetzter Graf Pückler — sich auf seinem Gute gegen die Organe der staatserhaltenden Behörden regelrecht verbarrikadiert. Man darf das Übel nicht hemmen, sagt der Philosoph; nur im Gefängnis, nur in der Einsamkeit ist die wahre Ruhe vor sich selbst, tröstet sich der Weise. Aber ist er neunmal weise, so ist's die Regierung zehnmal. Sie macht die Tür einfach auf, gegen die der Renitente anrennt. Da bleibt dem wilden Mann schlechterdings nichts anderes übrig, als verdutzt zu sein, und damit — ist er abgetan, sagt der diplomatische Herr Regierungsrat.

Abgetan, gerettet und — geheilt. Denn sein politischer Schiffbruch fällt mit einer entscheidenden häuslichen Glückswendung zusammen. Seine Schwägerin, der, wie er fühlt oder wähnt, seine eigentliche Liebe gehört, bringt ihm die Nachricht, daß seine ihm bisher höchst gleichgültige Frau ihm ein Kind geboren hat, „ein ganz vollständiges Kind mit einem Haarbüschchen auf dem Köpfchen und richtigen Waden an seinen kleinen Beinen“. Nun endlich wird der verbiesterte Kerl ja wohl wissen, was er zu tun hat in der Welt ....

Digitized by Google

Der Humor dieses Stückes schlummert, abgesehen von den offenkundigeren satirischen Einsprengseln, hinter neunmal neun Häuten, genau wie die Staatsräson und das goldene Herz des tollen Rittmeisters. Künstlich oder aus dem Zwang einer Überbelesenheit heraus werden noch dazu allerhand Schnörkel herumgezogen. Papierblumen, die auf Drähten stelzen; Weintrauben, die man hat gefrieren lassen, um ihnen die Frische zu bewahren, die darüber aber glasig und frostig geworden sind; schlichte, ehrliche Alltagswahrheiten, die ein überzärtlicher Gärtner überflüssigerweise an Stöcke und Stäbe gebunden hat. Die guten Anlagen dieser politischen Komödie werden an der didaktisch-scholastischen Übergescheitheit eines Kopfes zuschanden, der dieses gewiß lange gehegte und gepflegte Werk nicht früher aus sich herausgelassen hat, als bis alle „blöde" Natur und alles „dumme" Gefühl vom überlegenen Witz gründlich, bis zur Unkenntlichkeit verkorkst und verkapselt waren. Auch die Sprache macht dieses Retortenunwesen mit, in dem Wahn, kultwiert sei nur, was sein bißchen Licht dreimal gebrochen von sich gibt.

Friedrich Düsel

Musik

Musikbücher für den Weihnachtstisch

Auch diesmal ist die Ernte wieder reich ausgefallen. Man fragt sich immer wieder verwundert: woher nehmen die Verleger die Unternehmungslust, woher die Schriftsteller den neuen Stoff? Besonders ergiebig war wiederum die Wagnerliteratur. Noch immer finden da die Kärrner Arbeit, werden neue, ungenutzte Quellen erschlossen. Da hat uns Glasenapp den zweiten Band seiner bei Breitkopf & Härtel erschienenen großen Biographie, welcher die Jahre 1843 bis 1853 umfaßt, in neuer, wieder vielfach verbesserter Auflage gebracht, ein erfreuliches Zeichen für den Absatz dieses grundlegenden Buches, das uns in die Lage versetzt, beinahe Tag für Tag dem Lebensgange des großen Künstlers zu folgen. Käme nur bald der neue Schlußband heraus! Man erwartet ihn schon längst mit Sehnsucht. Inzwischen legt uns Ferdinand Pfohl einen wahren Volks-Wagner, eine vorzüglich und warmherzig geschriebene Biographie (Berlin, Ullstein) mit schönen, zum Teil seltenen Bildern auf den Weihnachtstisch, wo sie der besten Aufnahme sicher sein darf. Welchem Zweck die Auswahl Wagnerscher Schriften im Inselverlag dienen soll, ist mir trotz der geistreichen Einleitung Chamberlains nicht eingegangen. Wer sich für Wagner nur irgend interessiert, greift nach der wohlfeilen Gesamtausgabe. Breitkopf & Härtel haben nun auch Wagners Briefe an Apel erscheinen lassen, die uns Einblicke in die Jugendzeit des Meisters gewähren. Auch eine Neuausgabe des Briefwechsels zwischen Wagner und Liszt wird vom nämlichen Verlage angekündigt. Sie soll die Lücken der ersten, bekanntlich ziemlich willkürlichen und unvollständigen Ausgabe nach den Handschriften selbst ergänzen.

Sonst hat uns die Saison des Liszтjubiläums eigentlich nicht allzuviel gebracht. Der Liszтbiographie von Kapp (Schuster & Löffler) tritt ziemlich anspruchsvoll auf und ist in ihrer ersten, größeren Hälfte auch ohne Zweifel verdienstlich. Gegen das letzte Drittel wird von Liszтkennern freilich der ernste Vorwurf erhoben, daß der Verfasser hier dem Zeitklatsch nicht kritisch genug gegenüberstand. Aber daß die

Digitized by Google

Liſztbiographik, die bisher nur im paneghriſchen Ton behandelt wurde, nun ein Tummelplatz für geſchichtliche Feſtſtellungskämpfe geworden iſt, bedeutet immerhin ſchon einen Fortſchritt. In die Anfänge der Kunſt, die Liſzt als König beherrſchte, führt uns eine ſtreng wiſſenſchaftliche, aufſchlußreiche Arbeit ein: des Amerikaners Otto Kinkeldey Werk: „Orgel und Klavier in der Muſik des 16. Jahrhunderts“ (Breitkopf). Niemanns für die breiten Kreiſe der Liebhaber beſtimmtes „Klavierbüchlein“ iſt in neuer, durch gute Bilder vermehrter Ausgabe bei Kahnt in Leipzig herausgekommen.

Noch zwei neue Wagneriana: Das Thema Wagner und die Antike behandelt Georg Bratſchowanoff in einem gedankenreichen Buche (Leipzig, Xenienverlag). Die bequeme Zuſammenſtellung aller authentiſchen Äußerungen Wagners über die Meiſterſinger, die der kürzlich verunglückte E. Kloß mit Fleiß und Liebe beſorgt hat, wird man willkommen heißen. Schade, daß nicht auch die einſchlägige Memoirenliteratur wenigſtens im Anhang benutzt iſt.

Da Kaliſchers Ausgabe von Beethovens Briefen unzuverläſſig iſt und erſt in der neuen, der berufenen Hand Frimmels übertragenen Ausgabe auf die Höhe kommen dürfte, ſo empfiehlt ſich ſehr die handliche kritiſche und vollſtändige Edition von Emerich Kaſtner (Leipzig, Max Heſſe). Freilich, wer außer dem Fachmann hat Zeit und Luſt, alle dieſe vollſtändigen, vollſtändigeren und vollſtändigſten Ausgaben zu leſen, mit denen uns die Emſigkeit der Herausgeber beglückt? Hier ſcheinen mir gute Ausleſen notwendig zu ſein, wie ſie Leitzmann im Inſelverlag von Beethoven und Mozart gibt. Er bringt wirklich nur das zur Charakteriſtik Wichtige, das, was die Perſönlichkeit lebendig macht.

Guſtav Mahler, dem Vielbefehdeten und Vielgeprieſenen, widmet Paul Stefan zwei Bücher, die bei R. Piper in München verlegt ſind. Das eine enthält eine Biographie (die viel Neues bringt) und Analyſen der Hauptwerke des Künſtlers. Das andere iſt das Ergebnis einer Rundfrage: „Wie denken Sie über Mahler?“ und vereinigt die Antworten von zahlreichen „Zelebritäten“, natürlich durchwegs Bewunderern. Sie bilden eine Art Huldigung zu Mahlers 50. Geburtstage.

Zuletzt, nicht zukleinſt: mit großer Freude werden die Jünger Hermann Kretzſchmars — und welcher ernſtere Muſikfreund fühlte ſich nicht als ſein Jünger in engerem oder weiterem Sinne? — die Geſammelten Aufſätze (Leipzig, Grunow) des Meiſters begrüßen, die man bisher aus den Jahrgängen der „Grenzboten“ mühſam zuſammenſuchen mußte. Da ſpendet einer aus dem Vollen!

Richard Batka

Moderne Muſik

Was iſt modern? „Das was neue Mode iſt oder ſein will?“ Ich möchte lieber ſagen: modern iſt alles Lebendige, einerlei ob es heute geboren iſt oder vor hundert und mehr Jahren. Es gibt uralte Werke, die, ſo geſehn, noch „ungeheuer modern“ ſind; es gibt aber auch ſolche, die ſich „ungeheuer modern“, das heißt nach der herrſchenden oder kommenden Mode gebärden, aber keine Gegenwart haben und keine Zukunft haben werden. So führt der Doppelſinn des Wortes zu ſeltſamen Mißverſtändniſſen.

Digitized by Google

Modern in der von mir gemeinten Bedeutung ist der höchste Ehrenname; denn er besagt die Abkehr vom Nur-gestrigen, Vergänglichen, von der unfruchtbaren Nachahmung ehemaligen Lebens, von toten Formen und Formeln. Modern im andern Verstande hingegen bezeichnet bestenfalls ein Zeitverhältnis, zu den eben geborenen Vorgängern, es macht aber in der Kunst kein Verdienst, oft nicht einmal ein Vergnügen aus, später als andere auf die Welt zu kommen. Indem man das Wort als Gegenteil bald von alt, bald von altertümlich, bald von veraltet gebraucht und diese Namensschattierungen ineinander verfließen läßt, statt sie scharf gegeneinander abzugrenzen, schafft man eine babylonische Verwirrung.

Neulich hat jemand in einer großen Fachzeitung darüber geklagt, daß unsere Komponisten noch immer Psalmen und des Knaben Wunderhorn in Musik setzen, statt „moderne" Lyrik. Aber nicht weil es sich um „die religiöse Poesie der alten Hebräer" und um den „naiven Bänkelsang des Mittelalters" handelt, werden beide „im Banne der Gewohnheit" weiter komponiert, sondern weil hier Urgefühle der Menschheit ihren heut noch lebendigen Ausdruck gefunden haben, weil hier die bunte Welt des Mittelalters aus dem Ursprünglichen, aus dem bleibenden Innersten erschaut und erfaßt ist. Das ursprünglich Geschaute und eigen Gestaltete bleibt „modern" gegenüber dem Reflektierten und Konstruierten aller Zeitströmungen, die vorüberfließen, gegenüber allem „Modischen". Nicht der „Lebende", sondern der „Lebendige" hat recht, und behält es. Nicht ob es alt oder neu ist, sondern in welchem Grade das Gedicht auf die Phantasie des Komponisten wirkt, darauf kommt's an. Der geforderte Vorzug des modernen, d. h. neueren Gedichtes geht von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß das moderne das lebensvollere ist, was aber doch erst von Fall zu Fall bewiesen werden muß. Aus falschen Verallgemeinerungen quillt aller Irrtum. Man überschätzt wohl auch die Bedeutung der Nuancen, welche das menschliche Gefühlsleben im Laufe der Zeiten erfährt, ebenso wie man das Gewicht des Bleibenden in der Erscheinungen Flucht unterschätzt. Gewiß schleppt jede Generation im geistigen Erbe der Väter auch manchen Ballast mit, den es abzustoßen gilt, aber doch auch einen von der geistigen Arbeit der Vorfahren durch die Jahrhunderte angesammelten Schatz von gestaltetem Fühlen und Erleben, der ihren Kulturbesitz bildet und den sie schon darum nicht mit jenem Ballast leichtsinnig über Bord werfen darf, weil es einfach über ihre Kraft ginge, ihn aus Eigenem zu ersetzen. Sie kann ihn bloß *mehren*. Und man versteht es psychologisch, daß die Freude an jeder wirklichen oder vermeintlichen Mehrung ihr den durch Arbeit errungenen Gewinn wichtiger erscheinen läßt, als das mühelos überkommene Eigentum der Alten. Einem verehrlichen Publikum klarzumachen, was als modern oder unmodern zu gelten habe, halte ich aber für viel unwichtiger, als die Aufgabe: das Unterscheidungsvermögen für das Echte, Lebendige, Dauernde hier und dort zu wecken und zu kräftigen, hingegen die Empfindlichkeit gegen das Unechte, Gemachte, Modische durch Erziehung zu fördern und zu verfeinern. Zu jenem genügt die bloße Vermittlung von geschichtlichen Kenntnissen. Dieses erzielt sich nur durch eine Schulung der empfangenden Organe (wobei die Geschichte

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

RUDOLF SCHÄFER
AUS „FRAU MUSICA“

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

RUDOLF SCHÄFER
Aus dem Wandsbecker Boten

Digitized by Google

Digitized by Google

nur eine unter vielen Hilfsdisziplinen sein kann), und einzig aus diesem Punkte wird die so verwickelte Frage der Volksbildung und Volkserziehung zu lösen sein. In der Musik wohl am allerspätesten, weil hier zum vermittelten Inhalt noch das oft schwer abzutrennende Moment des technischen Ausdrucks hinzutritt. Freilich, auch hier muß einmal die Zeit eines künstlerischen Wertens jenseits von „modern“ und „unmodern“ heraufdämmern, und so spitzt sich das Problem allerdings zu der Frage zu: kunsthistorische Bildung oder Erziehung zum Kunstgenuß? Richard Batka

Der Talisman

Leipziger Oper

Gute Beziehungen zu hohen Kreisen wurden von den Tagesblättern der bisher unbekannten Komponistin Adela Maddison nachgesagt. Wichtiger für sie (als Opernkomponistin) waren die guten Beziehungen zu hohen musikalischen Kreisen, ohne die die Uraufführung ihrer vieraktigen Oper „Der Talisman“ im Leipziger Stadttheater kaum eine so freundliche Aufnahme gefunden hätte, wie sie ihr trotz ziemlich stark zischenden Widerspruches immerhin beschieden war. Man hatte Grund, der sympathischen beweglichen Dame die mehrfachen Hervorrufe und Lorbeeren zu gönnen. Denn die genaue Bekanntschaft mit guten musikalischen Vorbildern hat sie mit vollkommener Beherrschung des Technischen und wirklich erlesenem Geschmack ausgenützt. Manche freilich mag es geben, die da meinen, das Komponieren ohne eigene Einfälle sei überhaupt nicht geschmackvoll, und andere, auf die das „dramatische Märchen“ von L. Fulda, aus dem die Maddisonsche Oper einen verkürzten Text gibt, ohne Musik mehr Eindruck macht. Ich erinnere mich einer Leipziger Aufführung des geistreichelnden Märchens, die ergötzlich und kurzweilig war, während sich jetzt die Oper ohne allen Grund in die Länge zog. Musikalische Ausmalungen literarischer Stücke werden immer als hemmend empfunden werden, zumal wenn die Musik nur von guten Beziehungen lebt. Die Maddisonsche Komposition ist ungemein fleißig und geschickt, aber physiognomielos. Der Aufblick zu Wagner schadet an sich ebensowenig wie die Assimilation veristischer Art. Das zeigt Eugen d'Alberts Tiefland. Aber das Wagnersche Rüstzeug (es handelt sich hier um den Wagner der Tannhäuser-Zeit) ist nur anzuwenden oder wenigstens zu ertragen, wenn die thematische Erfindung auf eigenen Füßen steht. Ein noch besseres Beispiel als d'Albert ist hierfür Friedrich Klose mit Ilsebill, worin die Antipoden Wagner und Meyerbeer sich gewissermaßen die Hände reichen. Darum ist hier die musikdramatische Wirkung ebenso tiefgreifend, wie sie andererseits im Talisman oberflächlich bleibt. Die Musik ist hier nicht mehr als eine Dekoration von anerkennenswertem Wohlklang.

Friedrich Brandes

Rudolf Schäfer

Bildende Kunst

Es ist nicht lange her (denn Rudolf Schäfer ist noch ein junger Mann), daß uns die ersten Bilder und Bildchen dieses Zeichners in die Hand kamen. „Ludwig-Richter-Schule! Der alte und so oft für altmodisch und erledigt erklärte Dresdner Herr hat also Nachahmer“ — mit solchem Gedanken legte man die freundlichen Sächelchen vergnügt beiseite. Mehr als freundlich waren sie eigentlich auch nicht, brav gezeichnet, hübsch komponiert, aber vielleicht gar zu, sagen wir: sanft-

Digitized by Google

mütig, und nicht sehr tief, mit Leuten darauf, denen es von Temperaments wegen nicht schwer fallen konnte, bieder zu sein, und von Intellekts wegen nicht schwer, zu glauben, wovon man ihnen mit Autorität sagte: das ist so — kleinbürgerlich demnach auch im Sinn der sich leicht bescheidenden Enge. Jetzt, wo wir Schäfer schon eine Reihe von Jahren zusehn, werden wir auch nicht sagen, daß sich sein Grundwesen verändert habe. Er ist in keiner Hinsicht ein Neuerer. Aber er ist auch in keiner Hinsicht *nur* ein Nachfolger, also ein Nachtreter. Er ist ein Mann, der ganz unbeirrt in und an sich arbeitet, ganz im Stillen, — und der dabei aller Wahrscheinlichkeit nach für die bewahrsamen Kreise des deutschen Volks der Zeichner religiösen und gemütvollen Innenlebens werden wird, den sie wünschen und brauchen. Das Schöne ist dabei: daß sich auch die Kunstfreunde dessen nur freuen können, die als Menschen andre Wege gehn.

Alle christliche Zeichenkunst hat drei besondre Gefahren: Süßlichkeit des Ausdrucks, falsche Schönheit der Form und falsche Pathetik. Schäfer ist in seinen neuern und bessern Gaben nicht süßlich. Ebensowenig hat er je die aus der Renaissance erstarrte Faltenwurf- und die geölte Theaterlockenschönheit, die einer Generation oder zweien bei heiligen Gestalten für edel galt. Noch, schließlich, die „große Gebärde", die den Heiland und die Apostel auf manchen religiösen Bildern zu Komödianten entwürdigt. Das wäre das Gute im Negativen. Aber es sind auch sehr positive Gaben bei ihm da. Nach dem Artistischen hin: eine schlichte, ehrliche, tüchtige Zeichenkunst, die sich von seiner ersten Publikation bis zur neuesten unverkennbar gehoben hat. Hervorgewachsen aus dem Holzschnitt, wahrt sie die feste Linie, ist aber ebenso wie Richters Federzeichnung durchaus griffelkünstlerischen Charakters, was allein schon bewiese, daß Schäfer Phantasie hat. Er zeichnet nicht kartongemäß, noch, wie etwa Doré, aufs koloristisch Malerische, er zeichnet bald mehr so, bald mehr anders, je nach dem Gegenstande; sein Zeichnen setzt sich niemals selbst zur Hauptsache: Schäfers Kunst ist uneitel sachlich, sie ist rein. Zur Darstellung der biblischen Gestalten selbst reicht meinem Gefühl nach das innere Erleben des jungen Künstlers noch selten aus, zumal sein Christus gibt mir noch nicht viel. Man wird auch finden, daß auf dem von uns wiedergegebenen Bilde der Gottvater *als solcher* zumal in seinem *Gesichtsausdruck* kaum das gibt, was man bei aller Unerreichbarkeit so großen Gegenstandes von einem religiösen Künstler immerhin erhoffen mag. Dennoch wirkt das Bild als Ganzes nicht nur innig, auch bedeutend. Es erreicht, was der Ausdruck im Angesicht nicht erzielt, durch die Stärke der *Komposition*. Und das ist bei Schäfer oft so: er hat außerordentlich schöne Kompositionen, als ergösse sich in sie vor allem die Stärke seines Gefühls gerabezu. Der Reichtum und die Schönheit seiner kompositorischen Phantasie ist vielleicht, künstlerisch genommen, das Erfreulichste an Schäfer. Sie bietet vom Erhabenen bis zum Liebenswürdigen, wie auch unsre Bilder zeigen, starke und zarte, tief ernste, volkstümlich schildernde und scherzend lächelnde Gestaltungen.

Die neueste Gabe Schäfers sind die Bilder zum „Wandsbecker Boten", die eben in Gustav Schloeßmanns Verlage in Hamburg erschienen sind. Mögen sie mit unserm lieben As-

Digitized by Google

mus zuſammen einen glücklichen Weg durchs Land wandern! Man vergeſſe aber auch die andern, meiſt im Stiftungsverlag zu Potsdam erſchienenen Sachen ja nicht, wenn man ſich des nähern mit dieſem Tüchtigen befreunden will. A

unſre Meinung in dieſem Punkt ketzeriſch iſt, werden aber von der wachſenden Gefahr einer Augenverblödung durch Farbendrucke nächſtens im Zuſammenhang ſprechen. Heut vor Weihnachten den Hinweis auf einige farbige Repro-

Zeichnung von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

Farbige Reproduktionen von Wert

ſind die photomechaniſchen nur in Ausnahmefällen, und wenn die Schwärmerei für die billigen Vierfarbendrucke nicht bald einer kritiſchen Betrachtung weicht, ſo wird ſich wieder einmal ein techniſcher Fortſchritt zunächſt als ein ſchweres äſthetiſches Übel erweiſen. Wir haben ſchon des öftern geſagt, daß

duktionen, die gut, aber freilich: die auch teuer ſind. Der Preis der im folgenden erwähnten Blätter ſchwankt bei den großen Formaten meiſt zwiſchen 30 und 60 Mark.

Das allen gemeinſame Verteuernde iſt das Heranziehen künſtleriſcher Handarbeit. Wenn man will, ſo bleibt ein Reſt von Unkünſtleriſchem in der mechaniſchen Übertragung der Form durch die

Digitized by Google

Photogravüre, da ja der Künſtler bei freier Übertragung auch die Form der veränderten Technik und Größe anpaſſen würde. Zur Entſchädigung iſt die Genauigkeit der Form verbürgt, in dieſer Beziehung die „Handſchrift des Originals“. Die Farbe dagegen iſt durch die Hilfe der Handarbeit vereinfacht, iſt überſetzt, und deshalb, wo ſie kung von fern an die alten kolorierten Kupferſtiche insbeſondere Englands. Die Farben ſind ſehr gedämpft und ohne eine Spur imitativen Charakters harmoniſiert, nur, für mein Auge, vielleicht in den rotbraunen Tönen mitunter ein klein weniges brandig. Andrer Augen werden anders ſehen. Man muß bei dieſen Handarbeiten natür-

Zeichnung von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

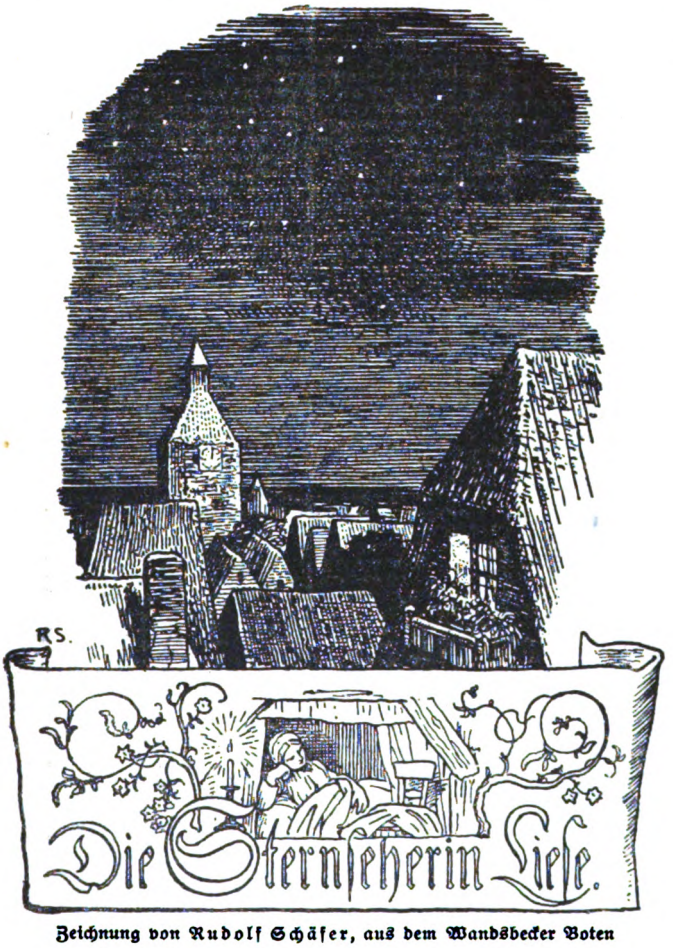
gut gelingt, perſönlicher und künſtleriſcher, als auf den nur mechaniſch reproduzierten Bildern. Sie kann ſich der neuen Technik anpaſſen, kann beſondere Reize aus ihr entwickeln.

Die nach alten Meiſtern, insbeſondere nach Velazquez und Goya hergeſtellten farbigen Photogravüren von Albert Langen in München erinnern in ihrer Wirlich auch immer ſorgſam zwiſchen den einzelnen Blättern wählen. Verunglückt ſcheint mir von allen, die ich kenne, keins. Manche unter den mir vorliegenden ſind Meiſterſtücke in ihrer Art, zum Beiſpiel das nach Goyas Krugträgerin, das den verwöhnteſten Geſchmack entzücken kann.

Die „Aquarellgravüren Bruckmann“ ſind verſchieden an

Digitized by Google

Wert. Den kleineren Blättern zum Beispiel nach Böcklin kann ich nicht so viel Gutes nachsagen, wie ich möchte; eine gute einfarbige Gravüre zum Beispiel nach dem „Frühlingstag“ und dem „heiligen Hain“ gibt mir wesentlich mehr als diese Wer den ganz einzigen Zauber des Originals je genossen hat, dem wird er aus diesem Abglanz reich wiederleuchten, und wer es nicht kennt, dem wird wenigstens ein Ahnen davon wie ein Strahl aus dem Paradiese grüßen. Ich empfehle diese



Zeichnung von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

wenig „übersetzten“ und gestimmten bunten Blätter, die zum Teil geradezu an die alten Öldrucke erinnern. Dagegen sind unter den großen Aquarellgravüren einige sehr schön. Ich nenne: „Am Pflug“ von Segantini und mit besonderer Betonung Böcklins „Sommertag“. beiden Blätter sehr.

Außerordentlichen Lobes wert sind dann einige Photogravüren der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin. Sie wagen sich ziemlich weit ins Farbige hinein, aber nicht über die Grenze des hier ohne Buntheit Erreichbaren, und

Digitized by Google

nutzen die Möglichkeiten der Technik nach dem Saftigen, Weichen, Sammetigen hin mit entwickeltem koloristischen Gefühle aus. Das Blatt nach Whistlers „Carlyle“ darf man getrost als ein Muster

stikows „Waldteich in der Mark“, ich kenne keine Reproduktion nach einem Werk des Frühverstorbenen, die so viel von innerlicher und äußerer Schönheit vermittelte. A

Zeichnung von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

feiner Reproduktion bezeichnen, aber ich kann mir auch nicht vorstellen, wie man das nach Terborchs „Konzert“ an Schönheit übertreffen sollte. Ganz andersartig, aber wundervoll ist auch Lei-

Die Kuh

Die Kuh ist ein nützliches Tier, weil sie Milch gibt. Sie ist sozusagen der Milchtopf der Natur. Manchmal ist die Kuh auch aus Porzellan. Dann haben sich Natur

Digitized by Google

und Kunst, die sich so oft zu fliehen scheinen, gefunden. Die Kuh, die ich kürzlich sah, war aus Porzellan. Auf der linken Seite des Körpers hatte man ihr das Fell abgerissen und sie mit dem Bilde des Stadttheaters geziert. Demnach stellte die Kuh ein „Andenken" dar. Als ich nähertrat, sah ich staunend, wie sich das Nützliche dem Schönen einte. Die Kuh hatte nämlich im Rücken ein großes Loch. Ach, dachte ich erfreut, sie ist noch mehr als ein „Andenken", sie ist zugleich ein Aschbecher. Das aber war eine Täuschung. Eine Kuh ist kein Aschbecher, sondern sie ist ein nützliches Tier, weil sie Milch gibt, sie ist sozusagen der Milchtopf der Natur. Als ich das Wundertier interessiert näher betrachtete, stellte ich fest, daß sie gerade „Muh" sagte, denn das Maul war weit geöffnet. Der Schwanz aber war nach oben gebogen und mit dem Ende auf dem Rücken festgewachsen. Und, am Schwanz war ein Zettelchen befestigt, darauf stand geschrieben: Milchtopf. Und ich hatte diese milchspeiende Kuh erst für ein „Andenken" und dann für einen „Aschbecher" gehalten! Beschämt schlich ich weiter. G. Metelmann

Wie viele Geschwister, Tanten, Basen und Nichten dieser Kuh werden auch dieses Weihnachten wieder in die Gemächer gelassen werden, in denen doch eigentlich Menschen wohnen? Anders gesprochen: wie viele Hausgreuel?

Von der Wachskerze

Nur einmal im Jahr kommt sie noch zu Ehren, die altmodische Wachskerze: in der Weihnachtszeit; wo wir ja gemeiniglich den Anfällen einer altmodischen Pietät leichter erliegen. Da erwacht verschollene Sehnsucht nach ihrer weichen Flamme, nach den so merkwürdig runden, flaumigen, wallenden Schatten und nach dem würzigen Duft, der mit Äpfeln und Tannen gemischt, diese eigne unverlierbare Melodie gibt. Aber, was sag ich, wie viele Leute gibt es nicht schon, die auch an den Tannenbaum elektrische Glühbirnen stecken! Und wenn ich nun hier die bescheidene Meinung äußern möchte, daß wir uns dieses vertraulichen Lichtspenders der Großväterzeit doch öfter erinnern sollten, so werde ich mich darauf gefaßt machen müssen, von diesen so voll und ganz zeitgemäßen, und unentwegt fortschrittlichen Leuten, die an den Tannenbaum elektrische Glühbirnen stecken, die mitleidige Antwort zu erhalten: Deutsche Sentimentalität! Und diese Antwort ist natürlich wieder überaus treffend und richtig. Denn es war an der Küste von Frankreich...

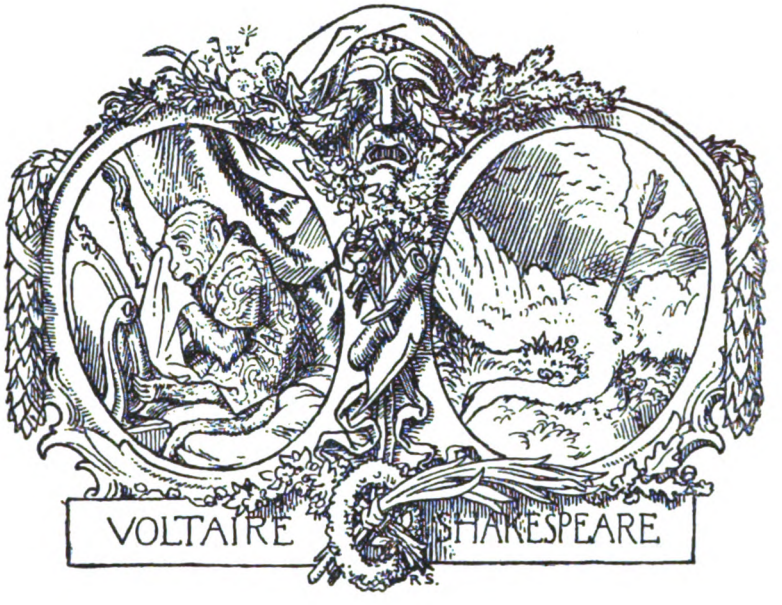
Ja also, an der Küste der Normandie. In den letzten hellen, milden Septembertagen, wo dieses Land überall nach frischen Äpfeln riecht, wenn der leichte, atlasblaue Wind über die weiten, ruhenden, flachen Hügel streift. Ganz nah am Strande liegt das hübsche normannische Landhaus eines wohlhabenden Parisers. Die Veranda, an der Querseite gelegen, öffnet sich nach vorn auf das Meer, nach hinten auf die weit sich dehnende Apfellandschaft. Außer dem französischen Gastfreund und der Frau des Hauses bestand die Gesellschaft nur noch aus einem Pariser Künstler, seiner Gattin und einem Deutschen. Ein intimer Kreis. Auf dem runden Bauerntisch stand die Bowle, nach normannischem Rezept gebraut aus den so wunderbar fein duftenden frischen Schalen dieser runden, ganz gleichmäßig feuergelben Äpfel, die dortzulande den vieldeutigen Namen Pürgeants führen. Man trank und plauderte. Aber als die

Digitized by Google

Sonne nieder war, zog von der See eine feuchte Kühle auf, und man ging in das Haus hinein. Das breite Fenster des Zimmers führt auf den Apfelgarten, man ließ es geöffnet, eine leichte Mullgardine dämpfte ein wenig die Kühle der langsam vergrauenden Luft. Wenn ein stärkerer Hauch kam, hob sich die Gardine, glitt leise über die Dielen hin, und das ganze Zimmer dehnte sich in dem frischen, würzigen Apfelgeruch. Man trank und plauderte. Das Plaudern der Franzosen! Dieses Erbteil einer feinen alten aristokratischen Kultur. Ein Stück Kunst ist dieses Plaudern, und wenn sie es in einem andern noch übertreffen, so ist es höchstens in der Kunst, zuzuhören. Diese novellistische Art, sich mitzuteilen, voll Geist und Empfindung, es strömt so fein etwas vom Ich darin, aber zugleich scheint es ganz objektiv. Dieses Erzählen ganz anspruchslos von sich, vom Erleben, unmerklich zu einer eignen Geschichte sich rundend. Es ist noch ein wirkliches sich, sein Erleben, Mitteilen, manchmal fast ein Beichten, aber es geht so rücksichtsvoll in eine objektivere künstlerische Form auf. Ein letzter edler Rest von Geselligkeit, die zugleich intim und voll Haltung ist. Eine Kunst ohne dichterische Aufdringlichkeit, ohne Stimmungsaffektation. Leute von Welt, von Kultur und Freiheit, Geschmack und natürlicher Sensibilität. Auch bei uns gab es einmal diese Kunst des feinen geselligen Erzählens, nur in einer etwas andern nationalen Schattierung. Aber sie wird immer seltner. Ich habe die modernen Heizanlagen in Verdacht. Schon der Ofen, er hält die Menschen nicht mehr so fein zusammen; das kann nur der alte Kamin: ich vermute einen Kausalnexus zwischen der zähen Anhänglichkeit der Franzosen an diesen „unpraktischen“ Kamin und ihrer Kunst zu plaudern. Mein zweiter Verdacht aber fällt auf die moderne Beleuchtung. Ja die Petroleumlampe, sie hatte noch ihre Gaben, sie zog die Menschen eng in die Umarmung ihres engen, dürftigen Lichtkreises zusammen, daß sie gesellig wirklich zueinander kamen. Jetzt strahlt Gas und elektrisch Licht bis in die kleinsten Winkel, keiner braucht zum andern zu kommen. Jeder bleibt isoliert für sich, das Licht trennt.

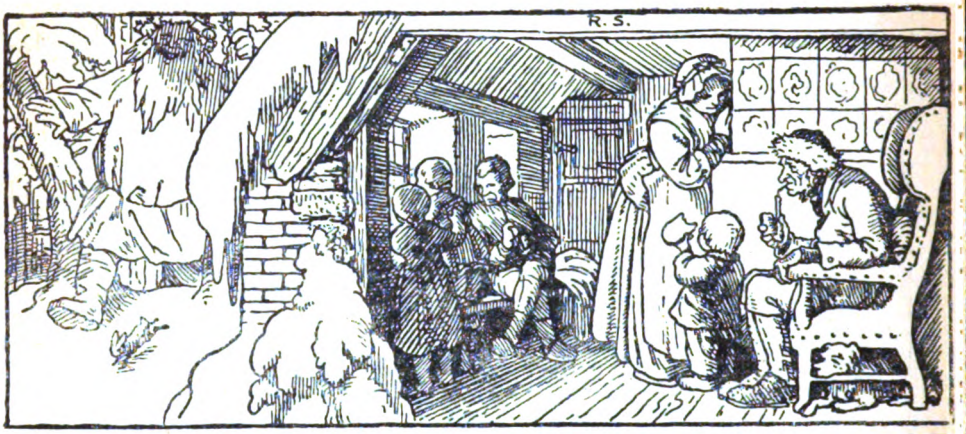
Allmählich war es immer dunkler geworden im Zimmer, schließlich konnte man kaum noch das Glas mit der Hand finden. Man entschloß sich also, Licht zu machen, und plötzlich flammte die Gaskrone auf, und das ganze Zimmer stand hell, hell, scharf und nackt. Mit einem Schlage. Und alle empfanden es auch wie einen Schlag. Die Seelen, die so vertraulich sich genähert, spürten ihn an ihren Fühlern und zogen sich unwillkürlich zurück in ihr Haus. Alle empfanden, daß etwas Fremdes zwischen sie getreten war, das die vertraute Stimmung zu zerstören drohte, und es war Pein in der Empfindung. Der Ton der Unterhaltung wurde unsicher, und die Frau des Künstlers, die gerade die feine, rührende Geschichte einer schmerzvollen Kindheit erzählte, begann in den Sätzen zu stocken. Alle fühlten, was es war. Da sprach der Maler es aus: „Dieses gräßlich helle Licht!“ Und nun sagte jeder dasselbe. Kurz entschlossen drehte man die Krone wieder aus. Aber nun war die Dunkelheit noch unerträglicher geworden. Man saß einen Augenblick ratlos. Da sprang plötzlich die Dame des Hauses auf. Aus der Tiefe einer Schublade kramte sie etwas hervor und hielt es triumphierend in die Höhe. Sie ließ alle

Digitized by Google



Zeichnungen von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

Digitized by Google



Zeichnungen von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

Digitized by Google

daran riechen: es war wirklich Wachs, feines, duftiges Wachs, sechs schöne, dicke, gelbe Kerzen. Sie wurden angezündet und aufgestellt. Aber nicht auf den Tisch, auf ein Wandbrett vor ein paar alte, schon etwas uneben gewordene, mattspiegelnde Zinnteller. Einen Augenblick waren alle überrascht von der Wirkung, so angenehm überwältigt, daß gleich die alte vertrauliche Stimmung zurückkehrte. Die still wallenden Flammen machten alle Dinge wieder weich, rund, behaglich, das Licht wiegte sich leise in den baumigen Schatten. Und bald gingen auch die Worte wieder ruhig, fein und herzlich wie vorher. Wenn ein stärkerer Hauch vom Garten kam, die Gardine sich bauschte und leise über die Dielen hinglitt, dann mischte sich in den frischen Apfelgeruch, in dem das ganze Zimmer sich dehnte, der feine, würzige Duft der stärker bewegten Flammen. Dann stockte das Gespräch wohl einen Augenblick, weil der Erzählende die Luft tief atmend in sich sog. „Nun müßten nur noch grüne Tannennadeln in der Flamme schwelen", sagte einmal der Deutsche. Aber das verstanden die andern nicht.

Vor ein paar Tagen kam ein Brief von der liebenswürdigen, klugen Wirtin aus Paris: „. . . Erinnern Sie sich noch meiner famosen Idee mit den Wachskerzen? Und denken Sie, ich habe gefunden, daß diese Beleuchtung nicht nur in einem normannischen Landhause, sondern auch in einem Pariser Salon ihren Reiz von Behagen und Vertraulichkeit haben kann, bisweilen, wenn man im intimen Kreise sitzt."

Aber, Madame, diese deutsche Sentimentalität!

Erich Vogeler

Weihnachtsbaum-Frieden

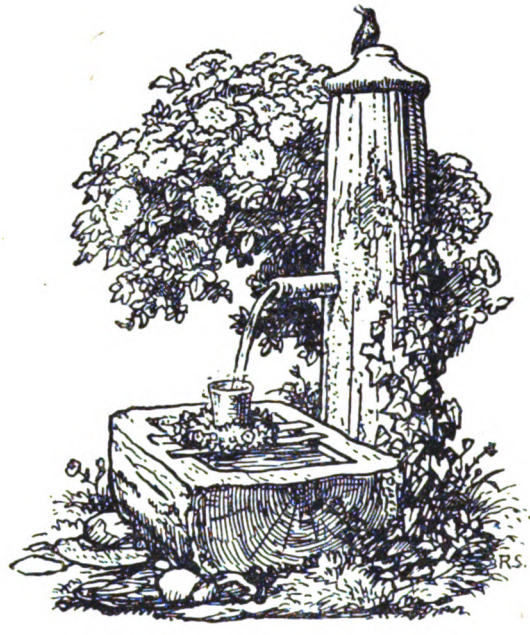
Nur zwei Worte der Erinnerung: wollen nicht diese oder jene unsrer Leser diesmal ausproben, ob Goehre mit seinen Ausführungen in unserm vorjährigen Weihnachtshefte recht hat? Der Baum, der zur Zeit der Öllampen und Talgkerzen die Sammlung verschwenderischen Lichtes war, kann in der Gegenwart den Wettbewerb mit Gas und Elektrizität nicht aufnehmen, ohne bestenfalls eine mäßige Steigerung zu sein, und er braucht das auch nicht, denn sein Reiz und sein poetischer Wert zeigt sich nicht in irgendeiner Konkurrenz mit der Industrie. In diesem Hefte hier spricht ja auch Vogeler davon. Also: vor oder nach der Bescherung weg mit allem andern Licht aus dem Zimmer und allein im Raume, im Kerzengestrahl der Baum! Mehr und mehrere Lichter erglimmend, eines nach dem andern still wieder verlöschend, und Wachs- und Fichtenduft dazu. So wird der Baum auch für uns wieder, was er unsern Altvordern war. Er kann es noch. Wer's nicht glauben mag, wir bitten: der versuch es!

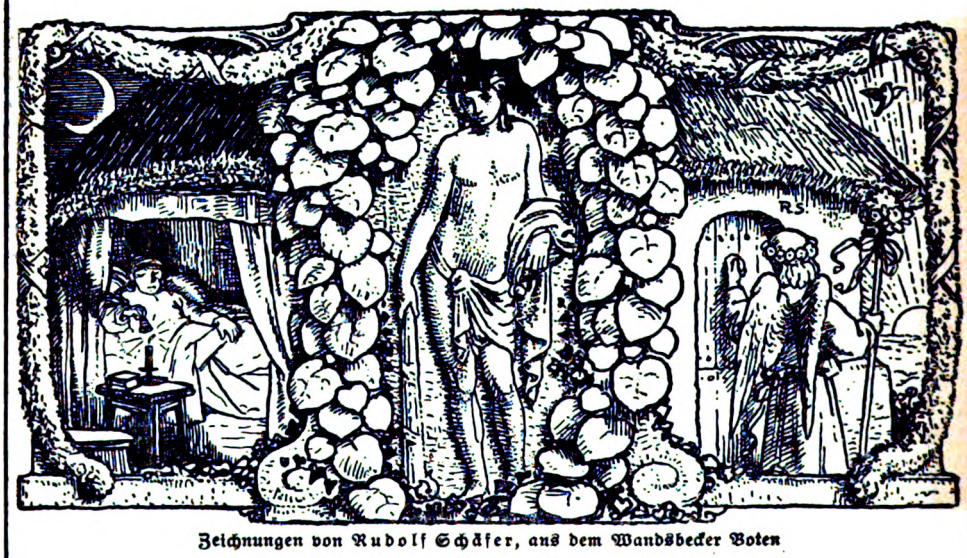
Volkskinderstuben

Gesellschaft

Es ist sehr erfreulich, allerdings auch sehr an der Zeit, daß die Öffentlichkeit an den Fragen der Kinderfürsorge allenthalben regen Anteil zu nehmen beginnt. Große Mittel, Organisationen und Gesetzesmaßnahmen sind nötig, um den gewaltigen Schäden zu begegnen. Auch die stärksten organisatorischen Leistungen aber werden stets nur verhältnismäßig grobe Arbeit leisten können, vielleicht nur die gröbste, wenn nicht die ganz persönliche, liebevolle Beschäftigung mit der Jugend, die ohne rechte Familienerziehung aufwachsen muß, im engsten und kleinsten Kreise hinzukommt. Ge-

Digitized by Google





Zeichnungen von Rudolf Schäfer, aus dem Wandsbecker Boten

Digitized by Google

rade diese Arbeit nun kann ohne große Mittel und überall, auch ohne die Hilfe einer größeren Organisation geleistet werden. Ein lebendiges Beispiel, allerdings aus der Praxis einer großen volkserzieherischen Einrichtung, aber trotzdem wohl auch im kleinen nachzuahmen, gibt ein Bericht, den wir dem Jahresberichte des „Hamburger Volksheim“ entnehmen.

Wenn die Herzen anfangen, sich auf Weihnachten zu richten, so mag die rechte Zeit gekommen sein, von unsrer Kinderstube zu reden. An jedem Sonntag um vier Uhr herum sieht man die elterliche Geduld umringt von der kindlichen Ungeduld vor unsrer verschlossenen Haustür harren. Eine Viertelstunde später drängt's dann hinein, voran die stürmende Jugend, dahinter bedächtig die Alten. Vor der Kinderstube wird zur Kontrolle der Kinderkarten Halt gemacht. Wer keine Karte besitzt (Quartalskarte à 10 Pfennig), bezahlt eine Kopfsteuer von fünf Pfennig. Dann geht's mit den Eltern zur Garderobe. Diese nehmen die Garderobenmarken in Empfang und nun steht der Einkehr ins Kinderparadies nichts mehr entgegen. Bald dreht sich im kleinen Saal eine Schar im fröhlichen Ringeltanz; kleine Jungs drehn sich vergnügt mit. In den älteren regt sich schon ein wenig bewußte, männliche Würde. Sie besehen gern ein illustriertes Buch in beschaulicher Ruhe, soweit die bei der wachsenden Menge noch zu haben sind. In neuester Zeit ist unser Lesezimmer zur Nähstube geworden. Dort pricken und nähen die Sittsamen und die Fleißigen unter kundiger Aufsicht Figürliches auf Fröbelsche Nähkarten. Die Jungs sitzen zahm und artig zwischen den Mädchen und beweisen, daß die gemeinsame Erziehung der Geschlechter in unserer Kinderstube gar keinen Schwierigkeiten begegnet.

Ist unser Publikum versammelt und hat man sich genug im Kreise gedreht, so werden alle vereinigt zur gemeinsamen Unterhaltung, zu der oft die Kinder selbst durch vorgetragene Gedichte beisteuern. „Schule spielen“ nennen sie ihre eigene Leistung; wohl deshalb, weil die Stoffe meistens aus der Schule stammen. Mitunter stammen sie aber auch aus dem Elternhause oder gar aus dem Anschauungskreise des Kindes selbst. Ist diese Auswahl literarisch oft bedenklich, so ist sie desto interessanter für den, der hinter dem Couplet oder dem selbstgemachten Theaterstück zu lesen versteht. Hinter dem Couplet steht der Geschmack des Hauses, hinter dem selbstgemachten Theaterstück die Erfahrungen eines Großstadtkindes. Waren da im vorigen Winter zwei kleine schöpferische Freundinnen, die alle Sonntage mit Eheirrungen, Trunk- und Gerichtsvollzieherszenen debütierten. Der Kinderfreund stand erschüttert neben diesen lustig empfundenen und lustig aufgenommenen Stückchen und fragte sich: Woher nimmst du das Gute, um damit diesen Strom von Unsitte und Verkommenheit wirkungsvoll abzudämmen, der das Alltägliche aus dem Erfahrungskreise dieser Kinder widerspiegelt.

Der Kinderstubenbetrieb muß großzügig sein. Den verschiedenen Altersstufen gleichzeitig gerecht werdend, muß er allen Erlebnisse bringen, die zu wertvollen Schätzen der Erinnerung werden.

Unser lustiger Kasper mit seiner langen Nase und seinen derben Späßen hat der jubelnden Fröhlichkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt. Er ist bis jetzt die Figur, die allen Ansprüchen einer Kinderstube am besten genügt. Wer seinen Witz

Digitized by Google

noch nicht versteht, hat Freude an seinen Bewegungen, an der schönen langen Nase und an der strafenden Gerechtigkeit, die er an Schutzleuten, Teufeln, Räubern, seiner bösen Frau Kathrine und andern best gehaßten Persönlichkeiten stets ausgiebig und gründlich übt.

Mit Kasper, dem Schalk, ringen jetzt edlere Musen um die Anerkennung des kleinen Auditoriums. Neulich wurden Märchen erzählt. Es ist eine schwere Kunst, so zu erzählen, daß klein und groß dabei zu seiner Freude kommt. Ich hab's erfahren. Gelegentlich gibt's auch ein Konzert für Kinder. Eine Laterna magica wartet auf den, der gerade jetzt in dieser dunklen, heimlichen Weihnachtszeit zu ihren schönen Bildern Texte schön erzählen kann.

Die Kinderstube hat also auch allmählich ihr Programm erhalten! Es sind Anfänge! Noch ganz unausgebaut! Aber sie geben die Möglichkeit, dauernden, bestimmenden Einfluß auf unsere Kinder zu gewinnen. Hier liegt ein weites, fruchtbares Arbeitsfeld vor uns, voll Sonne und Verheißung.

Aber auch heute sind schon Früchte gereift. Unsere Sonntagsunterhaltungen können nun von Vater und Mutter gemeinsam besucht werden: für die Kinder ist ja unterdes gesorgt. Früher kam oft nur die Mutter. Es ist mir immer ein Augenblick innigster Freude, wenn Vater und Mutter mir ihre Kinder zusammen abliefern. Die Kinder haben unser Volksheim lieben gelernt; aus ihrem Gedankenkreise wird es nicht wieder schwinden. Dort war die Stätte, wo sie so unbändig über Kasper lachten, wo sie mit weiten Augen und weitem Herzen an den Lippen des Geschichtenerzählers hingen.

Helferinnen in der Kinderstube sind Freiwillige aus unserem Mädchenbund I. Ohne diese treuen Genossinnen hätte ich's nicht schaffen können. Es ist organisierte Arbeit, die zu lernen und zu leisten war und die in Treue und Hingebung getan wurde. Aus diesem Dienst der jungen Mädchen, der nie versagte, darf auf Gemeinsinn, Pflichtgefühl und Verständnis für unsere Aufgaben geschlossen werden. In unsrer Kinderstube ist eine Frucht gereift, die im Mädchenbund gesät wurde. Ich darf es wohl sagen, daß ich an dieser Frucht eine ganz persönliche, große Freude habe, von der ich allen denen erzählen möchte, die noch vor erfolgreiche Volksheimarbeit ein ungläubiges Fragezeichen setzen. Nun richten sich die Herzen auf Weihnachten; man schaut ins Kinderland. Wer hat noch Bilderbücher in seinem Schrank; wer kann Kasper spielen, wer Geschichten erzählen; wer kann Kinder unterhalten bei Spiel und Tanz? Die Bedeutung der Kinderstube ragt weit hinaus aus unsern engen Mauern. Wer hilft sie vertiefen, veredeln? Wer hilft, die Kinderstube zur Schatzkammer zu machen, aus der sich unsre Kinder echte Perlen für ihre Lebensreise mitnehmen können?!

Anna Federer

In den Tagesereignissen

Tempelhof

Also der Fiskus hatte das Recht dazu, heißt es. Und er konnte nicht anders, heißt es. Und die Stadt Berlin hat auch gehandelt, wie sich's gehört, heißt es. Und somit ist alles in schönster Ordnung, heißt es. Nur daß man freilich bei Fiskus wie Stadt den Ausgang aufs tiefste bedauert, heißt es. Denn das ist ja allerdings sonnenklar: daß alles verfahren und verpfuscht ist.

Fiskus und Magistrat — sie hätten's ja gern ganz anders gemacht, aber sie konnten nicht zu-

Digitized by Google

sammenkommen, die Spree war gar zu tief. Post, Telegraph, Telephon, rote Radler, Elektrische und Stadtbahn, von den Privatfahrzeugen und Privatboten abgesehn, sie langten doch nicht zu, daß Fiskus und Magistrat, die liebenden, sich rechtzeitig aussprachen. Nach Schöneberg ging wahrscheinlich gerade eine Botenfrau, da benutzte man denn die Gelegenheit . . .

Was ist das für ein herrliches Zusammengreifen, Zusammenarbeiten unsrer höchsten Behörden, die doch, soviel wir gehört haben, allesamt zur Förderung des gemeinen Wohls da sind!

Zu wessen Vorteil?

Am 21. November besichtigte der Kaiser die neuerbaute Marineschule zu Mürwik bei Flensburg. Hierbei verlas er den Kadetten eine Kabinettsorder, worin er ausführte, daß gerade der Seemannsberuf ganze Männer fordere mit tüchtigem Charakter. Bei einer weiteren Ansprache empfahl er dann den Kadetten, den Alkohol zu meiden, und sich mehr der Abstinenzbewegung anzuschließen. Er rate zum Eintritt in die Marinelogen des Guttemplerordens oder in das Blaue Kreuz. Er wies rühmend auf das Vorbild der gewaltigen Marine-Abstinenzbewegung in England hin und führte wörtlich aus: „Der nächste Krieg erfordert gesunde Nerven, und Sieger wird diejenige Nation sein, die den geringsten Alkoholkonsum zu verzeichnen hat“ und: „Verzichtet auf den Alkohol und Ihr hebt die Moral meines Volkes.“

So berichten die Privatkorrespondenten hamburgischer Zeitungen, und so bestätigt es mir der Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen, der deutscher Offizier ist.

Die offiziöse Telegraphen-Agentur dagegen hat nur gemeldet, der Kaiser habe eine Rede „gegen die Trinkunsitten“ gehalten. Gegen die „Trinkunsitten“ haben schon sehr viele Fürsten gesprochen und geschrieben, ohne daß es irgendwem oder irgendwas nützte, denn zu den Pflegern der Trinkunsitten gehört bekanntlich niemals der, der's gerade liest oder hört. Zu denen gehört immer nur der andre. Daß der Kaiser geradezu für die Abstinenten sprach, das ist das Neue. In wessen Interesse hat der halbamtliche Draht die wichtigsten Sätze der Kaiserrede unterdrückt und ihren Inhalt umgefärbt?

Fr. Karlstadt

Vorbilder-Dichtung?

Von der katholischen Seite

Sagen wir es einmal ohne dialektischen Umschweif: es ist nahezu so etwas wie ein grober Unfug: Worte, die in einer Dichtung von irgendeiner Gestalt gesprochen werden, so zu zitieren, zu behandeln und zu verwerten, als ob sie die persönliche Meinung des Dichters enthielten. Was einen Schaffenden während des Schaffens beherrscht, ist die in sich zu vollendeube Gestalt, die er ihr subjektiv beschränktes Meinen natürlich auch aussprechen lassen muß. So sehr wird er von dieser Vorstellung beherrscht, daß er unter Umständen in einem ganzen Buch keine Gelegenheit findet, seine eigne Meinung zu äußern. Es liegt ihm oft nicht einmal etwas daran: dafür ist er Künstler und nicht Moralist, Philosoph, Theologe oder Professor. In andern Fällen sagt er seine Meinung; aber wie es künstlerisch stets gefährlich und zumeist mangelhaft sein wird, wenn er sie einer Gestalt in den Mund legt, so ist es auch eine vernünftige Forderung an ihn, daß er sich dazu ein anderes Mittel auswählen soll. Die Führung der Fabel,

Digitized by Google

ein kurzes Räsonnement oder sonst etwas, wobei er nicht wie der Bänkelsänger mit dem Stock zwischen die Bilder deutet.

Dies alles leuchtet etwa für Goethe und Mephistopheles ohne weiteres ein. Es fiel natürlich Goethe gar nicht ein, zu meinen, daß diese Welt nach allen Dimensionen elend und am besten dem Untergang geweiht sei. Aber schon für Goethe und Faust findet man Verfechter der Identitätstheorie. Eine Teilidentität soll mindestens sicher sein. So liegt der Fall ja nun wirklich, nur daß niemand — auch der Dichter selbst nicht! — wußte oder weiß, mit welchen Stücken die Gedankenwelt Fausts und die Goethes auf einander passen, mit welchen nicht. Die Identitätspunkte und Identitätsflächen einigermaßen zu erkennen und festzustellen, dazu gehört mehr als die Kenntnis der sonstigen Äußerungen des Dichters (Briefe, Reden, Aufsätze usw.). Weit mehr gehört eine ungewöhnliche und anschauungskräftige psychologische Begabung dazu, die sich in jedem Augenblick intuitiv die schöpferischen Seelenkräfte in ihrer Arbeitsweise vorstellen und ihre unvergleichbaren Beziehungen zur realen Welt nacherleben kann, welche denn ein großes Kapitel der vorläufig noch nicht geschriebenen Ästhetik des Schaffens ausmachen. Immer muß man sich dazu gegenwärtig halten, daß ein Poet weder nach Begabung noch nach Absicht gedankliche, begriffliche Klärung sucht, und es kann nicht scharf genug betont werden, daß er im Schaffen alles Gedankenmaterial in sich wie von einem Steinbruch absprengt in tausend kleinen und großen Stücken, um damit an ästhetisch qualifizierten Gebäuden zu bauen, während der Denker aus diesen Steinen systematisch gefügte und geordnete Straßen im Reich der Abstraktion pflastert. Da bietet sich nun die schöne Philologenlösung: Goethe ist eben Faust und Mephisto, Tasso und Antonio. Das aber scheint uns gerade der Unfug: entweder war Goethe dann ein Trobbel, der nicht wußte, was er sagte, sondern einmal ja und drei Zeilen später nein sagte, oder aber: beide Gestalten waren für sein schaffendes Vorstellen Möglichkeiten (die oben erwähnten „Gebäude") und dann ist er nicht nur Faust und Mephisto, sondern zugleich noch der Inbegriff aller seiner Gestalten, kurz: der Dichter Goethe —, dessen Problematik eben psychologisch geklärt werden sollte, durch solche Feststellung aber nur wiederum als Problem hingestellt wird. In diesem Falle hat also die Formel noch nicht einmal den objektiven Wert einer gereimten Genusregel. So ist es denn immer ein heikles Unterfangen, von der Weltanschauung eines Dichters zu reden, indem man sich auf seine „Gesammelten Werke" bezieht; mindestens hat es ebensoviel guten Sinn, zu behaupten, ein Dichter habe gemeinhin überhaupt keine Weltanschauung.

Dies hindert natürlich nicht, daß wir immer wieder von seiner Weltanschauung zu hören bekommen. Und gemeingefährlich wird ja der Mißgriff in der Tat erst da, wo aus solchen Falschlesungen der Poesie Waffen für oder gegen die Poeten gewonnen werden.

Ein „Fall" hat mich darauf gebracht, der Fall der Handel-Mazzetti. Sie wird allgemein, und ich glaube auch der Kunstwart hat das getan, eine katholische Dichterin genannt. Bisher habe ich es immer vermutet, weil sie persönlich katholischen Bekenntnisses ist

Digitized by Google

und das laut und öffentlich bekannt hat. Nun fragen die Katholiken aber nicht nur nach ihrem Bekenntnis, sondern auch danach, ob ihre Bücher katholisch sind oder nicht. Darauf kann ich persönlich natürlich nicht antworten, ich kenne keine katholischen und auch keine nichtkatholischen Dichtungen. Aber die Literaten wissen es. Fragen wir also, was sie dafür und dagegen zu sagen haben und rufen wir einen Zeugen an, der nicht nur ein ruhiger, gereifter Mann, sondern nebenbei auch noch ein Freund der Handel-Mazzetti ist, Franz Eichert. Er sagt (im „Gral" IV, 9): „Als »Jesse und Maria« im »Hochland« erschien, konnte ich mir trotz aller persönlichen Verehrung für die Dichterin nicht verhehlen, daß ich mich von der Art und Weise, wie hier die konfessionellen Gegensätze behandelt wurden, im Innersten verletzt, ja hie und da abgestoßen fühlte. Ich wagte anfangs meinem eigenen Urteil kaum zu trauen, mußte aber bald erfahren, daß literarisch gebildete, hochangesehene katholische Männer noch viel schärfer urteilten. Was mich . . . und viele andere abgehalten hat, unsern Besorgnissen öffentlich Ausdruck zu geben, war einesteils die Befürchtung, ein so hervorragendes Talent vor die schwere Wahl zwischen den Lockungen von draußen und der Ablehnung im eigenen Lager zu stellen, andererseits die durch persönlichen Verkehr genährte Hoffnung, daß die Dichterin so vielen Bitten und Vorstellungen folgen, den eingeschlagenen Weg verlassen und in ihrem nächsten Werk davon Zeugnis ablegen werde. Um so schwerer war meine Enttäuschung nach dem Erscheinen der »Armen Margret«. Jetzt konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß die Lösung konfessioneller Probleme bei Handel-Mazzetti an einem Grundfehler, an der mißverstandenen, im Grunde unkatholischen Auffassung und Auslegung des ihrem »Helmperger« als Motto vorgestellten Bibelwortes »Das Größte aber ist die Liebe« kranke. In diesem ersten Roman ist freilich die Lösung noch unbedenklich: die zwar weichliche, aber doch im Grunde mit Seeleneifer gepaarte Liebe des Mönchs ringt um die Seele eines Kindes und gewinnt diese Seele für Christus; allerdings nicht durch die Überlegenheit der katholischen Wahrheit, sondern hauptsächlich durch das Gefühl der Liebe. In »Jesse und Maria« aber siegt die Liebe schon über die konfessionellen Gegensätze. Man braucht nur den Schluß zu betrachten: In Jesse bricht die ihm eingeimpfte fanatisch-protestantische Denkweise, in der katholischen Maria aber bricht die katholische Glaubensfestigkeit, die so tapfer ihr Heiligstes verteidigte, vor dem Ansturm des Gefühls zusammen. Die Lösung ist echt weiblich, aber in Anbetracht der Zeitlage im höchsten Grade bedenklich. Denn unzweifelhaft ist der heute so gefährliche und gerade die Guten so leicht verführende Gedanke, die christlichen Bekenntnisse in einer überkonfessionellen, undogmatisch-nebelhaften Gefühlsreligion zu verschmelzen, ein echt modernistischer, aber gerade dieser Gedanke findet in »Jesse und Maria« — das beweist Theorie und Erfahrung — einen ausgezeichneten Nährboden."

Also: in „Jesse und Maria" „siegt die Liebe über die konfessionellen Gegensätze". Die Kunstwartleser erinnern sich vielleicht an das Aussehen dieses sogenannten Sieges, denn der Schluß des Romans war in den Losen Blättern

Digitized by Google

abgedruckt. Dagegen ist meines Erachtens präzis zu erwidern: Erstens: In Jesse bricht nicht die protestantische Denkweise, sondern der antikatholische Fanatismus zusammen, in einer innerlichen Gewissensumkehr, welche, wenn ich mir darüber ein Urteil erlauben darf, wohl auch einem Katholiken Ehre machen würde. In Maria bricht zweitens die katholische Glaubensfestigkeit gar nicht zusammen, sondern es wird lediglich der Glaubenseifer vorübergehend — ich betone: vorübergehend — von mitleidiger Liebe oder liebendem Mitleid abgelöst, was doch wohl an sich weder unchristlich noch unkatholisch ist. Was in Eicherts Worten unter „Lösung" verstanden wird, ist letzten Endes ein übles Requisit aus philologischen Begriffkammern, denn es findet keine „Lösung der Gegensätze" sondern allerhöchstens eine Lösung der Spannungen statt, eine solche ist aber nie „echt weiblich", noch weniger in „Anbetracht der Zeitlage bedenklich" und am allerwenigsten liegt in ihr irgendwie die Möglichkeit, katholisch oder nichtkatholisch zu sein, denn sie ist lediglich ein Ereignis in der ästhetisch einfühlenden Seele des Lesers. Das zugrunde liegende Mißverständnis scheint mir aber folgendes zu sein: Man faßt die Dichtung als ein Vorbild des Lebens auf, man meint, diese und jene Gestalt soll so leben und so denken, so reden und so sterben, daß der Leser zuletzt hingehen könne und desgleichen tun. Solche Vorbilder-Dichtung von Dichtern zu verlangen, heißt aber Kartoffeln am Eichbaum ziehen wollen.

Viel weiter als Eichert geht in seiner Beurteilung der Handelschen Romane O. Stauf, der in einer Kritik des Korrodischen Buches über die Handel folgende Sätze bringt: „Zu loben ist auch, daß trotz der katholischen Richtung der Verfasserin wie des Verlages der konfessionelle Standpunkt beiseitegerückt wurde, . . . obwohl sie, genau betrachtet, nichts weniger als katholisch ist, schildert sie doch den Atheisten (in „Meinrad Helmperger"), sowie den Protestanten (in „Jesse und Maria") oder endlich die um ihres Glaubens willen verfolgte »Lutherische« (in „Die arme Margret") entschieden sympathischer als deren Gegner. Wie man überhaupt darauf verfallen konnte, Handel-Mazzetti die Etikette »katholische Dichterin« aufzuheften, ist mir rätselhaft, es wäre denn, daß man ihre tiefe Religiosität für etwas spezifisch Katholisches hält und außerdem im sogenannten katholischen Schrifttum einigen Mangel an hervorragenden Geistern hat."

Abgesehen davon, daß es nichts als eine subjektive Auffassung ist, den betreffenden Atheisten, Protestanten oder die Lutherische in der Schilderung der Romane „sympathischer" zu finden als deren Gegner, steckt hier das Mißverständnis oder wenn man will: das Irrgefühl dahinter, was in einer Dichtung sich angenehmer liest, das werde von der Dichterin in höherem Grade zur Nachahmung empfohlen. Man sieht, ich stimme mit Stauf im Ergebnis, doch keineswegs in der Deduktion überein. Der Begriff der Vorbilder-Dichtung ist analog etwa dem folgenden Begriff von der lateinischen Grammatik. Irgendein kluger Schulmann rechnet heraus, daß mehr Vokabeln masculini als feminini generis in einer Grammatik stehen und behauptet dann, die Grammatik sei männlichen Geschlechts und infolgedessen

Digitized by Google

für Frauenrechtlerinnen unbrauchbar. Es lebe die Logik!

Nun wird man gegen meine Bemerkungen einwenden, daß de facto und in praxi gewisse Leser die Dichtung doch als Vorbild benutzen. Es wird immer Jünglinge geben, die eines schönen Tags über Goethes Prometheusgedicht sich als Promethiden zu fühlen anfangen, immer junge Mädchen, die in Iphigenie und solche, die in Leonore Este ihr „Ideal" erblicken. Aber zunächst: diese Beobachtung erfährt eine gewichtige Einschränkung: diese Vorbildlichkeit ist in der Mehrzahl der Fälle eine formale, nicht eine inhaltliche, wodurch ihr denn der moralische Giftzahn ausgebrochen wäre. Zum Exempel denken besagte Nachfahren des Prometheus zum guten Teil gar nicht daran, ihrem Gott den Gehorsam wirklich zu kündigen, sofern er zuerst ausgebildet war, sondern sie reproduzieren nur in verhältnismäßig harmloser Weise Trotz- und Selbstgefühle unbestimmten Inhalts. Die Wirkung ist gleichnisweise mehr musikalisch als philosophisch. So glaube ich auch nicht, daß nennenswert viele Katholiken in praxi sich durch Jesse von Velderndorf oder die „Lutherische" zur Konversion bewogen fühlen werden, sondern im allgemeinen wird nur eine Art Schwingungsverstärkung des religiösen Fühlens überhaupt eintreten. Weiterhin ist aber zu entgegnen, daß man füglich nicht die Poeten unter der Torheit der Leser leiden lassen darf. Vielmehr sollte man anstatt allenthalben anlockende Warnungstafeln aufzurichten, die Torheit allmählich zu beseitigen suchen durch die nie genug zu wiederholende Mahnung: an der Fabel von Vorbilder-Dichtungen nicht so zäh zu hangen wie etwa an der Wahrheit der jeweils herausgegrabenen Moral.

Ezard Nidden

Die Frau als Wohltäterin

Mann und Weib

Liebe gnädige Frau,

Sie sind wieder einmal Präsidentin des Basars für Christbescherungen geworden, obwohl Ihnen diese Form des Wohltuns „immer unsympathischer" erscheint. „Aber," schreiben Sie, „wir brauchen Geld, viel Geld, und es gibt nun einmal keinen andern Weg, es aus gewissen Kreisen zu erlangen."

Trotzdem — Hand aufs Herz: tun Sie recht daran, immer noch der Überlieferung zu folgen? Selbst wenn Ihr innerstes Empfinden sich dagegen sträubt, „weil Sie immer verständnisvoller auf die Stimmen der Zeit zu lauschen beginnen"? Vor Jahren, da wir gemeinsam die gesellschaftliche „Wohltätigkeit" unsrer kleinen Heimatstadt leiteten, wußten wir's nicht besser. Aber was hat sich nicht seitdem geändert! Vor allem ist ja das durch die Frauenbewegung auf Grund wirtschaftlicher Umgestaltungen angebahnte soziale Verständnis auch in breitere Kreise gedrungen. Hier wird die soziale Hilfsarbeit heute ganz anders erfaßt als früher. Die einschlägigen Fragen werden ernsthaft studiert, hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwicklung und hinsichtlich ihres Zusammenhangs miteinander als Wirkungen ein und derselben tiefer liegenden Ursache. Urheber von Übeln werden mit Recht ebenso energisch bekämpft wie die Übel, die Notstände selbst. Vorbeugung, Verhütung, Fürsorge bilden heute die unerläßlichen Grundlagen aller einsichtsvollen und wirklich ersprießlichen Arbeit für das allgemeine Wohl. Der Gesetzgebung wird dabei untersuchend und erkennend vorausgeeilt,

Digitized by Google

um später in der rechten Weise auf sie wirken zu können. Welche Bedeutung dabei den Frauen zufällt, wieviel gerade von ihrem intuitiven Erkennen, von ihrem liebevollen Einfühlen, von ihrer selbstlosen Hingabe an Einzelfragen abhängt, das wissen Sie ja so gut wie ich. So manche segensreiche Gründung ist ihnen zu verdanken, die den kaum vernehmbaren, weil kaum gewagten Notschrei ihres Geschlechts zu erlauschen wußten. Es wird heute auch von ihnen im Sinne eines stetig wachsenden sozialen Verständnisses gearbeitet — aber die Erwerbung von Geldmitteln bewegt sich, soweit die sogenannte „Gesellschaft" in Frage kommt, noch in den überlieferten Formen, besser gesagt: in der überlieferten Gedankenlosigkeit. Darum allwinterlich die zahlreichen Wohltätigkeitsveranstaltungen, von den dilettantischen Vorführungen der Kleinstädte an bis zu den berühmten Riesenbasaren etwa der Prinzessin de Sagan zu Paris, wo das Kredenzen eines Champagnerkelches, das Überreichen einer grünen Nelke von schöner Hand mit einer Tausend-Frank-Note bezahlt wird.

Möglich, daß der und jener dabei wirklich noch ernsthaft an den „guten Zweck" denkt. Am wenigsten tut das wohl die Jugend, die für die Waisen der Botokuden mit gleicher Bereitwilligkeit tanzen und mimen würde, wie für die heimischen Ferienkolonien. Liegt hierin eine soziale Erziehung, wie wir sie unsrer weiblichen Jugend wünschen? Man gibt doch heute so lebhaft die Parole von der „sozialen Erziehung" aus!

Daß bei all diesen Veranstaltungen ein Kettengewirr von „höheren" gesellschaftlichen Rücksichten und von Rücksichten geschäftlicher Art geschlungen wird, wissen Sie auch. Denken Sie an alle, die „mit dabei sein müssen", die diese Ehre oft mit großen Opfern erkaufen. Ferner an alle, die ihren Tribut in Form von Gaben zu zahlen haben und sich dann wieder als kaufendes Publikum „zeigen" sollen. In kleineren Städten, wo sich alle Welt kennt — und auf die Finger sieht — kann das in Gesellschafts- wie in Geschäftskreisen zu einer wahren Pein werden. Aber Veranstalter wie Mitwirkende ernten hohe Anerkennung und hie und da fällt für die Lady patroness ein Orden ab. Daß schon bei den Namen häßliche Geschmacklosigkeiten mit einherlaufen, empfand ich einst gelegentlich eines Besuches in W., wo man ein Ballfest zum Besten einer Lungenheilstätte arrangiert hatte und nun alt und jung von dem glänzenden „Lungenball" schwärmte. Aber freilich, das sind Kleinigkeiten. Machen wir uns aber in einigen Worten das Widerspruchsvolle klar, was dergleichen Veranstaltungen in sich tragen:

Zur Unterstützung einer tiefernsten sozialen Hilfsarbeit werden alle Eitelkeiten und Nichtigkeiten unsres gesellschaftlichen Treibens aufgerufen, und zwar derart, daß sie sich als Zweck an sich fühlen müssen, da der wahre Zweck völlig in den Hintergrund tritt. Das bedeutet nichts Geringeres als die Ertötung des sozial-ethischen Gedankens bei den „Mitwirkenden". Und wer den Mangel eines jeglichen Ethos bei dergleichen Veranstaltungen am bittersten empfindet, ganz instinktiv empfindet, das ist das Volk selbst, für das diese gedankenlose Wohltätigkeit bestimmt ist. Eben nur völlig gedankenlose Frauen dürften eigentlich hiebei die Gefahr übersehen, daß der Klassenhaß dadurch nur noch verschärft wird. Nun aber geht ja gerade das

Digitized by Google

Bestreben aller einsichtsvoll sozial arbeitenden Frauen dahin, ihn möglichst zu mildern, in allen Schichten der Bevölkerung ein wärmeres Verständnis von Mensch zu Mensch anzubahnen.

Doch entschuldigen wir: die Veranstalterinnen handeln zumeist in gutem Glauben. Sie sehen sich genötigt, viel Geld herbeizuschaffen und meinen, „der Zweck heiligt das Mittel". Nicht sie haben das hier in Frage kommende Mittel eingeführt, sondern es hat sich aus gesellschaftspsychologischen Erwägungen ergeben: Gewisse Leute sind eben nur durch die verheißene Schaustellung ihrer Person zur Gewährung materieller Opfer zu bewegen. Andere Formen wählen hieße diese Menschen einfach aus der Mitarbeit für das öffentliche Wohl ausschalten: warum aber so schroff verfahren? Sie sollen ihren Tribut zahlen und wollen es ja auch. Also geben wir ihnen Gelegenheit dazu in der Form, die ihnen paßt.

Scheint nicht diese Anschauung vom „heiligenden Zweck" also doch einige Berechtigung zu haben — wenigstens solange tieferes soziales Verständnis und Pflichtbewußtsein noch nicht Gemeingut aller Frauen geworden ist? Und doch wollen wir uns nicht bei ihr beruhigen, gerade wir arbeitenden Frauen nicht. Es gibt also nur einen Weg: das Mittel zu veredeln, es mehr und mehr mit dem Zweck in Einklang zu bringen und das wiederum auf Grund gesellschaftspsychologischer Erwägungen. Das ist recht schwer. So manches schwebt in der Luft; doch hat sich noch nicht viel Positives ergeben. Nur der lebhafte Protest denkender Frauen gegen das alte Mittel macht sich allenthalben bemerkbar. Wenn man kürzlich in einigen rheinischen Städten bescheidene Blumen zu zehn Pfennig das Stück an bestimmten Tagen auf den Bahnhöfen durch junge Damen verkaufen ließ (nach dem Vorbild der schwedischen „Maiblume" zum Besten der Ferienkolonien), so mag das für ein sehr anerkennenswertes demokratisches Prinzip sprechen. Alle werden für alle aufgerufen, und das Scherflein der Witwe darf sich hervorwagen neben dem gefüllten Geldbeutel der Reichen. Werden diese aber den Beutel leeren, um ungesehen ein armseliges Blümlein zu erwerben? Da liegt's! Derartige demokratische Formen des Aufrufs zum Spenden lassen sich schon finden: der Kindertag zu Stockholm, der Waisentag in Ungarn zeigen Wege hierzu, obschon solche Einrichtungen nicht für jede Stadt, nicht für jedes Volkstemperament passen und im Grunde nicht das erwünschte Pflichtgefühl bekunden. Aber wir wollen ja noch anderes: Wir möchten die überlieferten, „von oben her sanktionierten" Wohltätigkeitsformen der Gesellschaft womöglich ganz loslösen von ihren unwürdigen Begleiterscheinungen, und wenn das nicht angeht, diese tunlichst mildern. Dabei sei noch auf ein rein geschäftliches Moment hingewiesen: Stehen die oft ungeheuren „Regiekosten" wirklich im richtigen Verhältnis zum Reingewinn? Nur zu oft hören wir das Gegenteil, und dabei werden die Opfer, die die einzelnen inoffiziell zu bringen gezwungen sind, noch nicht einmal in Rechnung gezogen.

Die Pflicht einer jeden denkenden Frau ist es, gegen diesen Widersinn anzukämpfen. Helfen Sie mir, alle sozial arbeitenden Frauen dazu aufzurufen. Freilich ist das Problem nicht während eines five o'clock zu lösen. Daß man schon hinüber nach andern Ländern blickt und dort nach rettenden Gedanken sucht, beweist, wie unendlich schwierig es ist. Selbst

Digitized by Google

die praktischen Amerikanerinnen bieten nichts Nachahmenswertes.

Eine Methode, die Frau aus der Gesellschaft, die nicht in unmittelbare Berührung mit Schmutz und Jammer treten möchte, zum Wohltun in ihr sympathischen Formen heranzuziehen, wird meines Erachtens noch nicht oft genug geübt: das Mäzenatentum. Man veranlasse solche Frauen, sich mit ersten Meistern und Kritikern in Verbindung zu setzen und sich von ihnen junge Talente nennen zu lassen, denen Mangel an Geld ein erstes Auftreten, den ersten Schritt zu Erwerb und Erfolg verbietet. Nur die allerbesten und durchaus objektive Ratgeber aber dürften dabei in Frage kommen. Zu warnen ist vor jeder Unterstützung des Dilettantismus, vor jeder allzu subjektiven Befürwortung. Man befrage daher lieber mehrere Ratgeber zugleich. Die gewonnene Mäzenatin veranstalte sodann das Konzert, den Vortragsabend aus eigenen Mitteln und teile auch in gewissem Sinne den Erfolg mit dem Künstler. Ebenso öffne sie die Räume ihres Hauses begabten bildenden Künstlern zu Ausstellungszwecken — eine vortreffliche Gelegenheit, ihren eigenen Geschmack bewundern zu lassen. Kommt dieses Mäzenatentum zunächst nur der Einzelperson zugute, so ließen sich doch hiebei gewiß auch Gelegenheiten zur Gewinnung von Geldmitteln für allgemeine Zwecke finden. Das wird jedoch abhängig sein von der Wahl des Auftretenden, von den lokalen Verhältnissen und nicht zuletzt von dem Geschick und der Opferwilligkeit der Mäzenatin.

Gewiß, liebe gnädige Frau, ein recht bescheidener Versuch zur Lösung unsres schwierigen Problems; aber er ist immerhin diskutierbar! Lösungen müssen uns gelingen, und zwar in nicht allzu ferner Zeit, wollen wir Frauen uns nicht immer wieder dem Vorwurf aussetzen, daß die Kundgebungen unsres Herzens nur selten vom kritisch wägenden Verstand geleitet werden, mit einem Wort, daß wir gedankenlos und unlogisch verfahren.

Und noch eins muß ich mir vom Herzen reden, weitaus das Wichtigste! Ich verlange viel mehr als die Abschaffung der traditionellen, entwürdigenden Formen der Wohltätigkeit; ich fordere ganz radikal: Der Begriff des Wohltuns muß überhaupt mehr und mehr verschwinden! Je verständnisvoller wir auf die Stimmen der Zeit lauschen, desto gebietender müssen wir eine Forderung heraushören, die hervorragende Denker und Dichter uns längst zugerufen haben: keine Wohltätigkeit mehr, Gerechtigkeit! Möchten auch die heute Gebenden nur nicht glauben, daß sie allein die Gebenden sind. Sie selbst empfangen hundertfältige Almosen von all den Arbeitenden, die für ihre geistigen und materiellen Bedürfnisse sorgen, ohne eine ihren Leistungen entsprechende Bezahlung zu erhalten; diese Almosen aber werden täglich unbedacht, ja ungeahnt in Empfang genommen. Pflicht eines jeden Menschen ist es in unsern Tagen geworden, nicht mehr gedankenlos an ihnen vorüberzusehen. Am wenigsten dürften wir Frauen es tun, die wir ja all unsre Forderungen durch den Begriff der Gerechtigkeit stützen. Die Verbindung von Weisheit und Güte aber erst führt zur wahren Gerechtigkeit und macht sozial schöpferisch. Sollte dieses im tiefsten Sinne soziale Verhalten nicht mit der Zeit der Frauen bestes Teil werden?

Anna Brunnemann

Digitized by Google

Neues Nachdenkliches von Kindern

Zu den Beobachtungen aus der Kinderstube, die ich im ersten Aprilheft mitgeteilt habe, hat mir das Leben seither Ergänzungen geboten, die ich auch für die Leser des Kunstwarts gern noch hinzufüge. Es war dort die Rede vom Bedürfnis der Kinder nach Augenblicken innerer Sammlung und Erhebung, und wie man solche auch den außer der Kirche Erzogenen schaffen könne und müsse. Man erinnert sich des Knaben, der ein „Gebet fürs Leben“ verlangte im Gegensatz zu dem „Gebet fürs Sterben“, wie er das ihm von einer kirchlich gesinnten Wärterin beigebrachte nannte. Fast ein Jahr lang betete er dann mit großer Andacht die zu einem stillen Blick über sein Tageserleben anregenden Verse, die seine Mutter für ihn gefunden. Eines Abends aber fing er plötzlich mit den sonst in ehrfürchtiger Ordnung gehaltenen Worten an Fangball zu spielen. „Nun ist's um unsre schöne Abendfeier geschehn,“ dachte die Mutter wehmütig, „jetzt sinkt es herab zu Spiel und Geplapper, auch das! Daß doch dem Menschen jedes täglich Wiederkehrende, und wär es zuerst Nektar und Ambrosia, zur Werkeltagsuppe wird!“ — Am andern Abend fehlt ihr die Stimmung zum Beten, und so versucht sie drum herum zu kommen, obgleich das Kind durchaus nicht ohne Gebet schlafen will. In dieser Verlegenheit erinnert der Kleine sie plötzlich daran, ihm doch für morgen noch Geld bereitzulegen, da man in der Schule „für die Wasserbeschädigten“ etwas zusammenlegen müsse. Er scheint durch diese philanthropische Veranstaltung wenig erbaut: „Von dem schönen Taler könntest du mir gerade einen neuen Elefanten in meine Menagerie kaufen, der alte hat keine Zähne mehr“, bemerkt er ziemlich mißgünstig. „Dann kriegen aber die Wasserbeschädigten nichts!“ „Warum soll ich denen was schenken, kenne sie ja gar nicht.“ — „Damit du sie kennen lernst, wollen wir nun statt des gewöhnlichen Gebets ein anderes lesen, wo gerade von ihnen die Rede ist“, fällt der Mutter ein — sie holt sich ein altes Schulgedichtbuch hervor, und „Hoch klingt das Lied vom braven Mann — wie Orgelton und Glockenklang“. — Nachher lange Pause, dann lebhaftes Fragen nach allen Einzelheiten des Naturschreckнisses; schließlich ein dankbar begeisterter Gutnachtkuß. Der weggehenden Mutter aber tönt die schüchterne Frage nach: „Mutti, gelt, es gibt doch auch ganz feine Menagerien mit Elefanten o h n e Zähne?“ Andern Tags wandert der Taler freudig in die Schulkasse, und mit ihm noch freiwillige Zuschüsse aus der Sparbüchse nicht nur des ältern, sondern sogar des jüngern Bruders, dazu die Eintrittsgelder einer zu diesem Zwecke ganz aus eigner Initiative kühn improvisierten Zirkusvorstellung. „Bin ich nun auch ein braver Mann?“ Ein bißchen, ja — aber noch lange, lange nicht so wie der brave Mann, der dem armen Zöllner geholfen hat. „Aber doch so brav wie der, der den Beutel geben wollte, nicht?“ Ja, wie der Graf ungefähr. „Aber wie der Bauer will ich dann doch auch noch werden!“, ist sein Vorsatz.

Nun wird vor dem Schlafengehen immer um ein Gedicht gebettelt — aber nur dann eins gelesen, wenn Mutter und Kind ganz in der Stimmung sind, sich dem Genusse hinzugeben. Manchen Abend liefert J. Peter Hebel den Stoff, da der heimische Dialekt auch dem jungen Brüderchen ein Verständnis ermöglicht.

Digitized by Google

Wie behaglich hört sich die Geschichte vom Haferkorn, nachdem man eben das letzte der Abendmahlzeit aus dem Löffelchen geleckt, und lieblich liest sich im Abendschein am geöffneten Fenster das Liedlein von Frau Sonne, wie sie ihrem müde heimtrottenden Bübchen: dem Abendstern, die mütterlichen Arme entgegenbreitet. — Das verstanden sie beide ohne ein Wort der Erklärung einfach aus der Stimmung heraus. Aber auch schwierigere Sachen, — unerhört schwierige hie und da — treffen manchmal durch irgendeinen wundersamen Weg in das Herz des Kindes. Ob jedes Wort intellektuell aufgefaßt wird, ist ja hier gleichgültig, wenn nur der Grundton in der kindlichen Seele mitschwingt.

So wurde zum Beispiel K. F. Meyers: „Mit zwei Worten", das er durch Zufall einmal gehört, das Lieblingsgedicht des noch nicht achtjährigen Kindes:

„Über seine Schwelle führt er, die
das Ziel der Reise fand.
Liebe wandert mit zwei Worten
gläubig über Meer und Land."

„Das ist so schön!" sagt er aufatmend. „Was denn?" „Wie sie heimkommt, die Sarazenin." „Heim? Sie kommt ja doch nicht heim, sondern in die Fremde." „Wo man sie lieb hat, kommt sie, da ist heim."

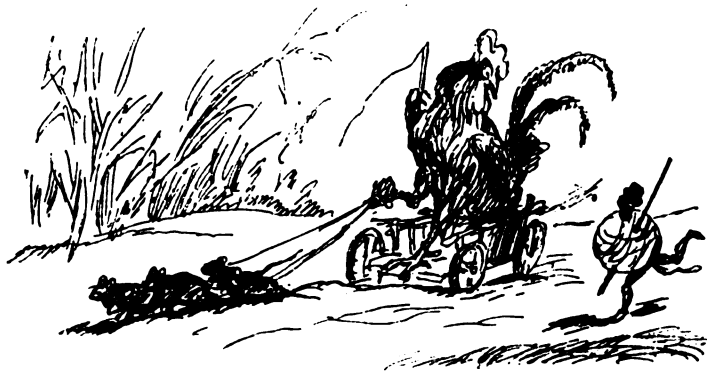
Hie und da taucht der Mutter noch ein besonderer Gedanke auf, der Wunsch, dem Knaben dies oder jenes besonders ans Herz zu legen. Nur um Gottes willen keine Moral! Sie hört das Schreckensgeschrei von allen Seiten. Aber es schreckt sie wenig. So viel Moral, als jene Gedichte tragen mochten, an die sie denkt, so viel erträgt auch ihr Junge. — Der hat zum Beispiel oft ein herrisches Wesen, fährt in zorniger Laune die Leute an, etwa wie der grimmige schwarze Sennor in Chamissos „rechtem Barbier", der seinen Bartputzer beim ersten Blutstropfen niederzustechen droht. Wie horchte der junge Zuhörer auf beim nachträglichen Geständnis des herzhaften Barbierjungen, er sei entschlossen gewesen, beim ersten Fehlschnitt den Spieß sofort umzudrehn, so daß es sich bei diesem Spaß nicht um seine, sondern um des ungnädigen Herrn höchsteigne Kehle gehandelt hätte. „So? also nichts hat ihm der Junge gesagt, nur gedacht: Wart nur, dir geh ich dann schon an den Hals?" — „Ja, darauf müssen solche Zornnickel immer gefaßt sein", schließt die Mutter seine bedenksame Betrachtung.

Ein andermal liest sie Gottfried Kellers „Jung gewohnt, alt getan". „Warum", fragt sie den Knaben, „muß denn der Gesell, als er das unter den Schänketisch gefallene Brot hervorholt, auf einmal an die Mutter denken?" „Weil die ihm eben immer vom Brot gesagt hat, daß er's nicht wegwerfen soll", ist die rasche Antwort. Als der Knabe ein paar Tage nachher, wieder in die alte Gewohnheit zurückfallend, achtlos große Krumen fallen läßt, bückt er sich sofort darnach. Im Aufrichten begegnet er dem Blick der Mutter: „Woran dachtest du eben?" fragt sie. „An die Geschichte vom Brot, gerad wie du, Mutter." „Wollen wir heut Abend wieder etwas lesen?" „Ja, ja!" jubelt er, „oder wieder einmal beten, unser altes liebes eigenes Gedicht."

So kehrten wir zu unserm Gebet zurück, aber nicht mehr zum alltäglichen, nur zum allfeierstündlichen — zwischenhinein machen wir die gemeinsamen Abendspaziergänge ins Land der Dichtung.

Hedwig Bleuler-Waser

Digitized by Google



Zeichnungen von Max Slevogt aus „Von Hühnchen und Hähnchen“ der Schaffsteinschen „Blauen Bändchen“

Digitized by Google

Zeichnungen von Max Slevogt aus „Trara-ra“ der Schaffsteinschen „Blauen Bändchen“

Digitized by Google

Neue Kunstwart-Veröffentlichungen

sind verstreut übers Jahr in ziemlicher Zahl erschienen, wir erwähnen nur die neuesten:

Die „Böhle-Mappe" des Kunstwarts, die dem seine Ehre gibt, in welchem seinerzeit Langbehn, der Rembrandtdeutsche, den „heimlichen Kaiser der deutschen Malerei" sah. Der „Christophorus" in unserm heutigen Heft ist die Verkleinerung nach einem unsrer Mappenbilder. Wir sprechen und zeigen von Böhle nächstens mehr. Die Mappe wird noch kurz vor Weihnachten zur Versendung kommen.

Die „Haider-Mappe" besprachen wir im vorigen Heft.

Die neuen „Meisterbilder"-Folgen wagen wieder etwas, gleichsam, um auf diese Weise für den großen Erfolg des ganzen Unternehmens zu danken: sie geben die neuen Bilder in vornehmerer Ausstattung und auf Karton aufgezogen ohne Erhöhung des Preises von 25 Pfennigen das Stück. Die Bilder kosten so ungefähr ebensoviel oder mehr herzustellen, als Dreifarbendrucke, die das Publikum für billig hält, wenn es sie zum doppelten bis vierfachen Preise kauft — den Farbenkoller machen wir aber nicht mit. (Die „Bunten Blätter, herausgegeben vom Kunstverlag", nämlich von der Farbendruckanstalt Römmler & Jonas, suchen mit Farbe, Schmuck und Aufdruck die Täuschung zu erwecken, daß sie vom Kunstwart herausgegeben würden — wir erklären ausdrücklich, daß wir mit dieser Publikation nicht das mindeste zu tun haben.)

Von unsrer „Thoma-Mappe" ist eine neue Auflage erschienen.

Von Schultze-Naumburgs „Kulturarbeiten" liegt ein neuer Band vor, „Das Schloß". Wir kommen auf ihn zurück.

Von meinen drei Anthologien, dem „Hausbuch deutscher Lyrik", dem „Balladenbuch" und dem „Fröhlichen Buch" sind neue Auflagen erschienen.

Ebenso von meinen Gedichtbüchern „Stimmen und Bilder" und „Lebe!", von welchen das erstgenannte ziemlich wesentlich vermehrt worden ist. Dann sind meine „Kinder von Wohldorf", die lange vergriffen waren, neu aufgelegt worden und zwar mit den Zeichnungen Wilhelm Steinhausens, die nun zum ersten Male erscheinen.

Die Kunstwart-Veröffentlichungen sind sämtlich bei Callwey erschienen, die „Dürerbund"-Publikationen bei verschiedenen Verlegern. Von ihnen liegen neu vor:

„Helmut Harringa" von Popert (Verlag A. Köhler, Dresden). Das hier schon angezeigte Buch hat es in den paar Wochen seither schon zum zweiten Zehntausend gebracht.

Der „Literarische Jahresbericht für 1911", herausgegeben vom Dürerbunde (Callwey), der in mehr als 60 000 Abzügen verbreitet wird. Durch die unsern Bestrebungen freundlichen Sortimentsbuchhandlungen mit Anzeigen und Beilagen. Wem diese ein Ärgernis sind, der kann Exemplare ohne solche für 75 Pfennige kaufen. Er versäume aber, wenn er auf uns hören will, ja nicht, auch den Dürerbund-„Ratgeber" mit zu beziehen (Callwey, geb. 1.80 Mk.), zu dem der „Jahresbericht" ja nur die nachtragende Ergänzung ist.

Der „Gesundbrunnen"-Kalender des Dürerbundes (Callwey) ist ein so hübsches Ding, daß man ihn doch eigentlich gern haben müßte. Wer's mit unserm Volke gut meint,

Digitized by Google

der sollte ihn statt eines Marzipanherzens (das er zudem für 60 Pfennige doch nur liliputanerisch bekommt) auf alle Bescherteller seines Machtbereichs mitlegen. Die Erfahrung besagt: er ist auch eine sehr dankbar begrüßte Gabe.

Besonders, wenn noch ein paar der roten „Schatzgräber"-Heftchen (Callwey) um jeden „Gesundbrunnen" herumliegen.

Damit wären von unsern neuen Sachen die wichtigsten genannt. Aber die älteren sind auch noch nicht veraltet. A

Lebende Worte

Raabisches

Ja, ja, so redet man über den Schreibtisch weg, am trauten Winterofen, in der Gartenlaube über die, so ihrer Arbeit für diesmal entledigt sind, über die Gras wächst und zu denen noch einige Zeit ihre Nächsten im Leben kommen, bis Straßenzüge, Eisenbahngeleise oder im besten Falle der Ackerpflug über sie weggehen, und ihre Stätte nicht mehr gefunden, doch auch nicht mehr gesucht wird.

⧈

Was erzieht alles an dem Menschen! Und wie werden mit allen anderen Hoffnungen und Befürchtungen Eltern-Sorgen und Glücksträume zunichte und erweisen sich als überflüssig oder besser: als mehr oder weniger angenehmer Zeitvertreib im Erdendasein!

⧈

Bücher! Ja, Bücher! Für fast zu viele Fächer menschlichen Wissens die besten, ausgiebigsten, reichhaltigsten, kostbarsten Hilfsmittel zur Schonung der Befähigung des Menschen in Hinsicht auf Selbstfinden, Selbstdenken!

⧈

O du liebster Himmel! rufen auch wir und finden uns vollständig in unserm Rechte. Hier sind auch wir mal wieder in der Stimmung oder Laune, ehern gefaßt von dem Bedürfnis, groß zu fühlen; ohne im geringsten wieder mal mit dem erhabenen Gefühl irgendwohin zu wissen! Und so geht es jedesmal, wenn uns das Bedürfnis kommt, in Blut und Brand, eroberten Städten, empörten Meeren, feuerspeienden Bergen, zerschmetterten Schädeln, spritzendem Gehirn und vorquellendem Eingeweide zu wühlen. Der Henker weiß es; wenn andere immer ihren Willen kriegen und ihr historisch-tragisch-romantisch Mütchen nach Belieben kühlen dürfen, so kümmert sich um unsere hohen Anwandlungen kein Teufel, kein Hund und keine Katze und am allerwenigsten Klio, die Muse der von den gebildeten Ständen der Gegenwart bevorzugten Geschichtsklitterung. Das kommt davon, wenn man hell es Achtzehnhundertsiebenzig hat schlagen hören; nicht in das Leere, das Klanglose hinein, sondern hinein in den Nachhall alter, feierlicher Glocken. Wie viele sind ihrer, die auf den Nachklang und Widerhall horchen unter dem scharfen Schlag der vorhandenen Stunde?

⧈

Die Nachbarschaft! Ein Wort, das leider Gottes immer mehr Menschen zu einem Begriff wird, in den sie sich nur mühsam und mit Aufbietung von Nachdenken und Überdenken von allerlei behaglicher Lektüre hineinzufinden wissen. Unsereinem, der noch eine Nachbarschaft hatte, geht immer ein Schauder über, wenn er hört oder liest, daß wieder eine Stadt im deutschen Volk das erste Hunderttausend ihrer Einwohnerschaft überschritten habe, somit eine Großstadt und aller Ehren und Vorzüge einer solchen teilhaftig geworden sei, um das

Digitized by Google

Nachbarschaftsgefühl dafür hinzugeben.

Jugendglaube. Das war alles damals! — Damals schien die Sonne in der rechten Weise; damals machte der Regen auf die rechte Art naß. Damals vernahm das junge Ohr noch nicht das dumpfe Rollen in der Ferne, bei dessen Ton die Alten stehenbleiben, stutzen und schweigend horchen. Die Räder des goldenen Wagens, auf dem Oberon und Titania über die Welt fahren und dann und wann auch wohl ein begünstigtes Menschenkind als blinden Passagier mitnehmen, glänzen, aber sie poltern nicht, wie die Räder jenes anderen schlimmen Karrens, der nur blinde Passagiere befördert, und dessen Lenker sich wenig darum kümmert, wie tapfer Hüon und wie schön Rezia ist. — Sie erlebten große Wunder in all der Unbefangenheit, die eben dazugehört, um Wunder zu erleben. — Von allen Fluren und Hügeln, aus allen Wäldern rund um sie her, erscholl ihnen tausendstimmig das Kredo der Jugend.

So bringe ich (das Gewesene) zu den Akten, indem ich hundert Worte in eines ziehe, während der Schnee der Winternacht unablässig weiter herabrieselt. Und ich muß dabei die linke Hand übers Auge legen, während ich schreibe; als ob mir die Sonne zu hell und blendend drauf läge. Es ist nicht das und ist es doch. Was trübt das Auge mehr als der Blick in verblichenen Sonnen- und Jugendglanz?

Der Menschheit Dasein auf der Erde baut sich immer von neuem auf, doch nicht von dem äußersten Umkreis her, sondern stets aus der Mitte.

Unsre Bilder und Noten

An der Spitze dieses Heftes steht eins der mächtigsten Werke der heutigen deutschen Kunst, Fritz Böhles Christophorus. Um die ganze Wucht des Bildes zu fühlen, muß man freilich ins Städelsche Institut nach Frankfurt gehn, um sie besser zu ahnen, wenigstens die große Nachbildung in unsrer „Böhle-Mappe“ zur Hand nehmen; unsre Reproduktion will nur ein Hinweis sein. — Die Elemente wühlen sich auf unter der Nähe des Herrn, und der ungeheure Riese stützt sich ächzend mit einem Baum unter der Last, die ihm Neues, die ihn zum erstenmal die Macht des Gottgeistes fühlen läßt; unter der anwachsenden Last des Kindes, das er nun erkennt. Ich weiß in der gesamten Kunst aller Völker und Zeiten kein Werk, das diese Legende in so großes Leben umschüfe, wie dieses Bild, das entstanden ist im „gottlosen“ Heut.

Nach der höchsten Dramatik eine anspruchslose Idylle: Adolf Hengelers farbiges Christnachtbildchen, das den Umschlag unsres heurigen Dürerbund-Jahresberichtes schmückt.

Dann die schönen und edlen Federzeichnungen von Rudolf Schäfer, über welchen Künstler ein Rundschauaufsatz dieses Heftes spricht. „Te deum laudamus“ ist der vortrefflichen Mappe „Frau Musica“ des Potsdamer Stiftungsverlags entnommen, alle übrigen dem eben bei Schloeßmann in Hamburg erschienenen „Wandsbecker Boten“.

Das Blatt nach Wilhelm Steinhausen gibt eine Vorstellung

Digitized by Google

von seinen Bildern zu Avenarius' kleiner Dichtung aus jungen Jahren: „Die Kinder von Wohldorf".

Dann zwei Bildnisse Raabes. Das schöne nach dem Ölbild von Fechner, das wir mit Genehmigung der „Photographischen Gesellschaft" in Berlin wiedergeben. Und weiter: von dem Bildhauer Ernst Müller in Braunschweig die letzte Zeichnung, die nach unserm Meister während des Lebens gebildet worden ist. Man beachte das Datum von Raabes eigner Hand — für Raabe war's eine der spätesten Freuden, dies Bild zu sehn. Es ist in Fritz Heyders Verlag zu Berlin als schöne Photogravüre erschienen, findet sich aber kleiner auch in dem Kalender „Kunst und Leben" für 1911, auf dessen ganz vortreffliche Absicht und Arbeit wir nochmals und dringlich aufmerksam machen. Auch dieser Kalender gehört auf die Weihnachtstische unsrer Freunde. — Ein Bild, das Raabe auf dem Totenbett zeigt, wird in einem nächsten Kunstwartheft wiedergegeben werden.

L. O. Pasternaks Bildnis Leo Tolstois geben wir nach der „Welt des Kaufmanns" zu Ehren dieses großen Toten wieder.

Die Illustrationsbeilage illustriert den Vogelerschen Aufsatz „Spielzeug aus eigner Hand".

Von den Textbildern gehören die meisten zu dem Beitrage über Rudolf Schäfer.

Einige aber spiegeln auch einen ganz andern Künstlergeist auf Wegen, auf denen ihm unsre Leser wahrscheinlich noch nicht begegnet sind. Max Slevogt gibt sich in einigen der billigen Schaffsteinschen „Blauen Bändchen" als sehr fröhlichen Jugendbuchzeichner. A

Eigentlich sollte nur das fünfte Heft des Kunstwarts Weihnachtsmusik bringen. Nun hat uns aber Musikdirektor F. Wiedermann in Berlin noch ein so köstliches Stück alter Weihnachtstonpoesie verschafft, daß wir die Notenbeilage dieses Heftes doch noch schnell dafür freimachten. Es ist ein Krippengesang aus dem 17. Jahrhundert, die Vorlage befindet sich im Archiv der Berliner Singakademie. E. A. Grell hatte es seinerzeit aus Böhmen mitgebracht, in Abschrift eines dort entdeckten Originals, dessen Titel lautet: „Salve mi Jesule (recht schön und annehmlich) zur Krippen (das weinende Kind) bei dem Rind. Für Sopran, Alt, Tenor, Baß und Orgel. Ex partibus Herrn F. A. Riedel 1697." — Die Orgelstimme ist hier nach dem bezifferten Baß von Wiedermann, der auch den lateinischen Urtext singbar ins Deutsche übertrug, voll ausgesetzt, und zwar nach einer Vorlage von M. Blummer. Das Lied selbst bietet ein charakteristisches Zeugnis für die Naivität der Zeit, der es Freude bereitete, sich den Heiland realistisch als Wickel- und Wiegenkind vorzustellen und sein Geschrei sich laut vor Ohren zu führen.

Im übrigen erinnern wir für den Gebrauch am Fest an alle die Weihnachtsmusik, die der Kunstwart zu diesem Zwecke in seiner „Hausmusik" hinausgegeben hat. B

Digitized by Google

An unsre Leser

Wenn eine Zeitschrift zum vierundzwanzigsten Male durchs Jahr geht, und zu jedem Christfest hat immer derselbe Mann zu den Lesern etwas gesagt, so mag die Zeitspanne noch so geräumig sein: diesem Manne kommt es beim Rückblick doch vor, als könnte er nun einmal den Mund halten, sonst würd er geschwätzig. Ärger noch fühlt er sich, wenn sein Gewissen ihm sagt: „du hast, Freundlein, eine Zusage schlecht gehalten" — und in dieser Lage bin ich. Mehr als einmal schon hab ich zugegeben: der Kunstwart sei zu korpulent, er müsse wieder schlanker werden, wenn er auch nicht gleich in ästhetischer Aszese unterernährt dahinzuschatten brauche — aber mein Sohn, der Kunstwart, hört nicht drauf; die Zeit, behauptet er, gibt ihm zu viel Nüsse zu knacken, als welche Nahrung nun einmal wie die Menschen so die Zeitschriften „stark" mache. Was soll ich tun? Die Hefte sind angeschwollen, als wär unser Blatt eine Monatszeitschrift, und in diesem Vierteljahr ist ein neuer Breitenrekord erreicht. Das muß anders werden, damit der Leser sie wieder bewältigen kann. Nein, man lache mich ob dieser Zusage *nicht* aus! Es *kann* anders werden, wenn wir uns in all den neuen guten Sachen, welche die „angegliederten Gebiete" produzieren, erst besser auskennen. Jedenfalls beteure ich's bei meinem Bart: über wenige Dinge zerbrechen wir auf der Redaktion uns so die Köpfe, wie über Kunstwart-Abmagerungs-Kuren ohne Muskelverlust.

Meine verehrten Leser: vielleicht sollt ich Ihnen von was anderm plaudern, als von solchen häuslichen Sorgen. Es scheint auch unklug, daß ich's tue, denn möglicherweise empfinden viele von Ihnen den großen Umfang des Blattes gar nicht mit Bedauern, sondern freuen sich seiner „Fülle". Die Sache ist nur die: wenn ich Ihnen vormache, ich täte es auch, so würde ich damit gerade das schwächen, was jeder gescheite Zeitschriftenherausgeber stärken soll: die Opposition der Leserschaft gegen das Abweichen von den Wegen, die vorwärts führen. Denn am besten daran ist wirklich der Redakteur, dessen Leser so eifersüchtig über die Güte des Blattes wachen, wie er selber. Er braucht ihnen deshalb *nicht* immer zu „folgen", der eigentliche Fachmann ist ja doch *er* und verantwortlich ist auch nur er. Aber je ernsthafter seine Leser seine Arbeit nehmen, je weniger als Amüsiererei, je mehr als innere Förderung einer ihnen und ihm gemeinsamen Sache — je mehr arbeiten sie helfend an seiner Arbeit mit. So liegt es in eines Schriftleiters eigenstem Vorteil, daß er auf Fehler selbst aufmerksam mache, wo man sie etwa nicht sieht.

Wenn diesmal die Kerzen am Baume scheinen, so werden sie von

Digitized by Google

den beiden Augen nicht mehr gesehn, in denen sich alles Weihnachtliche unsres Volkes so hold gespiegelt hat, wie in keinem andern Augenpaar heller. Unser lieber, lieber Raabe ist tot. Daß auch dieses Weihnachtsheft als Ganzes genommen in ernstere Haltung gekommen ist, als seine Vorgänger, ist eine unwillkürliche Folge davon. Jetzt aber aus der Wehmut zum Leben! „Die Liebe ist blind“ — was ist das für ein dummer Spruch — die echte Liebe hat Blicke im Kopf, die außer den Sonnenstrahlen noch die sämtlichen Sorten von X- und Y-Strahlen ohne Apparate sehn. Er, dem die Liebe das ganze Herz füllte, wie wacker konnte unser Raabe schelten! Wie schalt er darüber, daß sein deutsches Volk so selten schalt, nicht blind, versteht sich, aber wo es zu schelten galt! Bitte für uns um Schutz vor Blindheit, du freundlicher Geist, der als Geist *nicht* von uns geschieden sein soll — dann werden wir zugleich unserm Volke dienen und als Menschen zu deinem Humore kommen! A

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Hugo Heller in Wien I

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ADOLF HENGELER

Digitized by Google

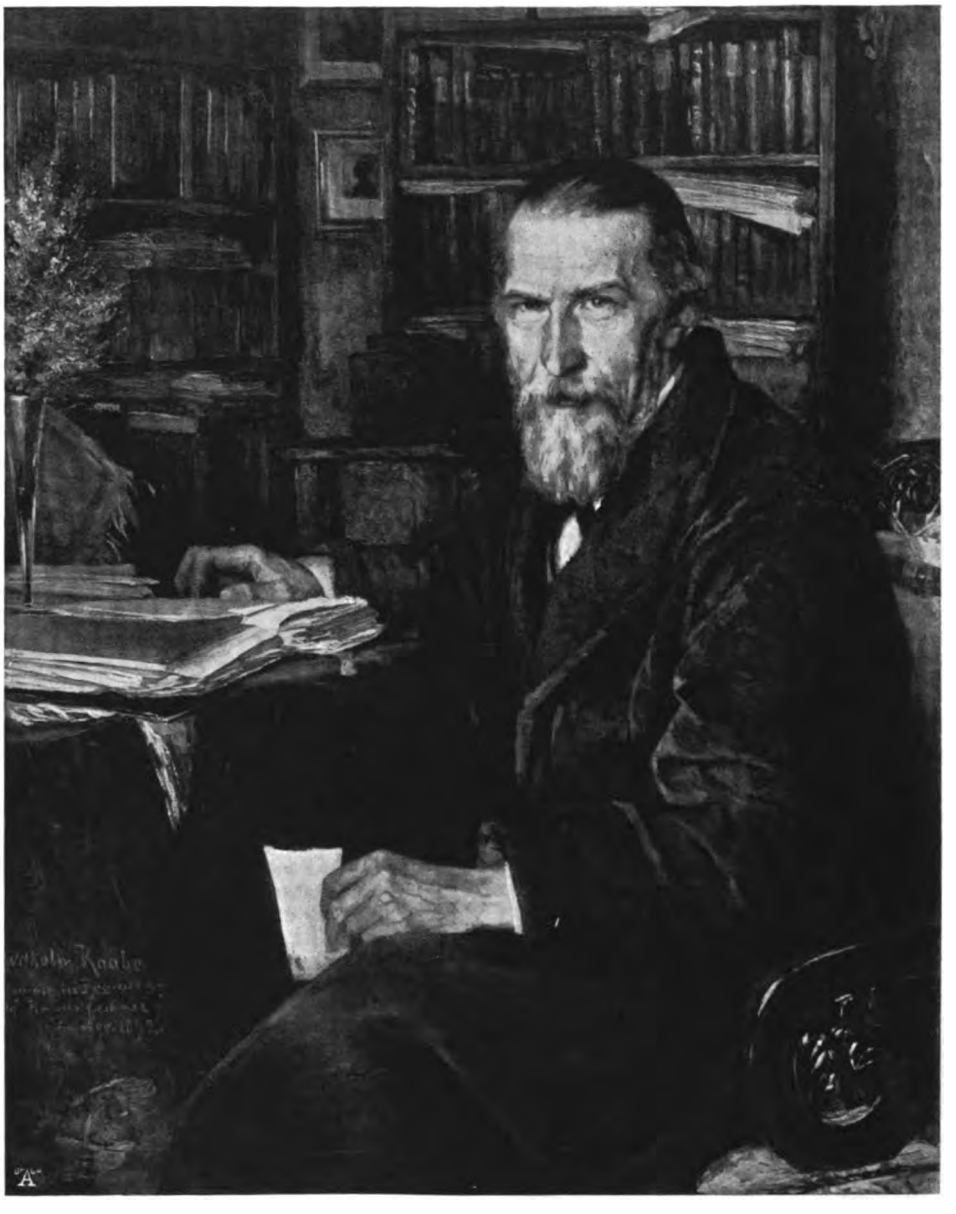
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

WILHELM STEINHAUSEN
AUS DEN ILLUSTRATIONEN ZU AVENARIUS' KINDER VON WOHLDORF

Digitized by Google

Digitized by Google

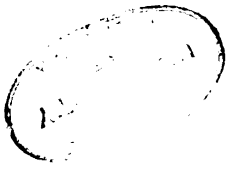


AUS DEM KUNSTWART

HANS FECHNER JUN.

Wilh. Raabe

Digitized by Google



Digitized by Google

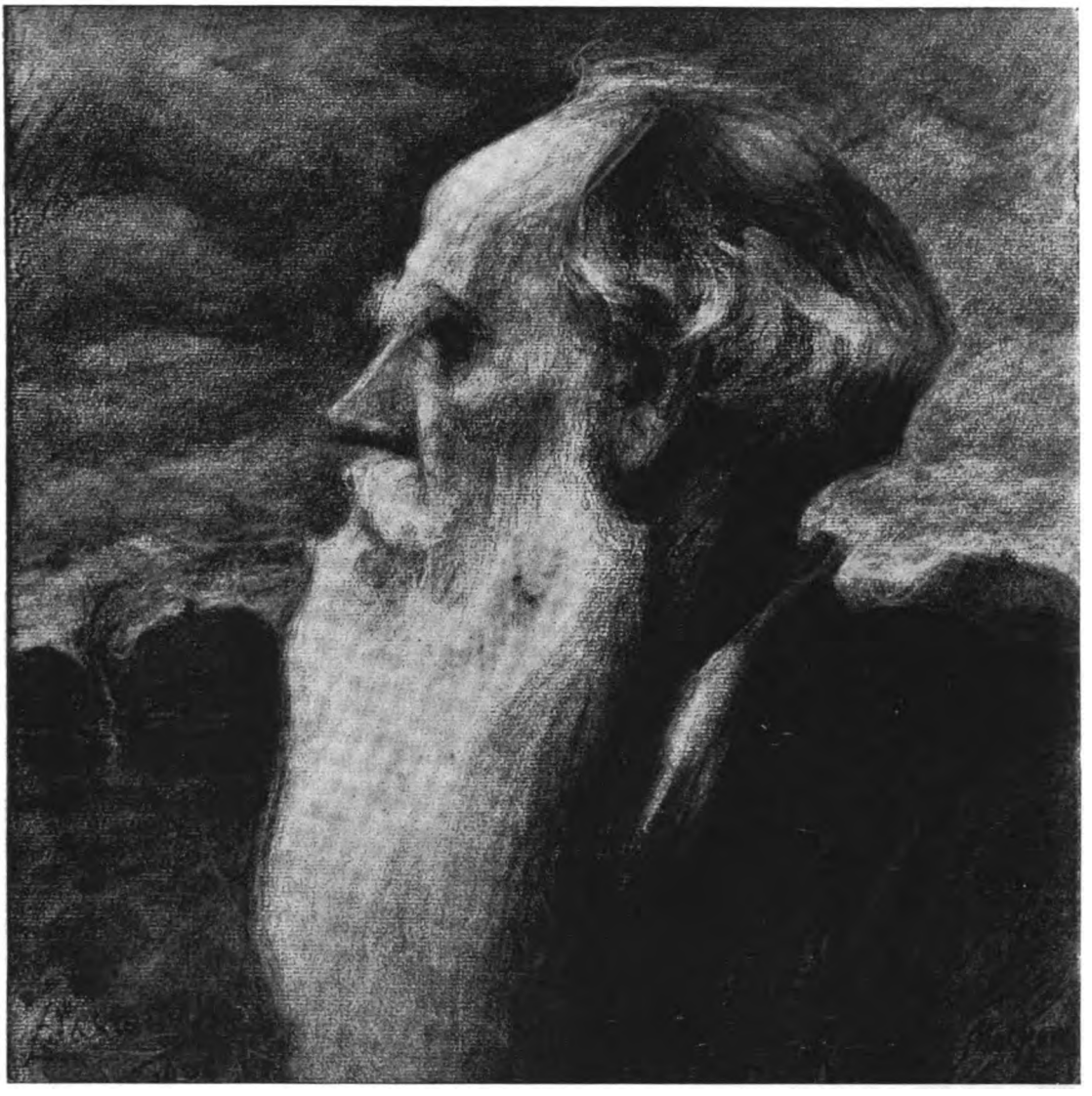
AUS DEM KUNSTWART

DAS LETZTE BILD NACH WILHELM RAABE

Zeichnung von Ernst Müller-Braunschweig aus dem Abreiss-Kalender „Kunst und Leben" für 1911 (Berlin, Fritz Heyder)

Digitized by Google

Digitized by Google



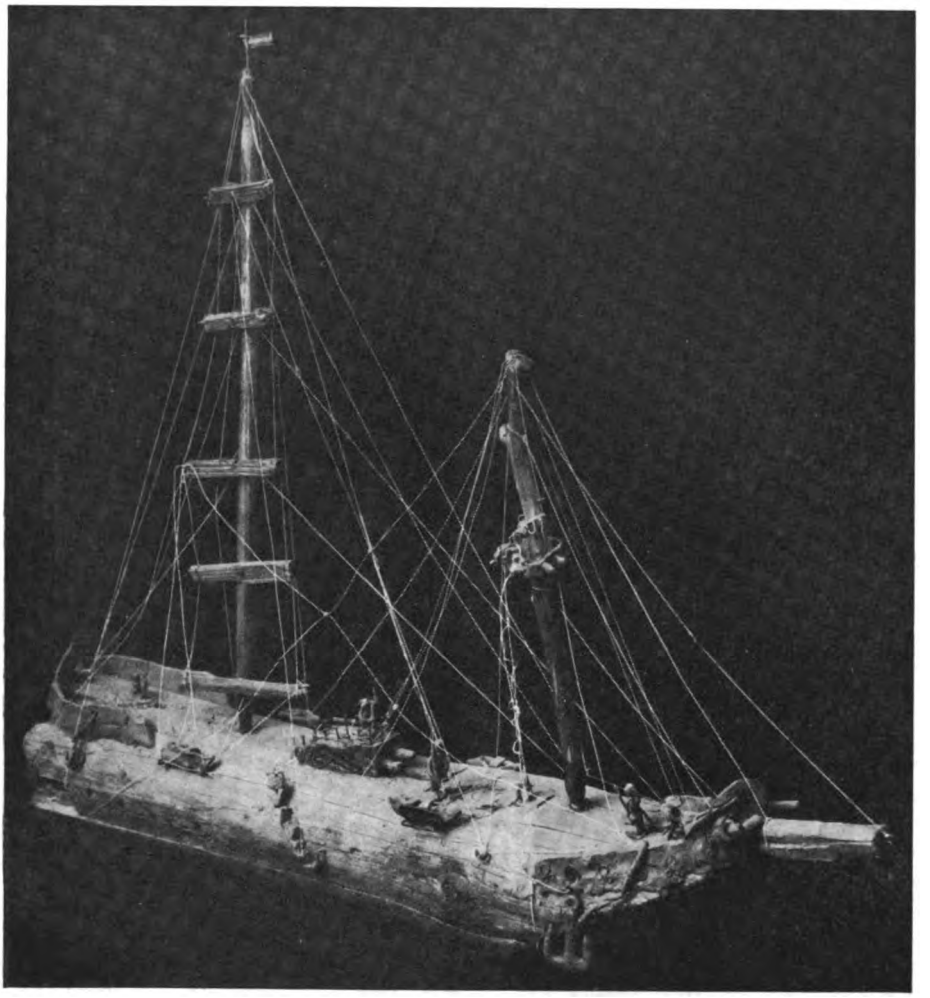
AUS DEM KUNSTWART

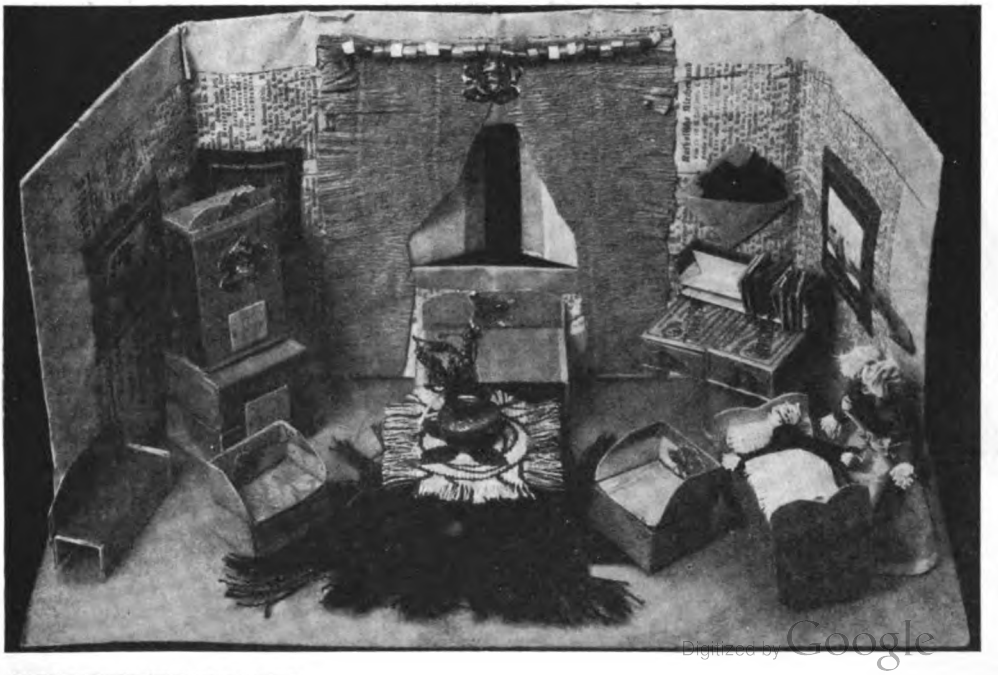
L. O. PASTERNAK
BILDNIS LEO TOLSTOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

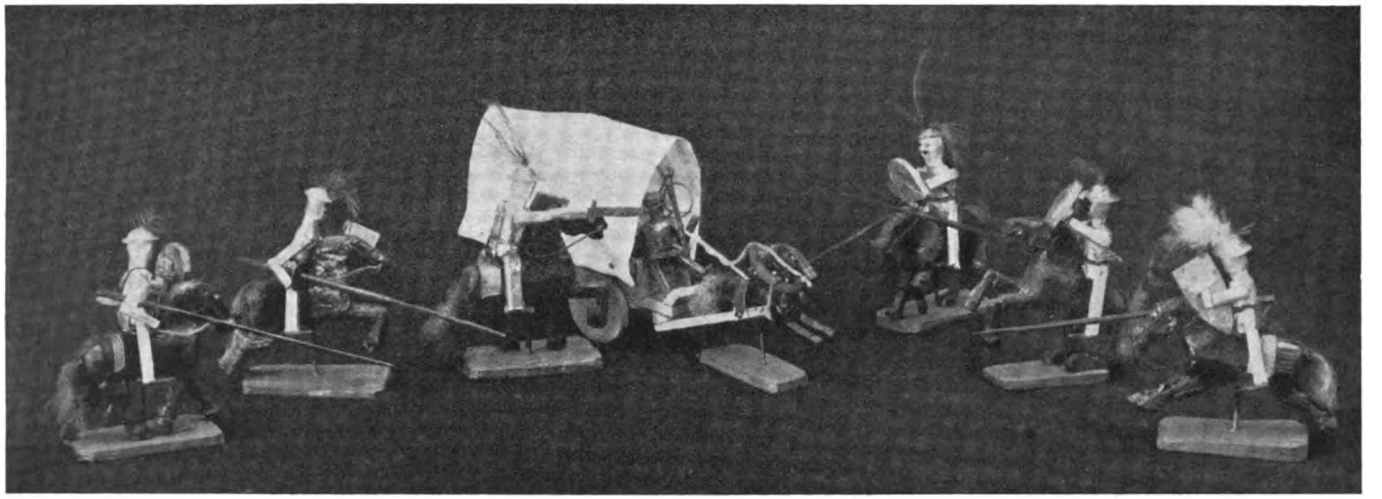
ZU DEM AUFSATZE: SPIELZEUG AUS EIGNER HAND





Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: SPIELZEUG AUS EIGNER HAND



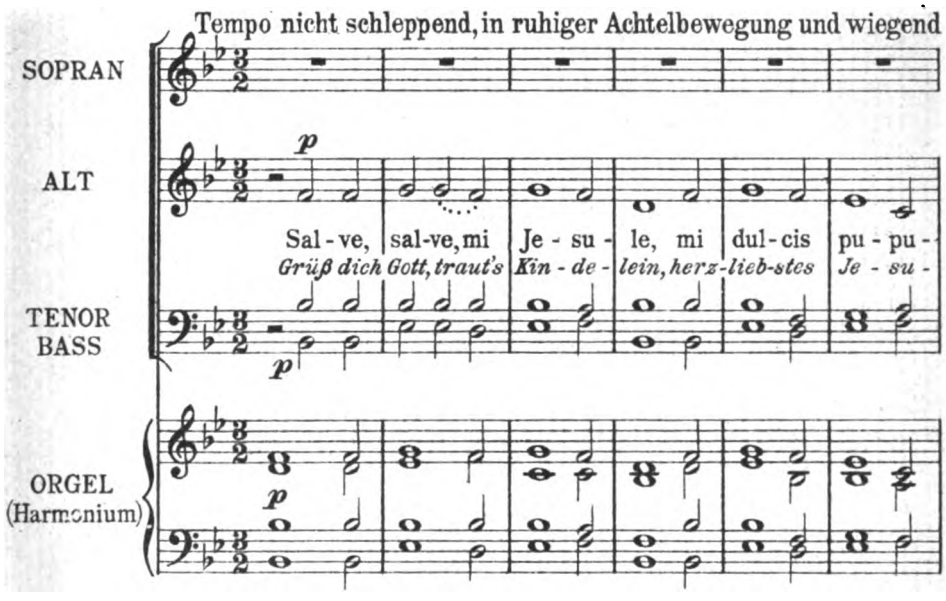
Digitized by Google

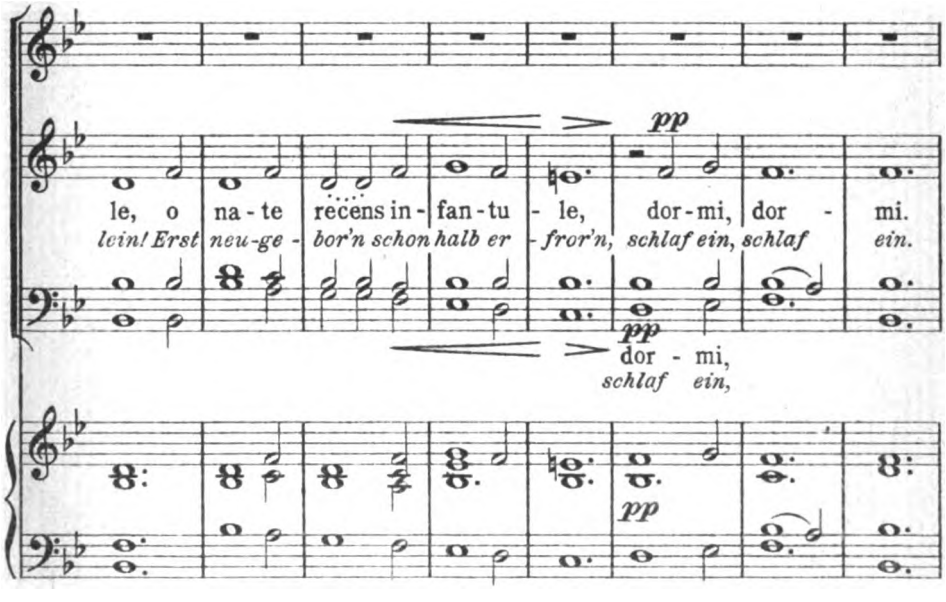
BEILAGE ZUM KUNSTWART

DAS WEINENDE KIND (Puer flet)

Krippengesang aus dem 17. Jahrhundert

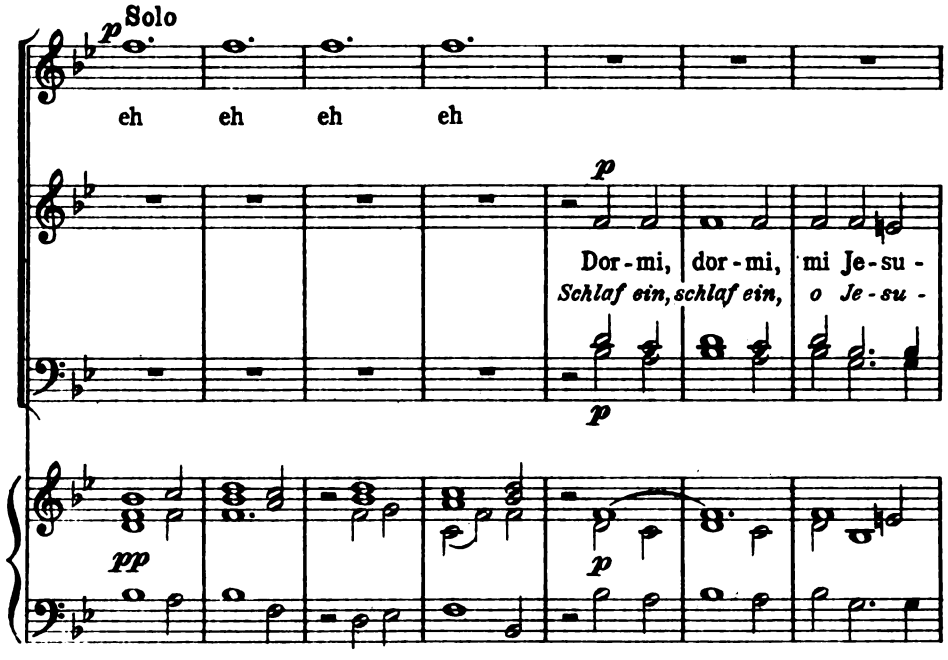
Gesetzt von
F. WIEDERMANN

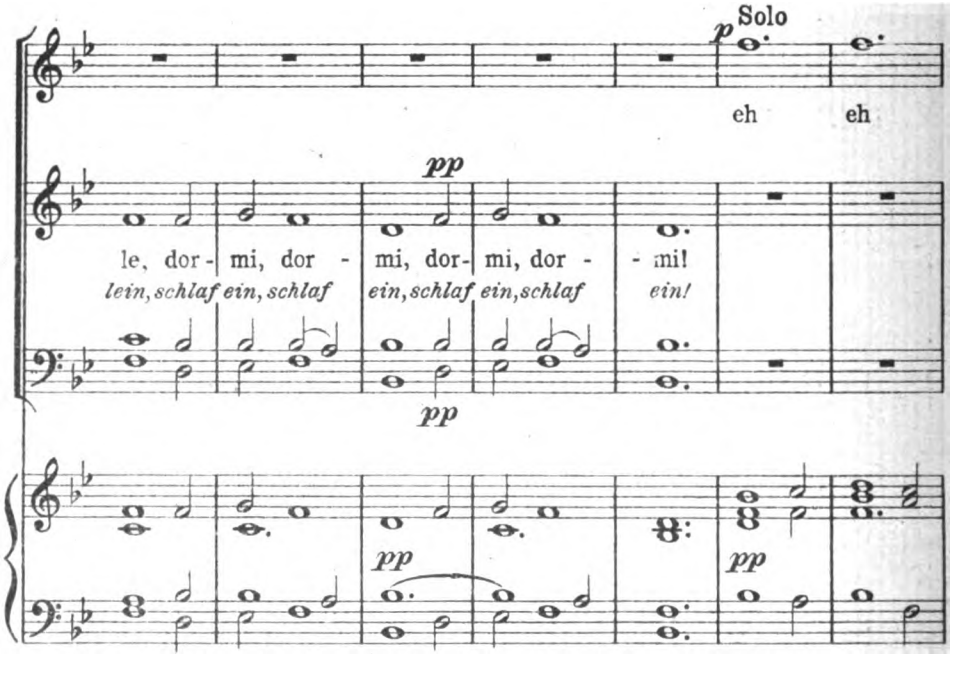




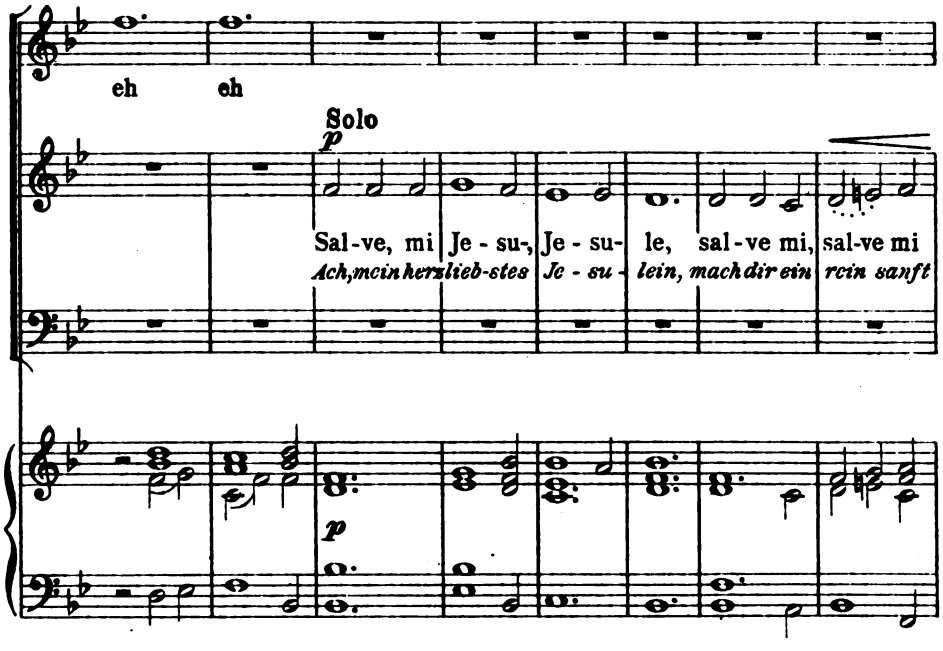
Verlag von GEORG D.W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten

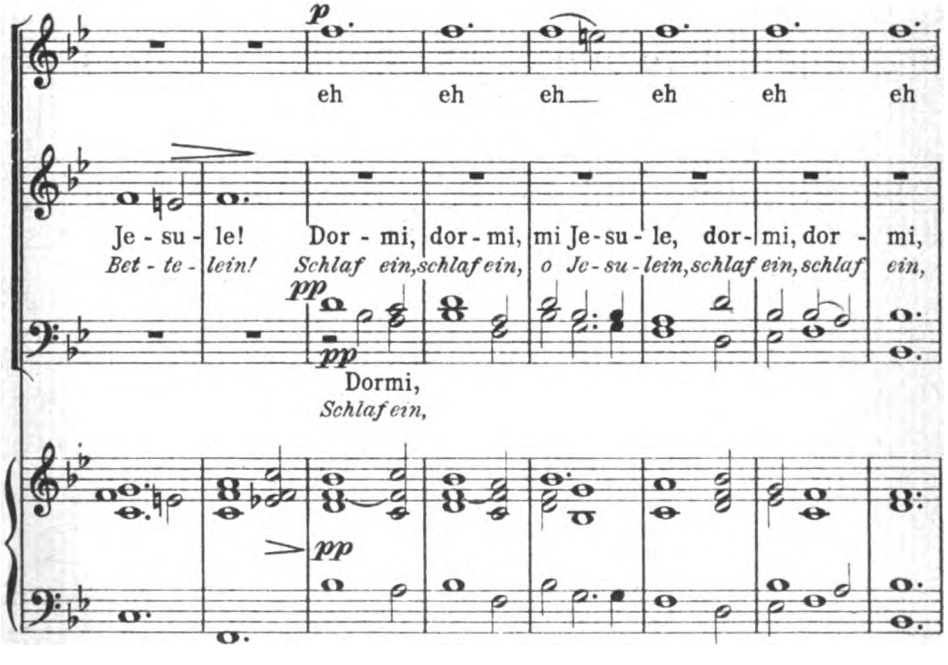
Digitized by Google



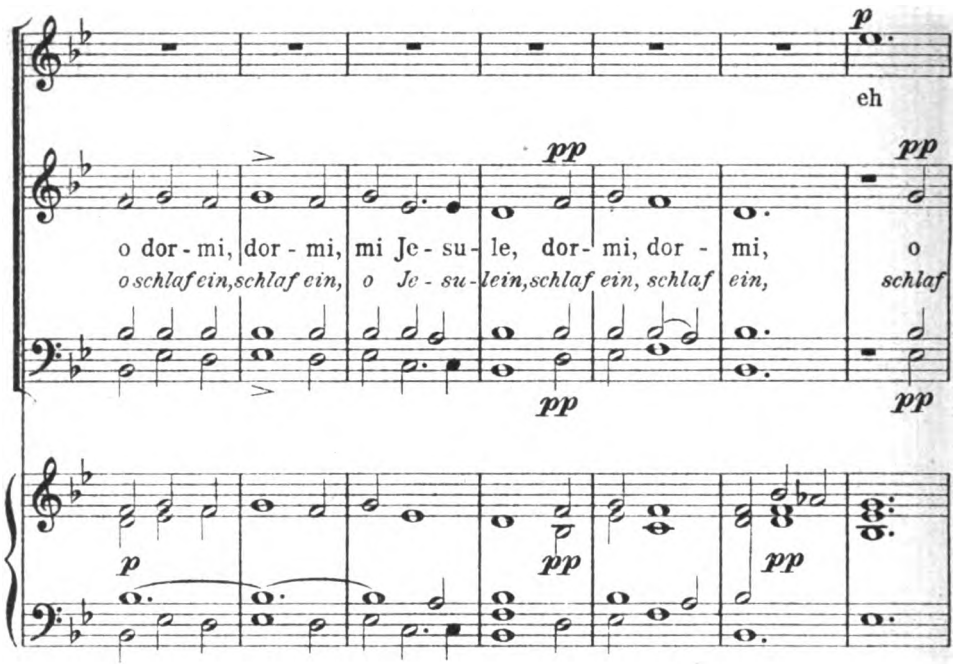


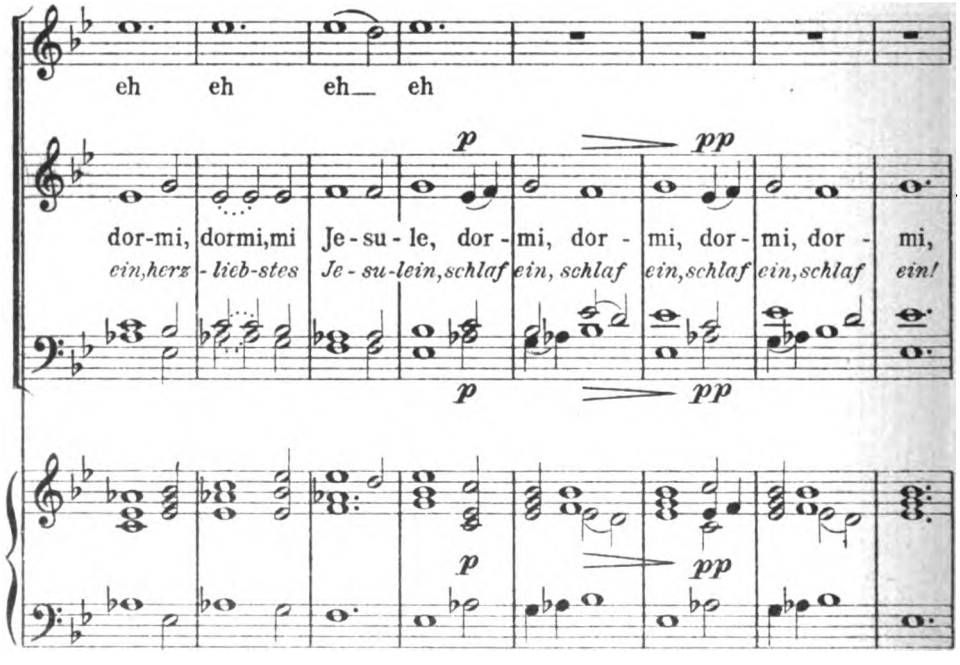
Digitized by Google



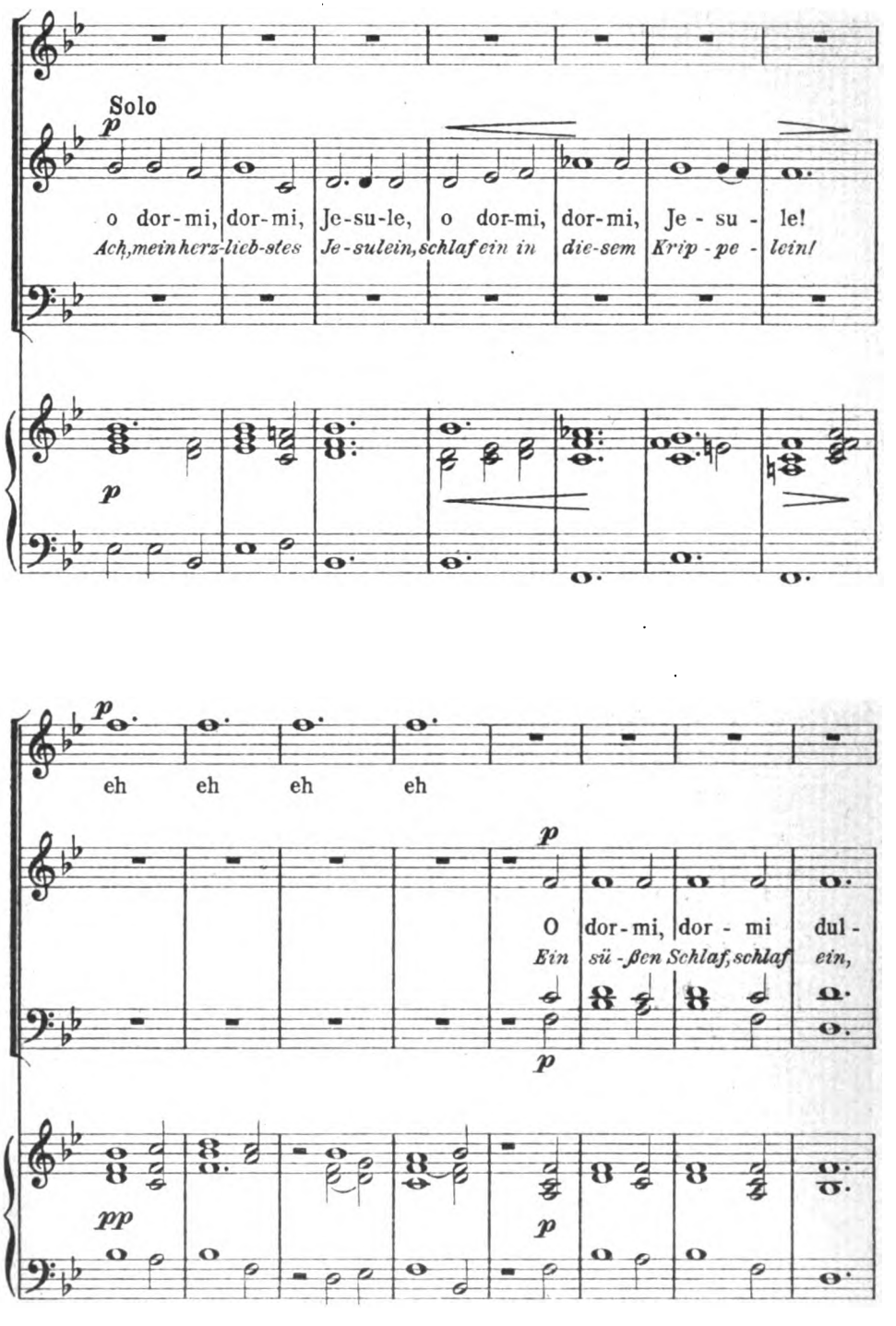


Digitized by Google

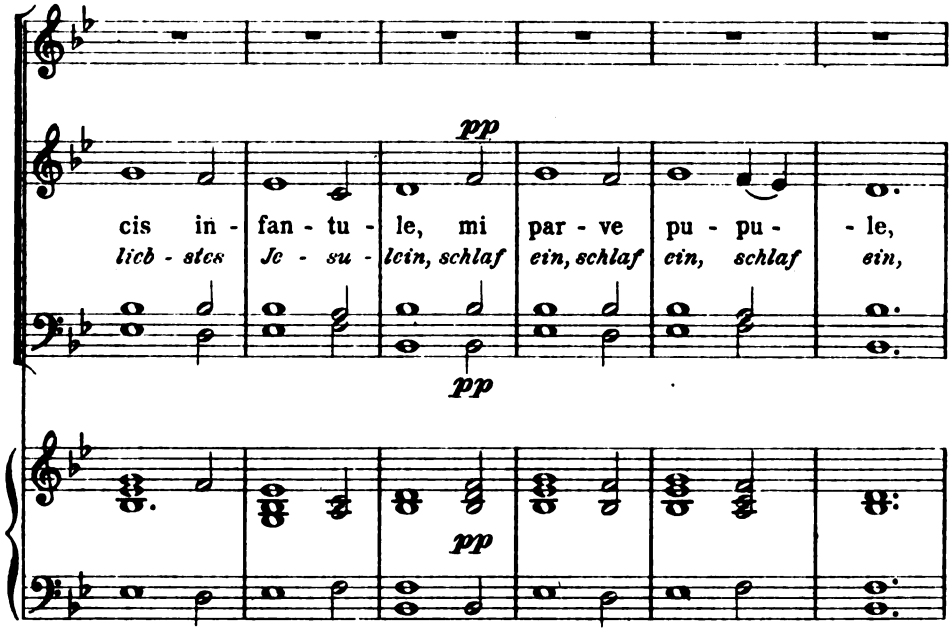


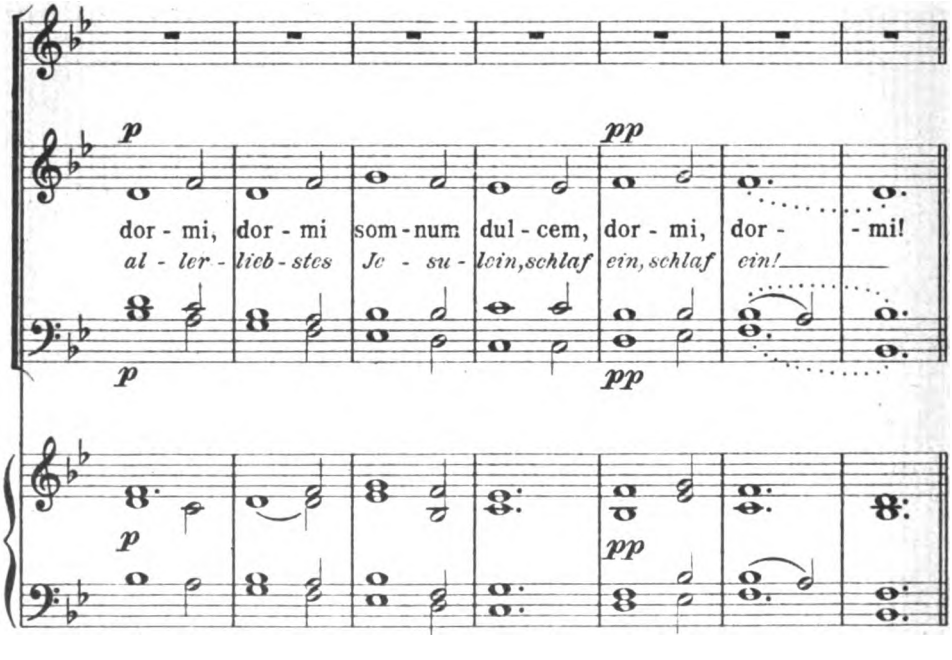


Digitized by Google

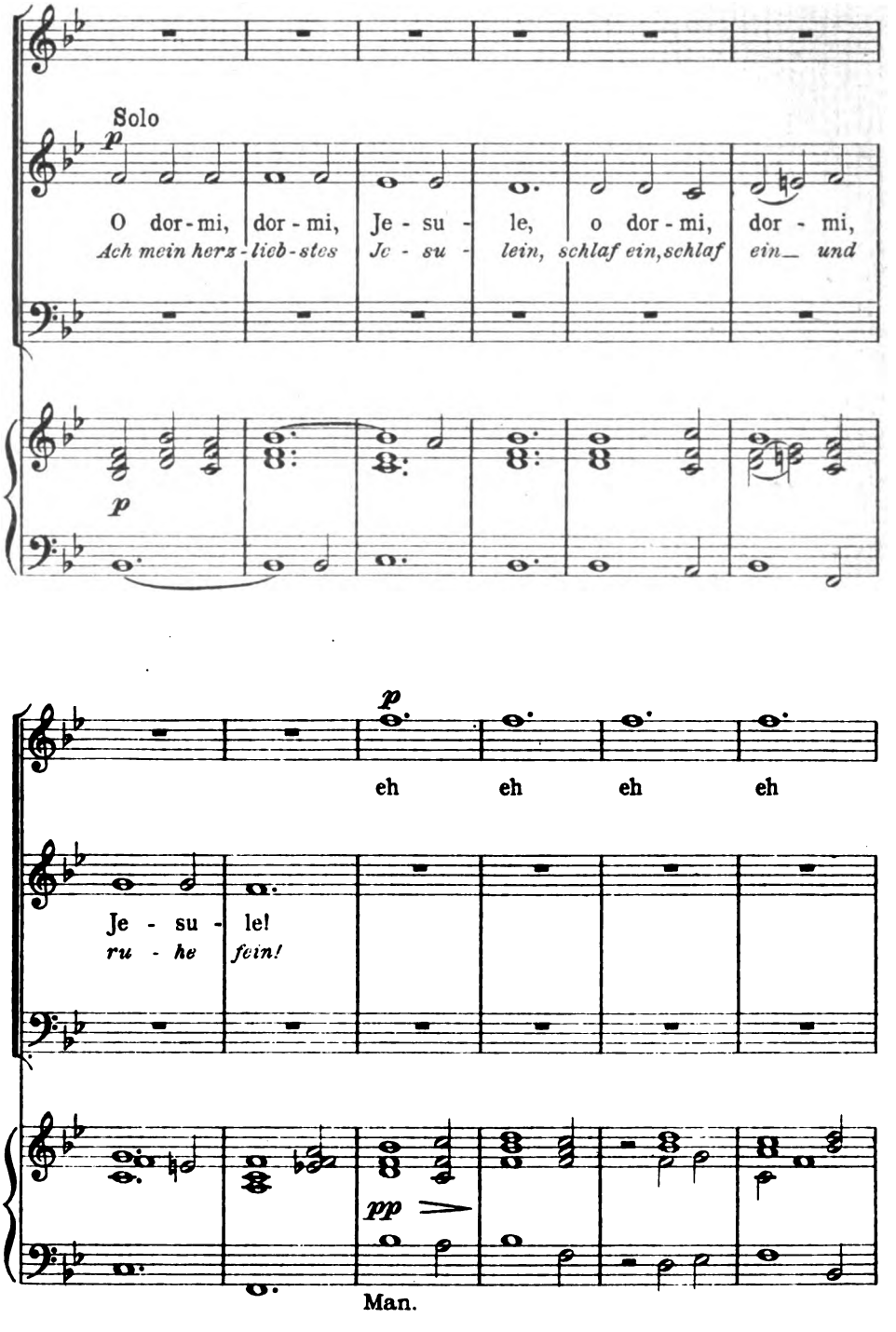


Digitized by Google

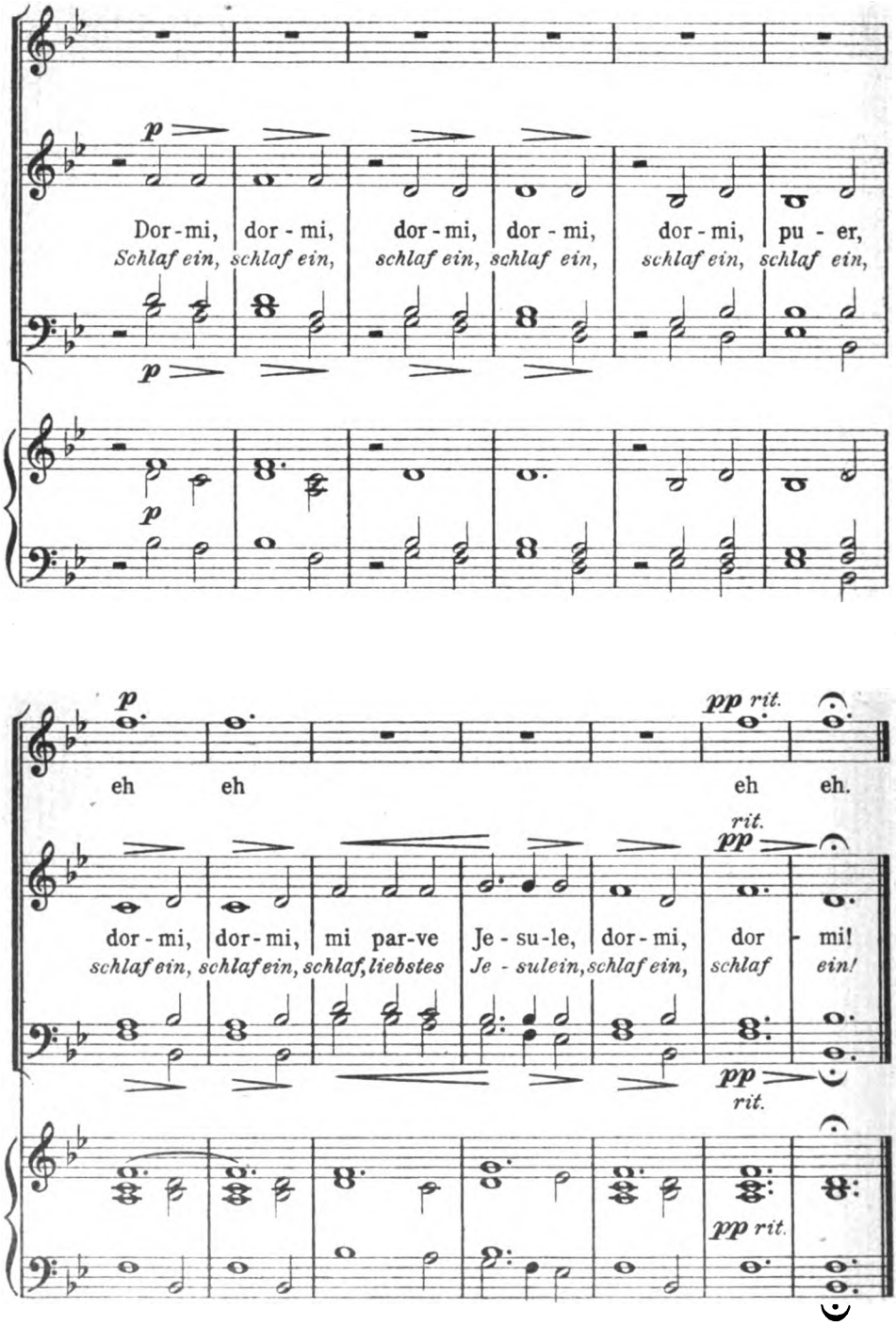




Digitized by Google



Digitized by Google



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Digitized by Google